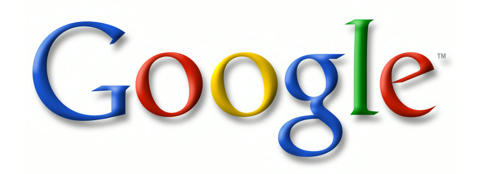
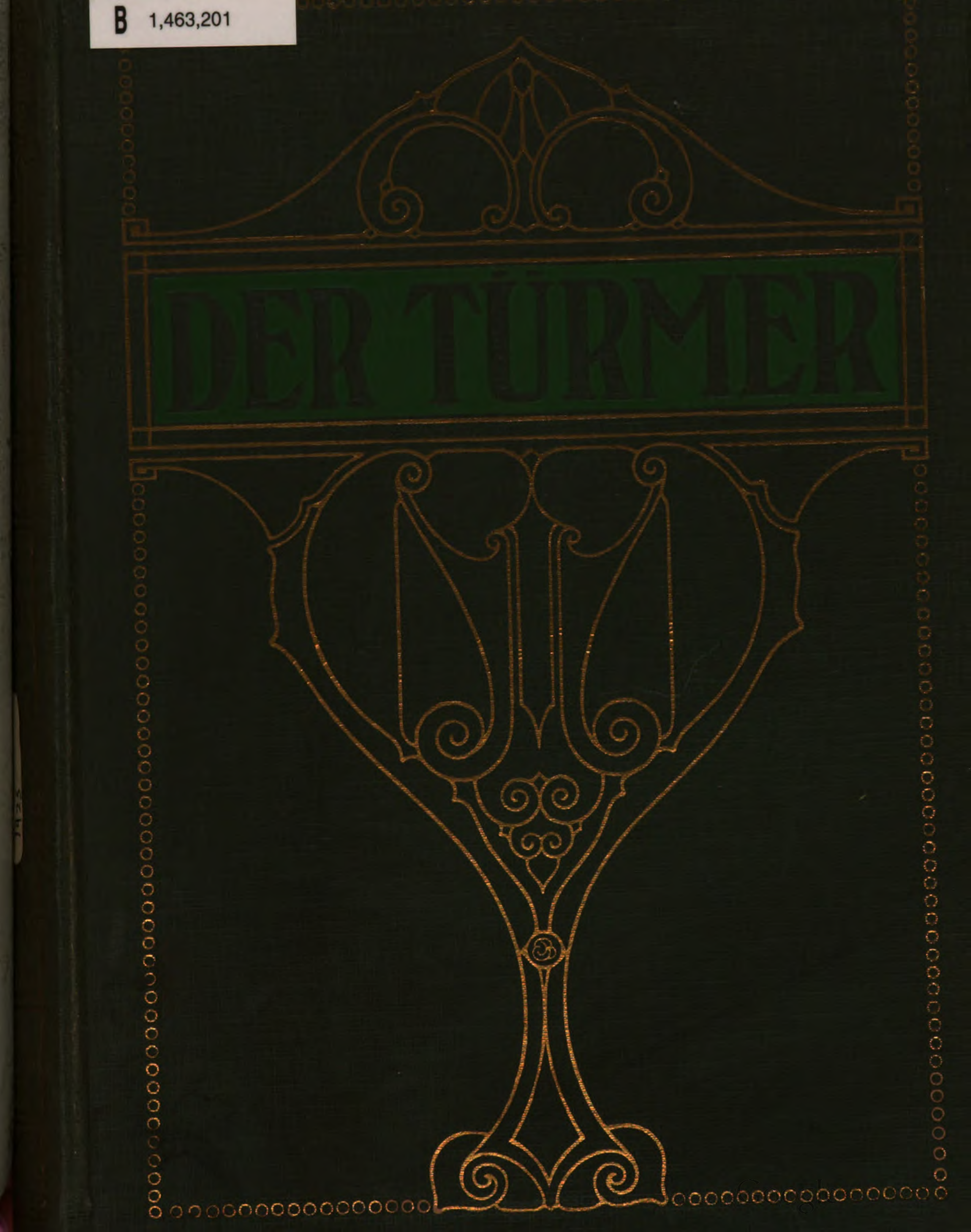



DER TÜRMER

Der Türmer

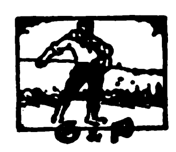
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Siebenundzwanzigster Jahrgang

(April bis September 1925)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte und Dramatisches

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.



Kruzifix

Hans Baldung Grien



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. April 1925 Heft 7

Vorläufig glaube ich noch,
daß Deutschland das Herz der Menschheit ist...

Deutschland ist nun einmal
das Herz Europas.

Lagarde

Du bist Europas Herz — ja, ja, zerrissen,
Wie nur ein Herz es sein kann!

Grabbe

Macht Europas Herz gesunden,
Und das Heil ist euch gefunden!

Geibel

Ein Prophet deutscher Religion: Paul de Lagarde

Von Dr. Otto Conrad

Paul de Lagarde nimmt unter den Theologen eine besondere Stellung ein. Er läßt sich nicht in eine der Theologenschulen einreihen, sondern er geht seine eigenen Wege. Man rechnet ihn gewöhnlich zu den Orientalisten. Doch davon wollte er nichts wissen; er wollte gerade Theologe sein.

Paul de Lagarde beansprucht heute unsere besondere Aufmerksamkeit. Wir sind Ludwig Schemann dankbar dafür, daß er uns die erste wissenschaftliche Biographie des Mannes geschenkt hat (Ludwig Schemann, Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild. Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein, 1919). In seinen „Deutschen Schriften" hat Lagarde eine Fülle von fruchtbaren Gedanken entwickelt, die für unser Geschlecht von Bedeutung sind. Mit Recht hat Karl Hillebrand von ihm gesagt: „Seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in allen deutschen Landen." Was er in wissenschaftlicher Beziehung geleistet hat, erregte schon zu seinen Lebzeiten das Erstaunen der gelehrten Welt. Er ist der Mann der gigantischen Pläne; er ist einer der seltenen Universalisten. Der Grundzug seines wissenschaftlichen Naturells ist die Verbindung genialster Intuition mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Eine seiner Hauptarbeiten war die Herstellung des Textes der Septuaginta. Das Ziel seiner ungeheuren Arbeit war, den richtigen Text der Bibel und das richtige Verständnis ihrer Sprache zu gewinnen. Zu diesem Zweck hat er eine ganze Reihe von Sprachen gelernt. Mit Recht sagte Wilamowitz-Moellendorff an seinem Sarge: „Hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat." Derselbe Redner hat auch Lagarde treffend charakterisiert, wenn er die Summe seines Lebens so zog: „Er war nicht nur Gelehrter, ja damit ist der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung."

Ja, **Paul de Lagarde ist eine Prophetennatur.** Er kommt dem Typus des Jeremia nahe, und zwar in den Lichtseiten wie in den Nachtseiten seines Wesens. Furchtbare Verbitterung, die sich bis zur Verfluchung der eigenen Person steigert, Haß gegen die Welt, ein nörgelnder Pessimismus auf der einen Seite; und dann wieder: eine wunderbare, tiefsinnige Zartheit des Fühlens, eine Begeisterung, die aus ewigen Quellen schöpft, eine innige Religiosität, die wie ein lebendiger Strom hervorquillt.

Man hat Lagarde als einen **Klassiker der Religion** bezeichnet (H. Mulert, Paul de Lagarde. Die Klassiker der Religion. 1913). Mit Recht! Lagardes Frömmigkeit ist zart, innig und doch wieder kraftvoll und stark. Das zeigen seine Gedichte, die Frau Lagarde herausgegeben hat. Kein Geringerer als Friedrich Rückert hatte die Gedichte des jungen Lagarde „als sinnreich und tief, nur gar zu sehr" beurteilt. Eins seiner schönsten Gedichte sei hier mitgeteilt:

An die Nacht

O heil'ge Nacht mit deinem dunklen Schweigen,
O senke dich auf meinen müden Geist,
Der gern dem lauten Jubel sich entreißt
Und gern der Erdenfreuden buntem Reigen,
Wenn er sich stille nur dem Herrn kann neigen
Und ihn stummselig wie die Blume preist,
Und ihn in engen Windungen umkreist,
Weil er doch nie den Gipfel kann ersteigen.
O heil'ge Nacht, wär' meine Seele stille,
So ruhig wie dein großes, dunkles Auge,
Ergeben das zu tun, was Gottes Wille.
Ach, daß doch kaum wie fernstes Wetterleuchten
Die Selbstsucht wach sei und im kühlen, feuchten
Nachttau der Geist der Wünsche Stillung sauge.

Lagardes Persönlichkeit wurzelt ganz und gar in der Religion. Sein ganzes Leben, ja beinahe jeder Gedanke ist bei ihm religiös verankert. Das ergibt sich auch von selbst; denn „wirkliche Religion", sagt er, „nimmt sich stets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur Sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends".

Von hier aus erklärt sich der scharfe Gegensatz Lagardes zu seinem Göttinger Amtsgenossen Albrecht Ritschl. Man hat diesen berühmten Theologen den letzten Kirchenvater genannt. Er hatte in seiner „Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" ein theologisches Lehrgebäude errichtet. Solche theologischen Konstruktionen verwirft Lagarde in leidenschaftlicher Weise. Religion ist für ihn Leben, und als solches eine Tatsache der Erfahrung. Religion ist ihm die wahre, ewige Realität: „Ich halte Religion im Grunde für nichts anderes als für Sinn, für Realität, natürlich die wahre, ewige Realität." Freilich läßt sie sich nicht vorzeigen, aber sie leuchtet, ohne daß der Fromme es weiß, sogar am Sommernachmittag leuchtet sie, geschweige denn in unsern dunklen Abenden des Welkens und der Herbststürme. Fichte, mit dem Lagarde vieles gemein hat, hat einmal in seinen „Reden an die deutsche Nation" gesagt, Religion bedeute die Ergebung in ein höheres, uns unbekanntes Gesetz, das demütige Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns entfachten Leben. Der sittliche Mensch arbeite auf sittliche Zwecke hin — der religiöse Mensch verliere auch dann den Mut nicht, wenn diese in der Nacht des Mißerfolges versinken. Das Christentum ist nach Fichtes Überzeugung der Glaube des Dennoch, das Trotzen auf das Gute und Edle. Dieselben Gedanken finden sich auch bei Lagarde, nur noch tiefer und inniger. Wie ein Hauch der Ewigkeit berührt uns seine Religiosität. Wie tief empfunden und erfahren ist dies Wort: „Ich habe es oft gefühlt, daß die Schmerzen des Menschen sein Adelsbrief sind; die Seelenschmerzen meine ich. Selig sind die Leidtragenden — das ist ein echtes Wort aus dem Munde Jesu: keine Kritik kann die Bergpredigt anzweifeln". Beten ist ihm „nichts anderes als ein Atemschöpfen in göttlicher Luft, ein Sichbewußtwerden, daß die Atmosphäre der Menschenseele der ewige, heilige Geist ist". Wer wahrhaft religiös ist, der horcht wie ein Schüler auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme dieses Gottes,

der in allem, im Kleinsten und im Größten redet, und dessen Sprache nicht auf die Paragraphen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen, aber von jedem gehört und verstanden werden kann, der sie nur hören will. In immer neuen wundervollen Wendungen zeichnet der Prophet Lagarde das Wesen der wahren Frömmigkeit. Dichterisch schön ist die Charakteristik: Religion sei Heimweh, die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen. Man denkt dabei an Augustins Wort: Fecisti nos ad te; et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te (Du hast uns zu dir hingeschaffen; unser Herz ist unruhig, bis es in dir ausruht).

Unsere moderne religionspsychologische Forschung würde Lagarde a limine verwerfen, wenigstens derjenigen, die das Wesen der Religion empirisch erfassen wollen. Religion ist nie ein Werk menschlicher Gedanken, menschlicher Sehnsucht, menschlicher Tätigkeit. Sondern weil sie bindet, erzieht, leitet, tröstet, ist sie ihrem Begriffe nach göttlichen Ursprungs. Religion ist nicht Menschenwerk — hier stimmt Lagarde im tiefsten Grunde mit Luther überein —, sondern Gottes Werk. Deshalb wird Religion nicht etwa erweckt, sondern sie erwacht. Gott ist der Handelnde in Natur und Geschichte. Den Plan des handelnden Gottes erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein. Frömmigkeit und sittliches Handeln hängen hier aufs engste zusammen. Der Fromme will, daß das, was Gott mit ihm vorhat, in ihm zur Entwicklung gelange, und richtet sein Leben danach ein. Lagarde betont hier den Gedanken der Wiedergeburt. Das sei das große Wort des Christentums. Nicht der natürliche Mensch, sondern der aus dem Geiste geborene Mensch gilt vor Gott. In dem Wiedergeborenen ist Gott und deshalb ewiges Leben und Freude und Freiheit. Er ist der lebendige Beweis des Daseins der Ewigkeit, des Wirkens der Mächte der Ewigkeit.

Lagarde ist eine ganz und gar eigenartige Erscheinung unter den Klassikern der Religion. Dem Protestantismus stand er durchaus kritisch gegenüber. Die Reformation war ihm zuwider; gegen Luther hatte er eine persönliche Abneigung. Ebensowenig will er vom Katholizismus mit seinem politischen Machtstreben und der jesuitischen Unfreiheit etwas wissen. „Der Materialismus“, sagt er einmal, „ist das notwendige Korrelat des Jesuitismus: das Wasser in diesen kommunizierenden Röhren steht stets gleich hoch.“ Lagarde empfindet eine tief romantische Sehnsucht nach der einen Kirche, der Mutter der Gläubigen. Er flucht den Männern, „die, Gott weiß warum, die Kirche erschlugen, die mit Mutterarmen die Menschenwelt umfing und einig machte“. Er beklagt es aufs schmerzlichste, daß die Brüder eines Volkes nicht zusammen beten, sondern sich fremd sind für und für.

Kühn und frei sind Lagardes Ansichten über Wissenschaft und Theologie. „Jeder, der die Wissenschaft kennt, weiß, daß sie ihren Zweck lediglich in sich hat, darum ihre Methode sich selbst sucht und von keiner Macht im Himmel und auf Erden Vorschriften, Gesetze, Zielpunkte annimmt. Sie will wissen, nichts als wissen, und zwar nur um zu wissen.“ Der Forscher kann und darf sich nicht binden; deshalb haben Theologen, die irgendwie in betreff der Resultate und der Methode ihrer Arbeiten Verpflichtungen eingegangen sind, kein Recht, sich als Diener der Wissenschaft anzusehen. Es gibt nicht eine lutherische, reformierte oder katholische Theologie, sondern



nur die Theologie: „Theologie ist das Wissen um die Religion überhaupt, nicht, wie die meisten sich einbilden, ein Wissen um den Protestantismus oder den Katholizismus.“ Gewiß gehört solche Theologie auf die Universitäten; denn Religion ist eine Realität, und alles Reale fällt in den Bereich der Wissenschaft.

Mit den religiösen stehen Lagardes sittliche Gedanken in engster Verbindung. „Zu Gott gelangt man nicht durch die Furcht, nicht durch das Gefühl der Abhängigkeit, nicht durch den Verstand, nicht durch Fürwahrhalten oder Glauben, sondern nur durch das Bestreben, besser zu werden, weil nur dieses auf das Gute hinaus will, das mit Gott eines und dasselbe ist.“ Hier ist die Klammer zwischen Religion und Sittlichkeit bei Lagarde. Das kraftwirkende Zentrum, das Herz seiner Lebensanschauung ist die Idee der Individualität, die er mit der ganzen Kraft seiner großen und starken Seele vertreten hat. Das Evangelium, sagt er, kennt auf Erden nur ein Göttliches: die Menschenseele. Deshalb ist „jeder Mensch einzig in seiner Art; denn er ist das Resultat eines nie wieder vorkommenden Prozesses einziger Art: darum ist jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines Geschlechtes und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen nur eine Bildung, die speziell auf ihn berechnet ist und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann“. Wie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“, so dringt Lagarde auf Charakterbildung. Mehr als je gilt für unsere Zeit sein Wort: „Nur ganz individuelles, ganz persönliches Leben kann uns aus dem Schlamm erretten, in welchen wir durch die Überbürdung der Geschichte mit Kulturballast und Zivilisationsquark, durch die Schablonisierung der Empfindungen und Urteile, durch den Despotismus der vielen großen und kleinen Urteile immer von Tag zu Tage immer tiefer sinken.“

Von hier aus ergeben sich die erzieherischen Folgerungen von selbst, die hier nur angedeutet werden können. Die sittliche Höherbildung des Volkes erscheint ihm als Grundbedingung allen Fortschritts. Wie Fichte klagt er: „Wir können in den Schulen Deutschlands nicht erziehen, weil die Eltern der vor uns sitzenden Kinder nicht erzogen sind, und weil darum jeder Versuch, diese Kinder zu erziehen, sie in Konflikt mit ihren Eltern und Angehörigen und dadurch mit uns Lehrern setzen würde; weil erziehen nichts ist, als den Menschen gewöhnen, sich an das übermächtige und kein Verhandeln, keinen Kompromiß duldende Gute willig und mit dem Bewußtsein zu fügen, daß dadurch das Beste der eigenen Natur nur gewinnen kann.“ Die Eltern wollen immer nur das Praktische, Nützliche, Zeitgemäße; die wahre Erziehung aber — hier trifft Lagarde den Brennpunkt wirklicher religiöser Pädagogik — muß auf die Ewigkeit gehen. Das wahrhaft Reale sind eben die Ideale. In einem wundervollen Aufsatz nimmt er die Jugend in Schutz gegen den Vorwurf der Alten, daß ihr der Idealismus fehle (Deutsche Schriften S. 373—384). Die Jugend ist von Natur ideal veranlagt. Das kann gar nicht anders sein. Denn „das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden; nur dadurch, daß er dies tut, unterscheidet er sich vom Tiere“. Freilich ist dieser Idealismus nicht nur Gabe, sondern Aufgabe! Lernt die Jugend Gehorsam, Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, so wird sie auch den Idealismus lernen müssen. Ist doch Idealismus schon da vorhanden, wo der Mensch aus innerem Bedürfnisse wider seinen eigenen



Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt! Lagarde unterscheidet sehr feinsinnig zwischen Idealismus und Idealität. Die Jugend hat immer Idealität; wenn es ihr an Idealismus mangelt so liegt das daran, daß ihr die Alten keine Ideale bieten. Der Idealismus gehört zu den Kräften, durch die die Menschheit lebt. Wir brauchen Ideale als Kraftnahrung der Seele. „Das Ideal, ich habe das", sagt Lagarde, „meinen Schülern seit einem Vierteljahrhundert immer aufs neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen. Wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann. Das Ideal ist kein Leckerbissen, sondern tägliches Brot. Daraus ergibt sich für mich die Folgerung, daß die Idealität aus den Dingen des alltäglichen Lebens erwachsen muß." Die Ideale ergeben sich — hier spricht wieder die Religiosität Lagardes — aus dem Gottesglauben. Gut ist, was Gott will, oder was Gott will, ist gut. Mit dem Ideal verbindet Lagarde den Begriff höchster Aktivität. Das Ideal ist nicht dazu da, schön gefunden zu werden, sondern dazu ist es da, die Welt zu überwinden, das heißt die Menschheit zu erlösen.

Nur wenn Ideale vorhanden sind, ist Erziehung überhaupt möglich. Die Erziehung, meint Lagarde, ist übrigens der einzige Weg, auf dem wir wieder zu einer deutschen Religion gelangen können. Das ist einer der Lieblingsgedanken des Mannes. Er hofft mit ganzer Seele auf eine nationale Religion. Wie einst Johannes, so möchte er ihr den Weg bereiten. Er sagt dazu: „Unsere Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nicht geschaffen, sondern stets offenbart —, wohl aber alles zu tun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen."

Mag man Lagarde in vielen Punkten widersprechen, seine Gedanken sind doch groß und fruchtbar. Schemann sagt mit Recht: „Seine herbe und derbe Art, seine robuste Mannhaftigkeit, seine prachtvolle Art, unbekümmert um irgendwelche Erdenmacht alle Dinge beim Namen zu nennen, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu leben, kann nur hoffnungslos gegensätzliche Naturen abstoßen, alle andern muß sie aufrütteln, beschämen, anfeuern, heranziehen" (Schemann S. 356). Wenn wir heute versuchen müssen, das durch Krieg und Kriegsfolgen niedergetretene religiöse Leben wieder aufzubauen, so kann uns Lagarde ein guter Führer sein!

Die Hyazinthe

Von Heloise von Beaulieu

Aus grünen Lanzen steigt der schlanke Schaft,
Trägt ungezählter blauer Glocken Flor;
Und jede Blüte senkt sich, schwer von Saft,
Doch steigt das Ganze unbeirrt empor.

Ob jede Blüte auch, gewandt zur Welt,
In Duft verströmt die Fülle reichen Seins:
Ein Schaft sie alle streng gebunden hält,
Und äußre Vielheit ist im Innern eins.

Wie sie sich neigend hebt und steigend senkt
Im schönen Rhythmus selbstbegrenzten Strebens,
Sich selbst vollendet, wenn sie andern schenkt,
Ist sie das Sinnbild des vollkommnen Lebens.

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

Vorwort. Aufgezeichnete Erinnerungen aus dem Krieg sagten mir beim Wiederlesen plötzlich, wie feig wir sind, daß wir das Gedenken jener Heimsuchung schon Jahr um Jahr ins Dunkle schieben. Meine Augen wurden groß an den manchmal scheinbar kleinen Dingen, welche da aufgehoben lagen, Ungeheures bergend an Schrecken und Herrlichkeit. Aus Ereignissen waren Gleichnisse geworden und aus dem Mosaik in Staub gelegter Bilder das offenbare Gesicht des Sinnbildes. Was ich las, dünkte mich, könnte schon lang her sein und wäre reif, den mutlos abgewendeten Augen zeichenhaft gezeigt zu werden.

Es gab für den Dichter aber nur einen Spiegel, das Widerspiel aufzunehmen, die Augen und die Seele eines rein gearteten, von jenem Wirrsal nicht verderbten Jünglings.

Das Buch hat keine Absicht als die geistige der Dichtung. Dennoch, oder darum wird es wohl dem deutschen Wesen klärend und heilsam dienen, und das hohe allgemein Menschliche mag aus dem besonderen Kreis steigen.

Am 8. November 1924. H. H. E.

* * *

Professor Schelling kam mit der Nachricht aus der Schule, endlich werde er doch noch eingezogen zu einem Ersatzbataillon nach Straßburg. Nachdem er sich in drei Jahren viermal umsonst gemeldet hatte.

Frau Berta erlitt von der Kunde wohl einen leicht schmerzlichen Schlag, allein sie ging dann doch auf den Vater zu, gab ihm die Hand und wünschte ihm Glück Die zwei jüngeren Kinder, Gottfried und Annemarie, hängten sich dabei um den Erzähler her, jedes Wort in ihre Augen herunterholend. Wolfgang, der Sechzehnjährige, sein Ebenbild, stand abseits und betrachtete, als ob er plötzlich an ihm etwas ganz Helles entdeckt hätte, den Mann.

Als der Vater einen Schritt zurücktrat und die vier geliebten Menschen vor sich sah, kamen seine Arme noch einmal auf sie zu und sein Mund sagte entzückt: „Jetzt da ich gehe, sind wir erst ganz Familie geworden!“

„Und ja,“ fuhr die Mutter fort, „schaut, wie wir zusammen im Licht des Fensters stehen, gerade in einer Sonnenbahn.“

Dann wurde unter frohen Reden zu Abend gegessen.

Annemarie und Gottfried waren ins Bett geschickt. Wolfgang blieb mit Vater und Mutter noch sitzen.

Über die Schweiz hatte der Professor am Tag einen Brief aus Frankreich erhalten, worin ein Freund, ein Bretone, schrieb, er sei jetzt Soldat geworden. Da müsse noch vorher dieser Gruß über die Grenze zu dem deutschen Freund, und die Erinnerung daran, wie der Fremdling, deutsche Studien betreibend, im Haus der Frau Berta Gast gewesen sei zu schönen Stunden edler Gespräche. Denn die unsichtbare Brücke der Seelen und Geister dürfe über den blutig zerrissenen Völkern nicht zerbrechen.

Der Brief lag an diesem Abend, da der Empfänger auch Soldat wurde, in Stuttgart auf dem Tisch unter der Lampe.

Der Vater sagte: „Vielleicht ist der Krieg, daß nachher die Brücke sichtbar wird."

Lange sprach niemand mehr etwas auf dieses Wort. Dann sagte die Mutter: „Wie war das wirklich schön, wenn du ihm Gedichte vorlasest, von Goethe, von Hölderlin, von Novalis!"

Der Vater wieder, wie von den Bildern des Gedenkens geweckt, frug dagegen: „Und weißt du noch, als ich einmal aufhörte, nahm er plötzlich deine Hand, küßte sie und sagte ritterlich: liebe deutsche Frau?"

Wolfgang dachte: Wenn die zwei Soldaten, Freunde des Geistes, draußen einmal zusammengerieten? Als Feinde? Aber er schwieg, denn er wußte, die Eltern dachten im gleichen Augenblick das gleiche. Sie erschraken stumm, wie an einem Riß in der Welt.

Die Mutter hatte sich geschmückt, mit ihrem blumigen Mullkleid und dem alten Granatschmuck, es war wie eine geheime Feier in der Stube. Wein wurde getrunken.

Dann sang Mutter. Niemand sang so schön wie sie, wenn der Vater am Klavier begleitete. Alles verstummte im Haus, keine Fliege flog mehr von der Wand.

Schließlich spielte der Vater Beethoven, die Eroica. Als das Spiel aus war, spürte man, es werde nicht mehr in der Stube verhallen und werde darin bleiben, wenn der Spieler auch fortgegangen sei.

Wolfgang erhielt von Vater und Mutter einen Kuß zur guten Nacht. Dann schloß sich die Türe des Schlafgemachs hinter den Eltern. Der allein Gelassene konnte nicht gleich weggehen. Er zeichnete mit dem Zeigfinger ein Kreuz auf das Holz der Türe.

In seiner Kammer stellte er sich noch vor den Spiegel: Ganz glich er dem Vater, die braunen Haare, die blauen Augen, die hohe Stirn, die Schläfensenke, die Adern dort unter der dünnwandigen Haut ... und dahinter das Blut. Wolfgang setzte die Hände von beiden Seiten her auf die Brust: „O alles soll ihm gleichen alles Leben lang!"

Ehe der Vater ging, nahm er den Sohn mit in seine Studierstube, ließ ihn zu sich an den Schreibtisch sitzen und sagte: „Wolfgang, ich weiß, du hast begriffen, was es gilt. Hilf der Mutter und den Geschwistern, bis ich wiederkomme, und erst recht, wenn ich nimmer komme!"

Dann zeigte er ihm eine Schublade, die als Zettelkasten, eine andere, die als Notizenfach eingerichtet war, und eine dritte voll beschriebener Bogen: „Bewahre mir diese Arbeit ... Gott füge es, daß sie einmal nicht unbeendet bleibt!"

Wolfgang gab dem Sprechenden die Hand, konnte aber nichts antworten. Jetzt war ihm auch des Vaters Lebensarbeit anvertraut.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

stand auf dem obersten Bogen. Der Philosoph der deutschen Romantik, Ahne eines Seitenzweigs am Stammbaum des Hauses, sollte durch das Werk wieder auferstehen.

Wolfgang spürte die Tage vor hundert Jahren, da Deutschland aus seinen Schalen hervorbrach, die großen Dichter leuchteten und die großen Weisen, und dann die feurigen Streiter in den Schlachten gegen Napoleon.

Der Vater sah beglückt, wie der Sohn unter dem Augenblick wuchs, und er sagte,



ihm noch in die voll aufgeschlagenen, befeuchteten Augen schauend: „Jetzt weißt du, was Erbe ist."

Ohne daß eine Zeremonie hätte daraus werden sollen, lag unwillkürlich beider rechte Hand auf der Handschrift in der Schublade.

Nur Frau Berta ging mit zur Bahn. Wolfgang blieb bei den Geschwistern daheim. Annemarie mußte er zu sich nehmen und streicheln, daß sie nicht weinte. Er bemerkte dabei, seine Hände gingen zum erstenmal über weiches Haar, dann am Gesicht über feine warme Haut; und er fühlte wie Fleisch und Blut eines atmenden Menschenkörpers sich an ihm barg.

Bisher war ihm das Mädchen ein kleines liebes Ding gewesen.

„Annemarie, ja ich will dein großer Bruder sein", dachten, den Schützling umflügelnd, alle guten Wünsche in ihm.

Als die Mutter zurückkam, erzählte sie, die Klasse sei beim Abschied gewesen und habe ihren Lehrer ins Abteil gehoben. Ernst Moritz Roschmann habe eine Ansprache gehalten mit dem Satz darin: Professor Schelling sei einer von den Menschen, die nur mit ihrem Leib fortgehen, deren Geist aber unter uns bleibe.

Frau Berta und die Geschwister wurden für Wolfgang ein teures Pfand. Er war bestellt, sie zu hüten und ihnen zu dienen.

Bisher war er mit all seinen Sinnen hinausgekehrt gewesen an die Fronten, von den Geschehnissen dort angezogen wie Metallstaub von einem ungeheuren Magnet. Was daheim sich begeben, was er selber getan, hatte sich nebenbei als etwas nur halb Wirkliches und Zufälliges abgespielt. Die Abenteuer seiner Phantasie und seiner Gesichte hatten sich fern im Ungemeinen ereignet.

Jetzt durch die väterliche Berufung fand sich die ausgeschweifte Seele plötzlich heimgezogen; wie wenn ein Schwarm Vögel aus dem Himmel auf eine Tenne einstürzt, so war alles zusammen in das Haus und die Stuben geholt, darin er das ernste Amt erworben hatte.

Auf einmal merkte er, wie er hierhergehörte, wie das seine Wände waren, seine Luft, seine Gerüche, seine Farben. Er rückte den Stuhl anders als vorher, er streichelte den Korbsessel der Mutter mit einem Blick, stellte einen Strauß auf ihren Tisch, überprüfend wie die Pracht im Raum leuchtete. Und wenn er jetzt „Mutter" sagte oder „Annemarie" oder „Gottfried", so ging das Wort nicht mehr in die Luft, sondern um das genannte Wesen her, gleich einer Liebkosung, einer Hilfeleistung.

Noch einen besonderen Tritt machten die Füße über die Schwelle zur Studierstube des Vaters; das war für die Daheimgebliebenen die gute Stube ihrer Herzen geworden und der Raum ihrer Ehrfurcht. Er aber stand darin als in einer Zelle, welche etwas von drohendem Schicksal Unangreifbares barg.

Oft ging Wolfgang an die Handschrift in der Schublade, manche Stunden senkte er sich staunend in die Blätter, wo Gott und Schöpfung sich wunderbar suchten und verwirrten. Es bangte ihm vor den Erkenntnissen, die da um die inwendigen Augen gewitterten: Darf der Mensch so weit in die Wolken gehen, so nahe an die heiligen Dinge kommen?

Und das Haus, wenn er es von außen betrachtete, war ein Gehäus geworden, das seine Lieben barg. Ihm anvertrautes Leben atmete darin. Wie Wächter stellten sich seine Gedanken davor, wie Freudebringer gingen sie hinein.

Als er zur Schule ging, sah ein Blick im Spiegel, daß die blaue Mütze nach alter Gewohnheit schief und keck auf dem Kopf saß. Wie von einem Fremden angeschaut rückte er sie gerade. In der Klasse bemerkte man die unauffällige Wandlung und in ein paar Tagen saßen bei der ganzen Klasse die Mützen gerade.

Nach der Stunde zog Wolfgang den Ernst Moritz Roschmann, den Sohn des Generals, in die Ecke: „Weißt du, ich muß dir auch noch danken für das, was du über meinen Vater gesagt hast an der Bahn. Das war schön!"

Der andere freute sich und meinte: „Ich hätte auch sagen können, daß wir ja dich noch haben."

Von diesem Tag an gingen die beiden Freunde jedesmal zusammen heim. Sie liebten einander und schenkten sich den Hyperion Hölderlins.

Vom Vater war aus der Kaserne ein Brief gekommen:

„Endlich bin ich Soldat ... Unter Kameraden von vielerlei Herkunft und Gerüchen, jeder dem andern unbekannt, fuhren wir ab. Berta, du hast zugeschaut und nicht geweint. Sei bedankt dafür!

Inzwischen ist schon die erste Nacht über die Kaserne gekommen, in der die Mannschaft schläft. Ich wache und wehre einer Rührung, die mich anfällt, bis die Augen feucht werden; ich spüre nachträglich erst ganz, daß ich liebe Menschen und vertraute Wände verlassen habe, davon weggeschnitten bin; unter den fremd atmenden Männern will mir einsam werden.

Es deuchte mir leichter, sich feldgrau einzukleiden, außen und innen. Sorge drückt mich, ich möchte ein Unzulänglicher sein. Vieles ist in mir, das der Dienst zerbrechen muß. Nie war ich so einsam wie hier, wo ich mich zu Millionen gefügt und eingekörpert sehe. Meine Seele muß nach Rettung suchen: De profundis ...

So liege ich, bis die Kasernenuhr Mitternacht schlägt, mit hellem Hammer. Da denkt plötzlich ein heller Gedanke in mir: Es wird wieder Morgen! Und der Mond, der gespenstig in der großen Stube durch die zwei Stockwerke der Lagerstellen und ihr schweres Schlafgitter gegriffen hat, wird auf einmal anders, wie ein Vorschein des Tages. Da muß sich mein Herz eine kleine Rede halten:

Beugen will ich mich und untertan sein, so tief ich getaucht werden kann. Ich will der Last danken, die mich drücken soll, den Schlamm grüßen, in den ich mich legen muß, und den Eiswind, der mir im Winter das Gesicht beizen wird.

Jedem um mich will ich helfen. Vielleicht werde ich an seiner Seite, vielleicht er an der meinen einmal sterben. Wie sollten wir nicht unser verstricktes Leben teilen?

Dies sagte sich mein Herz. Ihr aber daheim haltet mich lieb!"

Wolfgang bat die Mutter, den Brief ein paar Tage behalten zu dürfen, er trug ihn auf der Brust und lernte die Worte auswendig. War das nicht das gleiche, was die Heiligen in den Legenden um des Himmels willen dachten und taten?



„Ich will den Schlamm grüßen, in den ich mich legen muß ..." Eine Glorie wuchs um den Vater.

Am andern Tag kam noch ein kurzer Glückwunsch zu des Sohnes siebzehnten Geburtstag. Frau Berta hatte, aus gutem Mehl, einen Kuchen gebacken.

Dem Jüngling aber war, als sei er in einer Woche durch Jahre hindurchgegangen, als seien Vorhänge um ihn aufgezogen in verändertes, reicheres, ernsteres Land.

Menschen, welche in anderen Weltteilen gewesen waren, mußten so heimkommen. Täglich geschah Merkwürdiges. Die Augen gingen ihm auf. Was war das, eine Gasse in der Altstadt! Er hatte sie ganz deutlich unter den geschlossenen Lidern. Eine Türe, in der jemand ein und aus ging, ein Froher, ein Trauernder, öffnete sich und fiel zu wie die Pforte vom Glück und Verhängnis. Und die Läden, die Königsstraße, der Schloßplatz, der Bahnhof, der Tausende Menschen Lauf morgens, mittags, abends! Nachts auch die schlafende Stadt, in den hunderttausend Kammern atmende Schläfer. Wie schien das vielfach und doch zusammengefaltet, von einem großen unsichtbaren Netz des Geschickes überworfen!

Die Welt wandelte sich ihm vom Spiel hinüber zum Sinn. Als wäre er wiedergeboren in seiner Heimatstadt, kam er sich vor.

Und Blumen, Bäume, Tiere kamen ihm in den Weg, um etwas von sich zu offenbaren, vom Geheimen ihres Wachstums, ihrer Schönheit, ihres Sterbens. Seinen frommen Gefühlen begegnete überall etwas Ewiges in den wechselnden Bildern. Manchmal war es, als müsse er geradehin auf die Straße knien unter einem plötzlichen Lichtschein.

Jeder Gang war ein Unternehmen, wie zu einer Reise nahm ihn die Straßenbahn auf und machte ihn mit allen Gesichtern geschwisterhaft bekannt. Voll Liebe lief er dahin.

Nach einer solch hochbewegten Spazierstunde fand er daheim einen Brief von fremder, männlicher Hand. Der lautete:

Lieber junger Freund!

Laß nie den Glanz aus deinen Augen fallen ...

Einer, der dich manchmal sieht.

So geschah immer Merkwürdiges. Wolfgang las den Brief, wie wenn er von einem Boten des Himmels komme. Er zeigte ihn der Mutter, die sagte, vielleicht sei es auch so. Zur Lesung brachte dann Frau Berta an diesem Abend die Bibel und legte sinnvoll vor den Sohn die Geschichte des Tobias hin.

Seitdem suchte Wolfgang den Briefschreiber auf jedem Weg und fühlte sich überall geheimnisvoll begleitet.

Zu jener Zeit machte auch ein Knabe aus der Nachbarschaft von sich reden. Der Zwölfjährige wurde plötzlich an den Nieren schwer krank, der Doktor gab ihn preis. Den anderen Morgen werde der Tod da sein.

Indes, der kleine Patient erklärte in einer hellen Stunde zwischen den Fiebern hervor, er werde nicht sterben, bis der Vater aus dem Krieg heimkomme; und der Hoffnungslose stand wieder auf.

Es war seltsam, den für solche Frist dem Tod entgangenen blassen Buben auf der Gasse zu sehen und ihm etwa die Hand zu geben. Man stand vor ihm wie vor einem nur scheinbar körperlich gebliebenen Angehörigen einer anderen Welt. Übrigens sprach er nie mehr von dem Ereignis seiner Gesundung, noch von derem Grund.

Nach ein paar Wochen meldete sich ein Rückfall. Diesmal blieb kein Zweifel mehr über den Ausgang... und der Vater war gekommen, ungerufen in Urlaub. Die zwei zögernden Augen des Sohnes sahen ihn noch einmal und schlossen sich dann.

Wolfgang erfuhr durch das Geschehnis etwas von der Magie des verwandten Blutes; auch seines, spürte er, war so mit dem fernen Vater verbunden.

Am Pfingstsonntag in der Frühe machte Frau Berta mit ihren Kindern einen Ausflug auf die Solitude. Wolfgang fühlte den Spaziergang, wie man ihn etwa auf einem Bild gemalt sieht, so extra festlich, vom Licht und von der Luft mehr als sonst geliebt. Er ging nicht neben der Mutter, sondern wandelte neben ihr; und sprangen Gottfried und Annemarie einmal die Waldstraße hin voraus, so schienen sie nicht aus den Häusern der Stadt, sondern Kinder des Waldes selber zu sein, dort entstanden wie die Rehe, mit Gliedern nur zu diesem Windspiel geschaffen.

Oben in der Schloßwirtschaft gab es ein Frühstück im Freien, sogar eine Tasse Milch brachte die Kellnerin jedem. Vaters heutiger Brief wurde gelesen. Das Blatt lag in der Sonne.

Ernst Moritz Roschmann hatte recht, seit der Vater fort war, war dessen Wesen geheimnisvoll nahe. Wolfgang spürte: „O er wächst noch einmal in mir auf!"

Feindliche Flieger waren über die Stadt gekommen und hatten auf einem Kirchplatz sieben spielende Kinder getroffen. An einem hell belebten Tag, vom Rand einer weißen Wolke fiel das tödliche Geschoß aus dem Blauen herab. Die Sieben wurden im Gottesacker nebeneinander begraben. Die Schulen waren dabei. Ein evangelischer und ein katholischer Pfarrer sprachen. Der eine pries die kleinen Märtyrer selig und sie hätten sich dem Vaterland als Opferlämmer dargebracht.

Niemand konnte nach diesen Worten mehr traurig sein, so leicht gelüftet wurde davon der Vorgang.

Wenige Tage später ging Wolfgang an dem Kirchplatz vorüber und sah wieder Knaben dort. Gerade an der gleichen Kirchenstaffel, die noch von dem Angriff verletzt war. Er zählte genau auch wieder sieben; und wie damals trieb der Himmel lichtes Gewölk.

Waren es vielleicht die Getöteten? Oder ihre Brüder? Sollte Gleiches geschehen? Die Buben aber spritzten lachend zu einem Fangspiel auseinander. Wolfgang hatte wieder im Sinnbild die heitere, ewige Erneuerung des Lebens gesehen.

Der Vater hatte am Tag der Mobilmachung angefangen, zwei Zeitungen aufzuheben. In der Ecke im Schaft kam Blatt auf Blatt und entstanden auch zwei Beugen; Tag für Tag wurden die Geschehnisse des Krieges dort abgelegt zu einer ungeheuren Geschichte zusammenwachsend. Wochen, Monate, Jahre...

Als der Vater ging, machte der Sohn weiter. Wie wenn etwas dunkel Lebendiges vom Krieg in der Stube gegenwärtig wäre, spürte man das Dasein der Papierstöße.

Unter den Schelling-Büchern an der anderen Wand stak auch ein Jahrgang einer Zeitung aus der Zeit der Befreiungskriege. Der dreimal wöchentlich erscheinende „Kurier" hatte die gebildeten Stände eines deutschen Staates über die Zeitgeschichte unterrichtet.

Wolfgang sah rückwärts, in der Einbildung, damals eine hohe Welle der Begebenheiten und Taten über Europa gehen; aber jetzt las er die Dinge beruhigt, gedämpft, anekdotisch und gemütlich geworden, eine alte Chronik. Das war beinahe lustig. Die Nachricht von Waterloo kam zwölf Tage nach dem Ereignis gedruckt als hinkende Botschaft. Der Schall der Schlacht, die die Welt wendete, war gleichsam schon lang verhallt in der Mitteilung. Den damaligen Leser hatte gewiß mehr der Hofbericht gefesselt, der voranstand, oder ein Reisebericht aus Japan, der dahinter auf dem gleichen Papier sich seiner märchenhaften Wichtigkeit erfreute.

Wie weit und groß war die Welt gewesen, welche inzwischen unter den Schienen, den Dampferspuren, den Telegraphen- und Kabeldrähten einschrumpfte.

Jetzt lag Japan nimmer im Unermessenen und Raumbeschrittenen, sondern vor der Stubentüre, durch die Annemarie gerade das Abendblatt schob.

Er erschrak staunend: Noch donnerte in Kalifornien die Erde am Herd eines Bebens, das er schon in gedruckter Schilderung miterlebte; noch schwammen die Schiffbrüchigen, während für seine Kenntnis das U-Boot den Ozeanriesen schon auf den Grund geschickt hatte; noch rauchten die Felder in Ost und West vom Blut der Toten, indes die Glocken der Stadt sich schon eines Sieges erfreuten; und noch hatte der Feldherr den Schweiß nicht von der Stirn gewischt, dieweil schon Millionen Hände aus der Heimat ihm den Kranz reichten.

Manchmal konnte er nicht weiterlesen ob der Entdeckung, seine Hände hielten da die Welt und all ihr kaum Geschehenes zusammengedrängt und noch atmend.

Auf der Straße frug ein Mann am frühen Nachmittag einen anderen nach der Uhr. Der andere antwortete: „Ein Stunde bis zum Tagesbericht."

Die Zeitung war die Zeit der Menschen geworden. Der Stoß in der Ecke wurde unheimlich. Wie hoch sollte er ihn noch beugen. Und eines Tages stünde vielleicht auch der ... Name ... des ... Vaters ... darin?

Wolfgang mußte aus der Stube gehen.

Es drängte ihn, an einem Sonntag einmal hinauszufahren nach Marbach, in die kleine Stadt am Neckar und zu dem gleich einer Hütte niederen Haus, darin Schiller geboren worden ist. Die kleine Reise wurde eine Wallfahrt.

Als er in glücklicher Demut durch die alten engen Stuben zwischen den Erinnerungszeichen hinging, da dachte er plötzlich wieder an den Vater und an ein paar Schulfreunde, die schon draußen im Feld standen.

Wie weit ist es zu euch an die Tore Verduns, an die russischen Sümpfe, nach Mesopotamien? Rudolf, Jakob, Franz, ihr seid doch da, so nahe, daß ich euch die Hand drücken könnte ... Und von dem Lorbeer der ehrfürchtig traurigen Kränze

darf ich vielleicht ein Blatt nehmen und dir Wilhelm, dir Eugen, dir Johannes aufs Grab legen in Flandern, in Serbien, in die Nordsee ... Ihr paßtet her; wenn die Maske des toten Dichters die Augen aufschlüge und euch erblicken möchte, würden die leuchtenden, großen sagen: Meine Söhne!

Wolfgang kam sich vor wie der Gesandte aller fern kämpfenden Jünglinge.

Dann ging er durch die Gassen hinaus auf die Höhe zum Schillermuseum, in die hellen Räume, die das Werk des Propheten, sein Leben und seine Wirkung zeigten unter den Menschenvölkern. Er spürte gar nimmer, daß sein Körper dabei war, wie er an den Bildern und Glasschränken hinwandelte. Nur seine ergriffene Seele erinnerte ihn durch einen Atemzug manchmal daran.

Um den Einen waren dann die anderen Dichter und Weisen des Landes, auch der Schelling und der Hegel, zur Schau gesammelt, eine erlauchte Genossenschaft, aus einem deutschen Stamm über die Welt gewachsen.

Da las er plötzlich erschrocken, in alter Schrift auf altem grauen Blatt: „Ich hatt' einen Kameraden ..."

Was war das? Es lag still und stumm in dem Schrein. Ludwig Uhlands Hand schrieb es in den schmalen Zeilen vor Zeiten, vor über hundert Jahren nieder, zum erstenmal. Geschah da nicht ein Wunder? Wie kam das von dem Blatt weg, flog tönend aus, daß heut jeder deutsche Mund von ihm klingt und wieder klingt?

Wer gab solche Gnade, solche Macht dem Dichter? Daß er ein Feldherr der Geister wurde?

Wieder lasen die Augen: „Steh' ich in finstrer Mitternacht ..."

Und daneben: „Morgenrot, Morgenrot ..."

Ein heiliger Finger mußte die Nachbarschaft gefügt, das Kleeblatt gelegt, die drei schönsten Geschwister unserer Soldatenlieder so zusammengebracht haben. Wilhelm Hauff war der Dichter der beiden letzten. Mit gleichen Augen las Wolfgang Uhlands Klage um des Jünglings frühen Tod.

Dann in einer Ecke, schlug ihn eine Trompete an: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall ..."

Auch der Schneckenburger war ein Schwabe! Ein dünner schwarzer Faden lief einst von seiner Feder aufs Papier, jetzt brausten um den hergekommenen Beschauer der Rhein und alle Schlachten.

Aus einem Winkel Deutschlands kam das alles? Aus seiner Heimat.

Dann aber dachte er an Ernst Moritz. Warum war der nicht dabei? Konnte ihm Großes geschehen ohne den Freund?

Zu Haus las er noch in dem Erlebnis verstrickt davon, daß ein edler deutscher Dichter in Java festgehalten werde. Gedichte seines Heimwehs waren erschienen.

Wolfgang dachte an den Verbannten. Draußen sitzt er, und die Welt, in die er entlief, ist ihm zum Gefängnis geworden. Er sitzt hundert tausend Meilen weit auf der anderen Seite der Erdkugel mit einem Herzen im Leib, das krank und arm geworden ist in der überfließenden Pracht der Tropen. Wie oft greift er wohl nach diesem Herzen, warum kann es nicht aus seiner Brust fliegen?

Seine Hand schreibt Reime nieder, die so einfach sind wie die Worte des Kindes an die Mutter.

Zu Hause schmolz der Schnee vom Dach
Und munter sprudelt schon der Bach
Er ward mit Leib und Seele wach.

Leicht hüpft er wie das Nachbarskind
Und beide singen in den Wind.
— Ich weine mir die Augen blind.

Die Heimat, ach o Wanderstab,
Die Heimat ich verloren hab'.
— Die Fremde ist ein Grab.

Der Dichter war nur die Stimme der vielen, welche draußen verbannt saßen und nicht heim konnten.

Unsere Väter haben die Fremde das Elend geheißen.

Schwester Eugenie kam aus einem Feldlazarett zu Besuch, ein älteres Geschwisterkind von Mutters Verwandtschaft. Sie hatte am ersten Kriegstag an der französischen Grenze den Bräutigam verloren und war Diakonissin geworden.

Eine eigene Luft kam mit ihr in das Haus, von einem Mädchen, das sich auf geheimnisvolle Weise schon zur Frau gewandelt hatte.

Wolfgang durfte für sie schwärmen und viel mit auf die Wege gehen. Sie hieß ihn dann manchmal „Liebling" oder legte auch die Hand auf seinen Kopf, und hatte so gute braune Augen wie die Mutter.

Das schmächtige, feingliedrige Fräulein, dem die blauen Adern durch die Schläfen schienen, war von Blut und Wunden und Tod hergereist. Man wurde leicht und rein neben ihr, sie ging in leiser Verklärung, einen Schein um sich tragend.

Auf den Spaziergängen gab's von draußen zu erzählen, wie die Pflegerinnen die Verwundeten empfingen und ihnen dienten am Leib und an der Seele, wie die Männer ihre Pein trugen, wie sie starben, wie die Feste kamen, Weihnacht, Ostern, Pfingsten und Blumen und Briefe, wie manches verkrustete Herz sich der Trösterin aufschloß mit freundlichen und schweren Geheimnissen.

Dutzendemal hatte Schwester Eugenie letzte Grüße heimschreiben und zitternde Hände zur Unterschrift führen müssen, hatte sorgsam aufbewahrte Briefe der Frauen und Bräute sorgsam verpackt und nach Haus geschickt. Achthundert Soldatengräber waren in dem Gottesacker zu schmücken.

„Das aber, weißt du, ist das Ärgste, wenn einer aufwacht und zu genesen scheint, wenn er nach dem Leben greift, um dann doch sterben zu müssen . . ."

Wolfgang ging ganz nahe neben der Erzählerin her; sie hatte alle Menschenpein gesehen und war seines Blutes.

Ein Brief des Vaters erzählte von einem Tübinger Studenten, der habe bei Ausbruch des Krieges fünftausend Mark, sein Erbe, mit dem er sich hätte die Zukunft bauen sollen, einer Hilfskasse geschenkt. Nur einen kargen Zehrpfennig im Brustbeutel behaltend sei der freiwillig Verarmte als Freiwilliger ins Feld gezogen und jetzt als Leutnant gefallen.

Ein paar Monate lang wurde im Gymnasium Professor Schellings Lehramt von den anderen Ordinarien aushilfsweise verwaltet. Jetzt kam für das Griechische wieder ein ständiger Lehrer.

Einer aus dem Feld, an zwei Stöcken trat er in die Klasse, vom Direktor vorgestellt. Ein wenig glich der Mann dem Vater, nur war er blond, sonst schien es auch, als trüge er Licht in sich und wisse vieles von den Dingen. Der Direktor bot ihm einen Stuhl an, etwas mühsam setzte er sich darauf, die Beine vor sich zurechtschiebend. Und da merkte man, es staken zwei künstliche Füße in den Schnürschuhen.

Wolfgang wußte nicht wie, er hatte plötzlich Wasser in den Augen, und im gleichen Augenblick griff auch Fritz Merk, der Nebenmann, nach seiner Hand herüber, der Mathematiker.

Wie eine Erzählung begann der Unterricht, von den Epheben, den mannbar gewordenen Knaben Spartas und Athens. Nachher, da man ging, schien es, als ob die ganze Klasse anders geworden wäre, jeder hatte sich irgendwie gesäubert und zurechtgerückt.

Am nächsten Morgen stand vor den Bänken ein Lehnstuhl und ein zum Wiegen der Füße gemachter Schemel. Ernst Moritz hatte die beiden Stücke von seiner Mutter erbeten.

Als Wolfgang daheim von dem Nachfolger des Vaters berichtete, da streckte ihm die Mutter auf einmal wie zur Abwehr eines Schattens die erhobenen Hände entgegen.

„Nachfolger ... des ... Vaters?" frug sie halblaut; dann aber durfte der Sohn wieder weiter reden, bis Gottfried sich hervorschob: „Warum bin ich nicht auch schon in Unterprima?"

„Kind, wir werden den Professor Haller zu uns einladen", tröstete Frau Berta.

Als Professor Haller zur nächsten griechischen Stunde kam und sich freudig erstaunt in den Lehnstuhl gesetzt hatte, fing er davon an, es habe im Schwabenland einen Dichter gegeben, der den herrlichen Traum geträumt habe, die guten Geister von Hellas nach Germanien herüberzutragen. Die Lüfte des Helikon und Parnaß habe er um deutsche Berge wehen, den Himmel Attikas über deutsche Städte blauen lassen wollen.

Das geschah, noch bevor Fichte unter dem hereinwirbelnden Trommelschall Napoleonischer Bataillone in der Berliner Akademie seine Reden an die deutsche Nation hielt: „Die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll."

Wolfgang schloß die Augen, ob er nicht seinen Vater höre. Es war gar nicht großartig, wie Professor Haller diese den Atem der ganzen Klasse dämpfenden Dinge sprach, die Worte kamen schier leis, mehr von den Augen des Lehrers her als von seinem Mund. Dorther kam am Ende auch die Frage: „Wißt ihr jetzt, welche Gnade euch in die Bänke des Gymnasiums gerufen hat?"

An diesem Tag der Erkiesung trug Wolfgang zum erstenmal einen geflickten Hosenboden. Der neue Fleck leuchtete aus der Umgebung des gealterten Tuches dreist hervor. Die Mutter hatte es gemacht; der Träger brauchte sich also nicht darob zu schämen.

Buche im Frühling **Georg Broel**

Ernst Moritz sagte nach der Stunde: „Darf ich mit dir heimgehen?“

Sie saßen dann zusammen in Wolfgangs Dachstube und lasen in der Zeitung die wundersame Geschichte der Ayesha, des zerbrechlichen Segels, das die Lüfte Gottes in mondenlanger Fahrt durch feindselige Meere in einen arabischen Hafen führten.

Mit allen Fittichen seines Herzens umschlug er den gewonnenen Freund, der Zärtliche den Frischen. Keiner von allen war so ebenmäßig schlank wie der Roschmann, und keiner stand immer so in die Luft hinein, zu irgend einer feinen Tat bereit. Sein kurz geschnittenes Haar wuchs absonderlich auch noch wie in einem Strahl vom Wirbel aus über den Kopf. Seine Haut war braun und angehaucht. Er sprang ohne Handstütze über den Turnbock, er schwamm geschmeidig mit ein paar Stößen durch das Schwimmbecken, er ritt, und war schon im Fechten unterrichtet.

„An dich dachte ich“, sagte Wolfgang zu ihm nach der Stunde des Professors Haller.

Dann lasen sie zusammen den Hyperion.

(Fortsetzung folgt)

Frühlingsabend

Von Marg. Ihle

Hoch im Blauen schweben nun die zarten
Frühlingswolken wie ein goldener Flaum;
Eine Amsel singt im höchsten Baum,
Singt ihr Abendlied im Nachbarsgarten.

Ihre Jubelstimme, hergetragen
Von der starken, wunderklaren Luft,
Jauchzt, als ob der junge Frühling ruft,
Und des Lebens Pulse fühl' ich schlagen.

Frühling, Frühling! In der Ferne klingen
Schon die Quellen künft'ger Leidenschaft,
Und der Sehnsucht ungestüme Kraft
Öffnet leuchtend ihre weißen Schwingen.

Die deutsch-rheinische Tausendjahrfeier

Von Archivrat Dr. Wilhelm Herse

Es war im Jahre 1840. Frankreichs ehrgeiziges Machtstreben in Ägypten und Syrien hatte auf der Londoner Konferenz durch die vier anderen Großmächte eine demütigende Zurückweisung erfahren. Das gereizte französische Nationalgefühl suchte ein Ventil für seine Wut und fand es — am Rhein; unverhohlen erklärte der Ministerpräsident Thiers, der berühmte Geschichtschreiber, Frankreich müsse seine Entschädigung in Deutschland suchen und das linke Rheinufer fordern. Gegen dies ungeheuerliche Verlangen, „Prestige"-Verlust im Orient durch deutsches Land ersetzt zu erhalten, erhob sich im friedlichen Deutschland der Biedermeierzeit ein so gewaltiger Volkszorn, wie ihn die Franzosen, die auf rheinische Sympathien rechneten, nicht geahnt hatten. Damals zuerst erklangen Schneckenburgers „Wacht am Rhein" und Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben ..." „Der fremdbrüderliche Liberalismus der dreißiger Jahre" war, wie Treitschke feststellt, „mit einem Schlage vernichtet." Der zurückgeschreckte französische „Bürgerkönig" Louis Philipp ließ Thiers fallen, und der Friede blieb gewahrt. In Deutschland aber hallte die patriotische Entrüstung noch lange nach. Sie zwang den elenden Deutschen Bund zur Instandsetzung der Rheinfestungen Rastatt und Mainz. Sie klang aus in der Tausendjahrfeier, die man 1843 beging zur Erinnerung an den Vertrag von Verdun, durch den im Jahre 843 das Frankenreich, das Reich Karls des Großen, unter seine Enkel geteilt und im Ostfrankenreich Ludwigs, des „Deutschen", ein nur von Deutschen bewohnter Großstaat geschaffen wurde. Friedrich Wilhelm IV. setzte damals den „Verdunpreis" für bedeutende nationale Geschichtswerke aus.

Gerade die deutsche Geschichtsforschung, die durch die Ereignisse von 1840—43 belebt wurde, hat dann freilich ans Licht gestellt, daß das Jahr 843 noch keineswegs entscheidend im nationalen Sinne gewesen ist. Es schuf für den ältesten Enkel Karls, den Kaiser Lothar, ein Mittelreich, Lotharingien genannt, das neben romanischen Gebieten im späteren Lothringen, der jetzigen preußischen Rheinprovinz, Luxemburg und Flandern weite germanische Landesteile umfaßte. Von dem Schicksal dieser künstlichen Gründung Lotharingien hing das künftige Verhältnis des werdenden deutschen zum französischen Staate ab. Nach dem Tode Lothars und dem Aussterben seiner Linie kam es zu mehrfachen Teilungsverträgen zwischen den west- und den ostfränkischen Nachkommen Karls des Großen. Alle diese, vorwiegend dem Ostreich günstigen Teilungen wurden aber noch nicht als nationale Scheidungen, sondern als Erbschichtungen innerhalb der alten ruhmreichen Herrscherfamilie der Karolinger empfunden. Erst wenn diese den Thron verlor, wenn im Ost- und Westreiche neue, heimische Dynastien zur Herrschaft kamen, mußte die Entscheidung fallen.

Im Ostreiche geschah es 919 durch die Erhebung Heinrichs I. zum Könige, daß die Herrschaft an ein neues Geschlecht, das sächsische Herzogshaus der Ludolfinger, kam und damit zugleich der Schwerpunkt des Reichs vom Südwesten nach Nordosten rückte. Unter den letzten Karolingern hatte die Eigenmacht der deutschen Stämme gegenüber der Staatseinheit das Übergewicht erlangt. Der Wechsel des

Herrscherhauses und des verwaltenden Stammes konnte nicht ohne neue Erschütterungen vorübergehen. Heinrichs Königtum wurde zunächst nur von den Franken und Sachsen anerkannt. Mit schweren Opfern erlangte der kluge, maßvolle Niedersachse binnen zwei Jahren seine Anerkennung durch die Stammesherzogtümer Bayern und Schwaben. Die vier geeinten Stämme hatten alle Ursache, zusammenzustehn gegenüber der furchtbaren Gefahr, die dem deutschen Volke von Osten her durch die verwüstenden Einfälle des wilden Steppenvolkes der Madjaren drohte. 909, 10, 11, 13 waren ihre Reiterscharen verwüstend über Deutschland hingezogen, 915 hatten sie Schwaben, Thüringen und Sachsen verheert und waren bis Bremen vorgedrungen.

In solcher Zeit der Madjarennot ging das westliche Herzogtum Lotharingien, das nicht unmittelbar bedroht war, seine eigenen Wege. Um bei scheinbarem Anschluß an das schwächere Westreich die tatsächliche Unabhängigkeit leichter zu erreichen, war sein Herzog Reginar 910 vom Ostreiche abgefallen. Dem Namen nach regierte nun der karolingische König des Westfrankenreichs, Karl der Einfältige, auch in Lotharingien — großsprecherisch nannte er sich schon „König der Franken", die wahren Herren aber waren hier jetzt Herzog Reginar und nach dessen Tode sein Sohn Giselbert. König Heinrich konnte im Anfang seiner von allen Seiten angefochtenen Regierung an eine Rückgewinnung der abgefallenen Provinz nicht denken. Er mußte froh sein, daß 920 ein Einfall des westfränkischen Königs Karl in das zu Schwaben gehörige Elsaß durch die eigene Kraft des schwäbischen Stammes abgewehrt wurde. Im nächsten Jahr erreichte Heinrich wenigstens die Anerkennung seiner jungen Dynastie durch den stolzen Karolinger. Am 4. November 921 fand bei Bonn auf einem mitten im Rhein verankerten Fahrzeuge die Zusammenkunft der Könige statt. Beide schworen auf ein Reliquiar den Eid, der uns in der von Karl geleisteten Fassung erhalten ist: „Ich Karl, König der Westfranken, werde von diesem Tage an der Freund meines Freundes, des Königs der östlichen Lande, Heinrich, sein, nach meinem Wissen und Können, jedoch unter der Bedingung, daß dieser mir den gleichen Eid leistet und beobachtet. So helfe mir Gott und diese heiligen Reliquien." Der Eid Karls des Einfältigen war nicht mehr viel wert. Der König wurde schon 922 von den westfränkischen Großen, die sich gegen ihn empörten, besiegt und bis an sein Lebensende von ihnen gefangen gehalten. Die Sieger fielen zugleich von der karolingischen Dynastie ab und wählten Herzog Rudolf von Burgund zum König des Westreichs. Herzog Giselbert von Lotharingien erkannte ihn nicht an und rief Heinrich I. zu Hilfe.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo sich aus den Teilen des Karolingerreichs nationale Staaten herausbildeten. Heinrich nutzte die Gunst der Lage, er rückte in Lotharingien ein, und es gelang ihm noch 923, seinen östlichsten Teil, die Erzbistümer Köln und Trier, für Deutschland zu erobern. Im nächsten Jahre, 924, waren die Feinde von Südosten her, die Madjaren, wieder da. Heinrich fühlte sich nicht stark genug, ihnen im offenen Felde entgegenzutreten. In der Burg Werla, am Nordabhang des Harzes, wartete er das Vorüberbrausen des Sturmes ab. Durch glücklichen Zufall fiel ein hoher madjarischer Häuptling in die Hände der Sachsen. Zu seiner Auslösung boten die Ungarn ein stattliches Lösegeld. Heinrich erwiderte,

er brauche nicht Gold, sondern Frieden. Er erlangte einen neunjährigen Waffenstillstand für die Auslieferung des Ungarnfürsten.

In diesen neun Jahren hat Heinrich aus den „östlichen Landen“, wie es im Bonner Vertrage noch hieß, den deutschen Staat geschaffen. Am Harz und an der Saale wurden zum Schutz gegen die Ungarn die Burgen angelegt, Quedlinburg, Nordhausen, Merseburg und wie sie heißen, die Heinrich durch ein späteres Mißverständnis den Beinamen des Städtebauers eingetragen haben. Eine deutsche Reiterei wurde ausgebildet, die in den Kämpfen zur Grenzsicherung gegen die östlichen Nachbarn, die Slawen, ihre Tüchtigkeit erprobte. Als die Ungarn nach Ablauf des neunjährigen Friedens ihren Einfall erneuerten, hat König Heinrichs Sieg bei Riede südlich vom Harz den Ruf von der Unüberwindlichkeit des Steppenvolkes gebrochen.

Inzwischen aber war auch in der Westmark der entscheidende Schlag geschehen. Herzog Giselbert war in seiner selbstsüchtigen Schlauheit — keines der beiden Reiche zu mächtig werden zu lassen — nach Heinrichs Abzug aus Lotharingien wieder zum Westreich übergetreten, gegen das er selbst die Hilfe des Ostreichs angerufen hatte. Bereits 925, sobald er durch den Waffenstillstand mit den Ungarn freie Hand hatte, erschien König Heinrich am Rhein. Mit seiner ganzen Macht, so müssen wir annehmen, überschritt er den Strom und belagerte und eroberte Giselberts Feste Zülpich. Der Fall der Herzogsstadt entschied den Feldzug. „Die gesamten Lotharingier übergaben sich Heinrich“, heißt es in dem knappen zeitgenössischen Bericht. Giselbert blieb nichts übrig, als sich zu unterwerfen. Er ist 928 durch die Vermählung mit Heinrichs Tochter Gerberga mit dem Herrscherhause verbunden worden. Das ganze Stromgebiet der Mosel, des Mittelrheins und der Maas bis zur Schelde, von den südlichen Ausläufern des Wasgenwaldes bis Antwerpen und Nymwegen herab, war endgültig für sechshundert Jahre mit dem östlichen, dem deutschen Reiche vereinigt worden.

Den Zeitgenossen ist die Tragweite des Ereignisses von 925 nicht aufgegangen. Der Geschichtschreiber des sächsischen Königshauses, der biedere Mönch Widukind von Korvey, zeigt nur eine sehr unzulängliche Vorstellung von diesen fernen lotharingischen Dingen. Am bemerkenswertesten erscheint ihm daran der Arm des heiligen Dionysius, des großen französischen Märtyrers, den sein König Heinrich damals erwarb und dessen erbauliche Legende Widukind seinen Lesern weitläufig wiedererzählt. Wir würden uns von den Vorgängen überhaupt kein Bild machen können, wenn nicht der Geschichtschreiber der Gegenseite, Flodoard von Reims, sie aufgezeichnet hätte. Erst die späte Nachwelt hat sie in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. „An das spätere Deutschland hätte sich nicht denken lassen, wenn die deutschen Bestandteile des Mittelreichs in dem westfränkischen Reiche verblieben wären; es ist das Verdienst Heinrichs, diesen Gedanken ergriffen und durchgeführt zu haben.“ So der größte deutsche Historiker, Leopold v. Ranke, in seiner Weltgeschichte.

König Heinrich starb 936. Noch zweimal haben im selben Jahrhundert französische Könige, Ludwig IV. und Lothar III. den Versuch gemacht, Lotharingien zurückzuerobern; beide mußten sie den deutschen Besitz anerkennen. Es war damals Heinrichs I. politisch wie geistig gleich hervorragender jüngster Sohn Brun, der



als Erzbischof von Köln und Herzog von Niederlotharingien viel zur Verschmelzung der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland beitrug.

Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, bis der unselige konfessionelle Hader Deutschland schwächte, konnte das Reich den Erwerb Heinrichs I. allen Anfechtungen von Westen zum Trotz festhalten. Dann jedoch folgte Verlust auf Verlust. Im 16. Jahrhundert riß Frankreich die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun los, wurde das germanische Flandern als Teil der katholischen Niederlande von den Habsburgern Spanien zugeschanzt. Im 17. Jahrhundert gingen mit dem schwäbischen Elsaß auch Teile Oberlothringens, im 18. das Herzogtum Lothringen — das obere Moselland, an dem der alte Name haften geblieben war — an Frankreich verloren. Nur der Kern des alten Lotharingien, die jetzige preußische Rheinprovinz ist, von dem kurzen Zwischenspiel der Napoleonischen Zeit abgesehn, immer bei Deutschland geblieben.

Heute, wo wir nach der ersten Tausendjahrfeier von 1843 die geschichtlich berechtigtere von 1925 begehen, ist selbst dieser nationale Besitz in Frage gestellt. Zwar hat Frankreich im Frieden von Versailles die erhoffte Beute fahren lassen, seinen Anspruch auf das Rheinland zurückstellen müssen; aber zu seiner angeblichen Sicherung stehen seitdem seine und seiner Verbündeten Truppen am deutschen Rhein und den ersten vertraglich zugesagten Räumungstermin, der Köln befreien sollte, haben sie mißachtet. Wie tragisch unterscheidet sich die jetzige zweite Tausendjahrfeier von jener ersten! Damals nach 1840—43 war die deutsche Einheit im deutschen Bunde freilich kläglich genug vertreten, aber der militärische Schutz des Rheins durch die preußische Großmacht, die Siegerin der Befreiungskriege wirksam gewahrt, und die vaterländische Begeisterung des Volkes, dem natürlichen Charakter der Rheinländer entsprechend, laut, fröhlich, voll Zuversicht in die kommenden Tage schauend: des Reiches Herrlichkeit mußte ja doch, ob morgen, oder übermorgen, wiederkehren! Heute, im elften Jahre des Haßkrieges der „zivilisierten Völker“ gegen Deutschland, ist für laute fröhliche Begeisterung weder im besetzten noch im unbesetzten Gebiete Raum. Nur mit verhaltenem Grimm und im schweigenden Glauben an künftige Vergeltung können wir der Zeit vor tausend Jahren gedenken. Die großen vaterländischen Erinnerungen sind uns darum nur um so teurer geworden.

Am Rheinstrom und an den Harzbergen ist damals die jetzt bedrohte Volks- und Staatseinheit geschaffen worden. Am Harz, in der stillen Krypta seiner Burgkirche zu Quedlinburg, ruht König Heinrich aus von seinen Taten. Seine Grabesruhe ist niemals gestört worden, wie die seiner in Speier begrabenen Nachfolger durch die französischen Eroberer; denn die Grenzen, die er im Osten festgegründet hat, sind durch seine mutigen und zähen Niedersachsen vorgetragen worden über die Elbe und die Oder. Wenn wir in diesem Jubiläumsjahre des tausendjährigen Besitzes unserer Westmark in heißer Sorge gedenken, dann kehrt unser Sinn in Dankbarkeit zur Gruft des tapferen Sachsenherzogs und großen deutschen Königs zurück mit dem Gelübde, den Strom, den er für Deutschland eroberte, niemals preiszugeben: den heiligen deutschen Rhein.

Rheingausonne im Lenz

Von Max Jungnickel

In einem Rheingaunest wachte ich mit dem ersten Finkenpfiff auf. Den mächtigen Kirschbaum vorm Fenster hatte ich in der Nacht atmen hören. Es schien, als ob sein Herz klopfte, der Morgensonne zuschlug. Er fühlte die große Verzauberung, die mit ihm vorging. Er bebte. Bräutlich zitterte er. Und nun stand er im zarten Brand der Morgensonne im sanftgrünen Kleid und zeigte wehend und spindelnd weiße Sträußer, die er in der Nacht geschenkt bekam.

Die Sonne warf sich über ihn vor Glück. Sie sah ihn lange betrachtend an, dann umschlich sie ihn wie eine Künstlerin, die ihr Werk noch einmal kritisch beäugt; sie blieb stehen, und es war, als ob sie flüsterte: „'s ist gut, Alter! — — Du siehst ganz passabel aus .— — Da, da müßtest du noch ein Sträußchen haben. — So! — — Und hier! — — Aber du mußt grade stehen, wenn ich dich anschaue! — — So! So wird's schon besser!" — —

Die Lenzsonne im Rheingau hat etwas Sinnierendes. Ich möchte sagen: Diese Sonne dichtet, macht Reime. Sie wirft sich nicht mit goldener Bereitwilligkeit in die Arme der Landschaft. Sie strichelt, sie sinnt, sie formt, sie nimmt ein Erdenfleckchen, betastet es, beäugt es, tupft hier und dort daran herum: und ein kleines, durchglitzertes, diamantenes Wunder ist fertig.

Die Lenzsonne in Thüringen ist anders: übermütiger, verwilderter. In Thüringen tanzt die Sonne, purzelt, umschlingt, wird zur goldenen Netzflickerin. Die Rheingausonne hat anmutige Melodien, hat etwas von einer vorsichtigen Geliebten, die zaghaft kommt und hernach liebkost, das Angesicht des Geliebten durchforscht und schüchtern tuend küßt.

Wenn die Rheingausonne im Lenz über ein Dach streichelt: man fühlt das rein körperlich. Es ist, als ob sie verschlafene Akkorde aus dem Hause herausschmeicheln will. Die Thüringer Sonne fällt auf das Dach, sitzt auf dem Hause wie eine goldene Gluckhenne, die anfangen möchte zu gackern.

Die Rheingausonne verschwendet sich nicht. Es ist, als fühlte sie, daß sie noch in jedem Tüpfelchen den Ewigkeitsglanz in sich hat. Sie ist eitel. Immer spiegelt sie sich. Wer hat auch solch einen gigantisch prächtigen Spiegel wie den Rhein und die Schieferdächer und die Pfirsichblüten! Die Thüringer Lenzsonne ist selbstlos. Sie gibt sich noch jedem Bettelmann. Sie ist wie eine Magd. Sie wärmt, sie strickt, sie singt, sie scheuert, sie ist so geschäftig, daß sie fast gar keine Zeit zum Bespiegeln hat. Sie wirft sich durch die Fensterscheiben und jauchzt: „Komm! Ich bin da!"

Die Rheingausonne bleibt betrachtend davor stehen und muß Gewißheit haben, ob sie sich nicht auch ihre goldene Schleppe beschmutzt.

Die Thüringer Sonne ist zutraulicher. Noch mit jedem Schulmädchen tanzt sie, das zerrissene Strümpfe hat. Die Rheingausonne ist viel wählerischer. Sie vergibt sich nichts, als ob sie wüßte, daß ihre Strahlen einmal gesammelt werden, auf Flaschen gezogen werden und in die Herzkammern hineinzischen.

Ich sah die Lenzsonne überm Isartal. Sie war breit, kam bedächtig, brevierlesend, sich bekreuzigend wie ein Herr Pfarrer. Die ostpreußische Sonne im Lenz könnte

Augusta heißen. Sie ging wie eine Frau zum Kaffeekränzchen, im goldenen Häubchen, Hände im Muff, zusammenschauernd vor jedem Windchen. Sie hatte nicht für einen Pfennig Anmut und patschte und klatschte und saß am Wegweiser, als ob sie Heimweh hatte. Die Thüringer Sonne: nacktfüßig, immer liebebereit, immer singend, immer tanzend, in jedem Burgloch Brautschaft feiernd, mit Vögeln, Menschen, Wind, Blumen und Bäumen. Nicht fragend: „Was wird morgen? Bist du mir gut?“ Und sie war trotzdem noch so wie ein Kind am ersten Tag. Eine Verschwenderin aus dem Herzen Gottes.

Die Rheingausonne: sie liebt wohl, sie singt wohl; aber sie weiß, daß sie liebt und singt; sie weiß sogar, was sie für eine Figur dabei macht. Und wenn sie hochsteht, über Rhein und Wein, Automobilen, Burgen, Schiffen und tausend Liedern, dann legt sie sich eine Krone aufs Haar, reißt sich das Zepter aus dem Mantel und gleitet über das Land hin wie eine Königin, die zu großen Empfängen führt.

Meinem Jungen

Von Wilhelm Lennemann

Mein lieber Junge, wachse stolz und hoch,
Vergiß den Himmel nicht und nicht die Erde,
Sag' Dank dem Sturm, der deine Härte bog
Und rauschend sang ob deiner Trutzgebärde!

Nimm weislich alles, das der Tag dir gibt,
Ein jeder birgt ein köstlich Gut im Grunde.
Und sei gewiß, daß auch die Not dich liebt:
Zwing du sie nur, so segnet dich die Stunde!

Und hab' die Arbeit lieb, sie macht dich groß
Und frei von allen wirren Dunkelheiten.
Du siehst, wie allen Dingen nackt und bloß
Die wesenlosen Hüllen sacht entgleiten!

Die Welt ist gut, du mußt ihr nur vertraun, —
Bist ihr ja schon tief-wurzelnd eng verbunden,
Mußt Tag für Tag dein Stücklein Weges baun,
Bis deine Sehnsucht ihren Stern gefunden.

Und folge ihr, wie sie auch dunkel spricht,
Jedwedem Stern ist sein Gesetz geschrieben.
Und fordert Gott mich einst vor sein Gericht:
So geh du weiter, wo ich stehn geblieben!

Elsässische Erde

Von Kunz von Kauffungen

1. Was ist es?

Freund, die Sonne scheint hier genau so hell wie in meiner Heimat! Aber ich weiß es nicht zu deuten, mir scheint sie anders. Mich dünkt, als ob sie in meinen Vogesen mehr Glanz, mehr Liebe und mehr Freude für mich übrig habe. Die Winde pfeifen in meinem verlorenen Elsaß viel schauerlicher und doch viel schöner. Auch die Vögel singen ein ander Lied! Freund, sage mir, was es sei?

2. Erde

Ich krame in alten Sachen. Da finde ich ein Päckchen in nüchternem Zeitungspapier. Gar behutsam öffne ich es und finde darin — Erde. Erde? Woher? — Ich setze mich hin und starre auf das Stück meiner Heimat. Denn es ist elsässische Erde. Da höre ich mit einemmal die Münsterglocken, da höre ich der Bächlein Liebesgeflüster und sehe vor mir meine lieben Vogesen mit ihren trutzigen Köpfen! Wie alte Kameraden winken sie mir zu mit ihren grünen Wäldern. Dort geht ein Bauer im blauen Hemd, hier ruft mir einer seinen Gruß zu. Ich führe meine Lippen an die Handvoll Erde des Landes meiner Kindheit und merke, als ich sie wieder einwickele — — daß sie feucht geworden ist.

3. Ein Blümlein

Ich bekam einen Brief. Eine getrocknete Blume von dir, o Heimat, fiel heraus! Das Blümchen erzählte mir, daß deine Glocken in den vielen Städten und Dörfern der reichen Ebenen noch läuten wie früher, daß deine Wälder noch duften wie damals, daß deine Gräser noch nicken wie einst. Und daß alles noch so sei, wie es gewesen, als ich bei dir war, o mein Elsaß! Da knickte die kleine Blüte zusammen, und ich — — konnte nicht mehr hören.

4. Schwerer Traum

Heute nacht träumte mir gar seltsam. Mein Münster kam mich besuchen. Es bohrte seine Turmnadel in mein Herz; keinen Schmerz fühlte ich.

Die Wasgauwälder rückten mit samt ihren Bergen heran, sie legten sich auf mich, ich wehrte mich nicht. Nun wälzten sich große Felsblöcke so drohend in meine Nähe, als wollten sie mich erschlagen. Mir wurde nicht bang — — nichts, nichts konnt' mich erschauern lassen, denn es war ja alles, alles Heimat ...

5. Durchblick

Es ist nicht weit von den Toren, die sich einst hinter mir schlossen.

Am Himmel ist es finster, die Wolken jagen einander, und ab und an hört man fernes Donnerrollen. In meinem Herzen ist die Sehnsucht.

Langsam steige ich bergan, denn von dort oben kann ich meine Vogesen sehen! Der Wind braust durch die Tannen, hie und da bricht ein dürrer Ast und fällt zu Boden. Immer toller heult der Wind. Doch ich gehe weiter. Will ich meinen grünen Wäldern dort drüben doch einen Gruß zuwinken!

Als ich oben ankomme, ist es noch düsterer geworden; aber regnen will es nicht. Ich schaue mich um und bleibe wie gebannt stehen; — mit strahlendem Finger zeigt Frau Sonne durch die dicke Wolkenschicht hindurch — auf die lange Kette meiner Vogesenberge!

Lange mußte ich wohl so gestanden haben; denn als ich aufblickte zum Himmel, war keine schwarze Wolke mehr zu sehen. Heller Sonnenschein lag auf Wiesen und Feldern!

Noch ein letzter, wehmütiger Blick — — und es fielen doch ein paar Tropfen zur Erde nieder.

6. Märchen

Es war einmal ein großer, schöner Garten, in dem unzählige Blumen, Bäume und Sträucher standen. Großblumige Margueriten, Butterblumen und Vergißmeinnicht grüßten den kommenden Morgen und den sinkenden Abend. Frau Sonne hauchte ihren warmen Atem über das Stückchen Gotteserde und sog den Duft der Veilchen an den Hängen. Tiefer Friede war überall. Kam ein Windhauch, schüttelten die alten Bäume unwillig ihre Köpfe und die Sträucher raschelten zornig mit ihren Blättern. Ihren Frieden wollten sie haben und ihr stilles Dasein leben.

Ein paar Jahrzehnte waren ins Land gegangen. Ein Unwetter tobte durch den Garten! Hagel, Blitz, Donner, Sturm störten das friedliche Leben. Und schließlich kam ein Tag — — Der Sturm brauste mit aller Gewalt heran und entwurzelte mit grausamer Hand alte, ehrwürdige Tannen und ganz kleine Strauchkinder, hob sie empor und warf sie — über das Gitter. Heimatlos lagen sie draußen! Die Kleinen, die Kraft in sich verspürten, suchten mit ihren feinen Wurzeln Grund. Aber die Alten, die sich nicht mehr verpflanzen ließen, warteten, bis man sie — holte. Dort aber, überall dort, wo ein kleines Leben weiterlebt, trägt der Wind ein feines sehnsüchtiges Klingen durch die Luft hinüber in das verlorene Gartenland — und wer hinhorcht, hört die Worte: „Heimat! Elsaß!"

7. Meine alte Truhe

Es war Winter. In dichten Reihen tanzten die Schneeflocken zur Erde nieder. Ich saß in meinem Stübchen. Es dämmerte schon. Und ich schaute zu, wie die Flammen im Ofen miteinander spielten. Ab und zu fiel ein Schimmer auf meine alte Truhe. Wie leuchteten auf ihrem Holze dann die großblumigen Rosen! Ich saß und träumte vor mich hin. Da, — was war das, — ich schrak zusammen, — — meine alte Truhe hatte gestöhnt! Und sie sprach zu mir: „Was stehe ich hier? Warum habt ihr mich herausgerissen aus meiner Heimat? Hundert Jahre bin ich schon alt und habe Leid und Freud' dort drüben tragen helfen. Auf einmal aber habe ich fort gemußt. Was soll ich hier? Wo ist die große Tanne, die immer mit ihren Zweigen ans Fenster pochte? Wo sind die heimatlichen Laute? Wo ist die Zeit, als ich noch als große Eiche im Walde stand, als die Zorn an mir vorbeirauschte, die nachbarlichen Tannen mich streichelten und die Vöglein auf meinen Ästen saßen? Ist alles vorbei?"

Ich stützte meinen Kopf in die Hände. Meine alte Truhe, aus elsässischem Holz gearbeitet, und ich — beide im Elsaß gewachsen — wir träumten von daheim.

Draußen aber ging das Leben seinen Gang.



8. Sommer im Elsaß

Tack — tack — tack — tack hört man den Dengler über die Wiesen. Quirrewit — quirrewit schwirren einem die Schwalben über den Kopf. Ein altes Bäuerlein geht langsamen Schrittes den Berg hinauf. Hier kommen ein paar Bauernmädel, jede mit einem Rechen über der Schulter, Arm in Arm singend über den Feldweg. Dort schwankt ein hochbeladener Heuwagen daher, von seiner stolzen Höhe lachen ein paar Buben herab, pausbäckig, blauäugig und blond, und davor gehen ein paar geduldige Ochsen. Über allem hoch oben in den Lüften trällert die Lerche ihr Freudenlied.

Ich gehe, sehe, höre und atme. Ein leiser, warmer Wind umspielt mich, und das Herz geht mir auf, denn die Natur streichelt mich, die Natur, die auch die Kraft hat, Traurige fröhlich zu machen, seelisch Sterbende ins Leben zurückzurufen und alles Verdorrende wieder zum Grünen zu bringen.

Und als ich so dahinwandere, da packt mich die Sehnsucht, — eine unendliche Sehnsucht — — und mit mir recken die 150000 Ausgewiesenen und Ausgewanderten Herzen und Hände aus:

„Heimat! Elsaß!"

Ostern

Von Gustav Schüler

Deine Erde zittert von feurigem Leben! —
Seele, mußt dich den Saaten geben!
Mit strömendem Jubel gib dich herzu!
In die brausenden Bäche mußt du dich mengen,
Aus den winternden, müden, marternden Engen
Gib dich dem Licht, meine Seele du!

Grämt dich um Gott das quälende Wühlen?
Atme ihn ein, du mußt ihn erfühlen!
Trinke ihn mit der himmlischen Luft!
Daß dich seine Hände umschmiegen,
Mußt du in seinen Feuern liegen!
Kränze die Stirne mit Sternenduft!

Schmücke dich auf zu seligem Freuen,
All deine Blumen mußt du ihm streuen,
Kleide dich in die Ostergestalt!
Gräber splittern! Was kannst du noch säumen?
Gib dich aus allen verwelklichen Träumen
In die Auferstehensgewalt!

Gott

Ein Psalm

Von Franz Alfons Gayda

So ganz durchflutest du all meine Tiefen, daß meine Seele der ärmlichen Worte nicht genug sammeln kann, die dich nennen möchten. Sieh, ich möchte dich, heiligster Name, reinwaschen in meinem Herzblut von den Spuren des Schmutzes, die Hände der Elenden, Halbweisen und Hohlen an dir hinterließen — als sie versuchten, dich an deinem Namen herabzuziehen zu sich — in den Staub und Schmutz dieser Erde.

Auf den Flügeln meiner durchgeistigten Seele möchte ich dich hinauftragen in deine letzten Höhen, und dich, heiligster Name, an deinen größten, hellsten Stern wieder heften ... Liebe ...

Gott!

Wie suchen meine tagentrückten Gedanken dir nachzudenken, ewiger, größter Gedanke! Wo fern ins Unbekannte, Niegekannte die Vergangenheit und erste Stunde sich verliert, wo in unbekannter Ferne die Zukunft und die letzte Stunde ungeboren ruht, wo inmitten Lärm, Sehnsucht und Irren, bösem und gutem Trachten die Gegenwart verflüchtigt — überall — vor dem Anfang, jenseits dem Ende, in der Mitte der Zeit lebst du:

Gott!

Sonne lebt und Sterne blühen, Mond wandelt hoch, Mensch ist und Leben, also bist auch du, Schöpfer und Herr alles Lebens!

Um dein Sein rechnen mit Schiefertafel und Griffel, mit armseligen Zahlen die geringsten deiner Geschöpfe, die so nichtig sind und kurzen, trüben Blicks, daß sie deiner nicht gewahr werden, der du hoch und herrlich über allen Dingen lebst dein ewiges lächelndes Leben.

Trocken sind und klein die Tiefen dieser rechnenden Seelen, und die Harfe ihres Herzens zerschlagen oder verloren oder vergaßen sie früh. War auch der irdische Mensch in mir schwankend oft und bangend, lärmend und fehlend —

alle schweigenden Tiefen in mir, alle ragende Sehnsucht beteten immer dich an — und in jeder stillen heiligen Stunde noch fühlte ich mich ganz von dir durchflutet —

heiliger Strom der Ewigkeit, All und Liebe!

Segen blüht aus Menschenliebe, Freude und Glück gibt ein Weib, Vater, Mutter und Bruder, Freund und Schwester — wundersam ist das Spiel der Kräfte und Sinne im Menschen —

Doch über den Dingen schweben Klänge der Sphären, tief in den Dingen bebt Weltensang in tiefer Schwermut — und die wache Harfe klingt nun mit — hoch und hell — und tief und dunkel — und alle Tiefen rauschen auf:

Gott!

Über Tag und Tun, über allen Geschäften, Kleinheiten, Wirren und Menschlichkeiten und Schlaf —

wachst du immer — großes stillstes, so tiefes Auge — —

so daß dich sucht und sehnt, wer je in dich geschaut!

In uns ist Schwermut, da alles Glück belastet wird vom Unzulänglichen dieser Erde — und letzte befreiende Froheit verkümmert, weil sie im Staub und Lärm und menschlicher Armut nicht blühen kann, weil ihre Quelle so ganz allein in dir.

Wie trübe und trostlos ringt sich Welle um Welle entfachten Leides über Land und Land — wie sehr entstellt prassen Menschen wüst im gemeinsamen Gut aller, wie gering sind die Werte, die auf dieser Erde gelten, wenn auch die Götzen-Tafeln von Phrasen triefen! Wie gering die Höhe, zu der Menschenherzen sich aufschwingen über den Dunst des Alltags!

Zu dir, ewiger Sonntag, jauchzt und leidet alle Sehnsucht empor, in deiner Reinheit badet sich mein Wollen weiß und gut.

Wie blüht dein Himmelsgarten! Sonnenblume groß und leuchtend streut in zahllosen Strahlen all deine Liebe zeugend in die Äcker — auf daß wir Nahrung finden, Nahrung und Leben immer, immer aus deiner Hand!

Mond gießt Frieden in unsere Nächte, Rast und Schlaf, zieht als dein Sendbote immer, immer mit uns.

G o t t!

D e i n e Kraft schuf alle Welten, Sonnen, Sterne und Leben, Mensch und Tier.

Alles Große blüht und rauscht deinen Namen, im Geringsten noch musiziert deine Melodie; Himmel und Erde, Tag und Nacht huldigen bewußt und unbewußt dem All-Erschaffenden.

Jenseits allen Truges, jenseits aller Fesseln lebst du herrlich, Wahrheit und Freiheit, und dein Name ist

G o t t.

Jenseits aller Verstandeskälte und aller Berechnung glüht in geistigen Flammen groß und unsichtbar dein H e r z über Zeiten und Welten, und sein heißer Glanz und sein tiefes Leuchten strahlt in das geöffnete Menschenherz L i e b e, lautere, befreite Liebe.

G o t t,

so fern sind mir die Menschen und Alltagsdinge in dieser Stunde, und um so näher mir deine Gottesnähe —

so tief durchflutest du und ganz meine Seele, so süß schwebt dein heiligster Name auf meinen Lippen —

Harfe des Herzens tönt —
alles, alles ist aufgetan —
Sehnsucht lebt und blüht in den Raum und rankt sich als Stern zu deinen Füßen
erfüllte Stunde —
Menschenherz am Gottesherzen —
E w i g e r — —
G o t t!



Einsegnung

Im weiten Kirchenraum brannten zwei Kerzen rechts und links vom hohen Kruzifix am Altar. Schwach nur brach ein Tagesschimmer durch die bunten Spitzbogenfenster und warf ein andächtig zartes Dämmern hinein, das nichts Scharfes, nichts Hartes litt, jede Linie weich und verschwommen wiedergab, beruhigend für Auge und Herz. Aus weiter Ferne schien das Orgellied zu kommen, fern her aus Heimat-Kinderland, ergreifend in seiner einfachen, getragenen Würde. Es erzählte, es mahnte, bat, nahm leis an die Hand und führte hin auf den Weg, der sich all den Jungen, die hier knieten, heute auftun sollte.

Ich saß mitten unter ihnen, die Augen gebannt durch die hohen Kerzen und allem entrückt durch das Singen der Orgel. Die Kinder schritten zum Altare vor, ihren Segen zu empfangen. Da wollte es mir scheinen, als müßten sie endlos schreiten in langer Reihe hintereinander. Ich sah, wie die Säulen am Altar langsam und feierlich zurückwichen und sich verdoppelnd, verdrei-, verhundertfachend zu einem langen Säulengang auftaten, der aufstufend in die Weite wuchs. Wie Wächter standen links und rechts die Wachskerzen, leuchtenden Fackeln gleich, und fern von der Höhe des Säulenweges rieselte ein Licht herab von violettem Schein, hundertfach gebrochen durch das Säulengeäst, so daß es wie ein geflochtener Teppich über den Stufen ruhte. In leisen Tönen wachte droben ein Lied auf und floß dem Lichte verschwistert herab, verklingend und ersterbend in den Klängen der Kirchenorgel. Es war, als spräche aus jenem Liede eine Stimme herab, einer Menschenstimme gleich, aber so viel klarer und so voll von unendlicher Liebe: „Kommet her zu mir alle, die ihr das Leben empfangen wollt aus meiner Hand, — ich will es euch geben im Namen des Vaters!"

Wer sprach so? Woher kamen diese Worte?

Ich wagte nicht meine Augen die Höhe hinauf zu schicken, von der das Licht und das Lied kamen. Ich folgte den Kindern, die feierlich die Stufen betraten und ihren Weg hinauf nahmen: „Kommet her zu mir alle, die ihr das Leben empfangen wollt aus meiner Hand" . . . und schaute erst auf, als ein Kind in meiner Nähe niederkniete, und ich die Stimme deutlich und nahe vor mir vernahm, — diese Stimme, die wie ein Zauber das Herz in ihren Bann zog und in ihm alle Güte, alle Zartheit und eine unendliche Sehnsucht erweckte.

Da trafen mich des Heilands Augen. Ich sah nicht seine reinen, edlen Züge, sein langes lockiges Haar, nicht sein Gewand, das wie ein Stück des weiten Himmelsmantels in überirdisch zarter Bläue seine Glieder umfloß, sah nicht, daß er auf leuchtendem Thronsessel saß, dem dies wundersame Licht entströmte, hörte das leise Singen nicht mehr, sah nur die Augen, und diesen Mund und die weißen Hände, denen sich meine Knie willig beugten, ließ meinen Kopf sinken und flehte, wie all die Kinder vor mir: „Gib mir aus deiner Hand das Leben!"

Und da sprach die wundervolle Stimme auch zu mir, wie sie vordem zu jedem Kinde gesprochen hatte: „Du bittest um das Leben, Kind. Weißt du, daß das Leben die schwerste Aufgabe ist, die der Mensch zu erfüllen bekommt? Das Leben ist eine einzige ernste Pflicht der Reinheit und Vervollkommnung, der Durchleuchtung und Verinnerlichung — eine Pflicht, die keine Minute versäumt und vernachlässigt werden darf, eine Pflicht, die jeder für sich erfüllen muß, ohne daß es ihm jemand abnehmen könnte. Denn siehe, Menschenkind, an dem Tage, an dem du heimkommst zu mir, mußt du mir zurückgeben, was ich dir heute überantworte: Dein Leben. Und nur das Leben ist ewig und würdig, das seinen reinen Klang, sein tiefes Licht fleckenlos bewahrt hat. Ein unrein Leben nehme ich nicht zurück — es ist verfallen und sterblich, wie der Menschenleib und sein Dasein erloschen und vertönt. Das reine Leben aber ist ewig, —

vergiß das nicht! — Willst du versuchen, die heilige Pflicht des Lebens auf dich zu nehmen und sie zu erfüllen nach besten Kräften — mit vollem Bewußtsein des Ernstes und der Tiefe dieser Aufgabe, so erhebe den Blick und sage es mir!"

Und der Heiland erhob mein Gesicht und sah mir tief in die Augen. Da sprach ich: „Ich will es in deinem Namen, Heiland, mit deiner Hilfe versuchen!"

Er hielt mich eine lange Weile mit Augen und Händen, dann küßte er meine Stirn und sprach leise und gütig: „Ziehe hin in Frieden! Ich bin bei dir."

Ich küßte innig und ehrfürchtig scheu seine segnenden Hände und schritt die Lichtstufen abwärts — umklungen und umlichtet hinab ins dämmerige Kirchenschiff. Ich trug mein Leben, wie all die Kinder um mich her, als neue, eben empfangene Aufgabe mit allereigenster Verantwortung, mit allem Pflichtbewußtsein, allem heiligen Willen, es rein zu halten und tief zu machen, daß es ewig werde ...

Die Orgel setzte mit vollen Klängen ein. Ein goldner Sonnenstrahl brach wie ein leuchtender Pfeil durch das Fenster und zerriß das Dämmern. Da fühlte ich, wie mir heiß das Blut zum Herzen drang. Ich trug ein einzig Jubeln und Klingen in mir: ich trage mein Leben aus des Heilands Händen! Das ernste, heilige Leben!

Läutet es hinaus, ihr Glocken in den ersten, verheißungsvollen, sonnentrunkenen Frühlingstag! Ich trage mein Leben in geheiligten Händen, und solches Leben ist Freude ... Freude, Freude!

Senta Lindau

Johannes Müllers „Jesus"

Die Leben-Jesu-Forschung ist der rätselhaften gigantischen Erscheinung Jesu nicht gerecht geworden. Sie hat ihn in die Flachbahn geschichtlicher Entwicklung einzubeziehen versucht, dadurch daß sie seine Äußerungen mit dem geschichtlichen Vorher verband und seine Wirkung in dem geschichtlichen Nachher versickern ließ, in der „Verweltlichung des Christentums", die ja „geschichtlich notwendig" gewesen sein soll.

Johannes Müller, der seit Nietzsche in unsrem Volke am stärksten und elementarsten die Fragwürdigkeit des einzelmenschlichen, völkischen und menschheitlichen Daseins und Lebens und die Krisis unsrer Kultur schon vor dem Kriege verspürte und zum Ausdruck brachte, zugleich aber ebenso stark nach einer praktischen Lösung des Rätsels Mensch trachtete, hat in Jesus den Weg dazu wiederentdeckt. Seit 30 Jahren kreisen alle seine Schriften um Jesus, angefangen von der „Entstehung des persönlichen Christentums der paulinischen Gemeinden" (Hinrich, Leipzig) bis zu seinem bisher bedeutendsten Buch, der „Bergpredigt", die wie eine Offenbarung über ihn kam, zu den „Reden Jesu" (1. Bd. „Von der Menschwerdung", 2. Bd. „Von der Nachfolge", 3. Bd. „Vom Vater im Himmel") und zu den Büchern „Gott" und „Von Weihnachten bis Pfingsten" (alles bei Beck, München, erschienen), um von den anderen Schriften zu schweigen. Müller ist in die Worte Jesu mit kongenialem Verständnis auf Grund von unmittelbarer Erfahrung eingedrungen und hat, ich möchte sagen, fast naturwissenschaftlich nüchtern hinter der zeitgeschichtlichen Fassung der Worte die Tatsachen und Gesetze der wahren Menschwerdung, der Umwandlung und Neuschöpfung des Menschen durch Gott und ihrer Vorbedingungen aufgezeigt. Immer schon stand hinter den bisherigen Büchern Jesus; immer wieder fielen Streiflichter auf sein Wesen und die Art seiner menschlichen Erscheinung.

Und doch hat Johannes Müller jetzt erst, nachdem er das 60. Lebensjahr überschritten hat, auf viele Fragen hin, die an ihn gestellt wurden, in der eben erschienenen Schrift „Jesus, wie ich ihn sehe" (Verlag der Grünen Blätter, Schloß Elmau, Post Klais, Oberbayern, 96 Seiten, 2 Mk. mit Zusendung) zum erstenmal für sich und für andere das geheimnisvolle Wesen Jesu

und die Art seines Lebens monumental und geschlossen darzustellen versucht und uns damit das heutige Ergebnis seines dreißigjährigen Eindringens in Jesus geschenkt.

In gewaltiger Fülle und Gedrängtheit, nüchtern sachlich Wirklichkeit gegen Wirklichkeit stellend, legt Johannes Müller dieses von allem sonstigen Menschlichen grundverschiedene Sein und Leben Jesu dar. Nicht so, wie wenn er von dem vielfach christlich übermalten Bilde Jesu die Übermalungen entfernt und das Original, wie es in den Evangelien liegt, rein herausgeholt hätte; so ein Bild läßt sich überhaupt nicht gewinnen. Müller greift durch alle sinnlich-endlichen Fassungen der Züge und Worte Jesu, wie sie die Evangelien zeigen, hindurch zum geheimnisvollen wesenhaften Kern Jesu, zu seiner Verwurzelung im Reiche Gottes, und legt dies nicht begrifflich, sondern anschaulich, wobei manches Wort Jesu völlig neu aufleuchtet, in acht Abschnitten auseinander: 1. Der Ursprung; 2. die Krisis und die Entscheidung; 3. der Sohn Gottes; 4. der Erfüller; 5. der Heiland (nicht bloß im seelischen, sondern auch, weil engstens damit zusammenhängend, im körperlichen Leiden der von Gott abgewandten Menschheit; die Krankenheilungen sind naturnotwendige Äußerungen des Reiches Gottes, weder magische Wunder noch durch Suggestion bewirkt); 6. der Meister (hier werden auch die Vorbedingungen, Grundzüge und der im selbstvergessenen Dienen liegende Kern der Nachfolge Jesu aufgezeigt, die nicht Nachahmung eines erbaulichen, aus den Evangelien gewonnenen Bildes Jesu ist, sondern ein von Gott aus gewirktes Trachten der an sich verzweifelten Menschenseele nach dem Reiche Gottes mit einer Aufgeschlossenheit für den im täglichen Leben sich offenbarenden Willen Gottes und einer unmittelbaren, selbstvergessenen, rücksichtslosen und unreflektierten Erfüllung dieses Willens); 7. der Blutzeuge; 8. der Herr.

Der Geistesgeschichte der Menschheit gegenüber stellt Johannes Müller vor allem ein Doppeltes von Jesus fest: 1. Keiner vor ihm und nach ihm hat das eigentliche und wahre Leben entdeckt, geschweige daß er es darin zur Meisterschaft gebracht hätte. Jesus ist Kenner und Könner, nicht Theoretiker, auf dem Gebiet des dem Menschen ursprünglich eigentümlichen Seins und Lebens, das Gott weckt und schafft. 2. Jesus ist in der von uns erfaßbaren menschlichen Geistesgeschichte der einzige Führer zum Leben, zu Gott dem Lebendigen und in sein Reich; alle anderen, auch die bedeutendsten Geister schießen nur „Pfeile der Sehnsucht nach dem jenseitigen Ufer". Jesus aber wußte, kannte, zeigte und führte den Weg aus dem Sterben zum Leben. Er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben" schlechthin, einzig und ausschließlich. Der Religionsgeschichte aber gegenüber stellt Müller fest, daß man das, was Jesus brachte, nicht mit Religionen, Moralen und irgendwelcher Menschenkultur vergleichen oder gar verbinden kann.

Wenn Müller die Verwurzelung des Seins und Lebens Jesu im Reiche Gottes aufzeigt, so übersieht er doch nicht seine ganz eigenartige und starke Menschlichkeit. Zwar war Jesus ohne Sünde, aber er war nicht „moralisch einwandfrei". Er, der sagte, man solle dem Bösen nicht Widerstand leisten, stieß rücksichtslos im Tempel die Tische der Händler um und trieb sie mit einer Geißel hinaus; wie reimt sich sein siebenfaches Wehe über die Schriftgelehrten und Pharisäer und sein Ausruf: „Ihr Schlangen und Otterngezüchte" mit seinen eigenen Worten zusammen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" und „Wer zu seinem Bruder sagt: du Lump, der ist des höllischen Feuers schuldig"? Die Bewegung Gottes des Lebendigen auf die Menschheit zu, die aus Jesus in Wort und Tat wirkte, trat durchaus nicht in einer alle anziehenden und beglückenden Persönlichkeit in Erscheinung. „Im Gegenteil: man sah es ihm nicht an. Das Außerordentliche, das man an ihm spürte, war nur dies, daß er ganz anders war als alle anderen Menschen. Das fiel auf, beunruhigte, ja ärgerte und stieß ab. Jesus machte viel eher einen befremdenden, ja unheimlichen, als einen anmutenden Eindruck. Ein Gefühl des Abstands und Respekts hielt die Menschen fern. Man traute sich nicht an ihn heran, geschweige daß jemand gewagt hätte mit ihm wie mit seinesgleichen zu verkehren. Was die Menschen zu ihm trieb und ihm nachlaufen ließ, waren die Teufelsaustreibungen, Krankenheilungen, sein revolutionäres Auftreten und die unerhörte Kühnheit seiner Worte, kurz das Sensationelle, das bis auf den

heutigen Tag die Massen anzieht. Aber er selbst war gar nicht anziehend, sondern vielmehr Ärgernis erregend. Das gewaltige Bewußtsein seiner Sendung, der tiefe Ernst, die strenge Sachlichkeit seiner Haltung, der alles Verbindliche fehlte, der rücksichtslose Radikalismus, die Geradheit und Schlagkraft seiner Äußerungen erschreckten, so daß die Menschen Furcht und Zittern ankam. Die wenigsten hielten es bei ihm aus. Um ihn wehte Katastrophenluft."

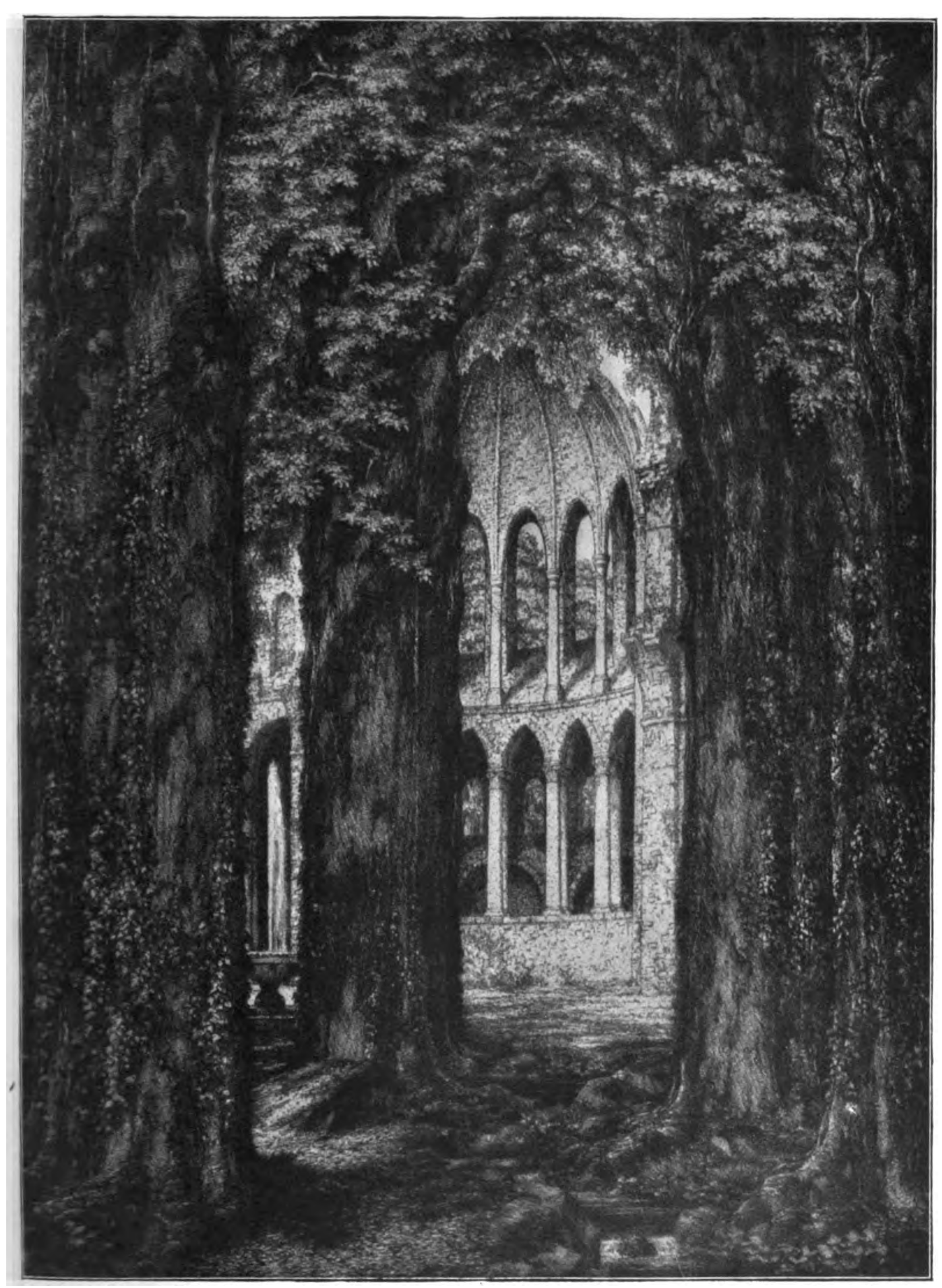
Unerhört und bisher noch nie ausgesprochen ist das, was Johannes Müller an Jesus sieht — nicht sich zusammendenkt, sondern auf Grund von unmittelbarer Erfahrung sieht: Jesus ist kein Religionsstifter und kein Morallehrer; er steht nicht nur jenseits von Gut und Bös, sondern auch jenseits von Religion und Kultur; er ist nur Träger und Verkünder des Reiches Gottes, das abgrundtief getrennt ist von allem philosophischen und praktischen Idealismus, von allem Humanismus und Sozialismus, von aller lehrhaften Moral und Religion — darum auch und vor allem vom Christentum selbst. Für Jesus kommt das Reich Gottes hier auf Erden; das Christentum hat diesen Glauben verloren und den Schwerpunkt des Lebens von dem Diesseits hinweg in ein Jenseits nach dem Tode verlegt.

Aber, mag auch das Christentum jeder Schattierung Jesus mißverstanden haben, hat er nicht wenigstens für die Menschheit die vollkommenste Moral gebracht?

Wann und wo sind je die sittlichen Forderungen der Bergpredigt erfüllt worden? Wo sind diese „tollen Forderungen" und „kühnen Paradoxien" verwirklicht worden? Die Bergpredigt ist eben kein Sittengesetz, sondern Zeugnis vom Reiche Gottes und den zukünftigen Menschen, die im Reiche Gottes sind. Nur für die im Anfang der Bergpredigt gepriesenen „Armen im Geiste" gilt sie, für solche, die an allem menschlichen Denken und Wollen irre geworden, die an dem besten moralischen Bemühen und an aller Arbeit an sich selbst gescheitert, die an sich und an allen menschlichen Scheinordnungen und Zivilisationsbemühungen verzweifelt sind — und die sich nun innerlich ausstrecken nach dem, wie sie eigentlich sein und leben sollen, nach einer wahren Ordnung und Gemeinschaft der Menschen, die nur von Gott dem Lebendigen, diesem Erreger ihres ihnen unbegreiflichen seelischen Triebes nach etwas ganz Anderem, Wahren und Echten, geschaffen werden kann. Nur zu diesen spricht Jesus: In ihrer Erregung und Verzweiflung wirke schon der Griff Gottes; in dem Zusammenbrechen und Sterben ihres Ich rege sich schon das neue Werden ihres eigentlichen Menschseins, von Gott her geschaffen. So sind sie das Licht der Welt und das Salz der Erde (nicht: sie sollen sich bemühen, es zu werden); so, wie sie sind, die an allem Menschlichen irre Gewordenen, können sie nicht Gott dienen und dem Mammon. In ihnen keimt schon die neue ursprüngliche Sittlichkeit des Reiches Gottes, wo, wie bei Kindern, die Rede „Ja, ja!" und „Nein, nein!" ist und die Rechte nicht weiß, was die Linke tut, wo man alle menschlichen Scheinordnungen in ihrer Brüchigkeit erleidet und sie doch als das Gegebene sprengend „erfüllt", ihre letzten Zwecke verwirklicht und wesenhaft ans Licht bringt.

Reich Gottes? Es ist ein Geheimnis, das Jesus weder für sich noch für andere erkenntnismäßig und worthaft zu bannen suchte, das er nie den Menschen verständlich machte. Er spricht davon in Gleichnissen, wie er ausdrücklich sagte, damit man es nicht verstehe. Auf welche neuanbrechende Wirklichkeit deutet es hin? Überall, im eignen Leben und in allen menschlichen Ordnungen, soll Gott zur Geltung kommen, nicht eine Idee von Gott, sondern Gott der Lebendige selbst, dieses Grundandere, was hinter allem liegt und zur Schöpfung drängt, auch zur Schöpfung des Menschen, wie er sein soll. Das sollte mit Jesus anbrechen und auf die Erde kommen: eine Menschheit von Gottes Art, mit einem in ihm verfaßten Wesen, einer ihm eigenen Lebensweise, die er so unmittelbar beherrscht, daß sie ganz von selbst ihn offenbart und allenthalben seinen Willen verwirklicht. Aber ohne Kompromiß mit irgendwelchen menschlichen Veranstaltungen, und seien es auch die feingeistigsten, kommt das Reich Gottes. „Eine neue Weltanschauung und Moral, Mythus und Kultus, Theologie und Philosophie, Kultur und hierarchisch-politische Organisation, Gesetze und Ideale, Kunst und Wissenschaft waren die Mächte, die





Ruine Kloster Heisterbach — Georg Broel

mobil gemacht werden konnten, Logik, Psychologie, Pädagogik, suggestive geistige Bearbeitung, Ausnützung aller menschlichen Abhängigkeiten und Interessen, Instinkte und Bedürfnisse die Methode, Geld und Wohlsein, Versprechungen und Drohungen, Gewalt, List, Knechtung und Verfolgungen die Mittel, um die Menschen zu gewinnen und gefügig zu machen und auf „religiös-sittlichem Wege“ den neuen Menschen zu züchten und die Menschheit in ein Volk Gottes zu verwandeln. In der Versuchungsgeschichte hat Jesus diese Anfechtung klar erkannt; ihr gegenüber bekannte er sich mit seiner Antwort: „Es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen“ ausschließlich und völlig zu Gott, zum Reiche Gottes als reiner Schöpfung von Gott aus, zu Gottes Gedanken und Wegen, Mitteln und Kräften.“

Jesus verkörperte persönlich und anschaulich das Reich Gottes. Er war nach Müller keine Steigerung und Vollendung des Menschen, wie er bisher war, sondern die Neuschöpfung dessen, wie der Mensch ursprünglich von Gott gedacht war, die leibhaftige Erscheinung der göttlichen Idee des Menschen. Schon im Mutterleibe geheiligt durch die von Gott entzündete Erwartung und Spannung seiner Eltern auf das ganz Neue — ein Geheimnis, das die Geburt Jesu von der Jungfrau symbolisch ausdrückt —, stand er zeit seines Lebens im Reiche Gottes, brachte die Kunde davon durch kurze, blitzartige Worte, nicht durch eine Lehre und stellte in allen seinen Lebensäußerungen dieses Neue von Gott aus dar, als reines Organ und Sachwalter seines Vaters. „Das Heil, das Jesus ausstrahlte, war nicht eine allgemeine Beseligung, die sich über die Menschen ergoß und die Erde in ein Paradies verwandelte, das Reich Gottes nicht ein Zeitalter göttlicher Humanität, das in der Welt Glück für alle versprach, sondern es war ein schicksalhaftes Geschehen der lebendigen Energie Gottes, in der seine unnahbare Heiligkeit und unantastbare Gerechtigkeit in und mit seiner Liebe und Barmherzigkeit glühte. So erfuhren es die Menschen an Jesus.“ Mit der Gnade Gottes war unlösbar das Gericht verbunden. „So herrlich, wie die Gnade in Jesus alle Menschen in die Arme des Vaters schloß, so vernichtend zuckte die Flamme des Gerichts aus seiner Haltung und aus seinen Worten. So barmherzig er sich aller Armen und Elenden annahm, so unbarmherzig zerschmetterte er alles selbstbefriedigte, satte, von sich selbst überzeugte Menschenwesen. Namentlich wo es sich um die Vertreter der Moral und Religion handelte, die die Sache Gottes in Erbpacht hatten, war er die leibhaftige Heiligkeit Gottes, vor dem alles Menschenwerk ein Greuel ist. Sein siebenfaches Wehe über die Schriftgelehrten und Pharisäer ist etwas Unerhörtes in der Weltgeschichte. Wahrhaftig, das waren nicht Urteile von dieser Welt, sondern Blitze aus der Tiefe der göttlichen Wahrheit, vor der aller heuchlerischer Schein und auch die naivste fromme Selbstsucht in ihrer Gotteslästerlichkeit offenbar wurde.“

So geriet Jesus mit den Vertretern der herrschenden Religion und Moral, aber auch mit dem Volke, dessen Masseninstinkten er zuwider war, in schärfsten Widerstreit, bis sie ihn nach einem öffentlichen Wirken von kaum einem Jahr umbrachten. Es gibt keine Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt, sondern nur einen Kampf ums Dasein auf Tod und Leben, in dem die Welt tötet und Gott siegt; darum mußte Jesus sterben. Nicht um Gott Genugtuung für die Sündenschuld der Menschheit zu leisten, wie es sich der Wahn der christlichen Lehre zurechtgelegt hat — ein Hohn auf die bedingungslose, wahllose, von Menschen überhaupt nicht faßbare Liebe Gottes, wie sie in Jesus, dem Heiland, zutage trat —, nicht darum mußte Jesus sterben, sondern weil er auf keinen Kompromiß mit der Welt einging und weil er in dem Leidensweg durch Tod zum Leben den Weg für das Kommen des Reiches Gottes erkannte. „Erst das erwies den zweifellosen Sieg Gottes, daß die Welt das Äußerste tat und erreichte, was in ihrer Macht stand, aber Gott durch die Auferweckung Jesu dartat, daß gerade dies die Offenbarung seiner souveränen Herrlichkeit erst recht ermöglichte, die das Reich Gottes auf Erden überweltlich begründete, jenseits von Raum und Zeit, Sinnen und Formen, vergänglichem und verderblichem Wesen, Sünde und Schuld, Not und Tod.“ Durch die Ausgießung des heiligen Geistes zu Pfingsten wurde das Reich Gottes in einer Gemeinschaft des Geistes Gottes, in einer neuen, von Gott

geschaffenen Menschheit begründet und bei aller Mannigfaltigkeit der Gestaltung einheitlich in ihm verfaßt, von ihm erfüllt und durchwaltet — in jetzt selbständigen, freien und kühnen Menschen, die vor dem Tode Jesu unselbständig und hilflos auf ihrem Meister lasteten und ihn in seiner Todesnot verließen. „Jesus gewann jetzt in jedem dieser Apostel eigentümliche Gestalt und lebte in ihnen als Organen und Werkzeugen seiner Heerfahrt des Reiches Gottes zum Sieg über die Welt.“ „Aber diese Eruption des Jenseits im Diesseits, die aus dem Chaos der Welt den Kosmos Gottes hervorgehen lassen sollte, kam ins Stocken, das umwälzende göttliche Geschehen trat zurück und setzte aus.“ Gesetzeswesen, Weisheit der Welt, Kultus, Mysterien, Zeremonien, Worte und Zeichen drangen ein und gewannen die Herrschaft. „An Stelle des Neulands Gottes trat eine Heilsanstalt, an Stelle des heiligen Geistes die christliche Religiosität, an Stelle neuer Menschen Fromme und Heilige. Dadurch wurde Jesus von der Erde verdrängt und zog sich zurück in das Geheimnis der Gemeinschaft mit seinem Vater. Nicht daß er seine Herrschaft niedergelegt hätte: er wirkte weiter, aber nicht durch die christliche Religion, sondern trotz ihrer. Er wird sich nie zum Christentum bekehren, sondern das Christentum muß sich zu ihm bekehren. Er leistet allem Eifer, ihn in den Himmel zu heben, statt ihn auf der Erde zu verwirklichen, einen Kultus mit ihm zu treiben, statt ihn in sich leben zu lassen, einen unbeugsamen schweigenden Widerstand.“ —

Johannes Müller hat dem Titel seiner Schrift den Zusatz: „Wie ich ihn sehe“ beigefügt. Damit weist er von vornherein ebensosehr auf den persönlichen Charakter dieser Jesusdarstellung hin wie auf ihre Unmittelbarkeit und nicht begriffliche Anschaulichkeit. Müller will nicht zu den vielen schon vorhandenen Auffassungen von Jesus eine neue Auffassung hinzufügen und zur Geltung bringen, damit man sie sich aneignen soll. Vor dieser Gefahr, die nur ein neuer Irrweg von Jesus weg wäre, warnt er ausdrücklich. Das, was Müller an Jesus sieht, stellt einen vielmehr vor die Frage der Nachfolge Jesu. Und diese ist durchaus nicht, wie das Christentum will, an eine bestimmte Auffassung von Christi Person und Werk gebunden, sondern an die gänzliche Umstellung unsres Seins und Lebens in die Richtung auf das Reich Gottes hin.

Dr. Josef Ulmer

Bismarck und Boetticher

Mit Recht sagt Wilhelm Schüßler im Vorwort seines vortrefflichen Buches über Bismarcks Sturz: „Je inniger man davon überzeugt ist, daß die Entlassung des Fürsten Bismarck eine verhängnisvolle Epoche im Leben des deutschen Volkes bedeutet, um so gebieterischer fordert die Pflicht, uns die sachlichen und persönlichen Ursachen dieses Ereignisses klarzumachen.“ Da gilt es in erster Linie, tiefer in die Seele des Mannes einzudringen, dem Bismarck vor allem seinen Sturz aufs Schuldkonto setzte: Heinrich von Boettichers.

Zwar hat Boetticher in eigenhändigen Aufzeichnungen die grausam lastende Wucht dieses Vorwurfs, die ihn Tag und Nacht drückte, abzulasten versucht (Fürst Bismarcks Entlassung. Herausgegeben von Professor Dr. Georg Freiherr von Eppstein, Berlin. Verlag August Scherl). Aber diesem Entlastungsversuch steht schwerwiegend die Anklage Bismarcks gegenüber im dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“; es wird wohl leichter sein, einen erratischen Block fortzuwälzen als diese wie ein Fels wuchtende Anklage. So weit ich sehe, hat bislang nur Dr. Alfred Funke in dem Bismarck-Buch des deutschen Volkes die Aufzeichnungen Boetticher einer objektiven, aber vernichtenden Kritik unterzogen (a. a. O. S. 315 f.). Funke hat auf Grund seiner Untersuchung es, so weit ich sehe auch zum erstenmal, gewagt, Boetticher klipp und klar einen „Bismarckverräter“ zu nennen (a. a. O. S. 397 unten). Ist diese Bezeichnung als zu hart und ungerecht abzulehnen?



Die Antwort auf diese Frage muß zum Teil aus der Psychologie Boettichers geschöpft werden. Eine solche gibt, wenn auch nur in Umrissen, meisterhaft Wilhelm Schüßler a. a. O. S. 95—96, eine Charakteristik des Staatssekretärs, welche man immer wieder durchdenken muß. Zu allen diesen psychologischen Erörterungen soll nun hier noch ein kleiner Baustein beigefügt werden, welcher aus Boettichers eigenen Aufzeichnungen stammt, bislang übersehen ist, aber einen tiefen Blick in die Seele des Mannes zu tun erlaubt.

Einer der ersten Konflikte, welche sich zwischen Wilhelm II. und Bismarck auftaten, war die Frage der Zulassung der russischen Eisenbahn-Konvertierungsanleihe von 250 Millionen Mark bei der Berliner Börse. Der Kaiser war dafür, die Notierung zu erschweren, um Rußland nicht zu stärken, Bismarck hingegen, von der hohen Warte seiner auswärtigen Politik, wünschte, daß Rußland, mit dem er im Sinne des Rückversicherungsvertrages gut stehen wollte, durch Nichtzulassung der Papiere nicht vor den Kopf gestoßen werde. In Eppsteins Buch nehmen die Schreiben hin und her in dieser Angelegenheit einen breiten Raum ein (S. 97—118), es gewährt dem Historiker einen eigenartigen Reiz, diese Schreiben zu studieren, in welchen die oben genannten Meinungsverschiedenheiten zwar in diplomatischer Form, aber sachlicher Schärfe miteinander ringen. Endlich siegte Bismarcks Ansicht, das Börsen-Kommissariat, welches über Zulassung oder Nichtzulassung zu entscheiden hatte, entschied dahin, daß die russische Anleihe zur Notierung an der Berliner Börse zugelassen würde. Bismarck wird aufgeatmet haben. Der vorsichtige Boetticher fragt bei ihm an, ob er dieses Resultat dem Kaiser, der sich auf Reisen befindet, „amtlich melden" solle, ehe er es aus Zeitungsnotizen erfahre. Bismarck entscheidet, daß der Staatssekretär „von Berlin aus Immediatbericht" erstattet. Boetticher hat uns nun seinen Immediatbericht an den Kaiser mitgeteilt. Der Anfang dieses Berichtes lautet: An des Kaisers und Königs Majestät. „Euer Majestät erstatte ich auf Ersuchen des Handelsministers (also Bismarcks) die alleruntertänigste Anzeige, daß das hiesige Börsen-Kommissariat gestern den lebhaft zu beklagenden Beschluß gefaßt hat, die neue Russische Eisenbahn-Konversionsanleihe bei der hiesigen Börse zur Notierung zuzulassen." In diesem Anfangspassus des Boetticherschen Berichtes ist der eine Satz sorgfältig unter die Lupe zu nehmen: „Den **lebhaft zu beklagenden** Beschluß". Denn dieser Satz läßt einen tiefen Blick in die Psyche Boettichers zu. Wer beklagte denn den Beschluß des Börsen-Kommissariats lebhaft? Bismarck doch durchaus nicht, wie wir sahen. Mithin hätte die rechte Hand Bismarcks, Boetticher, diesen Beschluß auch nicht zu beklagen brauchen, sollte doch Boetticher nach Bismarcks Ausführung in seinem dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen" dazu da sein, den Kanzler zu unterstützen und seine Gedanken und Ausführungen, auch dem Kaiser gegenüber, zu vertreten und zu unterstützen. Wenn Boetticher es in seinem Bericht vor dem Kaiser also wagt, von „dem **lebhaft zu beklagenden**" Beschluß des Börsen-Kommissariats zu reden, so sieht man, wie schon hier, im Juli 1889, wenn auch noch latent, sich das Zünglein der Boetticherschen Zuneigung dem Kaiser zuwendet, und sich von Bismarck, seinem Herrn und Meister, abwendet. Denn wenn er in seinem Bericht den Beschluß lebhaft beklagt, so macht er sich des Kaisers Stimmung zu eigen und sieht durch des Kaisers, nicht durch Bismarcks Brille die ganze Angelegenheit an. Wer könnte sich hier, bei diesem kleinen, aber bezeichnenden Zug, der Auffassung verschließen, daß Boetticher sich der aufgehenden Sonne kaiserlicher Gunst zuwendet, sich aber von der alternden Kraft eines Bismarck leise abwendet, weil er wittert, daß vielleicht dessen Tage gezählt sein konnten. Hinzu kommt die ganze diplomatische Art des echten Höflings, welcher dem Kaiser alles mundgerecht zurechtfrisiert, damit der Monarch sich nur an irgend einer scharfen Wahrheit nicht stoße. Hier schon zeigt sich im Keim das Beginnen der nachbismarckischen Periode, welche es vermied, dem Kaiser reinen Wein einzuschenken, ihm hingegen alles mundgerecht machen und ihm alles in schönstem rosenroten Licht erscheinen lassen wollte, vor allem des Kaisers eigene Worte und Werke. So betrachtet, erhalten die Worte Boettichers eine eigentümliche Beleuchtung, wir erkennen hier schon deutlich ein Abrücken von Bismarck und ein Hinschielen auf den Augenwink des Kaisers.



In der Frage des Arbeiterschutzes sollte dann der Augenblick kommen, wo Boetticher die Maske fallen ließ. Im ewig unvergeßlichen Kronrat vom 24. Januar 1890 mußte Bismarck klar erkennen, daß sein Gehilfe sich auf des Kaisers Seite geschlagen hatte und ihm nicht mehr tatkräftige Hilfe bot. Die aus dem Immediatbericht schon deutlich erkennbare Giftsaat der Untreue ging hier in üppiger Blüte auf, Boetticher wurde, als welcher er in der Geschichte trotz aller Reinigungsversuche weiter fortleben wird, der „Bismarckverräter".

Wilhelm Zwick-Arenshorst

Schwindeleien im Geiste Leo Taxils

Vorbemerkung. In gut deutschen Kreisen droht, unter der Gewaltherrschaft des Westens und bei dem unauffälligen, doch unaufhaltsamen Andrang der Ostjuden, eine Gefahr, der wir ins Auge blicken müssen: ein Verfolgungswahn, eine Gespensterfurcht. Dem steht eine unwissenschaftliche Germanenschwärmerei zur Seite, die manchmal ins Kindische geht, wie der Rassenforscher Günther selber hervorgehoben hat (vgl. Türmer, Februarheft I). Wir empfehlen den wahrlich großen Gefahren gegenüber schärfstes Wachsein, aber auch schärfste Nüchternheit. Die folgenden Ausführungen eines Sachkenners seien besonders völkischen Kreisen ans Herz gelegt. D. T.

Es sind nun schon an die drei Jahrzehnte vergangen, seit die Welt mit ungeheurem Staunen inne ward, daß die wegen ihrer „Klugheit" vielgepriesene römisch-katholische Kirche die Beute eines Schwindels geworden war, und zwar in einem Ausmaß, das man nicht für möglich halten sollte. Das Ganze trug sich nach dem, was man bisher davon wußte, ungefähr so zu:

Im Jahre 1884 hatte Papst Leo XIII. seine bekannte Enzyklika Humanum genus erlassen. Darin schilderte er die Freimaurer als eine Horde von Verbrechern, „zu jeder Freveltat fähig". Ihr Bund sei eine satanische Gegenkirche, die die Verdrängung des einzig wahren, katholischen Christentums bezwecke. Deshalb müßten sich alle Gutgesinnten vereinigen, diese Ruchlosen zu „entlarven und auszurotten". — „Gerade ein Jahr darauf," so schrieb etwas später der deutsche Jesuitenpater Gruber — ein im katholischen Lager als Freimaurerkenner ersten Ranges gefeierter Mann —, „traf der Strahl der göttlichen Gnade einen bis dahin atheistischen und im höchsten Grade kirchenfeindlichen Publizisten, der vielleicht mehr als irgend ein anderer geeignet war, die Aufforderung des Statthalters Christi zu verwirklichen." Der so freudig als Mitkämpfer Begrüßte hieß eigentlich Gabriel Jogand. Er entstammte einer der katholischsten Familien von Marseille. Er zerfiel jedoch frühzeitig mit seiner Kirche. Unter dem Schriftstellernamen Leo Taxil wurde er kommunistischer Zeitungsherausgeber, antiklerikaler Wortführer, Gründer und Leiter der französischen Freidenkervereine und bekämpfte als solcher den Katholizismus in einer derart schonungslosen, ja unverantwortlichen Weise, daß er selber sagt, dies hätte eigentlich ausreichen müssen, ihm jede Möglichkeit zu seinen späteren Streichen zu benehmen. Da er indes plötzlich von frommen Redensarten zu triefen begann und sich unter beständiger Berufung auf den ausdrücklich kundgegebenen Willen des Heiligen Vaters mit Feuereifer dem Nachweis widmete, die Freimaurerei sei tatsächlich die Kirche Satans auf Erden, wurden die von ihm massenhaft herausgegebenen Antifreimaurerschriften von seinen neuen Glaubensgenossen geradezu verschlungen. Alle katholischen Blätter feierten ihn in ähnlich hohen Worten wie P. Gruber S. J. als großen „Enthüller". Bischöfe, Kardinäle drängten sich um ihn, ihn zu beglückwünschen und zur Fortsetzung seines Kampfes anzuspornen. Ja, Papst Leo XIII. selber empfing Taxil in Privataudienz und spendete ihm auch brieflich seinen Apostolischen Segen.

Dabei war, was Taxil vorbrachte, so ausgesucht blödsinnig, daß es unbegreiflich ist, wie mit gesundem Menschenverstand begabte Männer seine Ammenmärchen überhaupt ernst nehmen konnten. Man muß das Buch „Leo Taxils Schelmenstreiche" (Verlag R. Peitz, Camburg a. S.) lesen, in dem P. Braeunlich soeben die erste zusammenhängende Darstellung dieser ungeheuerlichen Vorgänge gibt, um aus einem Staunen ins andere zu fallen. Schon die Untertitel der drei Bändchen (à 2 ℳ), von denen die ersten beiden vorliegen, das dritte, im Druck

befindlich, uns zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt wurde, lassen erkennen, daß es sich um Dinge handelt so unerhört und hirnverbrannt, wiewohl zugleich witzig im höchsten Grade, wie sie sich wohl sonst noch nie auf Erden zutrugen. Sie lauten: „1. Die Satanskirche“, „2. Der Höllendoktor und sein Hexengefolge“, „3. Der Teufelsbraut Ende und das Aufblühen der Weltlüge.“ Der schlaue Schwindler, genial in seiner Weise, dabei verlogen und tollkühn bis oben hinaus, gebrauchte insbesondere den Trick, allerlei wunderbare, meist erdichtete Personen als Schriftsteller in Zeitungen und zahllosen Büchern an seine Seite treten zu lassen, die, was er den Freimaurern andichtete, bestätigten und noch übertrumpften. Die Komik dieses Gewimmels von „Zeugen“ ist unübertrefflich. Wir nennen von ihnen nur den alten Handelsjuden Paul Rosen, den „Patriarchen“ der Valentinischen Gnostiker Jean Kostka, den Dämon der letzten Stunde Papus, den kalabrischen Dichter-Professor Margiotta, die Teufelspäpste Pike und Lemmi, die Urgroßmutter des Antichrist Sophie Walder und die seelensgute Teufelsbraut Miß Diana Vaughan. Beinahe jedem seiner ulkigen Mitenthüller wußte Taxil nicht bloß bischöfliche Anerkennungen in Fülle, sondern auch den Segen Papst Leos XIII. zu verschaffen. Besonderer Beliebtheit erfreute sich in der katholischen Welt einer derselben, der unter dem Namen eines „Dr. Bataille“ auftrat, und der nachher das gemeinsame Treiben u. a. in folgender Weise zu schildern sich das Vergnügen machte:

„Alles war reiner Schwindel. Als die gegen die Freimaurer als Verbündete Satans gerichtete Enzyklika Humanum genus erschien, kam ich auf den Gedanken, daß dies ein richtiger Stoff sei, um aus der bekannten Leichtgläubigkeit und unergründlichen Dummheit der Katholiken Geld zu schlagen. Es bedurfte nur eines Jules Vernes, der diesen Räubergeschichten einen verlockenden Anstrich gab. Ich war dieser Jules Verne. Ich hatte viele Länder bereist und erzählte die wunderbarsten Geschichten, die ich in exotische Gegenden verlegte, sicher, daß niemand sich an Ort und Stelle begeben würde, sie auf ihre Wahrheit zu prüfen. Die Katholiken verschlangen das Ganze ohne jede Schwierigkeit. Die Einfalt dieser Leute ist so groß, daß, wenn ich ihnen heute sagte, ich hätte sie zum besten gehabt, sie sich weigern würden, mir zu glauben. Sie würden vielmehr in der Überzeugung verharren, daß alle meine Enthüllungen nur die lautere Wahrheit enthalten. Ich kannte meine Pappenheimer. Manchmal wenn ich eine etwas gar zu unglaubliche Geschichte aufs Tapet brachte, wie z. B. die Geschichte der Schlange, die mit ihrem Schwanze Prophezeiungen auf den Rücken Diana Vaughans schrieb, oder die Geschichte des Teufels, der, um einen Freimaurer zu heiraten, sich in eine junge Dame verwandelte und am Abend als Krokodil Klavier spielte, sagten meine Mitarbeiter, denen vor Lachen die Tränen in den Augen standen: ‚Teuerster, Sie gehen zu weit! Sie verderben uns den ganzen Spaß!‘ Ich aber antwortete ihnen: ‚Bah, lassen Sie mich nur gewähren! Das wird schon gehen!‘ — Und es ging in der Tat . . .“ Von der Größe des Erfolgs der ungeheuren Mystifikation kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man liest, was nach ihrer scheinbaren Beendigung der Nestor der katholischen Presse Frankreichs, Eugen Veuillot, darüber schrieb. Er sagt:

„Dem dreisten Schwindel sind viele, sogar sehr viele zum Opfer gefallen. Man durfte bis vor kurzem über diese Dinge weder scherzen, noch sein Bedauern darüber aussprechen, sich dagegen weder eine Einwendung noch eine Bemerkung erlauben. Sonst wurde man in diesen Kreisen gleich als verdächtig angesehen oder geradezu des Mangels an Glauben beschuldigt. An Taxil, diesen neuen heiligen Augustin, nicht glauben, hieß: das Einwirken des Teufels auf diese Welt leugnen und am übernatürlichen Wirken Gottes zweifeln. In den Augen des großen Leserkreises der sogenannten religiösen Presse galt er für einen Heiligen. Solche Anschauungen wurden uns in letzter Zeit anläßlich unserer Preßfehde gegen den Betrüger und seine Opfer wohl mehr als hundertmal entgegengehalten.“

Es war am 19. April 1897, wo dann Leo Taxil in den Saal der Geographischen Gesellschaft zu Paris eine große Versammlung katholischer und antiklerikaler Führer einberief, um in ihr lachenden Mundes zu erklären, er habe sich 12 Jahre lang den Scherz geleistet, die katholische



Welt an der Nase herumzuführen. Sein Zweck sei gewesen, einen unwiderleglichen Beweis dafür zu liefern, wie unfähig die katholische Kirche und das Papsttum wäre, den Beruf zu erfüllen, dessen sie sich rühme: einzig berufene Leiterin des menschlichen Geisteslebens zu sein.

Die Sache erregte damals ungeheueres Aufsehen. Aber sie geriet merkwürdig rasch in Vergessenheit. Und zwar war es, wie die jetzt endlich erfolgende Aufklärung der ganzen Angelegenheit zeigt, Leo Taxil — dieser Voltaire und Graf Cagliostro in einer Person — selber, der dafür sorgte. Es verhielt sich in der Tat so, wie er es schon damals durch einen seiner Kumpane in gewohnter Unverfrorenheit aussprechen ließ: die ganze geräuschvolle Selbstentlarvung wurde von ihm nur in Szene gesetzt, um die Aufmerksamkeit abzulenken von einer noch viel größeren und umfassenderen Nasführung, mit der er und seine Freunde beschäftigt waren! Durch den ungeheuren Lärm hat er verhindert, daß man sich in katholischen wie nichtkatholischen Kreisen überhaupt ernstlich mit Erforschung seiner Schwindeleien beschäftigte. Man hielt sie mit dem Geständnis des Schwindlers für endgültig erledigt. Dabei war ein großer Teil der Menschheit schon wieder mit einem Netz ähnlicher Irreleitungen umsponnen. Die Pariser Lügenzentrale hatte sich nämlich inzwischen zu einem großen journalistisch-buchhändlerischen Unternehmen ausgewachsen, das dann je länger je mehr im Geistesleben einen Einfluß erlangte, der nur mit dem einer unserer großen Industriekonzerne im Wirtschaftsleben sich vergleichen läßt. Der Zweck war, wie in dem von uns erwähnten Buche gezeigt wird, einerseits die finanzielle Ausbeutung menschlicher Leidenschaften und Vorurtiele, anderseits aber die Lächerlichmachung aller idealen und zumal religiösen Bestrebungen. Es liegt sogar eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß es sich zugleich um eine Hilfsaktion für den Sieg des Bolschewismus handelt, um die planmäßige Zersetzung unseres Geisteslebens und die Bolschewisierung religiöser Kreise. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß Leo Taxil von Haus aus kommunistischer Schriftsteller war, und daß der Bolschewismus offen das Recht der Lüge als Kampfmittel proklamiert. Zahllose Unbegreiflichkeiten unserer Zeit werden erst verständlich unter Berücksichtigung des Umstandes, daß sie einen gemeinsamen Ausgangspunkt und Rückhalt an solch einer Zentralstelle haben, die das Geistesleben der Menschheit planmäßig zu verseuchen bemüht ist. Es verdient ernstlich bedacht zu werden, was Braeunlich über auffallende, auf diese gemeinsame Quelle hindeutende Erscheinungen beibringt, z. B. in bezug auf folgende Gegenstände: landläufige Vorwürfe gegen die Freimaurerei, Dreyfußprozeß, Trennungskampf zwischen Staat und Kirche, Preßhetze gegen Deutschland im Weltkrieg, vielleicht auch die merkwürdige Rolle von Persönlichkeiten wie Madame Blavatzki usw. im Spiritismus, Okkultismus und in der Theosophie, auch Buddhismus und Hinduismus, Belebung des mittelalterlichen Aberglaubens (Horoskopstellen, siderische Pendel, Chiromantie, Astrologie, Astralmedizin usw.), Ernste Bibelforscher, moderne Christusse usw. usw. [Da zieht der Verfasser seinen Kreis doch wohl zu weit. D. T.] Ein paar kurze Stücke, die unsere Leser besonders interessieren dürften, drucken wir im folgenden aus dem Kapitel „Die belogene Welt" ab:

„Daß das Pariser Spötterkonsortium auch die junge deutschreligiöse Bewegung mit ihrem stark ausgeprägten Nationalgefühl und ihrer Abneigung gegen das Alte Testament und das Judentum überhaupt aufs Glatteis zu führen und lächerlich zu machen bemüht sein würde, war vorauszusehen. Es ist mit nur zu großem Erfolge gelungen. Man nehme die deutschvölkische Presse zur Hand, und wird staunen, wie es in ihr wimmelt von „Entdeckungen", die mit den von Taxil ausgesprengten Mythen, z. B. über die Urgeschichte der Freimaurerei wetteifern. Ist es doch durch allerlei ‚Funde' bereits so gut wie verbrieft und versiegelt, daß Christus selber so etwas wie ein alter Germane war! Neulich hatte nach Zeitungsnachrichten ‚die dänische Palästina-Expedition' auf Friesen der Synagoge von Kapernaum, in der Jesus predigte, eine ganze Reihe Hakenkreuze entdeckt. Daraus ging klar hervor, daß der Hauptmann von Kapernaum, der dieses Gotteshaus erbauen ließ, Germane war und seinem heimischen Lichtglauben mit Be-

geisterung anhing. Nur schade, daß uns auf Anfrage aus der Mitte der katholischen Mönche, die diese Ausgrabungen hüten, unterm 19. November 1924 geschrieben wird: ‚1. Eine dänische Expedition war niemals da. 2. Auf zwei verschiedenen Friesen ist bloß der David- und Salomostern dargestellt. 3. Von einem Hakenkreuz habe ich niemals etwas gesehen.' — Viel Aufmerksamkeit erregte auch ein jüngst besonders in katholischen Zeitungen tobender Streit über ein Hakenkreuz, das ein katholischer Domherr in Olmütz auf seinem Grabmale angebracht haben sollte. Allerdings war dort nichts davon zu entdecken. Das erklärte man damit, daß es der Fürstbischof Kohn — ein geborener Jude — sofort habe ausmeißeln lassen! Die Sache fand Glauben. Zweifelhaft blieb bloß in den diesbezüglichen Zeitungsfehden, ob jenes Kreuz als ein ‚freimaurerisches', ‚alchemistisches' oder ‚urgermanisches' Symbol aufzufassen sei. Es ging also auch hier nach der alten Taxilschen Schaukelpolitik und unter Verwendung ihrer Kunstausdrücke. Das Neueste ist, daß ein ‚Urgermane' adeligen Geblüts, aber polnisch-plebejischer Abstammung, Franz von Wendrin, entdeckt hat, wo eigentlich das Paradies lag. Nämlich selbstverständlich in — — — Pommern und dem benachbarten Mecklenburg. Einschließlich des Gartens Eden handelt es sich ungefähr um die Ebene, die von Wismar bis an die Oder, von Rügen bis zum Kummerowsee und Treptow an der Tollense reicht. Der eigentliche Paradiesgarten umfaßte die Umgebung von Demmin. Seine Umzäunung ging von Tribsees über Grimmen, Greifswald, Anklam, Swinemünde, Wollin, Treptow a. T., Stavenhagen, Malchin zum Kummerowsee. In dieses ‚Paradies' waren die Hebräer von den Germanen, den ‚Göttersöhnen' oder ‚Paradiesbewohnern', verschleppt worden, ‚etwa durch Treibjagd gefangen', aus dem Lande der Dornen und Disteln. Adam, ein rotbrauner Bastard, von den Germanen aus dem Neandertaler durch Kreuzung zum Halbmenschen emporgezüchtet, will seinen Wohltätern ihr Paradies mit der schönen Mostäpfelzucht und den wohlgepflegten Kornäckern rauben. Er verführt die Eva, vom Apfelbaume zu essen. Eva ist so viel wie ‚Havelländerin' (wohl gar Berlinerin!), doch auch ‚Apfelfrau'. Die Verjagung aus dem Paradies geschah durch die Cherubim, also die Cherusker. Darauf trieben sich die Hebräer in der Welt herum. In Palästina angelangt, nannten sie eine ihrer Städte Jericho. Dies in Erinnerung an das unvergeßliche Jerichow bei Magdeburg. Nach dem Dörfchen Jordan, Kreis Schwiebus, wurde ein dortiger Flußlauf gleichfalls Jordan getauft. Euphrat ist = Warte, Triebsees = Troja, das Flüßchen Peene = dem Paradiesstrom Pison usw. Unser heutiges Weihnachtsfest war ursprünglich die, nun schon vieltausendjährige Siegesfeier der Vertreibung des Hebräervolkes ‚aus dem heiligen Vaterlande', so in der glorreichen Schlacht beim Paradies geschah. Darum auch: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden (= Germanien) und den Germanen ein Wohlgefallen!' usw. usw. Wie Madame Blavatzky in den Hochgebirgen Innerasiens ihr ‚Buch Dzyan', Miß Vaughan in den Geheimarchiven der Palladisten Nordamerikas das ‚Buch Apadno', so hat Herr ‚von' Wendrin, im unzugänglichen Norden Europas mit Lebensgefahr umherkrauchend, an unbekannten Felsenwänden viele Jahrtausende alte Runeninschriften unserer germanischen Vorfahren entdeckt, von denen er vorerst in weiser Selbstbescheidung nur Bruchstücke mitteilt. Wie er nämlich mündlich versicherte, wird die Wissenschaft noch ein halbes Jahrhundert lang vollauf zu tun haben, um diese Schätze der staunenden Menschheit zu vermitteln! Er ängstigt sich selbstverständlich, daß irgendwer, noch ehe er alles veröffentlicht hat, die von ihm sorgsam verschwiegene Felsenwildnis aufstöbern wird, um ihm mit ähnlich kostbaren Entdeckungen zuvorzukommen. Hoffentlich bleibt er länger am Leben als Fräulein Vaughan selig, so daß wir schließlich nicht ebenso jämmerlich um seine ‚Runeninschriften' kommen, wie einst um Miß Vaughans verschollene ‚Bibel der Luziferanbeter'!"

Herrn von Wendrins Werk ist glänzend ausgestattet: 250 Seiten Text, bestes Papier, vorzüglicher Druck, Karten, Bilder, vornehmer Leinwandeinband. Und der Verlag? Einer der angesehensten Deutschlands: G. Westermann in Braunschweig!

Auf Anfrage teilt jedoch das kgl. Heroldsamt Herrn von Hertzberg (s. Deutsche Zeitung 29. November 1924) mit, daß es ein Geschlecht „von Wendrin" in der heutigen Adelsliteratur nicht gäbe.



Nach Feststellung des Gerichtes heißt Franz von Wendrin in Wirklichkeit ganz schlicht Franz Wydrinski. Er ist am 4. Oktober 1887 in Ratibor-Studzienna geboren, war unlängst in einen Geldfälscherprozeß verwickelt, wurde aber freigesprochen, weil er seit 1920 an krankhafter Störung seiner Geisteskräfte leide. Wir sind im Gegenteil geneigt, ihn für einen ganz Schlauen zu halten. Marke Taxil! Im übrigen werden die Völkischen gut tun, recht auf der Hut zu sein. Wenn wir nicht irren, ist wieder etwas Neues gegen sie im Werke.

Eine besonders peinliche Sache für manche Politiker bedeutet die Weiterentwickelung, die die Freimaurerfrage nach Taxils „Selbstentlarvung" nahm. Selbstverständlich mußte letzterer, nachdem er durch sein Aprilbekenntnis weite katholische Leserkreise stutzig gemacht hatte, auf Erwerbung neuer Kundschaft bedacht sein. Sonst hätte am Ende gar diese Abteilung seines Unternehmens geringere Renten abgeworfen! Als bequemstes Ausbeutungsobjekt erkannte er den Antisemitismus. Ihn gefügig zu machen, konnten ja auch einmal die Juden ganz im Geheimen die Welt regieren, selbstverständlich mittels der Freimaurerei, damit schon getane Arbeit nicht umsonst war. Weshalb sollten es denn immer die luziferianischen Freimaurer alleine tun? Etwas schwierig wurde die Sache bloß dadurch, daß unser Entdecker in seinen ersten Enthüllungen keine Silbe von dem Einfluß der Juden auf die höllische Sekte gesagt hatte. Im Gegenteil, er erklärte damals rundweg: der Anteil der Israeliten an der Freimaurerei sei unerheblich. Die Sache war jedoch zu machen. Taxil-Bataille nahm einfach Stellung gegen Leo Taxil. In seinem Teufelsbuche bedauerte der „Doktor" die mangelnde Einsicht seines andern Ich. Leider stünde Taxil nicht allein. Denn auch die antisemitischen Schriftsteller (sic!) hätten bisher diese wichtige Tatsache kaum angerührt! „Bataille" holt das nach. Und so verdankt der antisemitische Kontroverskatechismus dem wackeren Höllenforscher zum mindesten seine Einschätzung der hohen Bedeutung der jüdischen Bne Brith-Logen für die Freimaurerei — obgleich ja dieselben mit Freimaurerei als solcher gar nichts zu tun haben —, sowie den Glauben an den schrecklich einflußreichen jüdischen „Souveränen Patriarchalrat" von Hamburg, den bis heut noch nie ein Mensch zu Gesicht bekommen hat.

Ob Taxil, wie wir vermutungsweise aussprachen, auch die Gründung der Pariser antisemitischen Nationalistenpartei unter ihrem Führer Drumont samt ihrer Presse (Vérité usw.) zu danken ist, lassen wir dahingestellt. Eine Beantwortung der Frage in bejahendem Sinne wäre verhängnisvoll für jene Literaturgattung, die mit Drumonts vielgenanntem Buche: „Das jüdische Frankreich" begann und mit ähnlichen, ebenfalls in bedenklicher Nähe Taxils auftauchenden Werken — wie „Theo Dädalus" (Pseudonym!): „Das jüdische England" — ihren Fortgang nahm. Daß Drumont mit von Taxil, bezüglich Rosen geliefertem Material arbeitete, ist unseren Lesern bereits aus dem ersten Bande der „Schelmenstreiche" bekannt.

Der Erfinder der ganz berühmten „Weisen von Zion" scheint Miß Vaughans „dienender Ritter" de la Rive zu sein. Jedenfalls darf, wer sich über die Herkunft dieser Dinge und ihre Vertrauenswürdigkeit volle Klarheit verschaffen will, an dessen Buche: „Der Jude in der Freimaurerei" nicht vorübergehen. Leider vermochten wir es uns nicht zu verschaffen. Die Taxilpresse — aber auch das „Peuple Français" (28. 10. 95) — feierte es als ein „providenzielles", d. h. nach Taxilschem Sprachgebrauche als eines, das zum Plan der großen Nasführung gehört. Es handele sich, fügt sie hinzu, um ein „gewaltiges Arsenal für unsere Antifreimaurervorträge". Heutigentags scheint das Buch so gut wie verschwunden. Es teilt dieses Schicksal mit fast allen „epochemachenden" Werken des Taxilschen Kreises. Nachdem sie ihre „Mission" erfüllt, Geld einzubringen und neue Märchen in die Welt zu setzen, machten sie alsbald weiter gehenden „Enthüllungen" Platz.

Die „Weisen von Zion" selber sind übrigens eine ganz böse Gesellschaft. Auf Erden so unauffindbar wie die „Teufelskardinäle" Miß Vaughans und die „Großen Meister" der Blavatzky, bedienen sie sich angeblich der Freimaurerei mitsamt ihres „Höchsten luziferianischen Rates" (Taxil u. Co.) als willenloser Werkzeuge. Auch sonst gleichen sie den andern beiden Geheimregierungen

wie ein Ei dem andern. Man braucht eigentlich nur überall statt „Teufelskardinäle von Charleston", oder „Meister von Tibet": „Weise von Zion" zu sagen, so hat man auch schon die ganze Bescherung schön beieinander, ohne dieselbe Geschichte noch einmal erzählen zu müssen. Bloß daß diese „Weisen", wie sich dies für „Juden" gebührt, entsprechend grausamer sind. Sie haben nämlich einen furchtbaren Plan entworfen. Von der Öffentlichkeit völlig unbemerkt, wollen sie die ganze Welt in Grund und Boden verderben und vernichten. Ihr letztes Ziel dabei ist, daß zwar kein luziferianischer Teufelspapst, auch kein tibetanischer „Mahatma", wohl aber ein „Zwangskönig aus dem Blute Zion" als wahrer Papst und Stammvater = Patriarch der jüdischen Weltkirche, schließlich in unumschränkter Machtfülle den Erdball beherrsche!

Kenntnis von diesem Vorhaben hat die Welt erst recht spät, im Jahre 1918, erlangt. Ein deutscher Herr, der den etwas der Unechtheit verdächtigen Namen „Gottfried zur Beek" führt, gab damals (in Charlottenburg) ein Buch: „Die Geheimnisse der Weisen von Zion" heraus. Ihm folgte eine Flut den gleichen Gegenstand behandelnder Schriften verschiedener Verfasser in allen Hauptsprachen der Erde. Denn von den Veröffentlichungen Leo Taxils und seiner uns bekannten Freunde abgesehen, hat selten eine „Enthüllung" so ungeheures Aufsehen erregt wie diese. Man dürfte gut tun, sich die eigentlichen Urheber gelegentlich einmal auf ihre Geistesverwandtschaft zu Luzifer-Taxil hin genauer anzusehen. In Frankreich widmete sich der gleichen Aufgabe ein hochwürdiger Priester „Mgr. Jouin" (1920), offenbar Nachfolger des uns „rühmlichst" bekannten Abbé de Bessonies. Das „Neue Reich" in Wien (26. 7. 24) darf melden: „Papst Pius XI. hat dem verdienten Herausgeber der bekannten Zeitschrift ‚Revue International des Sociétés Secrètes' und Verfasser grundlegender Forschungen über den freimaurerischen Krieg (sic!), ‚Die jüdische Gefahr' und vieler anderer zum Apostolischen Protonotar a. i. ernannt. Die umfassende schriftstellerische Arbeit hindert Mgr. Jouin nicht, seiner Pfarrei St. Augustin in Paris mit vorbildlichem Eifer vorzustehen." Auch dieser Satz erinnert stark an sonst geübte Taxilsche Taktik. An der Spitze seines Werkes konnte Jouin nach berühmten Mustern einen Brief des Kardinals Gasparri vom 20. Juni 1920 abdrucken, in dem ihm der Dank des Heiligen Vaters für das ihm übersandte Exemplar, sowie warme Glückwünsche und der Apostolische Segen übermittelt wurden. Man sieht, die alten Beziehungen zwischen Paris und Rom funktionieren heut, 27 Jahre nach Fräulein Diana Vaughans selig Zeiten, noch tadellos.

Den Mittelpunkt dieser Enthüllungen bildet ein umfangreiches Dokument, „Die Protokolle der Weisen von Zion", das zweifellos der mit allen Ränken Satans vertraute Leo Taxil noch persönlich ausgearbeitet hat. Sie sollen dem Jahre 1897 ihren Ursprung verdanken, wo unser „Held" seinen „Palladismus" als Schwindel entlarvte und ihn dann doch nicht mehr gut allein im geheimen Weltregimente sitzen lassen konnte. Nachweisbar sind die Protokolle erst am 20. August 1906. Seit diesem Tage nämlich liegt ein sie enthaltendes Buch im Britischen Museum zu London. Es wurde aber nicht, wie behauptet wird, von der russischen der englischen Regierung als wertvolle Urkunde übersandt. Auf Anfrage t.ilt uns die Museumsverwaltung mit, daß sie es vielmehr im ordnungsmäßigen Gang der Anschaffung von einem Verkäufer (Paul Rosen?) erwarb. Ein geistiger Zwillingsbruder des „Professor Margiotta", der russische „Professor" Nilus, hatte, wie behauptet wird, die „Protokolle" aus dem Französischen, der Muttersprache Leo Taxils, ins Russische übersetzt und, wie er sagt, „zuerst" in der Ende 1905 erschienenen 2. Auflage seines Buches: „Das Große im Kleinen. Nahe ist der heranschreitende Antichrist und das Reich des Teufels auf Erden" veröffentlicht. Ein recht verheißungsvoller und vertrauenerweckender, echt Taxilscher Titel! Aber ein Gegenstand, der unbedingt Behandlung erheischte, nachdem die Hexe Sophie Walder nun einmal im September 1897 der Großmutter des Antichrist das Leben geschenkt hatte. Leider teilt besagter Nilus mit Fräulein Vaughan das Mißgeschick, sich absolut verborgen halten zu müssen. Die Bolschewisten würden ihn sonst auf der Stelle abmurksen. Heiße Liebe zu seiner Heimat hindert ihn obendrein, wie es scheint, unter solchen Umständen lieber aus „Südrußland" zu fliehen. Eine für die Menschheit recht bedauerliche Sache!



Es bleibt darum nichts übrig, als ihm alles aufs Wort zu glauben. Das hält ziemlich schwer. Denn selbst jene, die diesem „Nilus“ Vertrauen schenken, erklären: Wer die „Protokolle der Weisen von Zion“ zuerst zu Gesicht bekomme, müsse geneigt sein, sie als „Ausgeburten einer wüsten Phantasie“ zu betrachten (Theodor Fritsch), denn sie „enthalten verfolgungswahnsüchtige, manchmal scheinbar irrsinnige Stellen und fast verrückte Vorschläge“ (Rosenberg).

Wie es eigentlich möglich war, daß ein für seine Urheber so gefährliches Schriftstück in die Hände von Judengegnern fiel, dafür eine Erklärung zu finden, hat der gutgläubige Leser große Auswahl. Wie zur Beek meldet, wurde es von einem unbekannten Juden dem ersten Zionistenkongreß zur Beschlußfassung vorgelegt. Zu dieser Tagung hatte jedoch die russische Regierung einen ungenannten Späher entsandt. Der bestach einen ungenannten Juden, der „das Vertrauen der obersten Leitung der Freimaurer (!) besaß“. (Nebenbei bemerkt, befand sich nach Versicherung von Segel kein einziger Freimaurer auf dem Kongreß!) Am Schluß der Tagung erhielt dann jener bestochene Vertrauensmann den Auftrag, die in „französischer Sprache“ verfaßten wichtigen Schriftstücke nach Frankfurt zu bringen. Unterwegs wurde er beim Übernachten in einer ungenannten kleinen Stadt von dem ungenannten Russen mit einer Schar ungenannter Schreiber erwartet. Und diese arbeiteten nun, was das Zeug hielt, bis zum nächsten Morgen an der Abschrift. Aus solcher Hast erklären sich nach zur Beek fühlbare Lücken im Texte. Die Kopien wurden dann an verschiedene ungenannte zuverlässige Personen gegeben, aber auch an unseren „Nilus“. Dieser ließ das wichtige Schriftstück acht volle Jahre liegen, um es schließlich (1905) seinem wunderbaren Buche einzuverleiben. — Eine andere Lesart bietet Fritsch. Danach wurden die Protokolle im Jahre 1901 von „der“ russischen Polizei bei „einer“ Haussuchung in „einer“ russischen Wohnung entdeckt und dann von „der“ russischen Regierung dem Professor Nilus übergeben, damit er sie „aus dem Hebräischen (!)“ übersetze. Exemplare der Nilusschen Schrift gingen dann an andere, auch die englische Regierung. Niemand legte jedoch der Sache Bedeutung bei, so daß sie in Vergessenheit geriet, bis zur Beek sie im Jahre 1918 ans Licht zog. — „Nilus“ selber weiß von alledem nichts. Er will die französisch (also doch französisch!) abgefaßte Abschrift nicht von der russischen Regierung, sondern von „einer“ Persönlichkeit (Taxil?) empfangen haben. Diese wieder erhielt sie von „einer“ Frau, welche sie in „einem“ französischen Orte „einem“ Freimaurer des 33. schottischen Hochrates entwendet hatte, um „ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen“. — Also auch hier ist's, wie im ganzen Taxilschwindel: Greift man zu, so faßt man ins Leere. Märchen genug, doch niemals Beweise. Und so steht es mit allen Einzelheiten der gruslichen Protokollgeschichte. Auffallen muß es auch, daß wie die ersten Enthüllungen Taxils mit Geheimakten eines freimaurerischen Kongresses in Lausanne begannen, so diese neuen mit einem jüdischen Kongreß in Basel. Wir lassen die übrigen Räubergeschichten von den schauderhaften Geschicken der Protokolle auf sich beruhen. Nachdem unsere Leser Miß Dianas Kämpfe mit dem Teufelspapst kennen, können sie es sich auch so vorstellen. Es ist alles über denselben Leisten gearbeitet.

Erwähnt sei, daß auch das bekannte Wichtlsche Buch: „Weltmaurerei. Weltrevolution. Weltrepublik“ durchaus auf Taxilsche Dichtungen zurückgeht. Wichtls Hauptquellen sind ausgesprochene Taxilschriften, beziehungsweise solche von Verfassern, die — wie der Jesuitenpater Gruber — völlig im Banne von Taxil und Genossen stehen. Besonders bezeichnend ist Wichtls Mitteilung: „Während wir unser Buch schreiben, gingen uns durch die Post eine ganze Anzahl Bände ausgesprochener Geheimliteratur zu, deren gütige Spender wir bis heute noch nicht erraten haben.“ Daraus geht klar hervor, daß verborgene Mächte noch immer geschäftig sind, ihren Einfluß auszuüben, um das Regiment der Lüge in ähnlicher Weise aufrechtzuerhalten und auszubreiten, wie es einst im ersten Teil der Taxilschen Nasführung im Katholizismus geschah. Wer mit Kenntnis des letzteren unsere Tagespresse aufmerksam verfolgt, wird in ihr häufig auf kuriose Mitteilungen stoßen, die auf das Walten solcher Mächte schließen lassen. Auch das politische Leben ist seit Jahrzehnten stark in Mitleidenschaft gezogen. Es scheint jedenfalls durchaus

geboten, daß Sachkenner auf den verschiedensten Gebieten des Geisteslebens nicht länger an der verhängnisvollen Wühlarbeit des Pariser Lügenkonsortiums achtlos vorübergehen. Die Erkenntnis, daß es sich bei zahlreichen Unbegreiflichkeiten der Gegenwart keineswegs um Schrullen einzelner, sondern um eine planmäßige, bewußte Irreleitung — um eine Neuauflage des Taxilschwindels, oft genug auch um höchst gefährliche Vorbereitungsarbeit für die Weltrevolution — handelt, wird zur Gesundung unseres politischen und geistigen Lebens überhaupt beitragen. L. Ch.

Das Antlitz der Erde

Oberflächlich und beim ersten Gedanken empfinden wir das Antlitz der Erde als das, was wir ansehen, die Ansicht von der Erde (im weitesten Sinne). Das ist aber nur die eine Wesensseite des Gesichtes. Denn was sollte uns ein Gesicht bedeuten, wenn wir es nur ansehen?! Und schon erhebt sich die seltsame Frage: ob wir bloß die Erde ansehen — oder ob nicht auch sie uns anblickt? Anblickt mit jener auf uns einwirkenden Zaubermacht, die unmittelbar Kräfte vom einen auf den anderen überträgt, so daß der zweite sich den Stimmungen des ersten nie ganz entziehen kann?

Die Tatsachen, die wir hier anführen werden, sind erst neuerdings in ihrer ganzen Wichtigkeit anerkannt worden. Es gibt aber schon mehrere Werke, die irgendwie davon ausgehen, daß die Großformen der Erdoberfläche zusammen mit anderen Kräften den Bewegungen und den Spannungen in der Geschichte von Völkern den Stempel außermenschlicher Notwendigkeit aufdrücken und zum mindesten eine neue Komponente in die Willenshandlungen hineinbringen.

Albert v. Hofmann hat in diesem Sinn in großen Zügen Landschaft und Geschichte Deutschlands zusammengearbeitet zu einer Darstellung „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte". Mit anderen Interessen, aber mit ähnlichen Grundgedanken hat Kjellén sich an Forschungen dieser Art gemacht. Und wir haben seit kurzem eine besondere Forschungsrichtung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, nachzuforschen, wie sich geographische Verhältnisse in den politisch-geschichtlich-wirtschaftlichen Beziehungen, Vorgängen und Spannungen äußern. Ich meine die Geopolitik, die von Kjellén mächtig angeregt, in Deutschland von der Schule Haushofers vertreten wird, der bezeichnenderweise Gelehrter und General ist. Die „Zeitschrift für Geopolitik", die der Sammelplatz derartiger Forschungen ist, hat schon in dem einen Jahr ihres Bestehens eine Reihe verwandter Probleme aufgerollt. Zwar läßt zurzeit noch die theoretische Begründung an manchen Stellen zu wünschen übrig, denn es heißt noch nicht die ganze Wichtigkeit der Landschaft für die Geschichte, d. h. für unendlich viel Glück und Unglück ganzer Völker, erkennen, wenn man sich fast nur auf politisch-wirtschaftliche Zusammenhänge beschränkt, so berechtigt dieses Verfahren auch ist. Das Antlitz der Erde ist gewaltiger, als man meist aus den Arbeiten herausliest, viel tiefer haben sich ihre Züge in die Menschheitsschicksale eingegraben. Aber es macht durchaus den Eindruck, als werde hier die Zeitschrift noch viel leisten.

So wollen wir denn einige Probleme anrühren und dem Leser nur zeigen, wieviel man aus der Landkarte herauslesen kann. Denn wer sich einmal hineingedacht hat in diese neuartige Methode, der sieht im Nu Geschichte und Erdkunde in eine Einheit zusammenwachsen: ein Erfolg, der nicht lebhaft genug begrüßt werden kann!

In der französischen Politik machen sich zwei Hauptbewegungen bemerkbar, die sich im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder ablösen: die eine zielt auf die Weltmachtstellung unseres westlichen Nachbarn, die andere für uns ungleich interessanter aber auf die Festigung der Ostgrenze. Die natürliche Grenze ist hier (wie meist) das Gebirge, besonders wenn es wie ein Messer in den Raum schneidet und seine Grenzen bildet. Aber die strategische Art, z. B. einen Brücken-



übergang zu sichern, besteht nicht darin, daß man sich auf die Brücke stellt, sondern daß man sich davorlegt, und das tut Frankreich, wenn es seinen Machtbereich durchweg bis an den Rhein ausdehnt. Wenn es den Strom als natürliche Grenze ausgibt, so ist das ein von der Heeresleitung eingeflüstertes Verlangen, denn das Rheingebiet ist eine Einheit, wie wir sie selten wieder so klar in Westeuropa antreffen. Der Rhein ist und bleibt Deutschlands Strom; aber militärisch hat Frankreich ein Interesse daran, seine natürlichen Grenzen zu sichern, und das kann es, indem es die Festung nicht bis zum Wall, sondern mit dem Vorgelände beherrscht: daher mehrfach die französischen Unternehmungen, den Rhein als Grenze zu gewinnen (Ludwig XIV., Napoleon und heute).

Daß auch im Friedensvertrag von Versailles mit geopolitischen Faktoren gearbeitet worden ist, zeigt (in Heft 4) Tiessen. Der Vertrag beachtet weder die kulturellen noch die geographischen Grenzen, sondern schafft durchweg künstliche und sogar oft verlängerte Grenzlinien, die niemals den Frieden garantieren können, sondern stets neuen Konfliktstoff geben müssen. Es war ja nicht der Hauptzweck des Vertrages, Frieden zu machen, sondern Deutschland zu ruinieren! Dazu brauchte man einen polnischen Korridor, Oberschlesien und hätte auch gerne die Pfalz, die Frankreich wünscht, um seine Vorpostenlinie vor der Hauptfront zu schließen.

Um weiter zu schweifen, ein geopolitisches Moment unter den vielen, die in der russischen Geschichte seit Jahrhunderten eine Rolle spielen: die Bedeutung der Wolga. Flüsse, deuteten wir eben an, sind keine Grenzen, sondern Mittellinien, Kraftlinien von Völkern und Staaten. So sind es Nil, Euphrat und Tigris, so ist es im Fünfstromland, in Brasilien usw. Anders ist es in Rußland. Denn das Ausgangsland der Ausbreitung der Russen ist das nordöstliche Karpathenvorland, von dem aus die Bewegung nach Norden mit einer Neigung gegen Westen weiterging. Diese Ausbreitung ging an den vielen Flüssen entlang, nach allen Seiten die unermeßliche Weite der Ebene füllend. Einmal aber hören die Reserven auf, wird das Volk der Ausdehnung müde; und wenn der Mittelpunkt um Moskau liegt, kann ein östlicher Strom — und wenn es die Wolga ist — keine Lebensader mehr werden.

Von der „höheren" Politik abschwenkend, möchte ich noch zwei Beispiele anführen: Die östlichsten Funde indogermanischer Sprache sind in Turfan (am Nordrande der Wüste Gobi), also am östlichsten Fußpunkt des Himmelsgebirges, gefunden worden. Es handelt sich um das Tocharische. Man darf nun annehmen, daß in der Weite der turanischen Tiefebene ein Ruheland für die wandernden Indogermanen gewesen ist, von dem aus sie sich nach verschiedenen Himmelsrichtungen ausbreiteten. Ein Zug davon ging auch genau nach Osten: am Altai und Tien-schan entlang und durch das Längstal des Himmelsgebirges. In diesem öden Gebirge konnte die Wanderung nicht zur Ruhe kommen; erst als sich der Raum vor den Füßen weitete, war das möglich: damit aber standen sie am Rande der rettungslos vernichtenden Wüste. Und wenn sie sich dort auch vielleicht einige Zeit gehalten haben, so mußten sie doch untergehen, denn die geopolitischen Verhältnisse sind oft stärker als Sehnsucht und Energie auch eines jungen Volkes!

Und schließlich noch das Kleine Walsertal, das von Süden her in die breite Talmulde bei Oberstdorf im Allgäu mündet. Die Bewohner sind Walliser Kolonisten, die ursprünglich durch die geschichtlichen Zusammenhänge nur ins Gebirge hinein ihre Beziehungen hatten. Je leichter sich aber der Verkehr nach Bayern bewerkstelligen ließ (Riezlern, der nördlichste Ort, liegt etwa 1100 m, Oberstdorf etwa 800 m hoch), desto höher wurden sozusagen die gebirgigen Ränder nach den drei anderen Himmelsrichtungen. Wie die Breitach sich mit einer faszinierenden Leidenschaft den Weg ins Allgäu sucht, so auch der Verkehr. Und heute ist wirtschaftlich und auch für den Verkehr das Walsertal deutsch; gegen das politische Stammland Österreich sind die natürlichen Grenzen (einige Pässe von 1850 bis 2085 Meter Höhe) unübersteigbar geworden. So hat sich hier das paradoxe Verhältnis herausgebildet, daß ein Stück Österreich nur über Deutschland zu erreichen und in jeder Beziehung (außer in der Verwaltung)

deutsch ist, da es durch den Druck der Notwendigkeit auch in die deutsche Zollinie eingeschlossen werden mußte. Und es ist verständlich, daß, wie ich mir habe erzählen lassen, die Walsertaler sich so isoliert fühlen, daß vor einigen Jahren auch dort der Gedanke an die Gründung einer eigenen Republik behandelt worden ist.

Zusammenhänge der besprochenen Art gelten noch nicht einmal für den Menschen ausschließlich, auch Tiere und Pflanzen hängen in ihrer Ausbreitung und in ihrem Schicksal ganz davon ab. Sehen wir nun noch genauer zu, so müssen wir auch die ausschließlich menschlichen Beziehungen zur Landschaft behandeln, die ebenfalls (wenigstens in einem Aufsatz von W. Wüst über den Lamaismus) prinzipiell in der „Zeitschrift für Geopolitik" vertreten sind, aber noch längst nicht nach Gebühr hervortreten.

Wäre der Mutter Erde Gesicht ein Menschenantlitz und schaute der durch keine Kultur des Gehirns entartete Mensch es an, so ist es ihm — völlig unbewußt und nur an den Wirkungen (von wirken abgeleitet!) zu sehen —, wie wenn das Kind der Mutter ins Auge schaut: der Gemütszustand des Großen geht mit suggestiver Kraft auf es über.

Jeder Mensch nun und jedes Volk sieht einen andersartigen Ausschnitt aus der Erdoberfläche. Nun ist aber dem Menschen eine a priori feststehende Möglichkeit zu reagieren mitgegeben; weshalb dies freundlich, jenes bedrückend auf ihn wirkt, können wir nicht erklären, da es die Grundanlage des sinnlich-seelischen Apparates und seine Reaktionsarten ausdrückt. Dieses Mitschwingen wie mit Menschen so auch mit der Stimmung und dem Charakter der Landschaft bildet je nach deren Eigenart auch die Besonderheit des Temperaments und des Lebensgefühls aus. Damit aber sind wieder neue Kräfte in Zusammenhang zum geographischen Raum gebracht. Die Bedeutung des Antlitzes der Erde für die Menschheitsgeschichte ist also zweiseitig: einmal, daß es rein mechanisch äußerliche Bewegungen hervorzwingt oder zum Scheitern bringt; sodann aber, daß es durch „Verseelung" den Charakter und das Temperament der Völker stark beeinflußt. Hiervon wäre nun noch einiges beizubringen.

Es kann nicht gleichgültig sein, ob ein Volk im nordischen Wildland zwischen Wald, Heide und Moor unter einem trüben Himmel aufwächst — ob es in der unbegrenzten Helligkeit und Raumleere der arabischen Wüste unter ganz anderen wirtschaftlichen und seelischen Verhältnissen sein Leben führt — oder ob es aus kaltem Nordlande in die traumhaft-reiche Landschaft Indiens gekommen ist. Mit all dem hängen Urerlebnisse zusammen, die den Charakter und das Weltbild formen, und da Charakter die potenzielle Ballung der Geschichte ist, muß sich in der Geschichte auch die Wirkung des Lebensraums im Seelischen zusammenfügen mit der, sagen wir: militärischen Eignung und Bedeutung des Raumes.

Drei Symbole von überredender Deutlichkeit möchte ich nun einander gegenüberstellen. Man wird ja wohl allgemein zugeben, daß die Gebetshaltung so wie der Charakter der rituellen Zeremonien zum inneren Leben des Menschen in einer festen Beziehung steht, denn wenn überhaupt ein Ausdruck durch Bewegung Seele hat, so müssen wir grade die Gebetshaltung als eine Offenbarung des Innersten ansehen. Und wenn wir nun nebeneinanderstellen, was allgemein bekannt ist: die prachtvolle Plastik des betenden Griechenjünglings — den am Boden zusammenkauernden Mohammedaner — und den Gesamteindruck, den uns die älteren Überlieferungen über die heilige Handlung unserer Urväter vermitteln: Haben wir dann nur drei zufällige bedeutungslose Bilder, oder haben wir nicht mit einem Schlaglicht Völkerseelen aufgedeckt?

Der heilige Hain der Germanen, düster und auch ohne Zutun unserer spukenden Phantasie schaurig — ein zu gleicher Zeit in Leben und Tod wie ein Riese dastehender Eichbaum und ein Opferfeuer, um das die raunende Schar in feierlichem Schritt wandelt ... Zu seinem Gotte wendet sich der Naturmensch nur mit einer ganz von innen beherrschten Gemütsverfassung, mit einer ins Traumhafte zerstreuten Aufmerksamkeit; das dumpfe Murmeln der Zaubersprüche und Gebete ist der ungetrübteste Ausdruck der seelischen Verfassung — und ist doch auch ein



Spiegelbild des Charakters der Landschaft, in der diese Menschen leben. Unheimlich ist sie: das können wir schließen von dem Aussehen unserer zeitgenössischen deutschen Landschaft auf die wilde Urzeitnatur. Da mag wohl noch die antike Schilderung steigern, aber eigentlich verfälschen tut sie nicht.

Zwei Pole hat die Szene: das Raunen der Priester und das Flackern der Feuer in der Mitte. Darin zeigt sich der Mensch, der in Nebelheim lebt, der die Sonne selten sieht und in seinen innerlichsten Stunden dunkel wird und vor Geheimnissen mystisch — und so zeigt sein Gebaren sich bodenecht. Das Feuer aber ist das lockende Sinnbild seines Innern: flackern, heiß sein, verbrennen wie die Flamme: so will der Mensch, und so ist er ein ausgesprochen zweipoliges Wesen. Das eine ist unmittelbare Spiegelung seiner Heimat auf der Fläche der Seele, das andere ist das Negativ dazu. Im Feuer liegt Sonnenliebe, Lichtsehnsucht, und die Ahnung des erfüllten Traumes, der über Berge hinweg und weit durch die Wälder hindurch ewige Wärme, Licht und Glast wittert. Wie sollten denn die Nordmenschen in ihrer bänglich-düsteren Heimat wunschlos leben! Lichtwärts — der Sonne entgegen!

Der Grieche kam aus dieser nordischen Heimat, er war blond und gehörte zu einer der Wellen, die das zu enge, pulsende Herz der Heimat von sich preßte. Lichtwärts ging der Weg, weit war er; aber die Sehnsucht ist stark. So kam einmal ein Tag, da stand er auf felsigem Gestade hoch über dem blauen Meer, ganz überrieselt von dem Geiste seiner Sehnsucht, der Sonne. Da hoben sich trunken, dankbar und nehmend zugleich, die Hände der Allgeberin Sonne entgegen. So steht der Griechenjüngling da, nackt, auf daß auf seiner Hautseele Wärme und Licht den Fluß ihres strahlenden Segens niedergössen. Wir könnten diesen Weg des Nordischen weiterverfolgen bis nach Indien. Aber der Kürze halber wollen wir gleich auf das dritte Bild überspringen. Doch sei eben noch bemerkt, daß uns im Nacherleben die indische Seelengeschichte wie ein erhabener, tragischer Roman ist.

Was ist die Wüste anders als die unfruchtbare naturlose Einerleiheit, die unbegrenzte Weite des Raumes, dessen Horizont eine bedeutungslos gekrümmte Linie ist! Der Mensch ist Geschöpf der Mutter Erde, ist Natur wie Tier und Pflanze; wo aber diese beiden Gesellen fehlen, da wird er einsam und in seiner Seele auf weite Strecken arm. Und dieses Einsamsein wirft ihn nieder; wie zerschmettert kauert er am Boden und betet sein Allah il' Allah!

Den Arabern benachbart, in Persien, hat das Land noch ein anderes Gesicht; da ist Steppe, auch unfruchtbar, aber doch einmal des Jahres gesegnet mit einem Teppich des prächtigsten Gras- und Blumenschmuckes. Steppenfrühling: wir sehen ihn stilisiert auf den Teppichen wieder! Die eine Frage: Würden wir, könnten wir unsere Frühlingswiese so in geistige Formen überführen? Die andere Frage: Was macht der Araber mit der Natur?

Der großen Kunst ist sie völlig fremd. Wohl gibt es reizvolle Miniaturen mit Menschen- und Tierdarstellungen, aber das Sammelbecken der künstlerischen und menschlich-religiösen Tiefe, die Moschee, zeigt kaum eine Spur davon! Wie die Heimat, ist der Innenraum ohne Naturanklänge, alles Ornament ist linear-geometrisch, ist Arabeske: eine ewige Wiederholung desselben konstruierten Motivs. Eintönig wie die Wüste, unzählige Male wiederholt, wie sich Sandkorn zu Sandkorn gesellt. Der Raum der Moschee ist kuppelförmig, am ehesten eine Nachbildung des Himmelsanblicks, nichts können wir in ihm finden als die Begrenzung der ewigen Weite, der qualvollen Unbegrenztheit des Landschaftsraumes. Es ist Raumangst, wie Frobenius (Paideuma) sagt — aber ein heiliger Wert ist in ihr. Denn diese Leere ist ein Ausdruck des religiösen Urerlebnisses jener Menschen, worüber Rudolf Otto (Das Heilige) sehr Feinempfundenes sagt.

Dieser naturlose, entwicklungslose Raum steht in der wandernden Zeit still; der Mensch aber ist wandelbar, — wie könnte er da noch Verwandtes, Liebenswertes in seinem Lebensraum finden!? So lebt er einsam, für sich. Geschehen und Werden haben für ihn nicht den tiefen Sinn wie für uns. Hier, wie in der islamischen Ethik, entscheidet nur, ob die Tat getan, ob das

Gesetz erfüllt ist oder nicht: blinder Gehorsam eines Menschen, der in einem entwicklungslosen Raum lebt, der ihm keinen Aufschluß gibt über den Zusammenhang der Geschehnisse und Taten. So ist er denn von Natur Fatalist, Sklave eines zu ihm beziehungslosen Schicksals.

Ein Futurum gibt es im Semitischen nicht; wichtig ist nur, ob die Handlung vollendet ist oder nicht. Dazu gesellt sich eine andere Spracheigentümlichkeit: daß die Wortfolge stets ist: Substantiv — Adjektiv. Wir finden sie (historisch bedingte Ausnahmen natürlich zugegeben) stets da, wo die Landschaft einen theoretisch bis an den Horizont klaren Anblick bietet, wo also jedes Ding sogleich als Ding zu erkennen ist, während wir zunächst nur Farbflecken (Impressionen) wahrnehmen, durch deren Zusammenfassung erst die Dingwahrnehmung entsteht: der Anblick der Erde hat also einen Einfluß auf die Syntax der Sprache. Einen trefflichen Beleg hierfür bieten Unregelmäßigkeiten in den Indianersprachen, bei deren einer Hälfte die Macht des Lebensraumes gebrochen worden ist durch die Macht des Lebensunterhalts.

Eine Bemerkung noch zu der Struktur des Chinesischen. Dort steht Wort neben Wort, eine Flexion ist nicht bekannt. Die hierdurch entstehende Unklarheit der Bedeutung (ob Substantiv oder Adjektiv oder Verbum, was alles durch das gleiche Wort ausgedrückt wird) wird ausgeglichen durch ein Gesetz der starren Wortfolge, das ebenso starr ist wie das chinesische Familiengesetz. Woher beide ihren Sinn und ihren Ursprung haben könnten: das Schicksalsland der Mongolen ist die mittelchinesische Lößlandschaft. Da steht Block neben Block; jeder vom andern durch tiefe Einschnitte, kaum Täler zu nennen, getrennt, hat ein jeder seine eigene Form, grade und kantig, und ein Zurechtfinden ist erst durch die Beziehungen der Blöcke zueinander möglich. Die Sprache macht es genau so, und in der festhaltenden Macht des Lebensraumes mag es liegen, daß das Chinesische nicht von der ursprünglichsten und ältesten Art des Sprachbaues weitergekommen ist, während in sonst fast allen Sprachen eine lange Entwicklung sich abgespielt hat.

Für den Chinesen die Lößlandschaft, für den Semiten die Wüste — und für uns? Alle Gebilde unserer volkstümlichen Kultur weisen darauf hin, daß die Seele unserer Kultur Stimmwerdung des Waldes (als des beherrschenden Zuges im Antlitz unserer Mutter Erde) ist. Wenn irgendwo, dann offenbart sich das Weltgefühl und die tiefste Seele des Volkes in seinen großen Bauten, in den Tempeln, Moscheen und Domen. Was aber ist der Dom? Hier könnte ich den Biologen Francé für mich sprechen lassen, und es mag als ein gutes Zukunftszeichen angesehen werden, daß eine Verbindung der Kulturwissenschaft mit der Lebenslehre schon jetzt möglich ist. Der gotische Dom nun sammelt in seinen Säulen und Gewölben, in seinen Fenstern wie in seinen Silhouetten den Gesamteindruck des Waldes. Naturnachbildung ist das natürlich nicht; ist es doch eine aus Stein und Licht geschaffene Geistformel der Waldheimat. Ebensowenig ist der Dom ein bloßes Kunstwerk: er ist erhabenstes Zeugnis religiösen Naturerlebens, geboren aus einer mystischen Ehe von Naturliebe und Seelendämmerung.

Die großen Kultbauformen, wie sie zur Seele des Lebensraumes stehen: hierin finden sich die größten Selbstbekenntnisse der Völker. Werfen wir kurz einen Blick über naheliegende Formen: in der Wüste, der wesenlosen, umschließt der Stein die heilige Leere, in der ein unkörperlicher, nicht mehr als menschlich erlebter Gott seine willenslahmen Sklaven beherrscht. Bei uns ist es die mystische und mutige (steiler Bau, der sich nicht an den Boden drückt, Überwindung der Schwerkraft) Naturliebe, die den Wald verseelt ins Religiöse. Der griechische Tempel ist nicht eindeutig zu bestimmen, da ihm Kreuzung der Erlebnisse zugrund liegt. Und in Indien ist der Tempel ein Chaos ungebärdigen Lebens und doch nicht ein Zeugnis der überschäumenden Naturliebe des ursprünglich nordischen Menschen, der die Erfüllung seiner Träume erlebt Denn diese Erfüllung hat ihn erschlagen, hat seinen Mut, sein Heldisches genommen, und der Buddhismus entstand unter diesem Sphynxauge der Erde. Der Dom ist eine Verklärung des Lebens, der indische Tempel ist im Innern eine Orgie von Lebensüberschwang und entgegen-

gesetzter Verinnerlichung, im Außenbild aber ist er ein Scheiterhaufen, auf dem sich das Leben selbst verzehrt....

Es lassen sich also auch in der Tiefe des Kultur- und Seelenlebens, in der Eigenart von Lebensgefühlen und dem Formgesetz von Kulturstilen die durch Jahrtausende hin wirkenden Formkräfte der Erde feststellen. Freilich sind Methode und Gesichtswinkel noch so neu, daß noch nicht von überallher Material dafür vorliegt. Aber auch darüber möchte ich einige Andeutungen machen, wie wir hier mit der Objektivität arbeiten können, die man bei Geisteswissenschaften überhaupt erreichen kann. Denn selbst in die Urerlebnisse vermögen wir gewissermaßen experimentell hineinzutasten. Mit einem Instrument, das bis jetzt freilich wenig angewendet wird: ich meine den Menschen. Wie das geschehen mag? In durchaus einwandfreier und vernünftiger Art und Weise, sobald man sich über das Wesen des Instrumentes klar ist.

Wir haben schon längst Material für unsere Methode in den Reisebeschreibungen, allerdings nicht so viel wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Der Grund ist darin zu sehen, daß unsere wissenschaftliche Erd- und Länderbeschreibung zu sehr rational und zu wenig menschlich und emotional-lyrisch eingestellt ist. Liest man aber die Werke von Volz, Waibel, Loti oder Sven Hedin, so weiß man: der Lebensraum ist eine in sich geschlossene Einheit, die ununterbrochen auf den Menschen wirkt, die Stimmung und das Lebensgefühl nicht planlos, sondern nach einem gewissen Funktionsschema verändert. Theoretisch muß man sich die Sache so denken, daß jeder Mensch an seinen ererbten Lebensraum völlig angepaßt ist und auf Einwirkungen, die aus ihm kommen, nur in mäßigem Grade reagiert; ist es doch der Raum, in dem und durch den seine Eigenart grade sich herausgebildet hat. Kommt dieser Mensch nun in einen ganz anderen Raum, so wird er, eine feine Reaktionsfähigkeit vorausgesetzt und dazu ein Vermögen, sich über diese Erlebnisse zu äußern, an den Veränderungen seines Gesamtzustandes auf damit zusammenhängende Veränderungen in der Landschaft schließen können.

Diese Andeutungen mögen genügen über die Methode, die Urerlebnisse „experimentell" zu erforschen (im Gegensatz zur bis heute gebräuchlichen intuitiven, die oft das Rechte, oft aber Subjektives und falsche Kombinationen gebracht hat). Wichtig ist es noch, dazu zu bemerken, daß der Lebensraum in jedem Falle eine naturgesetzliche organische Einheit ist (Francé), und er wirkt als solche Einheit auf den ganzen Menschen. Meteorologische und Temperaturverhältnisse beeinflussen den Nervenzustand und somit die Ablaufsart des psychischen Prozesses sowie die Lebensstimmung. Die Raumerfüllung (Gebirge, Wälder) gibt dem Auge ein bestimmt geartetes Erfahrungsobjekt, und das Verhältnis des Menschen zu ihr hat bestimmte Denk- und Gefühlseigentümlichkeiten zur Folge. Neben diesen genannten Kräften wirken noch viele andere, noch nicht genau erforschte auf den Seelenzustand des Menschen ein, der nun zunächst mit bestimmter Rassenartung vorausgesetzt werden mag (hierüber Hellpach).

Gehen wir aber, wie wir müssen, tief in die Vergangenheit zurück, und bis in die Urzeit, so werden füglich die Erbanlagen aufgelöst und als entstanden dargetan werden, so daß wir auch den Rassencharakter aus dem Lebensraum verstehen lernen. Dabei überschreiten wir bei weitem den heutigen Abschnitt (Alluvium) der Erdgeschichte und bringen so die Geschichte des menschlichen Geistes und der Rassencharaktere mit der Erdgeschichte in Verbindung. Das ist ein anderer gangbarer Weg, um die kosmische Bindung der Menschheit zu erkennen, nachdem Fries und Swoboda die Periodizität des Lebensablaufs damit zusammenbrachten.

Dr. Wilhelm Brepohl

Die germanische Landschaft

Neue Gesichtpunkte

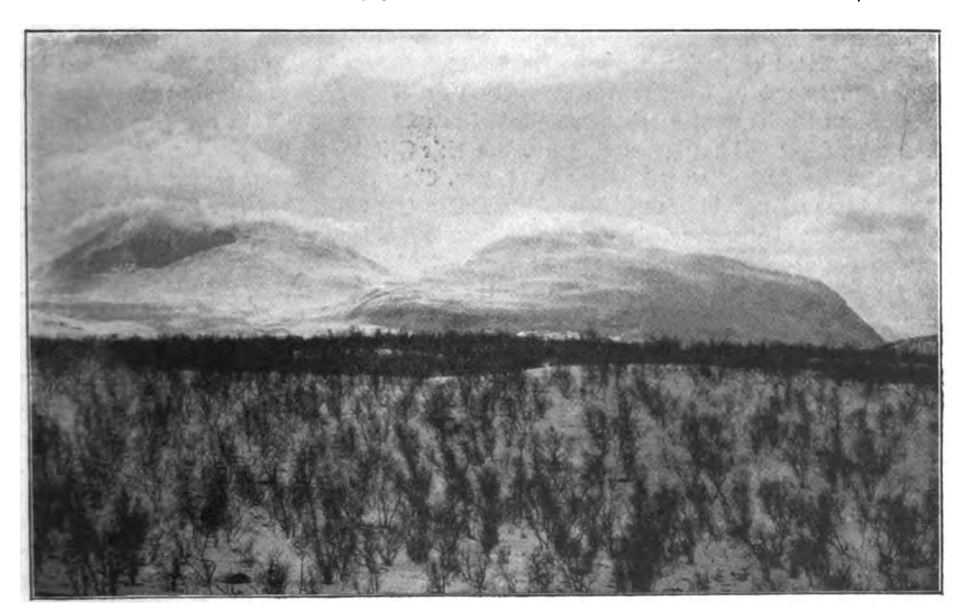
Immer siegreicher bricht sich Bahn und in stets weitere Kreise dringt die Erkenntnis von der Überlegenheit germanischer Kultur über alle anderen. Was auf Erden Großes geschaffen wurde, das geht auf Germanen oder Germanenstämmlinge zurück.

Aber es darf nicht bei dieser Erkenntnis bleiben, sie muß Überzeugung werden, ja noch mehr, sie muß zum Evangelium reifen von der überragenden Größe germanischen Geistes. Uns Deutschen insonderheit, die wir heute Hauptvolk der Germanen sind, kann nur aus diesem stillen Lichte die Flamme emporlodern, die uns auch äußerlich wieder freimachen wird von fremder Fron.

Worin beruht nun das Wesen des germanischen Geistes? Wie hat er sich entwickelt? Warum ist er gerade an eine bestimmte Völkerrasse des Abendlandes gebunden? Die Beantwortung dieser Fragen entrollt vor uns ein merkwürdiges Stück Welt und Weltgeschichte, das bisher niemals richtig erkannt worden ist.

Vor zwanzigtausend Jahren und mehr lag Nordeuropa bis hinab zum Harzrande sowie die Alpengegend unter Eis. Mitteldeutschland war kaltes Tundrengebiet, durchschweift nur von Renntierjägern, und einzig Südeuropa nebst dem Morgenland erfreuten sich eines gemäßigten Klimas mit Wäldern und ausreichender Feuchtigkeit. Kultur konnte bloß hier gedeihen.

Als aber das Eis nach Norden hin abschmolz (ein Vorgang, der vor zehn- bis zwölftausend Jahren in der Hauptsache beendet war), verschoben sich Klima und Landschaftbild und damit auch Wirtschaftgrundlage und Menschenart im Bereich des heutigen Morgen- und Abendlandes vollkommen. Der eisfrei gewordene Norden Europas erhielt ein etwas besseres Klima, etwa das der Tundra, in Mitteldeutschland siedelten sich Waldbäume an, zuerst nichts als Kiefern und Fichten, im fernen Süden dagegen wurde das Klima trockner und wärmer. Diese Wand-



1. Halbarktische Landschaft
mit Birkbusch im Angesicht stets verschneiter Berge, ganz ungermanisch
(Lappland: Berg Kebne Kaissa)



2. Nordische Landschaft
mit Tälern, die vom Eise ausgehobelt worden sind, und mit niedrigem Nadelwald; halbgermanisch

lungen bescherten im sechsten vorchristlichen Jahrtausend dem südlichen Skandinavien, den dänischen Inseln und dem nördlichsten Deutschland ein Klima, das nur wenig rauher war als unseres, mit leidlich wohlabgestimmtem Wechsel von Wärme und Kälte, von Tageshelle und Nachtruhe, sowie mit gemischten Wäldern. Um diese Zeit bildete sich hier die Rasse der sog. Ellerbeker, die Keimzelle der heutigen Germanen. Sie entwickelte eine Feuersteintechnik und Töpferei und erlangte in den nächsten Jahrtausenden (der bis 2000 v. Chr. währenden Steinzeit) eine Vervollkommnung, die den germanischen Stil in seinen Urelementen schon andeutete und die nirgends sonst in der Welt erreicht wurde. Die Wirtschaftgrundlage war aber zu schmal für die wachsende Bevölkerung, viele wanderten deshalb südwärts ab, wo im Mittelmeergebiet das Klima erträglich kühl war und wo sie die Hochkulturen des alten Orients gründeten.

Um das Jahr 2000 v. Chr. änderte sich das Klima. Die Kälte zog sich noch mehr nordwärts zurück, und auf dem Fuße folgte ihr die Wärme. Die Ursache lag in durchgreifender Veränderung der Lichtbedingungen: die Bestrahlung des Landes vermehrte sich, und damit steigerten sich die Wachstum-Möglichkeiten der Pflanzen. Der Norden wurde trockenwarm, erhielt Buchengehölze, Weizen- und Hirsefelder und wandelte sich zu einer kulturfreundlichen Landschaft, die unsrer deutschen von heute entsprach. Aus diesen aufs beste gesteigerten Wirtschaftgrundlagen entwickelte sich die Hochkultur der nordischen Bronzezeit (2000—500 v. Chr.), deren Gerät der Möglichkeiten des germanischen Stils schon die allergrößte Fülle in herrlichster Ausbildung zeigt, Muster, die, namentlich in der Spirale, noch heute unter uns lebendig sind. Die Hauptformen aller unserer Groß- und Kleinwerkzeuge, sicherlich auch des Grundstocks unserer Weltanschauung, gehen auf diese Zeit zurück, soweit sie nicht schon vordem herangebildet wurden. Im mittelmeerischen und morgenländischen Süden war das Klima damals heißer und dürrer



3. Alte norwegische Holzkirche
mit phantastischen Dächern und Giebeln, entwickelt aus den altgermanischen Waldtempeln
(Fantoft Stabkirke, Bergen)

als zuvor, und die dortige Kultur erfuhr keinerlei Fortentwicklung, da aus dem Norden wenig und vielleicht nicht der beste Zustrom kam. — Um 700 v. Chr. wandelte sich das Klima erneut. Es wurde im Norden rauher und feuchter und vertrieb die edleren Laubhölzer südwärts Die Eisenzeit begann, während welcher die germanische Bevölkerung des Nordens im alten Geiste weiterarbeitete, aber keine sonderlich neuen Formen entwickelte. Die Wirtschaftmöglichkeiten wurden geringer, so daß langdauernde Abwanderung einsetzte, die dem ferneren Süden, der milder und feuchter geworden war, wertvollste Kräfte kulturschöpferischer Art bescherte, so besonders die Griechen und Römer mit ihrer antiken, deutlich germanischen Stempel tragenden Kultur.

Erneuter und bisher letzter Wechsel setzte im achten bis zehnten christlichen Jahrhundert ein. Während das nordische und das südische Klima, das eine in feuchtkalter, das andere in trockenheißer Ausprägung, kulturell gleichgültiger wurden, wuchs sich das mitteleuropäische, verbessert durch zahlreiche Rodungen, zu einem freundlichgemäßigten aus, das eine Fülle schöpferischer Kräfte auszulösen vermag. Damals entstand hier die „Romanik", die in Wirklichkeit kaum etwas mit dem romanischen Wesen zu tun hatte, vielmehr unmittelbare Fortentwicklung der eisenzeitlichen Germanenkultur war. Mit ihr aber setzte der große Kulturwechsel ein, der die Rolle Skandinaviens grundlegend verschob. War bisher dieses der spendende Teil gewesen, von dem sich Kultur-Anregungen in alle Länder ergossen, so wuchs nunmehr Mitteleuropa zu dieser Stellung empor. Seit der Romanik lebt Skandinavien kulturell von uns, es ist gleichsam auf Altenteil gesetzt und zehrt von dem, was seine südlichen Kinder ihm zufließen lassen. Die nordischen Steinkirchen und die nordischen Städte, die ganze Wissenschaft und Kunst, vor allem auch die Reformation — all das ist aus den Ebenen und Hügeln Deutschlands, gelegentlich auch aus dem früher rein germanischen Nordfrankreich eingeführt worden.

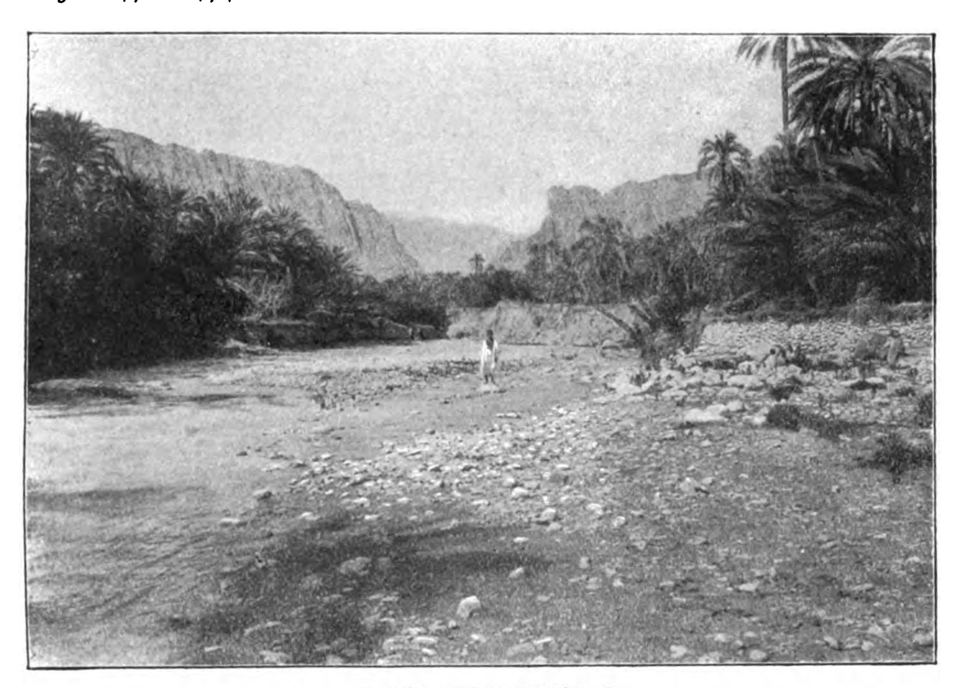


4. Germanische Landschaft
mit hügeliger Ebene, See, Wald, Wolken und Bauernhöfen
(J. Chr. Dahl: Kaltehange ved Vordingborg, Südseeland)

Aus diesen Darlegungen erhellt zur Genüge, daß germanische Kultur nicht an ein bestimmtes Land gebunden ist, sondern an eine bestimmte klimatische Landschaft. Das ist das grundsätzlich Neue dieser Entdeckung.

Unter all den Dutzenden und Hunderten von Klimaten der Erde gibt es mehrere, die kulturfreundlich sind, jene, die augenblicklich in manchen Teilen der Vereinigten Staaten und Ostasiens herrschen — aber nur eins, das kulturschöpferisch ist. Es ist ein ganz bestimmtes Klima und eine nur in ihm mögliche Landschaft. Es findet sich eben nur an Einer Stelle der Erde ein Gebiet, wo Land und Meer vielseitig ineinandergreifen und wo die Seeluft, vom Golfstrom angetrieben, kaltes Land in warmes verwandelt. Wo Tagesbeleuchtung und Nachtdunkel, wo vier wohlabgewogene Jahreszeiten einander folgen, so daß starker Arbeitleistung ausreichende Nachtruhe entspricht. Wo Dämmerung und wolkendurchwanderter Himmel Phantasie gebären und entwickeln, wo wogende, gesunde Wälder helle Ackerlichtungen geheimnisvoll einschließen, wo die See donnernd landein schlägt und ein Geschlecht starker Männer großzieht. Hier lockt eine Landschaft von sonst nirgends gesehener Raumtiefe und erfüllt von blauer Atmosphäre, die man fast mit Händen greifen kann, den Blick des Menschen in unendliche, sehnsuchtvoll verdämmernde Fernen.

In dieser germanischen Landschaft fehlt die Schreckhaftigkeit hochnordischer Natur ebenso wie die sonnflimmernde Plattheit der südlichen. Hier wird der Mensch arbeitsam und geweckt, grüblerisch und phantasievoll, hier steht er, wenn auch Kind seiner Umwelt, ihr doch selbständig gegenüber, steckt mitten in ihr, klebt nicht kümmerlich an ihrem Saume wie in Lappland und in der Sahara. In solchen aufrechten Menschen sammeln sich, in stiller jahrhundertelanger

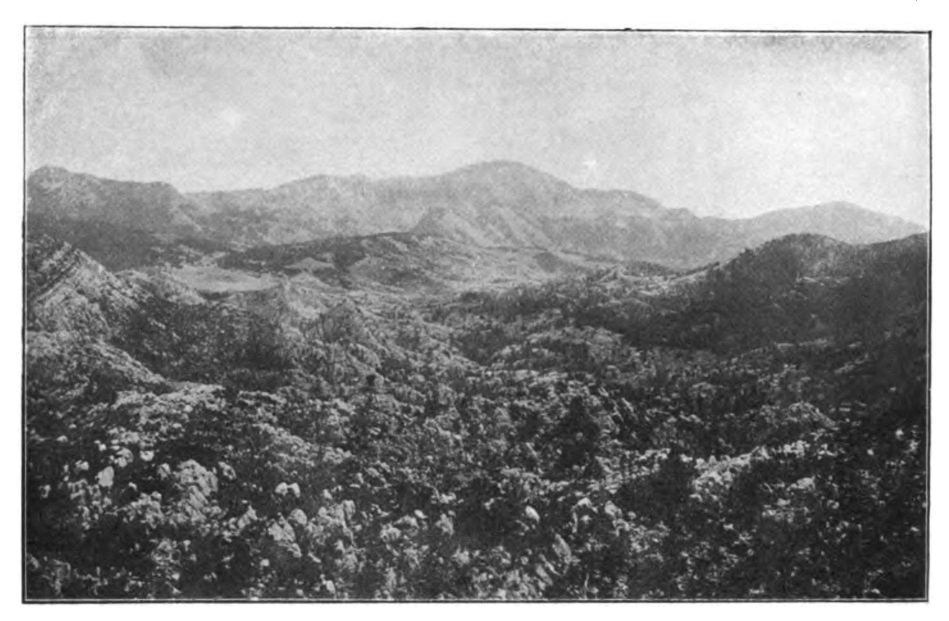


5. Orientalische Landschaft
Üppige Oase zwischen kahlen Felsbergen und unter wolkenlosem Himmel, völlig ungermanisch
(Gántra-Schlucht, Algerien)

Tätigkeit, fruchtbringende Keime, die gelegentlich in einem Menschen schöpferische Gedanken auslösen und große Tat werden.

Das aber ist der springende Punkt. Wir wollen nicht in den Fehler verfallen, den germanischen Menschen für den besten Menschen schlechthin zu erklären. Es gibt dunkle Gute und es gibt helle Bösewichte. Das Schöpferische jedoch, jene tiefverankerte Veranlagung zum Auffinden neuer Wege und Gedanken, das, was man auch das Geniale nennt — das findet sich nirgends so viel wie in der germanischen Rasse. Je weiter man von dem Land zwischen Mittelengland und Baltenland, zwischen Mittelschweden und Oberitalien sich entfernt, um so seltener werden die Menschen mit rosiger Haut, hellen Haaren und blauen Augen, um so seltener die großen Männer.

All diese Erkenntnisse sind von größter Tragweite und werden unsere Zukunft auf das tiefste beeinflussen. Denn wir stehen (man muß das nur erkennen) an einer Zeitenwende, genau wie um 1500. Damals wurde der Faden der germanischen Kultur, der von der jüngeren Steinzeit bis in die Spätgotik ungestört (auch durchs Christentum leidlich ungestört) fortgelaufen war, durch die lateinisch-griechische Renaissance zerrissen. Die vielen fremden Elemente, die sich an das Gebäude germanischer Hochkultur gehängt haben und es noch heute belasten, müssen, einmal klar erkannt, rücksichtlos heruntergerissen werden. Die Erziehung unserer Kinder vor allem ist allen „humanistischen" Blendwerkes zu entkleiden und um das Studium der glänzenden germanischen Kultur zu gruppieren. Unsere ganze Wissenschaft, unsere künstlerische Einstellung **— alles muß neu aufgearbeitet werden unter dem Gesichtwinkel: Wie verhält sich dies und das zum Germanischen? Was germanisch ist, was das germanische Wesen am reinsten ausdrückt und am tiefsten kündet, das ist uns erstklassig, das stellen wir über alles andere, über Kunst und Wissenschaft der Misch- und Minderrassigen.**



6. Südeuropäische Landschaft
Kahl, verkarstet, trocken mit wenig Bewachsung; heute ungermanisch, in ehemals feuchterer Zeit waldreich und halbgermanisch
(Herzegowina, Aussicht auf die Seebra und das Moränen-Amphitheater von Vibernje)

Es ist hier Unendliches zu tun, und wir Menschlein von 1925 stehen sprachlos vor der riesigen Aufgabe, die wir da stellen und die unsere Kinder und Kindeskinder werden zu lösen haben. Politisch mag es uns schon jetzt Trost bringen. Aus der Gebundenheit der schöpferischen Hochkultur an ein bestimmtes germanisches Klima, das zwischen Nord- und Südeuropa hin- und herwandert, geht zwingend hervor, daß kein anderes Land uns jemals unsere überragende Stellung streitig machen wird. Auch nicht die Germanenstämmlinge in Übersee. Amerika steht heute vor den Meisten als der immer übermütiger werdende Koloß, der alle Welt durch Geld und Technik erdrücken wird. Aber all das hat ein Ende. Die dorthin ausgewanderten und dort gemischten Germanen, die in Amerika schon mehrere Geschlechtfolgen durchgemacht haben, weisen deutliche Anzeichen von Entartung auf und haben der abendländischen Kultur so gut wie nichts geistig Großes geschenkt. Trotz Colleges und äußerem Schliff, trotz Wolkenkratzer und Autos sind die Menschen, aus deren Vermischung das indianische Gesicht durchzuschlagen beginnt, jenes großnasige Mongolengesicht, das gut nachzuahmen und Geld zu machen versteht, das aber im Grunde stets im Kulturschatten anderer bleibt.

Deutschland braucht vor Amerika so wenig wie vor Ostasien Angst zu haben. Alle Keime zu Großem reifen bei uns.

Ewald Banse

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Jesusfrage im Lichte psychologischen Urteils

Im Januarheft des „Volkserziehers" verbinden sich Leonhard Veeh und Pfarrer E. F. Schmitz zu einer an Arthur Drews sich anschließenden Darstellung der Jesusfrage. Diese Ausführungen zeigen aufs neue, daß über den historisch-philologischen Zerfaserungen der überlieferten Berichte und über den Willenseinstellungen bloß völkischer Religiosität das besonnene psychologische Urteil über Wirklichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart beträchtlichen Schaden nimmt. Während Veeh die bekannte These wiederholt, daß Jesus überhaupt nicht gelebt habe, gibt Pfarrer Schmitz noch zu, daß Jesus unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden ist, daß aber seine Persönlichkeit im übrigen eine literarische Erfindung sei. Auch der „kommende Christus" wird ein Erzeugnis der — Buchdruckerkunst sein, das man im Buchladen kauft! Von der sowohl kritisch als psychologisch beachtlichen Persönlichkeitsdarstellung Jesu einiger Forscher (wie z. B. schon Renan) scheinen die beiden Autoren nichts zu halten. Mit keinem Wort wird auch nur angedeutet, daß die Einstellung großer Gelehrter und Menschenkenner für moderne Menschen neben den maßlos übertriebenen Angaben Arthur Drews auch in Betracht zu ziehen sei. So möge denn gestattet sein, daß in diesen Zeilen kurz erläutert werde, inwiefern die Leugnung der historischen Gestalt Jesu einem besonnenen Urteil nicht angemessen sein dürfte, und inwiefern auch in Zukunft keine literarische Bewegung die aus einer großen Persönlichkeit stammende wurzelhafte Energie der ethischen Befruchtung irgend zu ersetzen vermöchte.

Nicht nur aus kirchlicher Einstellung heraus, sondern weit mehr noch aus den Gesichtspunkten des Psychologen muß es als empörend bezeichnet werden, daß das Wesen logosverbundenen Schöpfertums der Persönlichkeit durch oberflächliche Kritiklosigkeit, die sich für kritisch hält, derart verkannt wird.

Es kann sich hier nicht darum handeln, auf die einzelnen Behauptungen der beiden Autoren einzugehen, noch eine eingehende psychologische Analyse der überlieferten Berichte zu unternehmen. Sonst müßte aus dem Artikel ein Buch werden. Nur zwei Stellen aus den genannten Aufsätzen seien hervorgehoben. Es ist durchaus begrüßenswert, daß Pfarrer Schmitz sich gegen die Auffassung wendet, der „kommende Christus" werde in einer jener sonderbaren Nachahmerfiguren mit theatralischem Christuskopf und Sektierergerüchlein erwartet werden können, welche ab und zu auftreten und den Beweis liefern, daß ihre Seele aus bloßer Literatur zusammengekleistert ist. Gerade solche Erscheinungen lassen das in seiner Kultur wurzelnde echte Lebensheldentum Jesu von Nazareth als realistischen Gegensatz gegen bloß Nachempfundenes fühlbar werden. Und Veeh hat recht, wenn er der Überzeugung Drews' Ausdruck gibt, daß eine Bindung edlen Menschentums der Zukunft an die Weltanschauung des Judentums und Heidentums vor 1900 Jahren kaum zu schönen Zielen führen dürfte. Um diesen richtigen Gedanken zu vertreten, müßte man aber gerade die historische Persönlichkeit Jesu hochhalten, weil sie in ihrer Zeit das gewesen ist, was wir in unserer Zeit nötig hätten: die unbedingt freie, nur logosgebundene Kernkraft tiefster Erneuerung. Daß die Massenbewegung des Urchristentums mit seinem grundlegenden Haß gegen das sündige Fleisch nicht mit Jesu eigener Lehre identisch sein dürfte, läßt sich aus der Überlieferung unschwer vermuten. Aber daß diese Anhängerbewegung ohne den Meister hätte zustandekommen können, an welchen solche Tendenzen anzuschließen man sich mit Recht oder Unrecht bewogen fühlte, könnte doch nur die bare Urteilslosigkeit annehmen. Wenn auf dem Spiegel eines Sees starke Ringe sich zeigen, forscht man wohl vernünftigerweise

nach dem Stein, der in der Mitte dieser Bewegungen ins Wasser gefallen sein mag. Wenn die Überlieferung kein Wort von einem historischen Jesus berichtete, würde man sich durch gute Vernunft die Hypothese zu machen haben, daß trotz fehlender Berichte eine solche Persönlichkeit existiert hat. Nun, da die Berichte, wenn auch in mythologisierender Bearbeitung, vorhanden sind, möchte ein aberweises Erklärungssystem überschlauer Kritiker die erste aller Realitäten, die kämpfende und schmerzvoll sich für das Ideal opfernde Persönlichkeit, in Abrede stellen. Wenn Jesus nicht historisch überliefert wäre, müßte man ihn erschließen. So verlangt es das Gesetz von Ursache und Wirkung. Im Schluß von Wirkungen auf falsch angenommene Ursachen liegt nach Schopenhauer die Wurzel der meisten Irrtümer: diesen Fehler aber begeht Arthur Drews, indem er die Wirkungen aus Umständen persönlichkeitsloser Art will hervorgehen lassen, die psychologischerweise solche Wirkungen nicht erzeugen können.

Daß eine kommende, dem Jesusimpuls vergleichbare religiös-ethische Erneuerung aus der Buchdruckerei hervorgehen wird, wie Schmitz meint, bedeutet ein derartiges Maß von Verkennung der unersetzlichen Gewalt des gesprochenen Persönlichkeitswortes, daß man zum mindesten die Lektüre des „Phädros" von Plato empfehlen muß. Gerade in der Wirkung durch das persönliche Wort, das durch keine schriftliche Mitteilung ersetzbar ist, liegt eine Hauptursache für die Möglichkeit einer von allen Parteien befehdeten Persönlichkeit, wie es Jesus gewesen ist. Die Zivilisation ist wohl seitdem vorangeschritten, die seelische Eigenart der Menschheit aber ist ziemlich die gleiche geblieben, wenigstens in solchen Hauptpunkten. Auch heute noch ersetzt kein Liebesbrief die Liebes-Gegenwart, und kein Buch den gewaltigen Seelenhauch des unmittelbaren Wortes. Gewiß wird der „kommende Christus" oder auch Christusgeist, der wohl in vielen Geistern mehr oder weniger vollkommen erscheinen wird, nicht den Glauben und Aberglauben alter Berichte und Mythologie nachschaffend wiederholen, sondern er wird sich wie Jesus selbst über Mythologie und Vorurteile seines Volkes stellen, um das zu verkünden, was einzig not tut. Und er wird in den Formen der Gegenwart am Reich Gottes auf Erden mitarbeiten, als Führer und Kämpfer, wie Jesus es in seiner Zeit offenbart hat. Nicht das Kirchentum als solches, sondern der Christusgeist ist die erneuernde Kraft der Menschheitsentwicklung. Durch persönliches Heldentum und Opfer ist er allein denkbar, nicht durch Literatur, die von Verlagsanstalten „gemacht" wird.

Sei nun gestattet, einige Punkte aus großem Zusammenhang hervorzuheben, welche die Existenz der historischen Jesusperson psychologisch beweisen dürften: jener Person, die als vorbildlicher Held und Kämpfer in ihrer Realistik nicht nur „volks"-erzieherisch bedeutsam ist. Nietzsches Zarathustra ist gewiß ein gewaltiger Prophet — aber bloße Literatur. Jesus ist mehr, weil in ihm das ganze Leid der Menschheit getragen wurde um des Ideals willen. Daß die Überlieferung nicht nur Realistisches, sondern auch Mythologisches enthält, das als bloße Literatur zu werten ist, wird man sogenannten orthodoxen Auffassungen gegenüber gewiß aufrechterhalten müssen. Was aber nach Abzug der Mythologie übrigbleibt, ist ein Lebensbild, das nur aus konkreten Einzelheiten der Wirklichkeit abgelesen, nicht aber erdichtet sein kann. Dichtungen, besonders der älteren Zeiten, sind von der Realistik nicht zu erwartender Worte und Handlungen von seiten eines Helden sehr entfernt. Was sie geben, ist ein bloßer Typus von Menschen oder Göttern, aber kein konkreter Mensch. Der Jesusbericht der Evangelien ist keine mythologische Dichtung, sondern ein mythologisch verbrämtes höchst blutwarmes realistisches Lebensbild einer wirklichen Persönlichkeit, die aus völliger Logosverbundenheit das innere Recht hatte, sich als Sohn Gottes zu wissen und zu bezeichnen. Auch die Lehre Jesu läßt sich nicht aus vorhergegangenen Überlieferungen kausal ableiten, mag auch hie und da eine Berührung mit andern Gedankengruppen vorhanden sein. Das eigentlich Wesentliche, die erlebte und erkämpfte Synthese des als einzig wertvoll Empfundenen, ist nur als Werk einer Persönlichkeit zu begreifen. Die Gleichnisse, die Seligpreisungen, das Vaterunser tragen den Stempel einer großen, tief erfahrenen, künstlerisch harmonischen Seele und können unmöglich als matte Literatur-

produkte entstanden sein. So empfand es sogar Oskar Wilde in seinem gehaltvollsten Werk „De profundis“ — seinem einzigen, das mehr ist als bloße „Literatur“.

Wird eine mythologische Dichtung dem Halbgott die ergreifenden Worte in den Mund legen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wird sie im Gegensatz zur Familienwertung der Anhängerschaft dem Stifter jenes kühle Verhältnis zu seiner Familie unterschieben, das die Evangelien berichten und das aus seelischen Gründen nur allzu verständlich ist? Wird man den in der ganzen Geistesgeschichte in immer neuen Formen zum Ärgernis der meisten Menschen auftretenden Gegensatz zwischen dem Neuschöpfer und den Pharisäern und Schriftgelehrten anders erklären können als aus der wirklichen Todfeindschaft wirklichen Lebens? Wird man die Dutzende von Aussprüchen Jesu, die aus den Umständen eines Augenblicks kristallisiert erscheinen, als Ergebnis unpersönlicher Mythologie ansprechen können? Wird man die Vorliebe für die schlichten Menschen, die unbeschriebenen Seelen, die vorurteilslosen Hörer des Worts anders denn aus der Notwendigkeit des Lebens verstehen können, welches leider eingesehen hat, daß man bei den Reichen auf Granit beißt, wenn man geistig Neues und Edles vertreten will? Ist die grundsätzliche Betonung der Humanität auch für die Verachteten, die Samariter, die Zöllner, die Sünder und Sünderinnen nicht ein Beweis für die persönliche Grundlage der Berichte? Gerade das unterscheidet die Gestalt Jesu, wie sie überliefert ist, von den Gestalten der wandelnden Götter und Halbgötter; daß ein Mensch mit schönheitsvoller Griechenseele und orientalischer Religionstiefe realistisch ausgeprägt erscheint.

Und darauf beruht der Wert dieser Gestalt für die heutige Zeit: daß man das Lebenskräftige, Persönlichkeitsstarke in ihrem Leben und ihrer Lehre erfassen lerne wie eine völlig neue, geradezu „aktuelle“ Offenbarung, und daß man die Mythologie, welche um diese Persönlichkeit herum geheftet worden ist, auf sich beruhen lasse. Gewährt sie frommen Seelen Positives, so bleibe sie ihnen erhalten. Wird sie von andrer Einstellung beanstandet, so werde sie preisgegeben. Wichtig ist bei alledem der Kern: Leben und Lehre Jesu von Nazareth als ermutigendes Vorbild und unerreichtes Beispiel fortschreitender Geisteserhöhung in der Menschheit.

Wer diesen Gesichtspunkt vertritt, dürfte „Volkserziehern“ nützlichere Anregungen geben als Arthur Drews, der mit den mythologischen Beimengungen die ganze Persönlichkeit Jesu von Nazareth in mythologischen Nebel auflösen möchte — und die Menschen damit einer Wahrheit und einer Kraft beraubt.

Dr. Ernst Barthel

Kirche und Religion

Viele innerlich vornehme, geistig hochstehende, tiefreligiöse Menschen habe ich ihren Standpunkt der Kirche gegenüber etwa so formulieren hören: „Die Kirche als solche hat mir nichts mehr zu geben. Meinen Weg zu Gott finde ich auch ohne sie. Ich vermag es nicht, dogmatisch an ein Weltbild zu glauben, das vielleicht vor 2000 Jahren einmal als Wahrheit erscheinen konnte. Ich vermag es ebensowenig, mich in Formen wohlzufühlen, die seit 400 Jahren nicht die geringste Änderung erfahren haben. Ich bin kein Gegner der Kirche, aber ich kann kein inneres Verhältnis mehr zu ihr gewinnen. Die überwiegende Zahl der jungen Menschen pflegt heut die Kirche am Tage der Einsegnung das letztemal zu betreten — das heißt aber nichts anderes, als daß die Kirche auf den modernen Menschen nicht mehr zu wirken vermag.“

Fragen wir nun: Ist dieser heut weit verbreitete Standpunkt verständlich, berechtigt, notwendig? Wie ist er entstanden? Sollte er nicht zu überwinden sein?

Die Beantwortung dieser Fragen erheischt vollste Offenheit auch über solche Dinge, die man sonst lieber übergeht, um „wenigstens dem Volke die Religion zu erhalten“. Es ist zweifellos

richtig, daß der geistig minder hochstehende Mensch die formale Religion — trotz gegenteiliger Behauptungen — notwendiger braucht, als dies bei wissenschaftlich, philosophisch, künstlerisch durchgebildeten Persönlichkeiten der Fall ist. Denn

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion.
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion. (Goethe.)

Trotzdem ist es unmöglich, dem „Volke“ auf die Dauer eine Religion zu erhalten, die der Gebildete ablehnt oder der er gleichgültig gegenübersteht. Vornehmste Aufgabe der Kirche sollte es also sein, sich gerade die geistig bedeutenden Menschen zu erhalten, bzw. sie wieder zu gewinnen. Das ist ihr aber bisher, wie die oben wiedergegebenen Äußerungen dartun, in sehr vielen Fällen, man kann wohl ruhig sagen: im allgemeinen, nicht gelungen.

Ganz ohne Zweifel befindet sich die evangelische Kirche in der ernstesten Krise, die sie je durchgemacht hat; das wird von vielen, gerade aus ihren eignen Reihen, zwar bestritten; allein die Argumente, die man zum Beweise des Gegenteils anführt, sind stets der Oberfläche des Geschehens entnommen und lassen durchweg den Blick für die großen Linien der geschichtlichen Entwickelung vermissen. Gewiß, es geschieht gerade in neuester Zeit sehr viel, um das Interesse an der Kirche zu beleben. Mysterienspiele werden aufgeführt, reicher Blumenschmuck um Kanzel und Altar an den hohen Festtagen soll uns die Kahlheit und Nüchternheit unserer Gotteshäuser vergessen lassen, man wendet sich mit erneuter Lebhaftigkeit der Pflege der hohen Kirchenmusik zu, kirchliche Diskussionsabende für Erwachsene werden eingerichtet, wissenschaftliche, belehrende Vorträge gehalten und vieles andere. Und doch, muß man nicht gerade aus der Notwendigkeit, das Interesse an kirchlichen Dingen mit anderen Mitteln zu „beleben“, schließen, daß da im Kern irgend etwas im Absterben ist? Und handelt es sich nicht bei all den erwähnten Abhilfsmaßnahmen um ein äußerliches und oberflächliches Kurieren an Symptomen, wodurch das Fortschreiten der Krankheit selbst nicht verhindert oder aufgehalten wird? Man sorgt für die äußersten Äste und Zweige des Baumes und bedenkt nicht, daß die Krankheit vielleicht auch ihren Sitz in Stamm und Wurzel haben könnte.

Wie liegen denn die Dinge für einen Betrachter, der, ohne pro oder contra festgelegt zu sein, sich ein Urteil zu bilden sucht über die Lebensfähigkeit der evangelischen Kirche? Sieht man sich heut in unseren Kirchen um, so erkennt man auf den ersten Blick, daß es nicht, wie vielfach gesagt wird, nur eine böswillige Entstellung der kirchenfeindlichen Presse ist, wenn behauptet wird, vorwiegend Kinder, Frauen und alte Leute füllten heut noch unsere Kirchen. Männer von 20—40 Jahren findet man tatsächlich nur in erschreckend geringer Zahl. Ich sage erschreckend insbesondere deshalb, weil ja doch der Mensch in diesen Jahren durchschnittlich das regste geistige Leben zu führen pflegt. Und es drängt sich ohne weiteres sofort die Frage auf: Was wird aus der Kirche, wenn die ältere Generation einmal dahingeht? Ist es nicht dringendste Gegenwartsaufgabe, die Kirche so zu gestalten, daß sie auch den Menschen im besten Alter, die auf der Höhe des Lebens stehen, etwas zu geben hat? Gerade wer die Geschichte kennt und aus ihr gelernt hat, welch reichen Segen eine wahrhaft lebendige Kirche auf das sittliche und geistige Leben einer Nation auszuströmen vermag, muß wünschen, daß solche lebendige Verbundenheit innerhalb der Kirche uns wiedergeschenkt werde — denn augenblicklich ist sie nicht mehr vorhanden.

Die Vorwürfe, die durchgebildete Menschen unserer Zeit gegen die Kirche erheben, beziehen sich auf den Inhalt und auf die Form.

Was den Inhalt betrifft, so sagt man, und meines Erachtens mit Recht: Die Kirche vermag sich nicht freizumachen von einer falschen Auffassung des Begriffes „Glaube“. Sie versteht darunter das „Für-wahr-halten“ eines Weltbildes [? D. T.], das die Menschheit des Orients vor 2000 Jahren gehabt hat: die Vorstellung eines Oben und Unten im Weltall, die Idee eines räumlich — im Himmel — lokalisierten Gottes und eines ebenfalls sehr anthropomorph gedachten

Teufels, denen beide eine große Zahl dienender Geister zur Seite stand. Ebenso hat die Kirche festgehalten den damals weitverbreiteten Wunderglauben, obwohl Jesus selbst seine innere Berechtigung nicht zugestand: „So ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!" — Mit dem Stande unserer heutigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis ist dies Weltbild unvereinbar. So wenig sich zwar ein Glaube rationalistisch beweisen läßt, so sehr berechtigt ist doch die Forderung, daß sein Inhalt nicht im Widerspruch stehen darf mit den Ergebnissen des auf der Erfahrung aufgebauten Denkens. Inhalt einer Glaubenslehre darf nichts sein, was sich durch Mittel der Erfahrung und des Denkens beweisen oder widerlegen läßt. Das ist eine grundsätzliche Forderung. Dieser Forderung entspricht nicht die kirchliche Glaubenslehre in ihrer heutigen Gestalt. Sie ist scharf zu scheiden von der Lehre Jesu, in deren Mittelpunkt die Worte stehen: „Siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch" — „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Was ferner die Form betrifft, so sagt man — wohl auch großenteils mit Recht: Unsere heutige protestantische Form der Gottesverehrung und -anbetung besteht fast unverändert seit 400 Jahren. Die sehr starke Veränderung (um das leidige Wort „Fortschritt" zu vermeiden), die seitdem die ganze geistige Verfassung der Menschheit erfahren hat, die besonders im letzten Jahrhundert zutage getreten ist, läßt es selbstverständlich erscheinen, daß der typische Mensch unserer Zeit den bis in seine Tage erhalten gebliebenen kirchlichen Formen nur noch Pietät entgegenzubringen vermag, ohne dabei im Innersten von ihnen gepackt zu werden. Dazu kommt, daß viele dieser Formen (so viele Lieder, die auch zur „Form" des Gottesdienstes gehören) eine aus einer ganz eng umgrenzten Zeitstimmung heraus geborene Auffassung Gottes und Christi enthalten, die uns Heutigen nicht nur fremd, sondern sogar widersinnig erscheint. Demgegenüber hat die protestantische Kirche, z. T. gegen den Willen Luthers, vieles über Bord geworfen, was auch in unseren Tagen wohl noch geeignet wäre, religiöse Weihestimmung, wenn nicht hervorzurufen, so doch zum mindesten vorzubereiten.

Aus solchen, hier nur in einigen Hauptpunkten angeführten Anschauungen und Empfindungen erklärt sich der eingangs wiedergegebene Standpunkt vieler gerade geistig lebendiger Menschen. Er ist also ganz zweifelsohne verständlich. Die weitere Frage dagegen, ob die aus diesem Standpunkt hergeleitete vollständige Interesselosigkeit der Kirche gegenüber berechtigt und notwendig ist, muß rundweg verneint werden. Denn dadurch wird nichts besser. Ganz abgesehen davon, daß die evangelische Kirche dem Protestanten ein unersetzliches Bollwerk gegen eine Romanisierung unseres religiösen Lebens bildet, muß jeder, der nicht nur immer fragt: „Was habe ich davon?", sondern sich verantwortlich fühlt für sein Volk, jeder, dem nicht Genießen, sondern Dienen oberstes Lebensgesetz ist, mit verdoppelter Kraft da einsetzen, wo Wertvolles zu verfallen droht. Das gilt ganz besonders für die jungen Menschen, die vor der heut so unendlich schweren Wahl eines Berufes stehen. Wieder und wieder erlebt man es, daß auch von wertvollen jungen Menschen, deren es in der jungen Generation mehr gibt, als oft angenommen wird, der Gedanke an das Theologiestudium glattweg abgelehnt wird. Kein Wunder: Selbst solche, die vielleicht den Beruf dazu in sich verspüren, können es mit ihrem Gewissen und mit ihrem ganzen Menschentum nicht vereinbaren, sich den Dogmen der Kirche — denn die gibt es wirklich — und ihren alten Formen zu beugen. Nun geht zwar sicherlich die Behauptung, nur geistig Beschränkte und Heuchler studierten heute noch Theologie, beleidigend weit — mir sind Beweise für das Gegenteil bekannt —, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Ansätze zu einer derartigen Entwickelung da sind. Das kann aber am allerwenigsten die Kirche selbst wollen und wünschen. Damit steht sie nun vor einem unerbittlichen Entweder — Oder. Entweder sie beharrt starr am Althergebrachten: dann wird die angedeutete Entwickelung früher oder später mit Sicherheit einsetzen. Oder sie gibt starken, freien Geistern die Möglichkeit, ihr religiöses Empfinden im Rahmen der Kirche zur Auswirkung zu bringen: dann wird unser religiöses Leben einen neuen Frühling erleben.

Aber ganz abgesehen von einer diesbezüglichen Stellung der Kirche sollte es Pflicht aller derer sein, die in sich die inneren Möglichkeiten zu diesem Beruf verspüren, sich mit dem Theologiestudium dem Dienst an ihrem Volke zu weihen, auch auf die Gefahr hin, mit starken Widerständen kämpfen zu müssen. Denn wie soll es denn anders werden, wenn nicht innerhalb der Kirche auf Neugestaltung hingewirkt wird?

Gerade diese Forderung nach Neugestaltung der Kirche ist es aber nun, die den meisten Einwänden begegnet. Wie weit soll man damit gehen, was darf man ausmerzen, welche Steine entfernen, ohne daß damit der ganze Bau zusammenbricht? Zugegeben: Bequemer ist es sicherlich, alles beim Alten zu lassen. Aber darauf kommt es doch, denke ich, nicht an! Gewiß, es wird der Lebensarbeit gerade der besten Köpfe bedürfen, um hier mit Gewissen und Takt den rechten Weg zu finden. Aber das ist auch eine Arbeit, die der besten Köpfe würdig ist.

Wenn ein Nichttheologe dazu einige Gedanken äußern darf: In erster Linie muß Wert darauf gelegt werden, das, was wissenschaftliche Quellenforschung untrüglich als Jesu Lehre dargetan hat, in voller Reinheit herauszuarbeiten. Selbst da aber braucht wohl nicht jedes Wort Christi als Offenbarung behandelt zu werden. Insbesondere sein Weltbild war selbstverständlich mitbedingt durch die Anschauungen seiner Zeit. Was wir brauchen, ist die Betonung dessen, was für uns als Deutsche unserer Zeit Wert besitzt. Und dessen gibt es in den Evangelien genug und übergenug. Wir wollen keine abstrakten Ethik- und Moralpredigten, sondern brauchen dringend den göttlichen Menschen, der uns den Weg weist zu Gott, den Vorkämpfer, den Helden im Sinne des „Heliand". Man hat ja Christus in den zwei Jahrtausenden nach ihm in recht verschiedener Gestalt gesehen: als Messias, als Mittler, als Richter, als Gott, als Dulder, als Kämpfer. Gerade das letzte scheint mir von besonderem Wert für unsere Zeit. Wären wir alle von gleich glühendem Kampfeszorn gegen das Niedere und Gemeine, gepaart mit verstehender Liebe gegenüber Schwachen und Irrenden, erfüllt wie er, es stünde besser um unser Volk. Hier liegen die Werte, die das Christentum als Religion der Tat auch uns noch zu geben hat. Ob sich die praktische Lehre der Kirche auf Christus als erhabenstes Vorbild beschränken soll, ob es nicht auch ihre Pflicht wäre, die Offenbarung des Göttlichen in anderen großen Menschen, vor allem solchen unseren Blutes und Stammes aufzusuchen und zu verkünden, das ist eine Frage, die hier nur aufgeworfen, nicht beantwortet werden soll.

Weiter hat die Kirche aber die hohe Aufgabe, den Menschen unserer Zeit einen veredelten Gottesbegriff zu geben. Kants Wort sollte hier Leitspruch sein: er habe das Wissen wegräumen müssen, um für den Glauben Platz zu bekommen. Das wäre die praktische Auswirkung der vorhin erhobenen Forderung, ein Glaube dürfe weder beweisbar noch widerlegbar sein. Ein solcher veredelter Gottesbegriff muß frei sein von den Elementen des Räumlichen, die der Gottesidee auch unserer Zeit, so oft es bestritten wird, in irgend einer Form immer noch anhaften; es gilt, diese Idee hinauszuheben aus der Sphäre sinnlicher und rationaler Erkenntnis, in die sie trotz Kant immer wieder hinabgezogen wird. Gott zu erleben in Seelenwerten — das ist Religion. Und wenn hier von einer Gottesidee die Rede ist, so handelt es sich um den dem Menschen notwendigen Versuch, diesen Gott, den man in allererster Linie einmal erleben muß, als Idee im Sinne Platons zu gestalten — einen Versuch freilich, der stets die Spuren menschlicher Unvollkommenheit tragen wird und muß, und der je nach der ideenbildenden Kraft der Menschheit einer Epoche verschieden ausfallen wird. Trotzdem ist es dem Menschen mit lebendiger Seele ein heiliges Muß, diesen Versuch stets aufs neue zu unternehmen. Aber, ich wiederhole es, im letzten Grunde wesentlich ist nicht die Gottesidee, sondern das Gotterleben. Und nichts führt uns sicherer zu diesem Gotterleben, als die volle und reine Erfassung der Gestalt Christi. Darum: Christentum!

In diesen Rahmen gehört endlich noch eine Aufgabe der Kirche: die Zurückweisung einer falschen Wissenschaft, die ihre Grenzen überschreitet und auf das Gebiet übergreift, das dem Glauben allein eignet (wobei denn solche Geschmacklosigkeiten wie Haeckels Definition Gottes



als eines „gasförmigen Wirbeltieres“ oder die in neuerer Zeit beliebte als einer „physikalischen Hilfskonstante“ zutage kommen). Gerade die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaft haben der Kirche diesen Kampf leicht gemacht. Denn sie haben den Erfolg gehabt, daß auch dem Blindesten die Augen darüber aufgehen müssen, daß unser ganzes „objektives“ Weltbild — subjektiv ist, subjektiv, genau wie das Erleben Gottes; daß also das eine nicht berufen sein kann, das andere zu richten!

Wird diese Erkenntnis Allgemeingut, und bleibt sich die Kirche ihrerseits dessen bewußt, daß ihre Lehre nicht beweisbar, aber auch nicht widerlegbar sein kann und darf, dann wird auch die Kampfstellung verschwinden, die eine ehrliche Naturwissenschaft den heutigen Lehren der Kirche gegenüber einnehmen zu müssen glaubt. Und unser Volk wird endlich einmal den Segen einer harmonischen Kultur empfinden lernen. Dr. G. Rothe

Nachwort des Türmers. Wir stellen diese oft behandelte und doch ungelöste Frage und Sorge zur Erörterung.

Die Gemeinschaft der Gütigen

Kann die furchtbare Art, wie in Rußland mit Blut und Grauen eine notdürftige Lebensgemeinschaft hergestellt wurde, uns Deutschen ein Vorbild sein?

Nie und nimmer! Wir wollen das Wesen der Menschen erneuert sehen.

Der Mensch, der gut sein will, schwimmt jetzt in einem Meer von Bosheit, schwer kämpfend gegen Ertrinken. Das gewaltige Elend dieser Zeit wirft uns die Frage vor: Wieweit bist du selber schuld, daß die Menschen, daß du, daß ihr alle noch so böse seid? Daß kein Frieden in die Welt kommen mag? Wie retten wir unsere Seelen vor dem Grauen einer übersättigten nur-materiellen Zivilisation, die nur Hülle, Firnis und Tünche ist!?

Unsere Seele ist zerspalten. Haß und guter Wille zur Gerechtigkeit, zum Rechttun kämpfen miteinander. Warum kannst du nicht so gut sein, wie es nötig ist, um andere Menschen gut zu machen?

Das Kreuz des Christentums gilt als das Symbol einer Weltwende vom Bösen zum Besseren, ja, zum absolut Guten. Es muß höher gerückt werden; es soll mehr sein als das Zeichen der einen Religion: es soll schlechthin das Zeichen aller Welt sein, unter dem sich die gütigen Menschen aller Glaubensbekenntnisse, aller Völker und Nationen, aller Parteien vereinigen können. Es soll das vollendete, das erlöste Kreuz sein, das Kreuz, von dem Christus herabgenommen ist, das Kreuz der Erfüllung. Es ist das Kreuz schlechthin, das die Gemeinschaft aller Gütigen zum Zeichen der Zukunft auserwählt: das Zeichen menschlicher Vollendung. Und dieses Kreuz trägt dem Sinn nach die folgende Inschrift als Leitspruch: „Bemühe Dich selbst, ein gütiger Mensch zu sein und Menschen gütig zu machen!“

Das ist unsre deutsche Losung: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“... Man kann ein andres Schillerwort dahin ändern: „Der Menschheit Werden ist in eure Hand gegeben: gestaltet es!“ Menschen aller Bekenntnisse können ein im Grunde gütiges Herz haben, sie können Träger und Nachfolger des neuen Kreuzes sein, des Kreuzes der Vollendung, sie bilden die Gemeinschaft der Geister, die einen Lichtstrahl der Gottesgüte zur Weiterwirkung in sich aufgenommen haben, Menschen reinen Herzens und guten Willens. Kein „Programm“, keine „Statuten“, nichts braucht die Gemeinschaft der Gütigen, nur den Willen gut zu sein und Menschen gut zu machen: den Strahl der Erkenntnis des Guten in ihr Herz zu lenken.

Sei gütig zu Mensch und Tier, auf daß auch sie gut werden! Auf daß ein feiner Strom von Güte die elend-belastete Erde zu umstrahlen beginnt, mehr und mehr, stärker und stärker!

Sage du dir: Ich will meinen Haß der Prüfung unterwerfen, ich will versuchen, ihn in der warmen Welle der Menschenliebe aufzulösen, ich will ihn zum Äther reiner Menschengüte umwandeln; den Menschen, der mir Grund gab, ihn zu hassen, will ich bestrafen, indem ich ihn gut mache, zur Gemeinschaft der Gütigen führe. So sei meine Rache!

Wahre Güte ist das Unwiderstehlichste, wahre Güte ist die wirksamste Waffe gegenüber dem beseelten Lebewesen. Güte weiß sogar das Tier zu schätzen, zu empfinden, ja, zu beurteilen. Darum sei hier von einer „Gemeinschaft der Gütigen" gesprochen, damit die Menschheit aus ihrem Wahn erwache.

Alle Weihnachtsfeiern, alle Osterfeiern, alle Pfingstfeiern bleiben den meisten Menschen leerer, gedankenloser, äußerer Kult, solange nicht jeder Einzelne in seinem Herzen und nach außen strahlend den Willen zur Güte entfacht und wirken läßt.

Seht ihr einen Menschen in Not, und ihr könnt ihm helfen, so helft ihm nicht allein, sondern pflanzt gute Worte in sein Herz, daß er selber wieder Güte auszusäen bemüht sein wird! Der Mensch, der Einzelne, muß innerlich gepackt werden; wie der Sonnenstrahl in der Knospe das schon vorhandene Kraftgefühl weckt, so soll der Strahl der Güte in jedem Menschen Güte erwecken. Auf die Seele des Einzelnen kommt es an, nicht der „Masse". Die „Masse" ist ein Tier, das, wild geworden, den Unsinn häuft. Die „Masse" ist eben „Materie", wie ein Stück Felsgestein, das sinnlos zermalmen kann. Des einzelnen Menschen Herz muß angegriffen und erobert werden, muß aufgeackert, besät und besonnt werden; mit der Milde des Frühlingsregens muß sich der Strahl des ewigen Lichtes lebenweckend verbinden. Ein gütiger Mensch, der Güte weiter weckt in anderen, ist ein wertvoller Schaffender, weil er mithilft an der Beseitigung unnützer Reibungspunkte. Volle Aufrichtigkeit muß ihn leiten, und der starke Wille, Menschen durch sich selbst gütig zu machen, ihnen den guten Willen zu schenken, in ihnen den Keim der Güte zu erwecken. Das ist möglich, heute sogar vielleicht mit lawinenhafter Macht möglich, weil die Menschheit, insbesondere die sogenannte Kulturmenschheit, nach wahrer Herzensgüte hungert und dürstet.

In vielen, vielen Menschenherzen ist sie vorhanden, oft nur verschüttet unter den Lasten dieses Lebens, sie liegt wie ungeheure Schätze vergraben in vielen Menschenherzen. Und wahrlich, wem es gelingt, Menschengüte werbend zu entflammen, den Brand der Menschenliebe in unzählige Herzen zu schleudern, oder, zarter ausgedrückt, den Sonnenstrahl der Gottesgüte in die Menschenherzen zu lenken, auf daß die darin ruhenden Seelenschätze leuchten und blinken: wahrlich, der hat Größeres getan als eine phänomenale Verbesserung des Rundfunks erfunden!

Im übrigen werden Wissenschaft, Kunst und Technik von dem Willen zur Güte nicht berührt, nicht eingeschränkt. Hier heißt es nur Herzen erforschen, Herzen bilden, Herzen bauen und formen. Und der gütige Mensch wird gewiß nichts weniger Vollkommenes schaffen auf dem Gebiet der zu zivilisierenden Materie als der böse, grausame Mensch. Denn er ist zugleich der besonnene Mensch.

Wenn die Gemeinschaft der Gütigen wächst, muß Haß zwecklos, sinnlos werden. „Häßlich" kommt von Haß, das heißt: abscheulich, ekelhaft. Diesen Begriff muß das Wort „Haß" annehmen, es muß zum Überdruß werden, es muß „obsolet" werden, wie der Apotheker eine veraltete Medizin nennt. Haß war eine Medizin der vergangenen Menschheit, die Arznei der neuen Menschheit heißt Güte.

Richard Peter

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reich

Elsaß und Lothringen: zwei den Deutschen vertraute liebe Namen, in denen die Volksstämme der Alemannen und der Franken umgrenzt sind, Namen freudigen und schmerzvollen Erinnerns an zwei Sorgenkinder, die ob ihres wechselvollen Schicksals seit mehr als tausend Jahren unseren Herzens besonders nahestehen. Aufs neue sind sie uns entrissen und leben unter der ihnen kulturell und sprachlich völlig wesensfremden französischen Zwangsherrschaft. Ihr Schicksal ist mit der Zukunft des Reiches der deutschen Nation aufs innigste verbunden; ihr politischer und kultureller Bestand bildet demnach ein Problem, dessen Lösung wir mit allen Kräften vorbereiten müssen, um sie den hierzu berufenen Nachkommen der Elsässer und Lothringer zu ermöglichen. Die politische Seite muß so lange als Zukunftsaufgabe betrachtet werden, als die Elsässer und Lothringer nicht selbst über die staatspolitische Gestaltung dieser Gebiete völlig einig sind und die politischen Machtverhältnisse auf dem europäischen Kontinent keine wesentliche Verbesserung zugunsten der für diese Lösung einzig in Frage kommenden beiden Volksstämme (natürlich unter Ausschluß Frankreichs) erfahren haben. Für uns Heutige kann daher vorläufig nur die Frage nach der Erhaltung und dem Schutze der germanischen Kultur der Elsässer und Lothringer in Betracht kommen.

Es ist nicht zu leugnen, die Unzufriedenheit mit dem französischen Regime ist groß, sie wächst täglich; in den „départements desannexionnés et libérés" mehren sich die Rufe nach Unabhängigkeit oder gar nach der Rückkehr der Deutschen, teils leise verstohlen unter der Oberfläche, teils laut vor allem Volk. Dagegen macht die Erziehung in Schule und Haus in französischem Sinne, namentlich in den Städten, unverkennbare Fortschritte. Hatten wir früher ein in Elsässer Ditsch gegen den Germanisator protestierendes Elsässertum, so werden wir umgekehrt in einem Jahrzehnt einen französischen Kreis von Alsaciens haben, die, ohne die positive Seite der deutschen Herrschaft selbst erlebt zu haben, nur aus angeborener Opposition gegen die ihnen so wesensfremde „mère patrie" sich wenden. Der Elsässer wird französich parlieren; denken und reden wird er aber in seiner deutschen Muttersprache. Durch diese Vermengung wird aus den Alemannen ein Zwitter, ein Monstrum, in dem alle stammesechten Kräfte verkümmert sind. Ähnlich der Lothringer, der Alt-Franke, seinem elsässischen Bruder an Zähigkeit gleich, der aber den gleichen Weg wie dieser gehen muß, weil auch er seiner besten Waffen, der Sprache und des unmittelbaren Zusammenhangs mit seinen deutschen Brüdern beraubt ist.

Die furchtbare Gefahr des Unterganges eines germanischen Volksstammes zu bannen, will das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich (am 20. Juni 1920 in Kassel gegründet) den unmittelbaren Anstoß geben. „Das Institut soll", so bekennt es selbst, „der Träger der kulturellen und wissenschaftlichen Interessen werden, welche die Elsaß-Lothringer geistig und seelisch untereinander und mit den deutschen Ländern alle Zeit verbunden haben und auch weiterhin verbinden sollen." Über die nichtpolitischen, rein kulturellen Ziele des neugegründeten Instituts gab der aus altem elsässischen Geschlecht stammende Universitätsprofessor Albert Ehrhard bei der Eröffnung in Frankfurt a. M. bewegten Ausdruck. Er erinnerte an die Rückkehr (1871) des seit Gründung der Fränkischen Monarchie dem Deutschen Reich zugehörigen, nur vorübergehend entrissenen schönen Landes Elsaß und Lothringen, das



mit seinem deutschen Stammesland verwachsen schien, als der Weltkrieg es wieder Frankreich zugesprochen. Er betonte die deutsche Vergangenheit des Elsaß und Deutsch-Lothringens, den deutschen Charakter in Land und Leuten, Bürgern und Bauern, Volkssitten und Volksgebräuchen, Literatur und Kunst, die charakteristischen Erscheinungen im Volkstum, deren möglicher Untergang eine empfindliche Verarmung der deutschen Gesamtkultur zur Folge haben würde.

Bei diesem schönen Bekenntnis zur elsässisch-lothringischen Heimat ist es nicht geblieben. Bald regte es sich in deutschen Landen, und heute gehören 3500 Mitglieder dem Institut an. Zur Erfüllung seiner Aufgaben wurde die Gründung einer Bibliothek des Institutes begonnen. Vor allem galt es den Wiederaufbau der wertvollen Alsatika-Abteilung der verlorenen Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek einzuleiten. Durch Herausgabe elsässischer Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts wurde zunächst die Arbeit der Gesellschaft für elsässische Literatur fortgesetzt. Bis jetzt erschienen: Sebastian Brant, Das Narrenschiff und Flugblätter; Thomas Murner, Von dem großen lutherischen Narren, die Mühle von Schwindelsheim und Schelmenzunft. Aus der großen Reihe der Schriften des Institutes seien genannt: A. Hauffen, Johann Fischart; Arnold, Der Pfingstmontag; Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815—1870, herausg. von E. v. Borries; Gedichte der Gebrüder Wolf, illustr. von C. Spindler; Straßburger Würfelbuch von 1520 (Faksimilidruck); Jörg Wickram, Des jungen Knaben Spiegel; F. König, Deutsch-Lothringen, Stammestum, Staat und Nation; J. M. Bopp, Gottlieb Konrad Pfeffel als Prosaschriftsteller.

Die Hausbücherei (kleinere handliche Bändchen ℳ 0.40) soll die Erinnerung an die verlorene Heimat wach halten; sie bietet mehr erzählende Literatur, Städtebilder, Sagen und Märchen aus Elsaß und Lothringen. In ihr sind die besten Namen vereinigt, wie: Friedrich Lienhard, Aus Taulers Tagen; W. Teichmann, Straßburg, ein Städtebild aus der Erinnerung; Marie Hart, Elsässische Erzählungen; F. Bouchholtz, Elsässische Sagen; Ilse Jakobs, Lothringische Erzählungen; M. Franzen, Walther von Geroldseck. Besondere Erwähnung verdienen einzelne Werke, aus denen der deutsche Charakter der in der Westmark lebenden alemannischen und fränkischen Volksstämme sich erweist. Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen eines elsässischen Patrioten (368 S. geb. ℳ 5.—) sollte in jedem deutschen Hause gelesen werden; denn hier lernen wir einen aufrechten Elsässer kennen, der in der Zeit Louis Philipps und Napoleons III., in deren Sphäre ihn das Schicksal geführt hatte, sein deutsches Stammesbewußtsein allen Hindernissen zum Trotz mutig bewahrt hat. Da er eine Enkelin von Goethes Lili heimgeführt, wird der soeben erschienene Band: Briefe der Lili von Türckheim hierzu die willkommene Ergänzung bilden. Des weiteren veröffentlicht das Wissenschaftliche Institut ein Jahrbuch (erschienen sind die Jahrgänge 1922, 1923 und 1924, Preis ℳ 4.— und 4.50), worin Elsässer, Lothringer und Elsaß-Lothringer in erfreulicher Gemeinschaft auf den verschiedensten Gebieten zu Worte kommen. Diese Jahrbücher behandeln das Kulturleben unserer Westmark seit den ältesten Zeiten in umfassender Weise und bieten, unterstützt durch zahlreiches Bildmaterial (Tafeln und Textillustrationen), ein fesselndes Gesamtbild dieser unvergessenen Lande. Wer sich in diese historisch wertvollen und in ihrer Anschaulichkeit so plastisch gestalteten Abhandlungen versenken will, der wird gewahr, welch ein Gut wir verloren haben und was wir mit unserem Geist und unserer Gesinnung durchdringen müssen. um es aufs neue zu besitzen.

Aus dem Gesagten, das nur andeuten will, ersieht man die Größe der Aufgabe, das weitgespannte Ziel. Gilt es doch, jetzt, wo uns so unendlich viele Werke der Alsatika, die in der Straßburger Bibliothek ruhen, nicht mehr zugänglich sind, den ganzen Reichtum, den Riesenkomplex von Natur und Menschen, das ethnographische Charakteristikum dieser germanischen Landesteile, wie es in der meist deutsch niedergeschriebenen Literatur seit Jahrhunderten seinen Niederschlag gefunden, dem deutschen Volke und allen, die sich noch den Sinn für Stammesgemein-

schaft bewahrt haben, zu offenbaren. Unser Gebiet reicht von der Evangelienharmonie Otfrieds von Weißenburg zu Gottfried von Straßburg, unser Weg führt von dem Mystiker Meister Eckart und dessen Schüler Johann Tauler zu den Humanisten Jakob Wimpheling und Beatus Rhenanus, von Martin Schongauer und Matthias Grünewald über Jakob und Johann Sturm zu Michael Moscherosch, Jakob Balde von Ensisheim und Philipp Jakob Spener. Und in der Zeit der französischen Durchdringung seit jenem unglückseligen Jahr 1681 pflegten sie ihre deutsche Muttersprache, die Pfeffel, Oberlin, Schöpflin, die drei Namensträger Stöber, Lamey, Spach, Georg Daniel Arnold, Daniel Hirtz, Candidus, Mühl, Hackenschmidt, bis auf unsere Tage: Friedrich Lienhard, Marie Hart, Eduard Reinacher u. a.

Und darum helft uns alle, das Band, das uns seit mehr als einem Jahrtausend mit unseren stammesverwandten Brüdern zwischen Rhein und Vogesen und bis zur Mosel hinüber verbindet, festzuhalten und fester zu knüpfen! Denn sie gehören zu uns und wir zu ihnen. (Der Sitz des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer ist in Frankfurt a. M., Universität.)

Dr. Eduard Scharrer

Philosophische Gegenwartsfragen

Überblicken wir an Hand einiger neuer Veröffentlichungen die Entwicklung des philosophischen Denkens der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart und wenden wir unsern Blick zunächst nach England hinüber, so treten uns als die beiden Hauptträger der Spekulation im 19. Jahrhundert John Stuart Mill und Herbert Spencer entgegen. Es ist bekannt, daß das englische Denken in seinen typischen Vertretern, ganz im Einklang mit dem stark ausgeprägten Sinn des Engländers für das Tatsächliche, der sich im Volkscharakter wie in der politischen Betätigung überall kundtut, sich allen verstiegenen und wirklichkeitsfremden Spekulationen stets verschlossen hat, daß es in der Welt der Tatsachen und des Gegebenen verankert ist. Andrerseits wird es durch einen sehr konservativen Zug, wiederum in Übereinstimmung mit dem Nationalbewußtsein, charakterisiert; bei keinem anderen Volke ist die Tradition auch in der Philosophie so mächtig gewesen wie bei den Angelsachsen, bei denen die Entwicklung des philosophischen Gedankens in strenger Kontinuität und Gebundenheit an das Bestehende und Vorausgegangene weitergeht. Von hier aus gesehen läuft ein mächtiger, nirgends abgebrochener Gedankengang von den ersten Anfängen der englischen Philosophie über seine klassischen Repräsentanten im 17. und 18. Jahrhundert, über Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley und Hume weiter bis ins 19. Jahrhundert, wo die geistigen Energien und Spannkräfte in den beiden oben genannten Denkern sich sammeln und zur Auswirkung gelangen. Mit diesem strengen Festhalten an der philosophischen Tradition des eigenen Landes hängt es zusammen, daß die englische Tatsachenphilosophie, die man gewöhnlich Empirismus oder Positivismus nennt, von der gewaltigsten Erneuerung der Philosophie in der Neuzeit durch den deutschen Idealismus so gut wie unberührt geblieben ist. Weder Mill noch Spencer haben sich ernsthaft mit den großen Systemen eines Kant und seiner Nachfolger beschäftigt oder wesentliche Einflüsse von ihnen empfangen, und ein neuerer Denker konnte so mit Bezug auf Spencer das witzige Wort prägen, daß er unter denen, die nach Kant gelebt haben, der größte Vorkantianer gewesen sei.

Über Mill liegt eine gute, sachliche, über alles Wesentliche orientierende, wohl etwas zu kritiklose und zu sehr bewundernde Arbeit von Else Wentscher vor uns: „Das Problem des Empirismus, dargestellt an J. St. Mill“ (Bonn 1922, Verlag A. Marcus und E. Weber). Für eine Schülerin Benno Erdmanns, der dem Gedankenkreis des englischen Empirismus relativ nahe gestanden hat, ist diese Stellungnahme wohl verständlich, doch ist es heute ein ver-



fehltes und fruchtloses Unternehmen, etwa den Psychologismus Mills rechtfertigen zu wollen. Es läßt sich nun einmal in der Philosophie nicht alles „psychologisch" erklären; das weiß die Verf. wohl; aber ihre Kritik wirkt an diesem Punkte keineswegs überzeugend, da sie eben nur den Psychologismus in seiner gröbsten Form, nicht aber im Prinzip überwunden hat. — Wer sich mit Spencer zu beschäftigen gedenkt, den weisen wir auf die in 5. Auflage vorliegende Monographie von Otto Gaupp hin, die innerhalb der altbewährten und gediegenen Frommannschen Klassiker der Philosophie erschienen ist („Herbert Spencer", Stuttgart 1923, Fr. Frommans Verlag).

Auch in Deutschland hat sich die Philosophie nach dem Erlöschen der idealistischen Bewegung seit Hegel etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an immer mehr den „Tatsachen" zugewandt, hierin dem mächtigen Aufschwung der positiven Wissenschaften folgend und ihnen Rechnung tragend. Von dieser Strömung erfaßt wurde vor allem auch das Denken desjenigen Mannes, der mehrere Jahrzehnte hindurch weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als eine der vorbildlichsten und umfassendsten Gestalten deutschen Gelehrtentums und deutscher Universalität verehrt wurde, nämlich Wilhelm Wundts. Man hat Wundt nicht mit Unrecht als den deutschen Spencer bezeichnet. Auch er hat seinen Ausgang von den exakten Wissenschaften, vornehmlich den Naturwissenschaften, genommen, auch er ist wie Spencer durch und durch Evolutionist, scharfer Beobachter und Vergleicher, der eine erstaunliche Menge empirischen Tatsachenmaterials verarbeitet hat, dabei von universellem und konstruktivem Geiste. Daher konnte er, besonders als er späterhin von der neu erweckten idealistischen Gedankenwelle mitgerissen wurde, bei dem bloßen Empirismus der Erfahrungswissenschaften nicht stehen bleiben, sondern schritt zur Synthese und zum System einer idealistischen Metaphysik fort, die darauf gerichtet war, die Errungenschaften des naturwissenschaftlichen Zeitalters mit dem Geiste des deutschen Idealismus zu durchdringen und zu versöhnen. Über Wundt als deutschen Denker, über die Stellung seiner Philosophie im 19. Jahrhundert, über seine Verdienste auf psychologischem und völkerpsychologischem Gebiet und über verschiedenes andere hat die deutsche philosophische Gesellschaft als Schlußheft des 2. Bandes der „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus" mehrere Abhandlungen vereinigt, die eigens seinem Andenken und seiner Würdigung gewidmet sind (Erfurt 1922, Verlag der Keyserschen Buchhandlung).

Wir wenden uns mit einem kurzen Blick nach Frankreich, wo schon seit einiger Zeit ein hellleuchtendes Gestirn am Philosophenhimmel aufgegangen ist. Henri Bergson, das blendendste Leuchtfeuer am westlichen Horizont, gilt vielen heute als der Philosoph schlechthin. Die Geschichte wird es dereinst als seltsame Paradoxie und als bedenkliches Symptom des deutschen Nationalcharakters verzeichnen, daß gerade die Deutschen diesen Mann begeisterungsvoll auf den Schild erhoben haben, dessen beste Gedanken nirgends anders als im deutschen Idealismus wurzeln und von dort ihre Nahrung beziehen. Aber in fremder Aufmachung schmeckt eben das längst vergessene einheimische Gedankengut besser, dessen unermeßliche und noch längst nicht gehobene Schätze allerdings auf so tiefem Grunde ruhen, daß unser schnellebiges und fortschrittswütiges Geschlecht hierzu kaum noch den Zugang findet. Und hierzu kommt, daß derselbe Bergson, der es mit schriftstellerischer Meisterschaft verstanden hat, den deutschen Urquell auszuschöpfen und in gangbare Münze umzuprägen, während des Krieges die Deutschen, seine geistigen Väter, verlästert und verketzert hat! Kaum hat seither die Begeisterung nachgelassen; sie wird von der Mode weitergetragen, und überall hören wir die Klänge der Lebens- und Intuitionsphilosophie, die in Bergson ihren markantesten Vertreter gefunden hat. Lebensschwungkraft, schöpferische Entwicklung, Intuition statt Intellekt, Metaphysik statt Wissenschaft, lebendiges Leben statt kalter Begrifflichkeit usw., das sind die gebräuchlichsten Schlagworte, die wir allerorten vernehmen.

In einer kleinen Abhandlung „Bergson und die deutsche Romantik" (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun, 1922) hat Carl Dyrssen den Nachweis

zu erbringen versucht, daß nicht so sehr, wie man bisher angenommen hat, Schelling und Schopenhauer die Taufpaten der Bergsonschen Philosophie gewesen seien, sondern vielmehr Novalis, mit dessen romantischen Spekulationen diejenigen Bergsons die engste Berührung aufweisen. Irgendeinen äußeren, diesen Einfluß stützenden Beleg hat der Verf. nicht beigebracht, und die inneren Gründe für diese Verwandtschaft scheinen mir nicht stichhaltig genug zu sein, um die Last des Beweises tragen zu können. Es bleibt also trotz der Untersuchung Dyrssens dabei, daß der geistige Stammvater des Franzosen in erster Linie Schelling ist, auf den er durch seinen Lehrer, den Schellingianer Ravaisson, schon frühzeitig hingewiesen wurde.

Nicht weniger als durch die kritiklosen Nachbeter gewinnt die Philosophie Bergsons durch diejenigen an Einfluß, die ihre Gedanken selbständig verarbeiten und mehr den Geist und die Stimmung als den Buchstaben in sich lebendig werden lassen. Max Scheler, ein in letzter Zeit viel genannter und sich kraft sprudelnder Produktivität und beweglicher Anpassungsfähigkeit an die herrschenden Modeströmungen immer mehr in den Vordergrund drängender Denker, gehört hierher. Er ist durch die strenge Schule der Husserlschen Phänomenologie hindurchgegangen, in der weniger die Deduktion aus Begriffen als die Wesensschau der sich schlicht gebenden Phänomene des Bewußtseins eine Rolle spielt; und es ist leicht einzusehen, wie von dieser mehr auf das Schauen als auf die begriffliche Reflexion und Analyse gerichteten Bewegung die Brücke zur Lebensphilosophie geschlagen werden kann. Auch Scheler gibt sich gerne dem reinen Anschauungsgehalt hin, er preist die Intuition als das wahre Organon des Philosophierens, er schwimmt mit dem Lebensstrom und versprudelt seine geistreichen und blendenden Gedanken in scharfgeschliffenen und bestechenden Wendungen. Besonders auf sittlich-religiösem Gebiet, auf das er die phänomenologische Wesensschau in genialer Weise übertragen hat, hat er eine wahrhafte Revolution zum Ausbruch gebracht, indem er den Formalismus und den Pflichtgedanken der Kantischen Ethik bekämpft und an ihrer Stelle eine materielle Wertethik begründet, welche die Erfolgs- oder Nützlichkeitsmoral ebensosehr bekämpft wie sie an der apriorischen Grundlegung festhält. Diese Gedanken hat Michael Wittmann vom katholischen Standpunkt aus in einer Studie über „Max Scheler als Ethiker, ein Beitrag zur Geschichte der modernen Ethik" (Düsseldorf, 1923, L. Schwenn, Druckerei und Verlag) einer gründlichen und beachtenswerten Kritik unterzogen. Trotz der dogmatischen Festlegung des Verf. auf die aristotelische Ethik werden hier die Schwächen der Schelerschen Position bloßgelegt mit einer für katholische, an der Scholastik geschulte Denker häufig zu beobachtenden Begriffsschärfe und Klarheit. Es scheint fast, als ob die tieferen Geister des Katholizismus an der Verstärkung ihrer Phalanx durch den Konvertiten Scheler keine reine Freude haben und daß sie daher diesem „katholischen Nietzsche", wie er häufig genannt wird, keineswegs mit solch vollen Brusttönen zujubeln, wie die große Masse der Gläubigen, die sich von seiner fesselnden Erscheinung haben blenden lassen.

Scheler ist ein gutes Stück Weges mit der soeben erwähnten Phänomenologie zusammengegangen, die trotz ihrer erlebensmäßigen Grundlage im schroffen Gegensatz zu aller Lebensphilosophie steht. Sie will die Philosophie als strenge Wissenschaft begründen und behauptet, daß sie als solche erst an ihrem Anfang stünde. Sie glaubt, daß in der schlichten Erfassung der reinen Phänomene des Bewußtseins, in der Schau des den Erscheinungen Wesenhaften ein unermeßliches Feld exakter philosophischer Forschung und Beobachtung sich eröffne, das man bisher in seiner Eigentümlichkeit überhaupt nicht gesehen habe. Sie statuiert einen absoluten Neuanfang aller Philosophie, und mit Recht glaubt man in Husserl einen neuen Descartes zu sehen. Wenn man von allem Streit um die Methode der neuen philosophischen Wissenschaft und von der nicht minder strittigen Absteckung ihres Bezirks und ihrer Grenzen absieht, so ist es ihre Hauptaufgabe, Wesensanalysen, d. h. Beschreibungen des in voller Schlichtheit und Evidenz im reinen Bewußtsein sich Vorfindlichen zu geben, und zwar unbekümmert und losgelöst von aller bisherigen Theorie. Und man muß gestehen, daß vor allem von den Schü-



lern Husserls — der Meister ist bisher aus einer gewissen vornehmen Zurückhaltung und Scheu vor letzten Festlegungen noch wenig zu positiven Beschreibungen fortgeschritten — auf diesem Gebiete schon recht fruchtbare Arbeit geleistet worden ist, wenn sie sich auch oft allzu stürmisch auf den noch rauhen Boden des Neulands hinausgewagt haben. Es ist wohl kein Zufall, daß unter Husserls Anhängern auch Frauen mit beachtenswerten Leistungen hervorgetreten sind. Die „Wesenserschauung" scheint ihnen mehr zu liegen als die kritisch-wissenschaftliche Zergliederung und das reine Denken, womit natürlich durchaus nicht gesagt sein soll, daß es in der Phänomenologie ohne das Denken abgehen könne. So hat Hedwig Conrad-Martins in ihren „Metaphysischen Gesprächen" (Verlag Max Niemeyer, Halle 1921) den Versuch gemacht, die phänomenologische Wesensschau auf naturphilosophischem Gebiet fruchtbar zu machen. Probleme des Organischen, des Leibes, der Seele, des Ich, des Geistes, des Unterschieds zwischen Pflanze und Tier, zwischen Tier und Mensch, zwischen Menschen und Geistern sollen hier wesensmäßig erschaut werden. Da hier die neue Methode nicht in streng wissenschaftlicher Form, sondern in freierer Weise zur Anwendung gelangt, so gerät die Verf. alsbald in oft recht tiefsinnige und durchaus nicht leichtverständliche Erörterungen, die den naturphilosophischen Spekulationen etwa eines Schelling oder Franz von Baader oft recht nahe kommen oder sich mit mystischen Gedankengängen berühren. Insofern ist hier allerdings nicht mehr viel von eigentlich phänomenologischer Deskription zu spüren.

In manchen Punkten steht auch ein Denker wie Johannes Rehmke der Husserlschen Richtung nicht allzu ferne; doch zeigt er mehr Verwandtschaft mit der sog. Immanenzphilosophie, deren Hauptvertreter Wilhelm Schuppe ist. Er ist wie Husserl ein durchaus selbständiger und eigenwilliger Kopf, der sich von aller Tradition schroff losgelöst und ganz auf sich selbst gestellt hat. Das bekundet schon die ganz neue, eigenständige philosophische Ausdrucksweise, die er sich geschaffen hat, und deren Vorzug darin besteht, daß sie völlig frei von Fremdwörtern ist. Für ihn ist die Philosophie „Grundwissenschaft", deren Aufgabe in der begrifflichen Analyse der allgemeinsten Tatbestände des Bewußtseins besteht. Auch hier spielt das „Gegebene" eine bedeutende Rolle, das in Allgemeines und Einzelnes zerfällt; es ist das Wirkliche im Bewußtsein, das sich von allem Nichtwirklichen durch die Eigenschaft des Wirkens unterscheidet. Das Wissen ist im Gegensatz zu allem Kantianismus keine den Gegenstand erzeugende, schöpferische Tätigkeit, sondern ein beziehungsloses Haben. Um diesen stillen, ernsten und äußerst gewissenhaften und sympathischen Denker hat sich eine kleine Schar von Schülern gruppiert, die zur Pflege seiner Philosophie vor einigen Jahren eine „Johannes-Rehmke-Gesellschaft" gegründet haben, deren Organ eine „Grundwissenschaft" betitelte Zeitschrift ist (Verlag F. Meiner in Leipzig). Zum 75. Geburtstag des Meisters ist nun unter dem Titel „Wissen und Denken" ein Festheft erschienen, das eine Reihe wertvoller Beiträge seiner Anhänger enthält. Zur näheren Orientierung möchte ich besonders auf die schöne Abhandlung F. K. Schumanns über „Johannes Rehmkes Werk" hinweisen, das hier aus tiefer Erfassung und Einfühlung heraus seinem Lehrer ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Eine weitere Philosophenschule, die tiefer im deutschen Geistesleben verankert ist und bereits größere Kreise um sich gezogen hat, ist die sog. südwestdeutsche oder badische. Ihr geistiger Führer ist gegenwärtig Heinrich Rickert in Heidelberg, ihr Begründer war dereinst Wilhelm Windelband. Sie steht heute sicherlich an erster Stelle innerhalb der verschiedenen und weitverzweigten Richtungen des Neukantianismus; sie ist zweifellos innerhalb dieses Rahmens die fortschrittlichste und am meisten den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragende; denn sie schwört durchaus nicht in strenger Dogmengläubigkeit auf die Worte des Königsbergers, sondern bildet seine Lehre in freier Weise um. „Kant verstehen, heißt über ihn hinausgehen"; und in der Tat macht sich auch der Einfluß Fichtes in bedeutsamer Weise bemerkbar. Sie schreitet insofern über Kant hinaus, als sie auch die Geisteswissenschaften in den Bereich des philosophischen Denkens einbezogen hat, während Kant allzu einseitig an den mathematischen Natur-

wissenschaften orientiert war. Sie will eine „Kritik der historischen Vernunft" geben, sie will auch die historischen Wissenschaften methodologisch begründen und die Eigenart ihrer logischen Struktur und Arbeitsweise gegen die der Naturwissenschaften abgrenzen. Dieser Aufgabe hat sich vor allem Rickert in äußerst gründlicher und epochemachender Arbeit unterzogen und hat damit eine Diskussion in Fluß gebracht, die heute noch im Vordergrund des philosophischen Interesses steht. Neuerdings ist nun dieser scharfsinnige und umfassende Denker zu eigener Systembildung fortgeschritten und hat bereits den Grundstein zu einer vielgegliederten Kultur- und Wertphilosophie gelegt, die wohl wie keine andere berufen sein wird, das Erbe unserer großen philosophischen Vergangenheit anzutreten. — Aus dem engeren Zirkel dieser Schule liegt eine Arbeit von Friedrich Kreis vor uns, die einem Sonderproblem gewidmet ist, nämlich der „Autonomie des Ästhetischen innerhalb der neueren Philosophie" (Tübingen, J. B. C. Mohr, 1922). Der ästhetische Wert wird hier im Sinne von Rickerts System der Werte in seiner Eigenbedeutung und Eigengesetzlichkeit gefaßt und an Hand einer problemgeschichtlichen Untersuchung in dieser seiner Stellung durch die neuere Philosophie hindurchverfolgt. In strenger methodischer Konsequenz wird der Maßstab der Rickertschen Wertlehre an die behandelten Denker angelegt und dadurch vieles neu und eigenartig belichtet. Die spannend geschriebene Darstellung besitzt alle Vorzüge der exakten, sorgfältigen und gewissenhaften, dabei äußerst klaren und durchsichtigen Schreibweise, die auch Rickerts Schriften auszeichnet, und scheint mir daher zur Einführung in diese Denkweise ganz besonders geeignet zu sein.

Schließlich wenden wir uns einem Buche zu, das von allen bisher besprochenen grundsätzlich verschieden ist, sofern es weder in den Bereich einer engeren Schule oder allgemeineren Strömung gehört, noch eine eigene, selbständige philosophische Leistung darstellt. Wilhelm Sauers „Philosophie der Zukunft" (Verlag von F. Enke, Stuttgart 1923) ist das typische Machwerk eines Dilettanten, bzw. eines von seinem eigentlichen Wissenschaftsgebiet Verirrten. Ein neues Weltbild, eine neue Grundlegung der Kultur, eine neue Metaphysik wird uns hier geboten, und zwar mit all dem anspruchsvollen Gebaren und der Versicherung des noch nie Dagewesenen, wie es bei solchen populärphilosophischen Schriften übler Sorte gang und gäbe ist. Man möge es uns nicht verübeln, wenn wir diesem mit großem Schwung, ehrlicher Leidenschaft und sogar, wie uns ausdrücklich versichert wird, mit Herzblut geschriebenen Werke etwas mit der kritischen Sonde auf den Leib rücken. Zunächst: es „spenglert" bedenklich allerorten, trotz gelegentlicher Seitenhiebe auf den geistigen Vater. Die Gefahren, die Spenglers genialer Wurf heraufbeschworen hat, treten hier kraß in die Erscheinung. Was für ein Unfug wird doch hier mit Spenglerschen Analogien und Homologien getrieben, mit Vergleichungen und Parallelsetzungen von Kulturgebieten und -werten, so weit getrieben, daß etwa Technik und Ästhetik auf der großen Kulturtafel, die uns am Ende des Buches serviert wird, in innerste Wahlverwandtschaft miteinander gesetzt werden! Weiterhin wimmelt es von Bergsonismen. Die Intuition wird gegen den Intellekt ausgespielt, die Wissenschaft wird auf Kosten der Metaphysik verketzert. Der ewig flutende Lebensstrom ist für dieses Weltbild ebenso charakteristisch wie das Ressentiment gegen die Wissenschaft. Überall aber Verwässerung, Verflachung, Epigonentum! Lebenszappelei reinsten Wassers, wir sind oft dem Ertrinken nahe. Plötzlich erscheint die Kantische Philosophie als Retterin aus der Not; wir brauchen nur an Stelle der Vernunft das Leben zu setzen; damit ist die große, neue Kopernikanische Wendung vollzogen und zu gleicher Zeit — die Bankerotterklärung der Vernunft. Doch damit nicht genug. Es stellt sich an irgendeinem Punkte heraus, daß das so hochgepriesene und gefeierte, zum Ausgangspunkt erhobene „Leben" doch nicht das Letzte sein könne, daß es also eigentlich keinen Wert besitze, und daß wir vielmehr zur Kultur weiterschreiten müssen, um die wahren Werte zu finden. Und flugs präsentiert uns der Verfasser eine weitausgebaute Kultur- und Wertphilosophie, mit Rangordnungen, Hierarchien und Ausstrahlungen der Werte, mit Höhen- und Tiefenperspektiven. Wir atmen plötzlich die Luft der südwestdeutschen Schule. Aber die Kultur ist nur ein Durchgangspunkt,



die auf dem Wege vom Leben zur Ewigkeit liegt, und so werden wir weiter fortgetrieben und segeln rastlos, endlos, haltlos auf dem Lebensstrom in die ewige Zukunft hinein, die zwar ein ewig unerreichbares Ziel ist, an deren letztem, unendlich fernem Ende, gleichsam in Gestalt eines Punktes, der Gott der Zukunft thront. Die wenigen Proben mögen genügen. Das tragikomische Schicksal dieser Zukunftsphilosophie wird sein, daß sie selbst keine Zukunft haben wird; der Lebensstrom wird sie hinabschlingen mitsamt dem Luftbaumeister dieser neuen Gedankenwelt, dem ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Königsberg, Wilhelm Sauer. —

Außerhalb unseres Zusammenhangs erwähne ich anhangsweise folgende Bücher: 1. Wilhelm Bruhn, „Einführung in das philosophische Denken für Anfänger und Alleinlernende" (B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1923). Dies ist eine ganz vorzügliche philosophische Propädeutik, die zum Weiterdenken anregt, indem sie nichts Fertiges übermittelt, sondern an Hand der Philosophiegeschichte die Probleme aufzeigt und so den Lehrling unmittelbar an die Quellen heranzuführen bestrebt ist. — 2. Max Wundt, „Staatsphilosophie, ein Buch für Deutsche" (J. F. Lehmanns Verlag, München 1923). Wesen, Aufgabe, Formen und Entwicklung des Staates werden in gemeinverständlicher, jedem gebildeten Laien zugänglicher Form dargestellt. Die philosophische Grundlegung seiner Gedanken schöpft der Verfasser aus dem Geistesgut der großen Staatsdenker des deutschen Idealismus, wobei er sich besonders eng an Hegel anschließt. Die Tiefe des Hegelschen Staatsgedankens sucht er dem allgemeinen Verständnis zu erschließen; ferner will er die praktisch-politischen Erfahrungen, die das uns von Hegel trennende Jahrhundert in so reichem Maße gerade uns Deutschen gebracht hat, verwerten und die Besinnung auf den Staat aus Praxis und Theorie unseres eigenen Volkes heraus entwickeln. So nimmt das Buch auch zu aktuellen politischen und staatsrechtlichen Problemen Stellung und erfüllt die deduktiv-philosophisch gewonnenen Einsichten mit konkretem Gehalt, stellt also überall die Beziehungen des abstrakten Denkens zum wirklichen Leben her. — 3. Chr. Joh. Deter, „Abriß der Geschichte der Philosophie", 13. Auflage, bearbeitet von M. Frischeisen-Köhler (Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rotschild, 1923); ein brauchbarer Wegweiser zum Nachschlagen und für Studenten, die sich auf das Examen vorbereiten, ein Buch mit genauen und guten Inhaltsangaben der klassischen Werke der Philosophiegeschichte, ohne Anspruch auf eigene Linienführung. Der inzwischen verstorbene Bearbeiter hat die Schrift in einem allzu gedrängten Abschnitt bis auf unsere Tage fortgeführt.

Dr. Rudolf Metz

Beethovens letzte Quartette

In den Wintermonaten der Jahre 1824 bis 1826 verkehrte in einem kleinen Wiener Gasthause häufig der in Wiener Künstlerkreisen wohlbekannte liebenswürdige Dichter und Schriftsteller Braun von Braunthal, ein begeisterter Freund der Musik und Mitglied des Schubertkreises. Was ihn immer wieder dahin trieb, war in erster Linie sein starkes persönliches und künstlerisches Interesse an einer Gestalt, die er dort manchen Winterabend sehen und beobachten konnte.

Dies war ein Mann mittlerer Größe, von sehr gedrungener Gestalt, dessen wahrhaften Löwenkopf mähnenartig graue Haare umstrotzten; die Blicke aus scharfen, geistreichen Augen unstet umhersendend, in seinen Bewegungen schwankend, gleich als wandle er im Traume, so trat er ein, setzte sich zu seinem Glas Bier, rauchte aus einer langen Pfeife und schloß die Augen. Angesprochen oder vielmehr angeschrien von einem Bekannten, schlug er die Lider auf wie ein aus dem Schlummer geschreckter Adler, lächelte wehmütig und reichte dem Sprechenden ein Heft

Papier mit einem Stifte hin, den er aus seiner Brusttasche zog. Bisweilen nahm er auch ein zweites, stärkeres Heft aus der Brusttasche und schrieb mit halb geschlossenen Augen.

Der Mann hieß Ludwig van Beethoven. Alles war, so berichtet Braunthal, größter Ehrfurcht voll, wenn er eintrat. Ein kleiner behäbiger Musiker, der aus einem runden, von braunem Lockenhaar umrahmten Gesicht mit schönen lichtbraunen, nur durch eine Brille beschatteten Augen bescheiden und anspruchslos in die Welt blickte, saß bisweilen neben dem Dichter und sah still und andächtig zu dem in tiefe Gedanken versunkenen großen Meister hinüber — Franz Schubert.

Und die Zeit, in der dies geschah, war eine heilige für die Musik. Während in Schubert die düsteren, gespenstischen, schmerzensreichen und daneben wieder die rhapsodisch kühnen, blühend schönen Melodien und Harmonien klangen, die wir später in seinen beiden Meisterquartetten in D-Moll und G-Dur vereinigt finden, konzentrierte sich Beethovens grübelnder Riesengeist mit der ganzen leidenschaftlichen Hingebung, die ihm eigen war, auf eine Anzahl noch merkwürdigerer und großartigerer Kammermusikwerke, nämlich die Streichquartette, die unter dem Namen „die letzten Quartette“ berühmt geworden sind, in den Augen vieler mehr noch „berüchtigt“, denn sie geben den Zuhörern schwere, tiefe Rätsel auf und wurden daher von der Menge und mehr noch von der Zunft als bizarr, barock und unverständlich abgelehnt, obwohl sie das Höchste enthalten, was auf dem Gebiete des Streichquartetts, ja überhaupt in der Kammermusik bisher geschaffen worden ist.

Über zwei von ihnen — im ganzen sind es fünf, nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet op. 127 in Es-Dur, op. 132 in A-Moll, op. 130 in B-Dur, op. 131 in Cis-Moll und op. 135 in F-Dur, dazu die Quartettfuge op. 133 — hat Robert Schumann in einer seiner Meisterkritiken geschrieben, es seien Kostbarkeiten ersten Ranges, für deren Größe man keine Worte aufzufinden vermöchte; sie schienen ihm, neben einigen Chören und Orgelsachen von Sebastian Bach, die äußerste Grenze, die menschliche Kunst und Phantasie bis dahin erreicht hätte. Dies gilt für alle diese Quartette. Und er fügte das bedeutsame Wort hinzu: „Auslegung und Erklärung durch Worte scheitern hier.“ Damit hat er recht behalten. Es ist zum mindesten ganz außerordentlich schwer, von ihnen eine befriedigende technische Analyse und Ausdeutung des seelischen Gehalts zu geben. So manche tüchtige Köpfe haben es versucht, die meisten sind gescheitert. Viel Anregendes gab Marx, das Beste wohl Theodor Helm. Voll befriedigt aber auch er nicht. Die Schuld daran tragen die Werke selbst, die, wie Helm selbst bekannt hat, im Gegensatz zu der früheren Beethovenschen Kammermusik so völlig individuell und subjektiv, so gänzlich von der Außenwelt abgelöst sind, daß sie, unbekümmert um formale Verständlichkeit, nur die Inspirationen des Meisters, wie sie ihn, fast möchte man sagen, aus einer anderen Welt in seiner tiefen Einsamkeit überkamen, spontan zum Ausdruck bringen. Beethoven spendet in ihnen sein Allerheiligstes, das Tiefinnerste seiner großen Seele; er ist ganz für sich, ganz in sich eingesponnen. Sie sind daher „so intim, daß man es sich zur höchsten Ehre anrechnen muß, überhaupt zum Lauschen zugelassen zu werden“. Dies treffende Wort prägte der, den Hans von Bülow einst den berufensten Nachfolger des „inkarnierten Musikgottessohns“ Beethoven genannt hat: Richard Wagner. Und ein anderer, wie dieser ein echter Nachfolger Beethovens, nur stiller und mehr nach der lyrisch-romantischen Seite hin gerichtet, ich nannte ihn schon oben, hat eins der „letzten Quartette“ als ein Tonwerk gepriesen, in dem man nicht eine Viertelstunde, die es daure, sondern ein ganzes Jahr geschwelgt zu haben glaube. Auch dieses Wort gilt für die andern ebenso. So umfassend, ja fast unfaßbar groß ist ihr Inhalt. Darum liegt es mir fern, mich ihnen heute auf der steinigen Bahn des Musikphilologen, die bei ihnen von ganz besonders grimmiger Härte ist, zu nahen. Nur huldigen will ich in den Tagen, da ihr 100. Geburtstag soeben vergangen oder nahe ist, ihnen und dem großen Genius, dem wir sie verdanken, und dazu anregen: sie ohne Vorurteil zu hören und zu spielen.

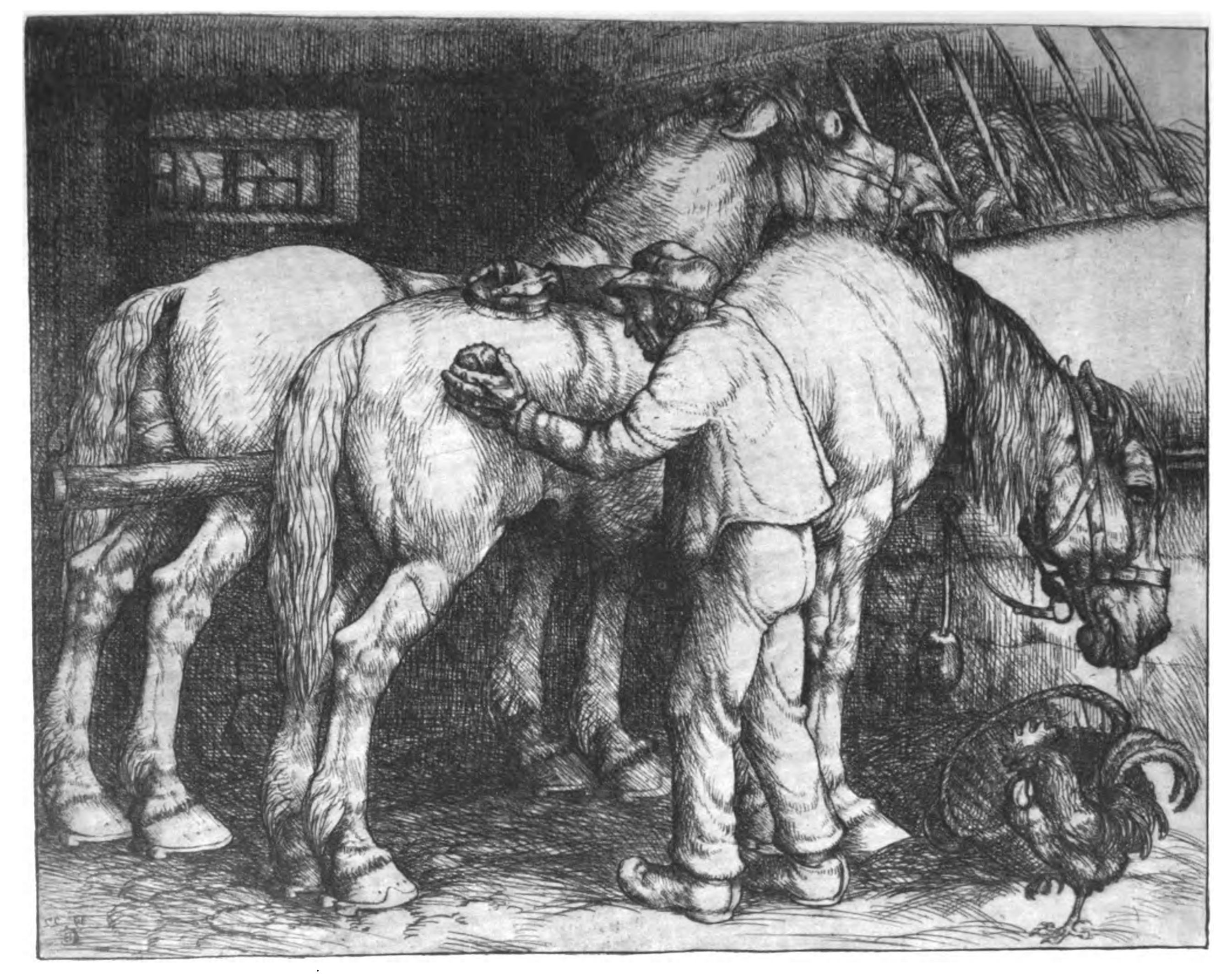
„Da hab' ich neulich,“ schrieb nicht lange nach Beethovens Tode ein berühmter deutsch-ungarischer Dichter, der zugleich meisterlich die Geige strich und für den Beethoven „nebst dem schroffen



Urgebirge und dem grenzenlosen Meere" das Höchste bedeutete, „die sogenannten verrückten Quartette Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister gar Teufelsquartett. Wenn das der Teufel gemacht hat, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es ist ein köstliches Gefühl, wenn einem so das Leben verklingt!" Es war einer der Berufenen, der dies schrieb, einer von den wenigen, die die Herrlichkeit der letzten Quartette sogleich intuitiv erfaßten, nicht etwa einer jener Snobs (deren es ungezählte gegeben hat und noch gibt), die sich ohne echte Kritik und ohne Verständnis für die Größe eines Werks und überhaupt, ohne von dem Geiste der genialen Persönlichkeit einen Hauch verspürt zu haben, berufen fühlen, den Ruhm des Werks in alle Welt zu schreien und sich mit dem Verständnis dafür zu brüsten, nur weil es auf neue Bahnen weist und der großen Welt daher zunächst unverständlich bleibt. Man kennt ja diese Snobs vor allem unter den Wagnerianern und Brahminen und auch im Gefolge moderner Meister. Nikolaus Lenau dagegen durfte mit Recht über seinen Kollegen im Apoll Franz Grillparzer lächeln, der die Werke des späteren Beethoven deshalb für konfuses Zeug erklärte, weil er sie in „das Speckkammerl seiner Phantasie" nicht aufnehmen konnte, ja er hätte selbst über Spohr, Weber und viele andere hervorragende Musiker lächeln dürfen, vor allem aber über den guten Hanslick, der verständnislos geistreichelte, die letzten Quartette Beethovens seien nicht, sie hätten nur Musik. Und doch stehen jene Verständnislosen, so schmerzlich es ist, daß Weber und Spohr darunter waren, turmhoch über den Geistern der Unwahrhaftigkeit und des Musiksports, die ich soeben zeichnete. Denn sie waren wenigstens ehrlich, und es ist gewiß nicht leicht, diesen letzten Beethoven-Werken nahe zu kommen. Liszt hat einmal geäußert, es gäbe Musik, die zu einem komme, und andere, die beanspruche, daß man zu ihr gehe. Zur zweiten Gattung gehören die „letzten Quartette", und zwar in die äußerste Linie.

Einen Hauptgrund des schweren Verständnisses sieht Helm mit Recht in ihrer musikalischen Ausdrucksweise im Detail. Die meisten Hörer sind gewohnt, beim erstmaligen Hören hauptsächlich nur auf gewisse Partien der Werke zu achten (Themen, Melodien u. dgl., doch verstehen sie meist nur das darunter, was vorzugsweise ihrem Ohre schmeichelt, also etwa die Kantilene), anderes betrachten sie als Gänge, Bindeglieder der Themen, die man als nebensächlich nicht mit der gleichen Aufmerksamkeit zu verfolgen habe wie die Themen selbst, bei denen man das Ohr ausruhen lassen könne, damit es zur Aufnahme der Themen, wenn sie wiederkämen, um so besser gestimmt sei. Solche „Nebensächlichkeiten" gibt es nun in den „letzten Quartetten" nur ganz wenige, es hängt vielmehr meist, wie bei der unendlichen Orchestermelodie Wagners, vom ersten Ton ab alles Takt für Takt organisch zusammen. Hier heißt es also, entweder oder, größten musikalischen Genuß oder keinen. Wer nur einen oder wenige Takte hindurch nicht folgt, dem ist gewöhnlich der Faden abgeschnitten, der Ausgang aus dem Labyrinth versperrt. Dazu ist die Stimmführung von größter Kühnheit und Freiheit, und da es Begleitstimmen nicht gibt, entstehen bei der Selbständigkeit der einzelnen Stimmen bisweilen auffallende Herbheiten. Die Melodie ist transzendent, „ganz geistige Sprache in Rhythmus und Tonfügung; Träume weitgeschwungener geliebter Themen steigen zu immer höherer Vergeistigung empor". Es lag nahe, dieses Ungewohnte Beethovens „schwindendem Tongedächtnis" zur Last zu legen; man hatte das ja schon bei den letzten Sonaten, bei der Missa und der Neunten getan, zu Unrecht, der Sinn für Tonverhältnisse war nicht geschwächt, im Gegenteil auf das Höchste verfeinert, ins Übersinnliche gewendet, Beethoven hörte trotz seiner fast völligen Taubheit mit seinem inneren Ohr, seiner musikalischen Phantasie feiner als in den Tagen des normalen oder nur wenig geschwächten Gehörs.

Daß sich die Quartette mit ihren „Sonderbarkeiten" von den früheren Beethoven-Quartetten und vollends von denen Mozarts und Haydns wesentlich unterschieden, ist auch aus zeitlichen Gründen nicht zu verwundern. Das F-Moll-Quartett op. 95, das letzte der früheren, ist im



Im Stall — Carl Baum

Oktober 1810, das Es-Dur-Quartett op. 127, das erste der „letzten", Ende Dezember 1824 vollendet worden. Welch gewaltige Entwicklung Beethovens liegt in diesen mehr als vierzehn Jahren! Daher durfte auch der bei Mozart und dem jungen Beethoven stehen gebliebene treffliche Ignaz von Mosel mit einem gewissen Recht über die verhängnisvolle Entfernung von Mozart klagen. Alle Musikfreunde waren doch so glücklich gewesen, daß so bald nach dem Tode des Unvergeßlichen ein Mann kam, der ihn zu ersetzen versprach. Obschon ein völlig eigener Geist und Geschmack in seinen Werken atmete, waren doch Stil und Form denen des geliebten Verklärten ähnlich. Wären sie so geblieben, so hätte man in der Tat Mozart wiedererlangt. Denn wenn auch dessen Zartgefühl nicht aus den Werken des Nachfolgers zu sprechen schien, so war in diesen ein kühnerer Aufschwung, der das Gleichgewicht des Wertes wieder herstellte. Aber siehe da: zwar allmählich, aber immer mehr entfernte er sich von der anfänglich eingeschlagenen Bahn, wollte sich durchaus eine neue brechen und geriet endlich auf Abwege. Hatte sich sein Genius etwa in jenen auf Ebenmaß und Symmetrie, auf Natur und Schönheitsgefühl, kurz auf die Gesetze einer richtigen Ästhetik begründeten Formen beengt gefühlt? Hatte er in der Sonate pathétique, in dem Klavierquintett mit Blasinstrumenten, in dem herrlichen Septett und so vielen anderen Werken, in denen er sich innerhalb jener schönen Formen bewegte, sich etwa nicht zu seiner vollen Glorie entfaltet? Warum verließ er sie? Er fing damit an, die Länge der Tonstücke immer mehr auszudehnen. Die Überschreitung des rechten Längenmaßes hatte dann notwendigerweise auch die Zerstörung des Ebenmaßes, sowohl der Teile unter sich selbst wie der Teile zu dem Ganzen, zur Folge. Und hat ihn die immer weitergetriebene Abweichung von den früher beobachteten Formen nicht endlich ins Formlose geführt?

So klagte Mosel und berief sich auf das Es-Dur-Quartett, das am leichtesten verständliche der „letzten Quartette", das ihm mit seinen „vagen, unzusammenhängenden, gedehnten Phantasien unverständlich und ein Chaos" schien, aus dem nur von Zeit zu Zeit „Genieflammen" hervorbrächen wie „Blitze aus einer dunkeln Gewitterwolke". Ich habe das Moselsche Urteil ausführlicher mitgeteilt, weil es charakteristisch ist für die Beethoven-Verehrer, die dem letzten Beethoven nicht mehr zu folgen vermochten. Hatte doch sogar schon bei den Streichquartetten op. 18 die Allgemeine Musik-Zeitung, die Beethoven sonst vielfach gewogen war, gemeint, daß sie mehr Sensation durch das Bizarre, Humoristische und Gesuchte als durch das Angenehme und Ungezwungene erregten. Aber wie hat doch später Wagner wieder und wieder seine Jünger, die ihm nacheiferten, ermahnt: „Macht Neues, Kinder, macht Neues, Neues!" So empfand auch im edelsten Sinne (und ohne Verachtung des Überlieferten) Beethoven. Er stürmte mit Riesenschritten vorwärts, aufwärts, himmelwärts, die Durchschnittstalente weit hinter sich lassend und unbekümmert um die Dornenkrone, die ihm sein Genius flocht. Wie „ein Rufender in der Wüste" schuf er diese Quartettmysterien, nur wenige Berufene fanden den Weg zu ihnen, nur drei von ihnen wurden zu seinen Lebzeiten gespielt, aber sein Glaube an sie war felsenfest! „Wird ihnen schon gefallen, wird ihnen gewiß noch einmal gefallen!" pflegte er in seiner lakonischen Art zu sagen, wenn Bedenkliche wie Mosel Bedenken erhoben.

Glücklicher im Verstehen war der Dichter Ludwig Rellstab, der ebenfalls das Glück hatte, eine der ersten Aufführungen des op. 127 mit anzuhören. Der erste, der sich des Werks angenommen hatte, war der hochverdiente Apostel der Beethovenschen Kammermusik, Ignaz Schuppanzigh, gewesen. „Das Jahr 1824", hatte er verkündet, „bringt ein ganz neues meisterhaftes Quartett. Dieses Werk dürfte den Freunden echter Tonkunst einen desto schöneren Hochgenuß bereiten, als es das einzige Quartett ist, welches der allgefeierte Komponist seit 15 Jahren geschrieben hat." In Beethoven brannte schon lange das Sehnen, wieder Streichquartette zu komponieren. Fürst Nikolaus Galitzin, der Wiener Kunstmäcen, brachte den Stein ins Rollen. Am 6. März 1825 wurde das Werk vom Schuppanzigh-Quartett, Beethovens „Leibquartett", zum ersten Male aufgeführt. Es war ein Tag von größter Bedeutung für die Musikgeschichte, von gleicher Bedeutung etwa wie der 2. April 1800, an dem zum erstenmal eine Beethovensche Symphonie erklang.

Kurz vorher hatte Schuppanzigh das Septett (zur 25jährigen Wiederkehr seiner ersten Aufführung) und das F-Moll-Quartett gebracht. Nun kam das ganz Neue, Unerhörte. Und, wie zu erwarten war, es gefiel nicht, obwohl Beethoven es selbst einstudiert hatte; das Leibquartett war wohl auch nicht recht bei Laune gewesen oder hatte seine Kräfte überschätzt. Köstlich muß die Aussprache zwischen Beethoven und seinem „Apostel" über den Mißerfolg gewesen sein. Ein Beethovensches Konversationsheft mit Einträgen von Schuppanzigh gibt davon ein lustiges Bild, was dadurch noch lustiger wird, daß er und Beethoven sich „Er" zu nennen beliebten:

„Sein Bruder ist ein rechter Hans." —

„Ich habe gesagt, daß ich es nicht eher gebe, bis es recht vollkommen geht." —

„Wie kann Er denn das von mir glauben, nachdem ich es gewiß erkenne als das größte Quartett." —

„Es ist wahr, daß wir es zu bald gemacht haben und es nicht so gelungen ist, wie es sein sollte, jedoch hat es nicht nur an mir gefehlt, sondern an uns allen."

„Das ist eine infame Lüge —"

„Wer betet Ihn denn mehr an als ich?" —

„Gebe Er mir meine Stimme zum Studieren, dann wollen wir es morgen über 8 Tage so gut, als es in unseren Kräften steht, geben." —

„Glaube Er mir, daß hier ein wahres Galgenvolk ist und nicht wissen, was sie von mir sprechen sollen." —

„Böhm ist nicht imstande, ein Quartett von Ihm ordentlich zu spielen, das behaupte ich. "—

„Mechanische Schwierigkeiten sind ja nicht darin, nur die Originalität macht es schwer, die man im ersten Augenblick nicht fassen kann." —

„Wenn Er es Böhm zu seinem Benefiz gibt, ich kann nichts dazu sagen. Sollte aber nichts daraus werden, so gebe Er mir's noch einmal, und ich verspreche Ihm, daß es gewiß gut gehen wird." —

— —

Beethoven grollte trotzdem dem Getreuen und gab das Werk an Böhm (den späteren Lehrer Joachims). In dem Böhmschen Kammermusikabend wird Rellstab gewesen sein. Böhm selber erinnerte sich noch 1863 genau an die aufregenden Stunden. Beethoven sandte plötzlich in aller Frühe zu ihm. In seiner gewohnten kurzen Weise sagte er: „Sie müssen mein Quartett spielen" — und die Sache war abgetan. Einstreuungen, Bedenken halfen nichts; was Beethoven wollte, mußte geschehen. So übernahm er denn die schwierige Aufgabe. Es wurde fleißig studiert, unter Beethovens eignen Augen häufig geprobt: unter Beethovens Augen, denn der schwergeprüfte Meister war damals schon so taub, daß er die wundersamen Klänge seiner Schöpfungen nicht mehr vernahm. Und doch war eine Probe in seiner Anwesenheit nichts Leichtes. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten seine Augen dem Bogen, und dannach wußte er die kleinsten Schwankungen in Tempo und Rhythmus zu beurteilen und auch gleich abzustellen. Eben in diesem Quartette war im letzten Satz ein „meno vivace" zum Schlusse, das Böhm die Wirkung des Ganzen abzuschwächen schien. Er riet daher bei der Probe, das gleiche Tempo einzuschalten, was auch geschah und wirklich besseren Eindruck machte. Beethoven kauerte in einer Ecke, hörte nichts davon, sah aber mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Nach dem letzten Bogenstrich sagte er lakonisch: „Kann so bleiben", ging zu den Pulten und strich das „meno vivace" in den vier Stimmen aus.

Am Abend der Aufführung befand sich Rellstab mit seinen Freunden in einem kleinen Lokal am Graben, das nicht einmal Privatsalon, höchstens ein großes Zimmer genannt werden konnte. Eine ansehnliche Menge von Zuhörern hatte sich eingefunden, unter ihnen die ersten Musiker Wiens. Zum Sitzen war nicht Raum, weder in diesem noch im anstoßenden kleinen Vorgemach. Nur einige einzelne Stühle waren gestellt. Die vier Quartettspieler hatten eben nur Raum zu ihren Pulten und Plätzen. Alles umstand sie dicht. Siebzehn Proben hatten sie gehabt, ehe sie

es wagten, das neue rätselhafte Werk öffentlich zu spielen. Man begann. Es herrschte die gespannteste Stille, eine heilige Aufmerksamkeit. Denn nicht nur, daß bei dieser Auswahl von Zuhörern die Menge, deren beschränktem Sinn das Höchste und Tiefste in gleichen Dimensionen wie das Oberflächlichste erscheint, ganz fehlte und somit jeder wußte, was er hörte, jeder den andern verstand, was eine viel bedeutungsvollere Gemeinsamkeit erzeugte, sondern auch der Gedanke wirkte wunderbar ergreifend mit, daß der Schöpfer des tiefsinnigen Werks noch lebte, daß er in der Nähe weilte, daß er im einsamen, düsteren Krankenzimmer sich vielleicht an neuen unsterblichen Gedanken aus der trüben Wehmut und dem angstvollen Druck des Lebens zu erheben suchte. Und den schwärmerischen Dichter, der erst kurz vorher Beethoven besucht und die tiefsten Eindrücke davon mitgenommen hatte, verließ das Bild des großen Meisters während der ganzen Aufführung keinen Augenblick; und dadurch erhielt der Genuß eine Weihe, die ihm jeder, der von wahrhafter Hingebung und Verehrung für große schöpferische Geister durchdrungen ist, nachfühlen wird. „Es ist hier nicht der geeignete Ort," schreibt er in seinen Erinnerungen, „ein Urteil über das Werk auszusprechen, das wir, um ihm eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, das des schwermütigen Ernstes, der nur selten einmal lächelt, nennen möchten. Doch der Eindruck desselben war für alle durchaus der gleiche. Ehrfurcht vor dem, der es geschaffen, erfüllte sie alle; vielleicht hatte keiner das echte, volle Verständnis der Arbeit gewonnen (hat doch noch die ganze Zeit damit zu ringen), vielleicht hat jeder etwas anderes daraus entnommen; doch wie es der Charakter des Großen und Erhabenen ist, daß es, auch unverstanden, in dunkler Übermacht der Ahnung uns ergreift, erhebt, fortstürmt: so war es auch hier der Fall. Das eine Bewußtsein war jedem, wenn auch aus den verschiedensten Anregungen, aufgegangen, daß er es mit etwas über ihm, über seiner Fassungs-, vollends über seiner selbstschaffenden Kraft zu tun gehabt."

Schon die „in der Tiefe dröhnende", majestätische Einleitung des ersten Satzes wird die Hörer seltsam gepackt haben, und auch der abgeklärten Heiterkeit des anschließenden Allegro teneramente kann sich niemand entziehen, der sich ihm willig hingibt. Von genialischer Sturmkraft ist das Scherzando vivace, das längste und vielleicht großartigste der großen Beethoven-Scherzi, ein kunstvolles Rondo des Finale, dem der Klaviersonate op. 31 Nr. 1 verwandt, doch nach Form und Inhalt ihm weit überlegen, am schönsten und tiefsten aber ist das Adagio, ein ausgedehnter Liedsatz voll heiliger Andacht, mit einer Fülle herrlicher Variationen, denn trotz Brahms und Reger ist auch auf diesem Gebiete Beethoven der Größte, unerschöpflich an immer neuen Einfällen, voll edelster Empfindung, stärkstem kontrapunktischen Können und dann wieder überfließend von Laune und Humor.

Auch die langsamen Sätze der **anderen** Quartette sind von einer Schönheit und Tiefe des Ausdrucks, die nie überboten werden wird. Der zweite Satz der letzten Klaviersonate op. 111, das Benedictus der Missa und das Adagio der Neunten sind ihre Weggenossen. Beethoven selbst hielt die Kavatine aus dem B-Dur-Quartett für die Krone seiner Kammermusik und sie war neben dem Andante aus der Klaviersonate op. 28, das er in stillen Stunden mit Vorliebe spielte, sein Lieblingsstück. „Nie", hat er seinem Freunde Karl Holz einst bekannt, „hat meine eigene Musik einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht; selbst das Zurückempfinden dieses Stückes kostete mich immer eine Träne."

Dieses B-Dur-Quartett ist das längste der letzten Quartette. Es hat nicht weniger als sechs Sätze. Schindler nannte es daher das „Monstrum aller Quartettmusik". Das „alla Danza tedesca" und der Koboldreigen des Presto gehören zum Volkstümlichsten, was Beethoven geschrieben hat. **Aber** das Finale, wenigstens das ursprüngliche, gab um so härtere Nüsse zu knacken. Es ist eine gewaltige Fuge von kolossalen Ausmaßen, ein glänzender Beweis für Beethovens ungeheure Gestaltungskraft. Als der Neffe Carl über die erste Aufführung Bericht erstattete und meldete, daß der Satz „alla Danza tedesca" und das Scherzo hätten wiederholt werden müssen, rief Beethoven wütend: „O die Ochsen, die Esel, warum nicht die Fuge?" Bülow hat sie einst vom



ganzen Streichorchester seiner Meininger Hofkapelle ohne Dirigenten spielen lassen. Sie reizte ebenso wie der letzte, schwere Fugen-Satz der Hammerklavier-Sonate op. 106, den er vollendet spielte, mit ihrer dämonischen Lust an der Anhäufung von Härten seinen stark ausgeprägten Sinn für das Exzentrische. Selbst Theodor Helm schreibt, sie sei mehr Augenmusik, ja vielleicht die genialste Augenmusik, die geschrieben worden sei, aber einen reinen, künstlerisch befriedigenden Genuß beim Anhören könne man nur teilweise anerkennen. Ein anderer, ebenfalls sehr verdienter Beethovenforscher, Wilhelm von Lenz, nennt sie zwar den Gipfel von Beethovens Schaffen, in Wahrheit aber ist sie doch wohl, das erkennt die große Mehrheit der Beethovenkenner bei aller Ehrfurcht vor dem großen Meister auch einstimmig an, trotz großartiger Einzelheiten zufolge ihrer den sinnlichen Wohlklang (den Beethoven doch gerade in seinen letzten Werken, ich denke vor allem an die langsamen Sätze, wundervoll zum Ausdruck zu bringen versteht) oft so gänzlich außer acht lassenden Sonderart, mehr ein auf titanenhafte Laune gegründetes gewaltiges Klang- und Kontrapunkt-Experiment. Auf Bitten des Verlegers Arteria wurde sie später durch ein kürzeres und harmloseres, wenn auch durchaus nicht harmloses Finale ersetzt und ist dann allein als op. 133 erschienen.

Vor dem B-Dur-Quartett, das im Winter 1825/26 geschaffen wurde, hatte Beethoven das A-Moll-Quartett komponiert. Er tat es unter dem Eindruck der Erlösung von schwerer Krankheit, die ihn „beinahe an die Pforte des Todes brachte". Ganz eigenartig geheimnisvoll wird es durch ein Adagio eingeleitet, das die Niedergeschlagenheit des Leidenden erkennen läßt, sich aber schließlich zu kräftiger Bejahung aufrafft. Voll von freundlichem, aber nicht ungetrübtem Glücksgefühl ist das Allegro, anmutig und schwungvoll der zweite, menuettartige Satz, ein Wunder erdentrückter Innerlichkeit aber wieder das Adagio mit dem Motto: „Heilige Danksagung eines Genesenen an die Gottheit", eine im wahrsten Sinne unaussprechliche Musik. Beethovens Glaubensbekenntnis steht uns vor Augen: „Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben", jene Aufschrift am Tempel der ägyptischen Göttin Neith, die er sich abgeschrieben hatte und in dieser Abschrift ständig bei sich führte. So persönlich im seelischen Ausdruck und im innigen Dankgefühl für die göttliche Gnade ist dieses Adagio, daß Ambros recht hatte, als er es als eine Entweihung bezeichnete, wenn es im kerzenhellen Saale vor einer bunten Menge gespielt wurde und das Publikum danach klatschte oder etwa gar, was früher keine Seltenheit war, zischte. Solche Musik dürfte von Rechts wegen der Menge nicht preisgegeben werden. Beethovens Freund Wolfmeyer, derselbe, dem er später sein F-Dur-Quartett widmete, weinte bei der ersten Probe (7. September 1825) wie ein Kind. — Hoffnungsfroh, mit frischer Kraft und voll sieghaften Lebensmutes geht nach einer in rhythmischer Schönheit dahinschreitenden Marcia, die Adagio und Finale verbindet, das Werk zu Ende.

Kaum waren die inhaltsschweren Quartette in B-Dur und A-Moll geschaffen, so drängte die Fülle der Gestalten Beethoven schon zu neuer Tat. „Bester, mir ist schon wieder etwas eingefallen", sagte er damals, wenn sie zusammen spazieren gingen, wieder und wieder glückselig und mit glänzenden Augen zu Holz, und schrieb immer neue Noten ins Skizzenbuch. Bis in den Juli 1826 beschäftigte ihn das neue Quartett, dem er im Schöpfer-Übermut die fröhliche Überschrift gab: „Viertes Quartett, von den neuesten — NB. zusammengestohlen aus verschiedenem, diesem und jenem." Ein Schreiben seines Verlegers, worin es hieß, daß es ein Originalquartett sein solle, hatte ihn zum Widerspruch gereizt. Das Quartett war in Wahrheit „funkelnagelneu" und ist dasjenige, das von ihm schließlich als Ganzes für sein vollkommenstes gehalten wurde, eins der allergrößten Wunderwerke der Musikgeschichte. Beethoven erklärte zwar Holz, als dieser meinte, ihm gefalle das B-Dur-Quartett am besten: „Jedes in seiner Art! Die Kunst will es von uns, daß wir nicht stehen bleiben. Sie werden eine neue Art der Stimmführung bemerken, und an Phantasie fehlt's, gottlob, weniger als je zuvor." Aber mag auch die Kavatine aus dem B-Dur-Quartett als Einzelstück ihren Schöpfer immer wieder am tiefsten ergriffen

haben, als geschlossenes Werk stand ihm das Cis-Moll-Quartett am Ende doch am nächsten. Und auch uns gilt es unter diesen mit dem Herzblut des Meisters geschriebenen Werken, wenn man überhaupt Vergleiche ziehen will, als das edelste, vor allem als Inbegriff „tiefgründiger Musik und dithyrambischer Tonsprache". Oft schaut er zu Sebastian Bach hinüber und über ihn hinaus und schafft dabei religiöse Stimmungen ergreifendster Art. Darum deutete es Wagner auch in echtem Nachfühlen als den „Lebenstag eines Heiligen" und hat dem in seiner überschwenglichen Art beredten Ausdruck gegeben. Das einleitende Adagio, wohl das „Schwermütigste", was je in Tönen erklungen ist, vergleicht er mit dem Erwachen am Morgen des Tages, „der in seinem langen Lauf nicht einen Wunsch erfüllen soll, nicht einen!" Doch zugleich ist es ein Bußgebet, eine Beratung mit Gott im Glauben an das ewig Gute. Das nach innen gewendete Auge erblickt da auch die nur ihm erkennbare tröstliche Erscheinung (Allegro), in der das Verlangen zum wehmütig holden Spiele mit sich selbst wird: das innerste Traumbild wird in einer lieblichen Erinnerung wach. Und nun ist es, als ob (mit dem überleitenden kurzen Allegro moderato) der Heilige (Beethoven!), seiner Kunst bewußt, sich zu einer Zauberarbeit zurechtsetzte. Die wiederbelebte Kraft dieses Zaubers übt er jetzt (Andante) an dem Festbannen einer anmutigen Gestalt, um an ihr, dem seligen Zeugnis innigster Unschuld, in stets neuer, unerhörter Veränderung durch die Strahlenbrechungen des ewigen Lichts, das er darauf fallen läßt, sich restlos zu entzücken. Wir glauben nun den tief aus sich Beglückten den erheiterten Blick auf die Außenwelt richten zu sehen (Presto): da steht sie wieder vor ihm, wie in der Pastoralsymphonie, es ist, als lausche er dem eigenen Tönen der Erscheinungen, die lustig und wiederum derb im rhythmischen Tanze sich vor ihm bewegen. Er schaut dem Leben zu und scheint sich (kurzes Adagio) zu besinnen, wie er es anfinge, diesem Leben selbst zum Tanz aufzuspielen: ein kurzes, aber trübes Nachsinnen, als versenke er sich in den tiefen Traum seiner Seele. Ein Blick hat ihm wieder das Innere der Welt gezeigt. Er erwacht und streicht nun die Saiten zu einem Tanzaufspiele, wie es die Welt noch nie gehört (Allegro finale). Das ist der Tanz der Welt selbst. Wilde Lust, schmerzliche Klage, Liebesentzücken, höchste Wonne, Jammer, Rasen, Wollust und Leid; da zuckt es wie Blitze, Wetter grollen: Und über allem der ungeheure Spielmann, der alles zwingt und bannt, stolz und sicher vom Wirbel zum Strudel, zum Abgrund geleitet: — er lächelt über sich selbst, da ihm dies Zaubern doch nur ein Spiel war. So winkt ihm die Nacht. Sein Tag ist vollbracht!

Neben dem Cis-Moll-Quartett kann das letzte Quartett (in F-Dur) äußerlich nicht ganz bestehen. Und doch hat es wieder seine besonderen Schönheiten. Dem „Totentanz" des zweiten Satzes folgt ein Lento von nur 54 Takten, aber so überquellend von Gefühl und erdentrückter Stimmung, daß es wie eine Vorahnung des nahen Todes erscheint. Die ergreifendste Wiedergabe dieses Abschiedsgesanges ist wohl die durch das Prill-Quartett im Sterbegemach des Meisters, wo diese Töne geboren wurden, gewesen, am 15. November 1903 bei der Feier, die der Wiener Gemeinderat vor dem Abbruch des Schwarzspanierhauses pietätvoll veranstaltete.

Das Finale des Werks, „der schwer gefaßte Entschluß" mit dem Hauptthema „Muß es sein? Es muß sein!" hat Veranlassung zu den verschiedensten Deutungen gegeben. So heißt es, der Kunstmäcen Dembscher, der das A-Moll-Quartett bei sich hatte aufführen lassen, wünschte nun auch das B-Dur-Quartett zu hören. Beethoven machte zur Bedingung, daß der reiche Herr den Geigern für die erste Aufführung fünfzig Gulden zahle. Darauf Dembscher: „Wenn es sein muß..." Worauf Beethoven, dem die Antwort hinterbracht wurde, und der sich königlich darüber amüsierte, zunächst in einem Kanon antwortete: „Es muß sein, ja es muß sein, heraus mit dem Beutel!", dann aber dieses Motiv in das Quartett aufnahm. Andere wieder haben berichtet, die Haushälterin mit ihren ständigen Geldforderungen sei schuld an dem „Es muß sein" gewesen, und so fort. Wie dem auch sein mag, Beethoven hat den Gedanken an die sehr äußerliche Begebenheit, die vielleicht die Veranlassung gab, in schönstem Maße verinnerlicht, vertieft und veredelt.

Dieses fünfte ist das kürzeste der „letzten Quartette“ geworden. Es sollte ursprünglich nur drei Sätze haben. Schlesinger hatte es für 80 Dukaten gekauft und schickte nur 360 Gulden in Banknoten, worauf Beethoven empört sagte: „Schickt ein Jude beschnittene Dukaten, soll er auch ein beschnittenes Quartett haben. Daher ist es so kurz.“ Erst im September 1827, also nach Beethovens Tode, ist es erschienen.

So stehen die fünf „letzten Quartette“ mit der gewaltigen Fuge als „Appendix“, wenn wir ihnen in gebührender seelischer und geistiger Stimmung nahen, vor uns nicht als barockes, verrücktes Zeug, nicht als Grabstein von Beethovens Schöpfungen, sondern, wie es Bülow, auch hier wieder das treffende Wort findend, ausgedrückt hat, als deren besiegelnder Schlußstein, der wieder als der Fels erschien, auf dessen Rücken sich ein neuer Bau musikalischen Lebens gründen sollte.

In schwerer Zeit hat sie Beethoven geschaffen. Vor allem bereitete ihm der Selbstmordversuch des mißratenen Neffen viel Herzeleid. Und das furchtbare Sterben seines Gehörs trieb ihn mehr und mehr von den Menschen fort. Raffte er sich auch auf und klang bisweilen sein „gelles Lachen“ über die Straße, wenn er die geliebten Breunings stellte und ihnen mit Armen und Händen und mit weithin hallender Stimme von seinem Leben und Schaffen Kunde gab, wenn er dem kleinen Gerhard von Breuning, seinem besonderen Liebling, die Wangen streichelte oder mit dem lustigen Kauz Karl Holz seine Ausflüge machte, so war doch sein Inneres im Grunde schmerzerfüllt und voller Todesahnungen. Schon 1823 hatte er sein Testament aufgesetzt, „denn der Tod könnte kommen, ohne anzufragen“. Leider ließ er sich in diesen letzten Jahren mehrmals verleiten, zum „Bruder Kain“ nach Gneixendorf zu ziehen. Ganz in sich gekehrt und der banalen Außenwelt in seinem Gebaren unverständlich, galt er da als „a narrischer Musikant“. Aber vielsagend ist doch, wie der damals 12jährige naive Kaltenbrunner Poldl später seiner gedacht hat: „Sehr wild hat er ausg'schaut, i hab'n g'fürcht'. Aber sauber und a guater Mann war er do. Auf die Kniee hat er a Notenblatt g'habt, und alleweil g'schrieb'n und g'jungen und mit Händ' und Füaß Takt geb'n.“ In Gneixendorf holte er sich den Tod. Die Faustmusik, die 10. Symphonie, das Requiem, die Ouvertüre Bach und alle die Offenbarungen, die sein übermächtiger Geist noch weiter in sich schloß — sagte er doch, als er das F-Dur-Quartett schuf, zu Holz: „Mir ist, als hätte ich noch kaum einige Noten geschrieben!“ —, gingen so der Menschheit verloren. Als der Schwerkranke am Gewitterabend des 26. März 1827 zum letzten Male die Fäuste ballte und dann sterbend zurücksank, während das Gemach ein Blitzstrahl durchzuckte und ein Donnerschlag erbeben ließ, hielt die Welt den Atem an: ein ganz Großer war dahingegangen.

Gedenken wir seiner, so übermannt uns die tiefinnerliche Empfindung, in der ihn Bettina die stolzen Worte sagen läßt, ihm sei nicht bange um die Musik, denn wem sie sich verständlich mache, der müsse frei sein von all dem Elend, mit dem sich die anderen schleppten, und ein zweites Wort von ihm fällt uns ein: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie.“

Dr. Konrad Huschke

Türmers Tagebuch

Reichspräsident Ebert · Noch immer preußische Krisis und noch immer Untersuchungsausschüsse · Der Tschekaprozeß und der Rätestaat im Staate · Politische Schwäche ist wirtschaftliche Schwäche · Das Spiel um den Sicherheitspakt · Die Präsidentenwahl

Reichspräsident Ebert ist gestorben; jäh aus straffem Mannesalter heraus. Die Leiche wurde nach Heidelberg überführt und dort feierlich beigesetzt. Das war würdig und recht. Denn im obersten Vertreter ehrt ein Volk vor allem sich selber. Was hat Amerika nicht alles mit dem toten Wilson aufgestellt, dessen Politik es heute verdammt! Welch ein Gelärme hub an, als der deutsche Botschafter die Reichsflagge nicht flugs auf den halben Stock senkte! Wie er dachte, war gleich, aber man fühlte sich als Volk gekränkt, wenn die Form nicht gewahrt blieb.

Gleiches gebot auch uns der Staatsgedanke. Mit gesundem Takt hat sich unsere Rechte daher der amtlichen Trauer nicht versagt. Man hadert mit Lebenden, aber mit dem Toten schließt man einen Gottesfrieden. Damit vergibt sich keiner etwas, und es bringt uns der Volksgemeinschaft näher als die Gerichtsreden des Rothard-Prozesses.

Wenn nur nicht die Linkspresse aus dem Falle parteipolitisches Kleingeld zu münzen versucht hätte! Sie webte rabenschwarze Witwenschleier um ihre Nachrufe, und man übereiferte einander in wagehalsigem Lobpreis. Binnen kürzester Frist war Ebert „unser gemeuchelter Freund“ geworden und das Magdeburger Urteil der Anlaß zu seinem vereiterten Blinddarm! Gut nur, daß die Angeschuldigten nicht die Reizbarkeit Hamlets besaßen, der dem Laertes wegen dessen Schmerzes-Prahlerei am Grabe Opheliens an die Kehle fuhr.

Man verweise nicht auf ähnlichen Überschwang des Auslandes. Es ist wahr, man schrieb auch dort von dem größten Deutschen seit Bismarck, von der gipfelhohen Staatskunst des Verstorbenen und daß sein Tod ein Verlust sei für die ganze Welt. In Paris war man tatsächlich bestürzt. Aber das war nicht Trauer um ihn, sondern Furcht vor dem Nachfolger. Man beklagte „den letzten Rest der deutschen Revolution“, die das einzige ist, was man uns dort von Herzen gönnt. So feiert man Ebert aus demselben Grunde, woraus man die Hohenzollern schmäht.

Zwischen allen Zweckredereien der Politiker den unbestochenen Maßstab des Chronisten zu gewinnen, ist schwer und wird weder hüben noch drüben gelohnt. Am leichtesten fällt es, wenn mon vom Menschen ausgeht und dann prüft, wie weit er im Parteimann die Probe bestand.

Aus kümmerlichen Ursprüngen stieg Friedrich Ebert auf. Wer darf ihm aber den Sattlergesellen als Makel zurechnen? Er wurde auch nie ein Streber, und sein persönliches Leben blieb rein. Das scheidet ihn von manchem Genossen, der heute ein großer Herr ist.

Nicht minder spricht für ihn, daß sein Einfluß es war, der am vierten August und immer wieder die sozialdemokratische Fraktion für die Kriegskredite bestimmte. Er hat zwei Söhne an der Front verloren, aber weigerte sich dennoch, den letzten zu reklamieren. Als er das Deutschlandlied amtlich machte, schuf er damit die Einheitsformel, worauf endlich einmal rechts und links sich zusammenfanden. Er wog sogar die Möglichkeit, Schwarzweißrot in sein altes Recht wieder einzusetzen. Sein deutsches Fühlen ist unbestreitbar und äußerte sich schroff gegen einen Crispien, der kein Vaterland kennt.

Als Präsident hat er Takt und Würde bewahrt. Seine Rede blieb beherrscht und seine Gewohnheit fern von dem törichten Gebaren des Emporkömmlings. Er bot das Bild zunehmender Verbürgerlichung. Viele seiner Leute nahmen dies krumm; die Starren vergalten sogar mit heißem Haß. Die Sattlergewerkschaft stieß ihn aus, und der Kommunist Remmele legte auf sein Grab noch den rohen Bannfluch des Proleten.

Allein auch diese gradlinige Art bekam einen Knick. Die Partei hatte ihn erhoben; sie verlangte daher, daß er sich nie über sie erhebe. Er sollte sich nur so weit mausern dürfen, als sie selber sich mauserte.

Nun lebte sie aber in steter Angst vor dem reißerischen Seelenfang des Spartakus. Man opferte demgemäß Einsichten, um keine Mitläufer opfern zu müssen und tat radikaler, als man im Grunde noch war.

So geschah's beim Munitionsarbeiterstreik. Es fehlte der Mut, dem Verrat die geballte Faust in die Fratze zu schlagen. Man klügelte, wollte äußerlich mitmachen, ja führen, aber dann unter der Hand den ruchlosen Anschlag zersetzen.

Daher Eberts Ansprache im Treptower Park. Sie zielte nicht auf Landesverrat, aber gab sich doch diesen Anstrich. Etwa wie Marc Antons Forumrede war sie darauf angelegt, das Gegenteil dessen zu erreichen, was ihr angesonnen wurde. Allein einem Ebert fehlte Shakespeares spitzfindige Kunst, und der Vorsatz erstickte in schädlicher Halbheit.

Die Dinge trieben zum Ende. Das Prinz Max-Kabinett bescherte uns das parlamentarische Regiment und erfüllte damit ein stürmisches Begehren der Sozialdemokratie. Nun zum mindesten hätte es Nackensteife gegolten. Richtiges Gefühl für das Gebot der Stunde zeigte Rathenau. Er beschwor die Linke um einen wuchtigen Aufruf zur levée en masse und zum Kampf aufs Messer. Abermals fehlte dieser der rettende Mut. Man fragte mehr, was die Partei gewinnen, als was das Vaterland verlieren könne. Ebert schob zwar dabei nicht selber, allein er ließ sich schieben. Er wehrte nicht dem Ultimatum an das Kabinett, binnen 24 Stunden habe der Kaiser abzudanken und der Kronprinz zu verzichten. Auf Parteibeschluß wurde er zuerst Kanzler, dann Volksbeauftragter. Spartakus hat den Umsturz gemacht, aber die Sozialdemokratie sich mit ihm auf Halbpart geeinigt.

Der Pakt hatte natürlich kurze Beine. Mit diesem Gesindel war für Ebert nicht zu arbeiten. Seine Willenskraft erstarkte wieder, leider erst fünf Minuten vor dem Glockenschlag eines grauenvollen deutschen Hexensabbats. Mit dem herzhaften Noske, gestützt auf die Offiziere des alten Heeres, griff er zu der Gewalt, die er bisher gescheut. Es war am Heiligabend des Jahres 1918. In den Häusern brannte

der Christbaum, allein von den Linden her donnerten die Minenwerfer wider das Berliner Schloß, und aus dessen Fenstern bellten die Maschinengewehre der roten Matrosensippschaft. Eins der trübsten Erlebnisse in trüben Tagen! Dennoch brachte es ein Christgeschenk: unsre Rettung vor dem Rätestaat. Widerstehe dem Anfang! Halb so viel Forsche im Munitionsarbeiterstreik, und es wäre nie so weit gekommen.

Auch als Reichspräsident hatte Ebert ernstes Wollen, aber Vollbringen, das gute, fand er nicht immer. Er blieb der geführte Führer, der geschleppte Kahn im Kielwasser der Partei. Er kam von seiner Vergangenheit nie völlig frei. Das verriet sich vor allem, als er sich im vorigen Mai so halsstarrig weigerte, die Deutschnationalen in das Kabinett zu nehmen, wie doch das demokratische Prinzip unbedingt gebot. Das hat dem wahlmüden Volke den höchst überflüssigen Dezember-Wahlkampf gebracht, und dann wieder die unerfreulichen Winkelzüge des Kanzlers Marx. Sie scheiterten, und das Kabinett Luther kam auf; Eberts letzter Willenseinsatz endete also mit einer Schlappe.

Nicht rühmen will ich, nicht verdammen; nur nach Pflicht des Tagebuches klarstellen, wie es gewesen ist. In Ebert mengen sich Verdienst und Schuld; freilich fällt diese mehr auf seine Partei, jenes mehr auf seine Person. Wir hätten in Weimar einen weit schlechteren Präsidenten bekommen können; das überhebt uns aber nicht der Pflicht, nach einem besseren zu suchen. Die Dinge haben sich seitdem gewandelt, und neue Lage stellt auch neuen Anspruch.

* * *

Fertig sind wir allerdings noch lange nicht wieder. Schwebendes, Schwelendes, Schwärendes, wohin wir schauen; Anfänge, die des Fortganges ermangeln und erst recht keinen Abschluß finden. Wir leben in einer Zeit der offenen Fragen und brauchen Männer, die sie lösen.

In Preußen ist das parlamentarische Getriebe geradehin zum Possenspiel entartet. Eine Mehrheit, die keine ist, wählt den Ministerpräsidenten, und eine Mehrheit, die keine ist, stürzt ihn, sobald er sein Kabinett vorstellt. Aber derselbe Mann kommt unentwegt wieder, und seine Leute, mit dem Mißtrauen des Landtages belastet, regieren weiter in beharrlicher Vorläufigkeit. Die Demokraten geben sich erstaunlich undemokratisch. Leichtherzig schlagen sie die Grundsätze in den Wind, die der Mund so hochtönig predigt.

Warum dies zähe Kleben? Um die Republik zu retten? Je schöner das Wort, desto häßlicher der Hintergedanke. Die drei verbündeten Parteien haben ihre mehrjährige Herrschaft planvoll ausgenützt; breit und tief nisten sie in der preußischen Verwaltung. Die Sünde dieses Mißbrauches verkettet sie so eng wie den Feindesverband das Unrecht von Versailles. Es war kein schlechter Witz, wenn man Severing zuletzt als „Fachminister“ durchzuschmuggeln versuchte. Denn er in der Tat ist der Fachminister für diese Beutewirtschaft nach festem Schlüssel. Fällt er, dann fällt das System, und den Parteifunktionär ersetzt wieder der gute alte preußische Beamte.

Es geht nicht an, daß das größte Bundesland anders gesteuert wird, als das Reich. Zwischen beiden den steten Einklang zu wahren, blieb Bismarcks größte Sorge. Wenn die beiden Berliner Kabinette gegeneinander wären, dann gerieten wir rasch in Reichswirrwarr und Reichszerfall. Der wohlverstandene Vorteil der deut-

schen Gesamtheit verlangt daher für Preußen das Gegenstück zum Kabinett Luther: ein Ministerium der Köpfe und als Leiter einen homo regius.

Noch immer arbeiten die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse. Die kosten täglich eine Stange Goldes und lehren uns dafür nur die alte Neuigkeit, daß viele Köche den Brei verderben. Die Gefahr steigt, daß dies ganze Verfahren in ein allgemeines Austauschtotschweigen einmündet. Um alles, nur dies nicht! Wer schuldig ist, den treffe das Gericht; ob es nun Barmat und Kutisker sei, ob Bauer, Höfle und Lange-Hegermann oder von Zitzewitz, von Etzdorff, von Karstädt und von Carlowitz. Wo Schmutz, da muß auch der Besen sein.

Wir ahnen gar nicht, wie heiß der Boden unter unseren Füßen noch immer ist. Der Leipziger Tscheka-Prozeß verstattet grauenhafte Einblicke in das bolschewistische Treiben rings um uns her. Wir haben einen Staat im Staate, dessen Oberhaupt im Kreml sitzt. Er hat ein schlagfertiges Heer, ein rotes Tribunal, eine Geheimpolizei und besonders viele Henkersknechte. Ein Wink, und es wird wieder einer „erledigt“. Räterußland zahlt mit offener Hand; nur gut, daß ein sattsamer Teil der Rubel in Weinkneipen und Freudenhäuser rollt. Aber auch der neue Eisenbahnerstreik ist bolschewistische Mache, und keiner weiß, was daraus werden mag.

Das also sind „die politischen Kinder“, denen Herr Severing die mildernden Umstände seines warmen Herzens zubilligte. Beileibe keine Ausnahmegesetze; das wäre ja undemokratisch! Ausgenommen natürlich — das nach rechts gerichtete Gesetz zum Schutze der Republik, das aber nur ein Gesetz zum Schutze der republikanischen Minister ist. Es bevorrechtigt Zeigner, läßt jedoch zu, daß Hindenburg dem Massenmörder Haarmann verglichen wird.

* * *

Wie ungeheuer wir an Weltgeltung eingebüßt, das beschämende Bewußtsein dafür weckt uns rumänische Frechheit. War's früher denkbar, daß diese buntscheckige Walachei an uns Erpressung übte? Jetzt verlangt sie Tribute, von denen der Dawesplan uns freisprach. Sie droht mit der Beschlagnahme deutschen Besitzes, mit der Ausweisung deutscher Staatsbürger. Wir sind wehrlos; niemand nimmt sich unser an, und der Allerweltsfriedensstifter Völkerbund schweigt, wie selbstverständlich.

Auch das französische Wirtschaftsabkommen stand unter Drang und Druck. Das Loch im Westen wird zwar zugestopft. Aber wir geben eine Meistbegünstigung, die kaum zur Hälfte erwidert wird. Elsaß-Lothringen erhält noch obendrein eine Extrawurst. Den Deutschgesinnten wäre es redlich zu gönnen; allein Nutznießer ist jenes bösartige Fabrikantentum, das uns immer so aufsässig war. Es freut sich politisch seiner Rückkehr zu Frankreich, will aber wirtschaftlich nicht missen, was es von Deutschland hatte. Als Landsleute verachtet es uns, aber als Abnehmer sind wir ihm schätzbar. Vorläufig gilt dies alles nur auf neun Monate, aber wir sind auch schon für später festgelegt, während die Kautschukzusagen Frankreichs allerlei Argwohn einflößen. Wer aus Erfahrung Lehren zieht, der sieht auch hier einen pazifistischen Glaubenssatz zerschellen. Ein entwaffnetes Volk ist wirtschaftlich ebenfalls entwaffnet.

Politisch nun gar spielt man mit uns wieder eine ganz abscheuliche Komödie. Ungeheuerliche Verfehlungen sollten wir begangen haben gegen das Versailler

Waffenverbot. Wie deuchte es ihnen schwarz, und sie schwärzten's noch gar! Der Schlußbericht wurde dreimal verschärft, weil er immer noch nicht schwarz genug zu sein schien. Jetzt aber will man sogar die letzte zugespitzte Fassung gar nicht bekannt geben. Ganz wie im Dreyfus-Prozeß soll weder der Angeklagte noch die Öffentlichkeit erfahren, wessen man ihn bezichtigt. Was beweist dies anders, als daß nichts beweisbar ist? Houghton, der amerikanische Gesandte in Berlin, kennt den Bericht. Er zuckte die Achseln und sagte: Quatsch!

Frankreich will am Rhein bleiben. Es will uns unter ewige Waffenkontrolle bringen; es trachtet, sich beides verbürgen zu lassen durch einen Sicherheitspakt. England und Italien weigern ihn. Wie lange wohl? Mussolini hat bereits den Preis andeuten lassen, um den er erbötig wäre, Deutschland als unerträglichen Störenfried anzusehen: feste französische Rohstoffverträge und ein Tunisabkommen.

Wir haben vorzubeugen gesucht. Wir sind bereit, selber miteinzutreten in den Sicherheitspakt gegen uns. Da wir mit Waffen nicht zurücknehmen können, was der Betrug uns stahl, versprechen wir zu unterlassen, was wir außerstande sind zu tun. Neben der wirtschaftlichen Erfüllung bieten wir die politische; nach der technischen Abrüstung die moralische. Ein ungeheures Zugeständnis: der Verzicht auf Elsaß-Lothringen! Wem blutet nicht das Herz dabei? Unser Kabinett bietet ihn, um das übrige Deutschland vor französischer Raubgier zu schützen und eine rasche Räumung der Rheinlande zu erreichen. Denn die Besatzungsklausel wird dadurch sinnlos. Wenn Frankreichs Furcht ehrlich war, dann mußte es befreit aufatmen. Deutschland schwört Urfehde, verzichtet auf Revanche! Endlich soweit!

Aber umgekehrt: Frankreich war aufs peinlichste berührt. Es fühlte sich an seiner Tücke gepackt, an seinem Schwindel festgenagelt. So eiferte es giftig gegen das deutsche Angebot. Es habe den Schalk hinter ihm. Da es nur von der Westgrenze spreche, fehle jeder praktische Wert. Nie gebe Frankreich seine treuen Polen deutschem Raubgelüste preis.

Wir taten den weiteren Schritt. Sogar die Ostgrenze solle der Pakt einschließen. Einzig unter Vorbehalt solcher Berichtigungen, die Artikel 19 des Versailler Vertrages ausdrücklich dem Völkerbunde vorbehält.

Kann man weiter gehen? Aber auch Polen will keine Sicherheit haben, weil es keine Sicherheit geben will.

In der französischen Presse liest man lehrreiche Dinge. Deutschland dürfe nie von jenem Artikel 19 Gebrauch machen. Denn ein Genfer Schiedsspruch würde uns „ohne Frage" den Korridor zurückgeben. Das wäre deutscher Machtzuwachs und den könne Frankreich keinesfalls dulden.

Den Finger drauf! Da haben sie sich nämlich wieder einmal hübsch verplappert. Darin liegt Doppeltes. Erstens das Zugeständnis, daß in Versailles Gewalt vor Recht gegangen. Zweitens die Drohung, daß man auch ferner dem Rechte mit Gewalt begegnen werde; selbst dem, das vom Völkerbunde gesprochen wird. Mag ihn der Teufel holen, wenn er anders handelt, als Frankreich will!

Niemals zwischen 1871 und 1914 hat Frankreich europäische Sicherheiten gefordert: damals, als wir es niedergeschmettert hatten und in gleißender Wehr standen. Jetzt aber verlangt es sie; jetzt, wo es mehr Kampfflieger besitzt, als wir



Soldaten. Das ist ein logischer Unsinn von gerissenem politischen Sinn. Und die Nutzanwendung? Europa hatte Frieden, solange wir Waffen hatten; unsere Abrüstung ist es, die es nicht zur Ruhe kommen läßt.

Jeder Blick auf Genf gräbt deutschen Hoffnungen ein klaftertiefes Grab. Es setzte ja dort noch nicht einmal ein schallendes Hohngelächter, als Briand mit klangfrohem Brustton versicherte, Frankreich sei das friedfertigste und harmloseste Land der Welt. Hingegen beschloß man, daß der französische General Desticker die militärische Völkerbundskontrolle über uns erhält und der berüchtigte Franzose Rault Leiter der Saar-Regierung bleibt. Eine ausgesucht höfliche Note des Weltareopags belehrt uns ferner, daß das Hochgefühl, sich von ihm derart mißhandeln zu lassen, erkauft werden müsse mit der Pflicht, den Durchmarsch französischer Truppen zu gestatten. Das heißt, es müsse uns Ehre und Genuß sein, das Schlachtfeld zu werden, sobald es Russen und Polen gelüstet, einander in die Haare zu geraten.

Wohl bestehen große Meinungszwiste zwischen Frankreich und England. Die einen fürchten, die anderen hoffen sogar, daß darüber der Völkerbund zerbreche.

Es ist richtig, daß Chamberlain unsern Sicherheitsvorschlag unter der Hand anregte. Aber nicht zu deutschem, sondern zu englischem Nutzen. Er will damit das lästige Genfer Protokoll totschlagen. Sobald dies erreicht ist, wird ihn schwerlich der Alp drücken, wofern er uns in der Tinte sitzen läßt. Wenn wir doch endlich nur eins lernen wollten, daß es nichts Verlasseneres gibt, als den, der sich auf andere verläßt! Selbst ist der Mann, aber selbst erst recht der Staat.

* * *

Das demokratische Prinzip ist eine Glühbirne, die von seinen Eiferern bald anbald ausgeknipst wird. Das erweist sich auch bei der anstehenden Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. Sie erfolgt wenige Stunden, nachdem dies Tagebuch an die Türmer-Leser hinausgeht. An dem Fastensonntag mit dem sinnreichen Namen Judica.

Richte! An vierzig Millionen Kurfürsten ergeht dieser Ruf. Im alten römischen Reiche deutscher Nation genügten sieben.

Aber wir sind demokratischer als die Franzosen, die den Entscheid ihren gesetzgebenden Körpern überlassen; demokratischer als die Amerikaner, da wir dem Gewählten weniger Rechte zubilligen, als dem Chef seines Kabinettes.

Wir brauchen einen Mann von Würde, Bildung, Gewissen, Klugheit und Bekennermut. Einen, der nicht zum Sinnbild deutscher Splitterung, sondern deutscher Einheit wird; zum geprägten Ausdruck unserer Volks- und Schicksalsgemeinschaft.

Der „Vorwärts" schrieb, die Wahl werde zeigen, ob wir reif seien zur Selbstregierung oder durch die Wahl eines Unwürdigen uns selbst verlören. Nichts wahrer als dies und doch nichts falscher so, wie das Blatt es meint. Denn es bemißt die Würdigkeit danach, ob der Mann eingeschriebenes Mitglied seiner Partei ist. Ich hoffe, das deutsche Volk richtet nach höheren Judizien an diesem Urteilssonntag Judica.

F. H.

Abgeschlossen am 22. März

Auf der Warte

Wir Elsässer und die Reichsregierung

Ist denn unsere Regierung mit Blindheit geschlagen, daß sie immer noch wähnt, mit „Sicherheitsangeboten“ Frankreichs Machthunger zu befriedigen? Wir stehen in dieser Beziehung auf dem Standpunkt Traubs (in den „Eisernen Blättern“): „Frankreich verschlingt Europa. Das ist die einzige Gefahr.“ Und jedes Entgegenkommen unsrerseits verstärkt diese Gefahr. Wir deutschgesinnten Elsässer, die wir unsre Heimat verloren haben, werden immer und immer auf der Behauptung verharren: Elsaß ist deutsches Land — es kann gar nicht die Rede davon sein, daß es als „französisch“ anerkannt werde, und wenn es tausendfach durch Machtpolitik vergewaltigt wird. Der moderne Grundsatz, den Wilson vergeblich verfochten hat, verlangt, daß Deutsch zu Deutsch gehört: daß also Sprache und Volkstum als naturgegeben geachtet werden. Und in dieser Beziehung ist gerade Deutschland schändlich übervorteilt worden — eben durch Gewalt. Wir müssen uns zwar jetzt der Gewalt beugen, aber unser Recht bleibt unverändert; da beugen wir uns nicht.

Ein Elsässer schreibt uns zu diesem Punkt: „Durch unser deutsches Vaterland eilt dieser Tage eine Kunde, die die Herzen aller vertriebenen Elsässer in bitterem Schmerz zusammenkrampft. Dem krankhaften französischen Wahn nach „Sicherheit“ nachgebend, ist die Regierung bereit — in freiwilliger Übereinkunft! — Deutschlands uraltes Recht auf das Elsaß preiszugeben und damit die geraubte Westmark feierlich als französischen Besitz anzuerkennen! Unsägliche Bitterkeit löst die Tatsache aus, daß in schroffem Gegensatz zu dieser Preisgabe altgermanischen Bodens für die östlichen Grenzländer, die teilweise nicht einmal zweifelsfrei deutschen Charakter tragen, das Selbstbestimmungsrecht gefordert wird.

Wo bleibt der Entrüstungsschrei, der Deutschlands Gaue durchbrauste, als Oberschlesiens, als Ostpreußens Grenzmarken bedroht waren?! Wo ist die schöne Einmütigkeit des Volkes, die wir in der Saar- und Rheinlandsfrage erlebten?!

Dort hat es an Protesten nicht gefehlt — unsere sonnige Wasgauheimat mit ihren Rebenhügeln, ihren rauschenden Bergwäldern und lachenden Fluren aber hat man vergessen! Ein flammender Protest, von heißer Heimatliebe getragen, müßte aus der Mitte aller Elsaß-Lothringerverbände im Reich hinaus in alle Welt dringen — mit dem Ziel, auch für den allemannischen Bruderstamm am Oberrhein das Selbstbestimmungsrecht zu fordern und die Adresse an Wilson der Vergessenheit zu entreißen!

Rechnen Sie mir's nicht als Vermessenheit an, wenn ich Sie, den Herold und Bannerträger des deutschen Elsasses anflehe, in diesem Sinne noch einmal Ihre Stimme zu erheben, nicht heiligstes Vätererbe zu verschleudern! Man müßte am deutschen Volke verzweifeln, wenn ein solcher Hornruf — von hoher Warte ins deutsche Land hinausgeschmettert — nicht ein jubelndes Echo weckte! Noch lebt in Millionen von Volksgenossen das Gefühl, daß Meister Erwins Dom, daß die wehrhaften Zinnen der Wasgauburgen als Zeugen stolzer deutscher Vergangenheit ebenso heilige Kulturgüter sind, wie Thüringens Landgrafenschloß und Nürnbergs ragende Veste.

Wohl ist unsere Wehr zerbrochen, wohl besteht wenig Hoffnung, daß die jetzt lebende Generation noch eine Schicksalswende des Elsasses sehen wird. Jedoch im Falle einer Ablehnung der deutschen Vorschläge einer späteren Wiederholung von vornherein ein entschiedenes Veto entgegenzurufen, ist unsere heilige Pflicht! Nur auf dem Wege der Selbstbestimmung kann die elsässische Frage für Deutschland in annehmbarer Form gelöst werden! Geben wir dieses einzige uns verbliebene Recht preis, so ist das Elsaß auch kulturell ewig und unwiederbringlich für uns verloren! ...“

Wir stimmen dem Einsender in allem Wesentlichen bei, wenn wir uns auch von dem Vorschlag seiner letzten Sätze keine Lösung versprechen. **Frankreich will an den Rhein:** — das ist ihm von seinen Politikern eingebläut worden. Und das ist Europas dauernde Gefahr.

Bevölkerungspolitik

Der Jesuitenpater Hermann Muckermann hat eine kleine Broschüre geschrieben: „Um das Leben der Ungeborenen", das die Tatsache scharf herausstellt: heute **kommt** auf vier normale eine Fehlgeburt — und ebenso scharf als Arzt dagegenstellt: das Kind unter dem Herzen der Mutter zu töten, ist eine Dekadenzerscheinung, die Geburt aber ist ein natürlicher Vorgang, der der Mutter eine Kraftfülle und Anpassungsfähigkeit schenkt, die während dieser Zeit die männliche Leistungsfähigkeit übertrifft. Von 100 Geburten verlaufen 95 normal! Dieser Glaube an die Lebensgesetze, die den tragen, der ihnen treu ist, kann Müttern wieder Lebensmut geben. Und doch bleibt alles offen in diesem Buch; es wird nur leise angedeutet, daß alles aufgeboten werden muß, „um auch der natürlich wachsenden und kinderreichen Familie eine entsprechende Wohnung zu sichern" und die Schreie aus dem Herzen der kinderreichen und unehlichen Mütter sind nicht zu ersticken: Wenn ich aber den Glauben nicht habe!

„Wirtschaft und Statistik" veröffentlicht die **Kurve der Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle** im Deutschen Reich **von 1910 bis Anfang 1924**, die jeder Deutsche kennen muß. Sie erzählt Bände. Die erste Phase: die Vorkriegszeit, ist ein gleichmäßiges Bild, in denen Geburt und Tod sich die Wage halten. Die zweite Phase: Krieg, ist ein Zucken der Kurve: die Geburtenkurve überschneidet die Todeskurve und sinkt tief unter sie herunter, während die Todeskurve 1918 zu einer so wahnsinnigen Höhe steigt, daß sich darin alles bis dahin aufrechtgehaltene Elend hinter der Front ausdrückt. Ein Jahr darauf ahmt aber die Geburts- und die Ehekurve diese steile Spitze nach: das Leben jagt hinter dem Tod her, um in den folgenden Jahren in raschem Tempo wieder zu fallen, und zwar wird jetzt die Fläche zwischen Geburts- und Todeskurve nicht eine gleichmäßige, fast rechteckige wie vor dem Kriege, sondern spitzt sich zu einem Dreieck: die Geburtenkurve sinkt auf die Todeskurve zu, und die Ehekurve sinkt ihr nach.

In Zahlen: Wir haben heute auf 1000 Geburten 1015 Todesfälle. Die für die Erhaltung gerade ausreichende Kinderzahl für die deutsche Bevölkerung aber beträgt für jede Ehe 3—4 Kinder. Wo sollen diese Kinder wohnen?

Zwischen den Zeilen dieser Zahlen aber steht noch viel mehr. Was nützt uns die nackte Zahl 3—4 Kinder! Ja was für Kinder? In drei unserer dichtbevölkertsten Großstädte in Sachsen haben in den letzten 5 Jahren die unehelichen Geburten zugenommen: in Dresden um 7%, in Leipzig um 13%, in Chemnitz um 56%.

Auch das sagt noch nicht alles. Täglich siehst du in den Straßen den Gegensatz: Hier ist die eine Welt, die leben kann, und hier ist die andere Welt, die nicht leben und nicht sterben kann: die andere Seite der Wirklichkeit, und das ist die Mehrheit: die entwurzelten Menschen. Du kannst es in jeder der billigen abendlichen Revuen unserer Großstädte sehen: da ist eine kompakte Masse, die leidet und sich freut nach ihren eigenen Gesetzen. Auf den Gesichtern der Frauen stehen Angst und Hunger, Geburtsnöte und Sinnenfreude in voller Ehrlichkeit gezeichnet. Das alles geht Tag für Tag neben der Welt der „geistig Höherstehenden" her, und jeder, der sehen kann, sieht es in den Zügen der Menschen. Und das ist durchaus nicht alles Proletariat im alten Sinne, sondern vielfach das, was wir heute „zweites Proletariat" nennen. Wer heute Akademiker, Künstler, Kaufleute und Gelegenheitsarbeiter in einem Obdachlosenheim der Großstadt zusammensieht, weiß: hier geht eine Verschiebung im Volksorganismus vor, die ein völliges oder zeitweiliges Herabsinken des Mittelstandes ins Proletariat bedeutet: die also für die Kräftigsten ein Ver-

jüngen sein kann, aber auch ein Heruntersinken, um nicht mehr aufzutauchen. Hier liegt also der Kern: nicht Geburten unterdrücken oder Geburten künstlich steigern wollen, sondern nicht mehr entwurzeln lassen!

Geh' nur zwischen die Schächte der Großstädte, wo Menschen wohnen. Du wunderst dich über eins: daß noch so viel anständige Gesinnung, so viel derber Humor, so viel Schicksalsgemeinschaftlichkeit in den Menschen steckt, wie es der Fall ist. Junge, unverbrauchte Menschen, in solche „Notwohnungen" gesteckt, kämpfen einen vergeblichen Kampf gegen Dunst, Moder und Ungeziefer, die aus diesen Mauern aufsteigen. Forscht man einmal nach, wo die Mehrzahl der deutschen Kinder zur Welt kommt, so stand es schon 1911 so, daß 56% in Wohnungen von 1—2 Räumen, 29,4% in Wohnungen von 3 Räumen, 11,5% in Wohnungen von 4 oder mehr Räumen geboren wurden. Unsere seit den Gründerjahren zu Wasserköpfen aufgeblähten Großstädte mit ihren immer frisch aus der Erde schießenden Mietskasernen bargen schon vor dem Kriege ein Elend, das wenige Zahlen erhellen: Von 1875 bis 1901 wurden in den Irrenanstalten Berlins mehr Kranke verpflegt als in dem um 1 Million bevölkerungsreicheren Westfalen. 82 % der Tuberkulösen starben in Berlin in Einzimmerwohnungen. Schon vor dem Kriege hatte das pomphafte Berlin-Schöneberg und -Wilmersdorf den Weltrekord der Untergeburtlichkeit.

Heute ist es so, daß der 4. Teil unserer Bevölkerung in 44 Großstädten zusammengepferchtist, „Menschenmühlen", die ihre Bewohner nach höchstens 4 Generationen aufgebraucht haben. Die biologische Forschung sagt, daß wir in Deutschland heute schon 10% erblich Minderwertige haben.

Wenn wir nun mit sozialem Ethos, mit einem Verantwortungsgefühl für das Leiden der Gesamtheit daran gehen, Hilfe zu bringen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß man erbliche Minderwertigkeit nicht mit den bisher üblichen Fürsorgemaßnahmen aus der Welt schaffen kann. Hier hilft nur Hygiene des Erbbildes, National-Eugenik, für die an dieser Stelle ja so eindringlich geworben wird. Wir sollen uns des Unglücklichen nach wie vor barmherzig annehmen, aber wir sollen verhindern, daß er seine krankhafte Erbanlage weitervererbt.

Zur Gesundung des Volkskörpers aber, so weit er durch Umwelteinflüsse — also nicht durch die erbarmungslose Macht der Vererbung — gelitten hat, sollten wir die frischen Kraftzentren vermehren, die den Kampf gegen die feindlichen Erreger und Gifte aufnehmen. Solche Kraftzentren sind Erziehungsstätten, Schulheime, Ferienlager, Arbeitsschulen, wie wir sie 100 Jahre nach Fichte endlich verwirklicht sehen.

Quellen der Kraft sind auch die Pioniersiedlungen, die im kleinsten und größten Stile Ödland urbar machen im Sinne einer Siedlungsarbeit, wie sie im Mittelalter Ordensritter und Könige im Osten betrieben. Viel Segen stiften werden auch die „Notgemeinschaften" der Städte, die aus den Spargeldern aller Willigen Häuser bauen.

Was allen gemeinsam ist, ist eine Wendung zur durchdringenden Hilfe: eine innere Umstellung unserer ganzen Volksarbeit, biologisch ausgedrückt, vom Querschnitt zum Längsschnitt. Wir fangen wieder an, Fühlfäden für die Innenseite der Menschheit zu entwickeln, nachdem wir sie technisch für das äußere Weltbild bis aufs Äußerste entwickelt haben. Welche Fernblicke werden sich ergeben, wenn z. B. an Stelle unserer im Grunde systemlosen Fürsorge familiengeschichtliche Forschung tritt: Einblicke in die Degenerationsmöglichkeit der Großstadt, gegen die nun keine Fürsorgeunterstützung mehr hilft, sondern Hilfe auf lange Sicht, Hilfe nicht für den Einzelnen auf Kosten des Ganzen, sondern für das Volksganze selbst um den Preis der Härte gegen den Einzelnen: da wo erbliche Minderwertigkeit sich ergibt, Isolierung; da wo „Hilfe" wirklich hilft: Schulsiedlungen im weitesten Maßstabe und Innenkolonisation — Arbeiten, die Anforderungen an die Selbsthilfe der Menschen stellen, an eine Durchdringung mit Wahrheit und Liebe, ohne die wir neben den bewegten aufstrebenden Völkern in Südamerika, Indien, China unsere Bestimmung nicht erfüllen können.

E. B.

Nachdenkliches Gleichnis

Es gibt in den Alpen Siedlungen, die viele Winterwochen hindurch von der Sonne nicht beschienen werden, weil sie im Schatten der Berge so tief liegen, daß des Tagesgestirnes Strahlen nicht dorthin dringen können. Und die Bewohner leiden an dieser Lichtlosigkeit doppelt, weil sie jenseits des Sees, der ihres Gebirges Fuß bespült, am anderen Ufer die Dörfer und Städte im leuchtenden Glanze lockend liegen sehen.

Hinüber, hinüber in ein besseres, heiteres Land! so murmelt ihr dunkles Leid und ihre Sonnensehnsucht.

Aber vergeblich, es bleibt ihnen nichts als die Jahreszeit abzuwarten, zu der die Bahn des Lichtes sich erhebt, um auch ihnen wieder himmlischen Schein über die Felsen zu senden. Geduld, Geduld! heißt die Losung.

Ist nicht das deutsche Volk ganz in der Lage solcher Gebirgsleute? Liegt nicht jenseits des düsteren Sees von Schmerz, Schmach, Tränen und Ungemach ein lichtes fernes Land?

Ach wir dürfen uns nicht blenden lassen, dürfen nicht den uraltheiligen Boden um der lockenden Ferne willen verlassen, wir müssen in Treuen *harren* und *arbeiten* auf dem Grunde der Väter.

Geduld! Geduld! Das muß auch unsre Losung sein. Aber mehr noch! Wir sind in *einer* Beziehung in besserer Lage als jene Talbewohner: wir können durch unser Verhalten mitwirken, daß uns wenigstens die *innere* Sonne scheint, eben durch die Übung in allem, was die Seele stählen und veredlen kann. Die Sonne unseres Schicksals steigt auch wieder hinauf und spendet Wärme in das Tal der Trauer, wenn wir unsere Herzen fein sauber und in Ordnung halten.

Zwecklos, Klagelieder zu singen am öden Gestade unserer Gegenwart! Wenn wir *Glauben* haben, so dürfen wir ein jeder sagen: In meinem Reiche kann die Sonne nicht untergehen. Und wenn wir so gefaßt und gestimmt sind, ertragen wir noch eine Weile die äußere Düsternis.

Bleiben wir freilich im Herzen ohne Hoffnung, legen wir müde die Hände hin, so wird die Sonne niemals wieder scheinen. Bereit sein ist alles! Und unsere Seele soll ein würdiger Spiegel des Lichtes sein. Mach' inzwischen den Spiegel blank, lieber Freund, bis die Sonne wieder scheint! Dann wird der goldene Himmelsball den See der Finsternis bis in den Grund aufhellen, und unser Gestade wird, durchlärmt von freudiger Arbeit, uns zum Neuland werden ohne Uferwechsel.

Rudolf Paulsen

Wunder und Glaube

Aus der Krankheit unserer Zeit scheidet sich der deutsche Glaube an gütiges und gerechtes Schicksal. So oft auch die Mächte des Finsteren und Bösen den giftigen Pfeil des Vergessens der Reinheit und Größe unserer Ahnen gegen die germanische Seele senden, der Gedanke des Lichten und Reinen heilt wieder und wieder die Wunden und bricht sich den Weg durch alle Widerstände.

In voller Schönheit werden die Werke, die aus dem tiefsten Volksempfinden geschöpft sind — nur Wenigen lebendiges Wissen — zum neuen Leben erwachen und mit starkem Schlage an die Herzen und Hirne der Zweifler am Deutschtum pochen.

Sind denn nicht „die Nibelungen“ in Wahrheit das unbekannte Eigentum unseres Volkes?

Das aus langer verborgener Fäulnis geborene sinnlose Rasen einer „Theatersintflut“, die in „Jazzband und Wackeltänze“ sich übersteigernde und so selbst zerstörende Volksentartung versinkt langsam wie ein dichter, dunkler, schmieriger Nebel. Schon ahnt das Volk dahinter den kleinen Kreis der Treuen, die ihr ganzes Wesen durch den erquickenden Born deutscher Dichtung, germanischen Geistes, gestärkt den letzten Funken germanischer Vorzeit behütet haben. Nun kommt die Zeit, den Funken mit der ganzen Kraft unseres Volkes zu hellodernder Flamme zu entfachen.

Ein jäher Windstoß kam, entfachte den Funken: Der Film „*Die Nibelungen*“ entzückt breite Massen. Uraltes Ahnen dämmerte in den Seelen der Volksmassen, die in freu-

digem Erstaunen, ergriffen von leichtem Schauer diese fremde und doch so seltsam verständliche Welt aus ihrer Versunkenheit erschauten. Aber — zu bald flaute der nährende Wind ab. Immer stärker die Hemmung und Ablenkung durch allerlei Not des Alltags und teuflich geschickte Verführung der Seelen zu sinnlosem Tun-„Vergnügen“ genannt.

Wie konnte das geschehen? — Stumpf geworden die deutsche Seele!! Für sie erfanden die tödlich hassenden „Freunde“ eine seltsame Art, selig zu werden. Geld, Macht und zahllose Äußerlichkeiten des Lebens — Generationen als der höchste Sinn des Daseins gepredigt — erfüllten schon lange vor dem großen Schicksalskriege des Deutschtums die übergroße Menge des Volkes. So verfiel der fruchtbare Acker deutschen Volkstums. Durch den Kampf ums Dasein verbittert, kraftlos durch lange, lange Vernachlässigung mangelte dem inneren und äußeren Menschen Stärke zur Abwehr. Auf das Brachland germanischen Fühlens, Denkens und Handelns stürzte gierig das Fremde. Auf dem guten Boden wucherte frei und schnell die verderbliche Saat aller Widersacher des Deutschtums. Und wieder war für die große Masse unseres Volkes das innere Gefühl der Verbundenheit mit dem deutschen Schicksal tot — tot der lichte Siegfried! Der grimme Hagen, der treue Kämpe, focht nicht mehr — verstummt der Sang des edlen Volker, verklungen die Töne seiner Harfe — die starke Brünhild war nicht mehr, mit ihr versunken germanisches Frauentum!

Armes Deutschland! Arm an Leib und Seele! Das lauschende Ohr eines getreuen Eckart horcht vergeblich auf die reinen Töne unserer schönen, alten Dichtkunst. Alles übertönt das Brausen einer Riesensymphonie, gespielt von Haß, Bosheit und entsetzlicher Qual ... die Verkündung des Sieges feindlicher „Kulturarbeit“. Triumpf „westlicher Zivilisation“ und „Orientierung“!

Noch schwach und zart erhebt sich das Morgenrot der Erkenntnis, daß eines Volkes Dichtung — Glaube ist. Und im Glauben wohnen Wunder.

Im dämmernden Dome, im winzigen Kirchlein, auf brauner Heide, im sanften Waldesrauschen, allüberall sucht der Deutsche seit Urtagen das Wunder und weiß in tiefster Seele: es wird kommen!

Kommt das Wunder innerer Einkehr aus einer Großtat deutschen Geistes, gestaltet es sich durch Kraft und Gesetz? Oder wird es zu uns getragen durch ferne Brüder, aus Urtagen blutsverwandt, rein geblieben durch alle Zeiten, deren Hände sich uns entgegenstrecken zum unzerstörbaren Bunde?

Einst wird das Wunder kommen!

Aus Suchen wird Finden. So laßt uns nicht müde werden, das Wunder zu suchen! Nur dem Mutigen, dem Kämpfenden hilft Gott. So laßt uns einen starken Kampf führen! Den ersten, schwersten Kampf mit uns selbst! Gegen das giftige Unkraut auf dem fruchtbaren Acker deutschen Wesens. Selbstbesinnung und Reinheit! Reinheit in allem, so will es die hohe Sendung des germanischen Geistes. Reinheit in Seele, Geist und Körper, Reinheit der Rasse!

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, sagt der Dichter. Laßt uns glauben!

Alter

Geschichte der deutschen Literatur

Nie ist mit dem Worte „Antisemit“ ein gröberer Unfug getrieben worden, als bei den in letzter Zeit so überaus zahlreichen Angriffen auf den Literarhistoriker Adolf Bartels. Wer seine wissenschaftlichen Arbeiten und insbesonders seine Deutsche Literaturgeschichte kennt, durfte über die Versuche, den Gelehrten auf jene nicht mehr ungewöhnliche Art öffentlich herabzusetzen, getrost lächeln; aber für die breiteren Schichten der Gebildeten und erst recht die Massen der Durchschnittsmenschen stellten jene wie auf ein Kommando erfolgenden Angriffe doch nicht ungefährliche Fußangeln dar. Nun sagt Adolf Bartels in der Geschichte der Deutschen Literatur (Große Ausgabe in drei Bänden. Verlag H. Haessel, Leipzig) auf S. 328 ausdrücklich: „Die Literatur ist die Offenbarung des eigenen Wesens einer Nation; nur was aus diesem fließt, hat wirklich Wert, und noch jedes Volk hat es denn auch als sein

heiliges Recht in Anspruch genommen, fremde Einflüsse zurückzuhalten, zu überwinden, zu nationalisieren" und gibt auf S. 360 als Ergebnis seiner langjährigen wissenschaftlichen Untersuchungen den Leitsatz: „Der ursprünglich jüdische Charakter blickt in den Produkten der jüdischen Talente selbstverständlich immer durch, auch wenn die Virtuosität in der Behandlung der entlehnten nationalen künstlerischen Formen und Motive noch so groß und die Begeisterung für die Zeitideen noch so echt ist." Diese beiden wissenschaftlichen Feststellungen scheinen unanfechtbar. Es muß also als durchaus unbegründet und unaufrichtig gekennzeichnet werden, wenn man aus jenen Sätzen zu folgern den Mut hat, daß Bartels einfach als „Antisemit" und seine Deutsche Literaturgeschichte als ein „antisemitisches Machwerk" abzutun sei. Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß diese Geschichte der Deutschen Literatur, deren zweiter Band uns vorliegt, eine der allerbesten, wenn nicht überhaupt die beste aller Arbeiten auf diesem Gebiete ist, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind.

Schon die ungeheure Fülle von verarbeitetem Material nötigt Achtung und Bewunderung ab; nicht minder erstaunlich aber ist es, wie meisterhaft Bartels den Stoff bewältigt und den Bau aufgeführt hat. Man muß sich nur einmal das verwirrende Gewühl von Wegen und Pfaden, Kurven und Kreisen vergegenwärtigen, die die literarischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland gegangen sind bzw. gezogen haben, um zu ermessen, was es heißen will, dieses Gewirr in eine klare, logisch bestimmte Folge zu bringen und organisch in das Gesamtgeschehen im Bereich deutscher Kultur einzufügen. Und dieses Gesamtgeschehen ist es, aus dem Bartels seine Literaturgeschichte herausgestaltet. Er verzichtet auf die billige Methode, eine von den Bedingtheiten des vielgestaltigen nationalen Lebens losgelöste literarhistorische Abhandlung zu geben, sondern zeigt, wie das literarische Schaffen einer Phase verwoben ist mit dem wirtschaftlichen und sozialen Bedingnissen der Nation, deckt die Beziehungen auf zu Wissenschaft, Musik, Malerei und dem religiösen Leben, kurz, er gibt statt eines an sich belanglosen Ausschnittes ein Ganzes. Und wenn er auch sein Werk einteilt in Abschnitte usw., so sind doch sowohl die einzelnen Abschnitte als auch die Kapitel organisch miteinander verbunden und voneinander abhängig, wie die Zellen und Zellgewebe eines lebenden Organismus.

Von Hölderlin, Tieck, Novalis usw. ausgehend, kommt er über die Dichter der jüngeren Romantik: Kleist, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff usw. zu den Dichtern der Befreiungskriege und der Deutschromantik (Uhland, Chamisso), um das fünfte Buch mit der Modedichtung der Restaurationszeit zu schließen. Die mit Grillparzer beginnende Zeit der Nachklassik und Nachromantik führt er bis herauf zur Droste-Hülshoff, die in die Epoche des Realismus überleitet. Die großen Realisten Alexis, Hebbel usw. gehören hierher. Nach einigen späten Nachfahren des Jungen Deutschland treten die jüngeren Realisten (Reuter, Freytag, Keller) in ihre Rechte, auf die, zugleich als Vorläufer der neuesten Zeit, noch einige kleinere realistische Talente folgen.

Daß Bartels auch diesen kleinen Talenten Beachtung geschenkt hat, macht das Buch besonders wertvoll, denn es erweist sich, daß gerade diese kleinen Größen, die nur in oft eng begrenztem Kreise wirkten, ihre eigene Bedeutung haben, die gerade durch ihr Wirken in engem Kreise bedingt ist. Es sei beispielsweise nur auf Karl Sondershausen aus Weimar (1792—1882) hingewiesen, der als Philhellene mit Recht „Der Letzte aus Altweimar" genannt ward. Auch für einige schon der Vergessenheit anheimgefallene Dichter setzt sich Adolf Bartels ein, sie einer verdienten Würdigung zuzuführen, wie er z. B. fast sieben Seiten an Julius Mosen wendet, der ihm als Lyriker zu wenig beachtet scheint. Endlich bietet er etliche heute in den Werken der Dichter nicht mehr zu findende Sachen von neuem, wie das lustige Gedicht von Dingelstedt „Sehn Sie, Bester ..." Genug, der Inhalt ist hier nicht auszuschöpfen, zumal das Register über 3000 (dreitausend!) Namen aufzählt, deren Träger alle in dem wirklich gewaltigen Bande berücksichtigt sind.

Die Ausstattung, die auch dieser zweite Band: „Die neuere Zeit“ des in drei Bänden erscheinenden Werkes durch den Verlag H. Haessel, Leipzig erfahren hat, ist vornehm und gediegen. Der Preis des Werkes in Anbetracht des Gebotenen billig.

Leonhard Schrickel

Nachwort. Wir hätten unsrerseits zu dem vielumstrittenen Namen Adolf Bartels nach dreißigjähriger Erfahrung manches zu sagen. Aber der Mangel an Geschlossenheit in völkischen Kulturkreisen (wobei wir nicht an Parteipolitik denken) ist ohnedies bedauerlich genug. D. T.

Der unbegabte Goethe

Wer dieses Buch des Wiener Verlegers Leo Schidrowitz auf meinem Tische liegen sah (man denke: in Weimar und bei meinem Goethekult!), der lächelte, — und der ungläubige Ton, mit dem er dann „Der unbegabte Goethe?“ sagte, enthielt die Fragen: Worum handelt es sich eigentlich? Ist das Scherz, ernsthafte Dummheit, Majestätsbeleidigung oder kleinlichste Schulmeisterei?

Wem es um eine genaue Antwort zu tun war, dem erwiderte ich: Bitterster Ernst wird uns hier zwar zum Scherz, aber dieser Scherz ist im tiefsten Grunde doch wiederum Ernst für alle Zeiten, in denen Dichter dichten und Kritiker kritisieren.

Vor hundert Jahren schrieb Goethe: „Man hat einen Oktavband herausgegeben: ‚Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden‘. Nun werde ich raten ein Gegenstück zu besorgen: ‚Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden‘. Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besonderen der Deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unseren Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet. Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchst interessant sein; denn wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden. Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Tätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis an mein Ende durchgeführt habe.“

Wiewohl angefochten —! Die Auslegung dieser zwei Worte bringt „Der unbegabte Goethe“ in den verschiedensten Lesarten fesselnd zusammengestellt vor uns staunende Nachwelt.

Wenn Friedrich der Große 1780 „Götz von Berlichingen“ eine „widerliche Plattheit und hassenswerte Nachahmung der abscheulichen Stücke und lächerlichen Possen Shakespeares“ nennt, so sagt man unwillkürlich vor sich hin: „William, Stern der schönsten Höhe!“ und weiß: hier lag eben die Grenzscheide zweier Geistesepochen, die sich nicht verstehen konnten. Doch Christian Heinr. Schmid, Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit zu Gießen, der wußte, was er seinem Titel schuldig war, begrüßt den Götz als „originelles Phänomen“ und meint, daß der Verfasser „zwar nicht heftige und tiefe, aber doch nicht gar zu flache Eindrücke zu machen gewußt hat“, während Lessing sich „äußerst unzufrieden“ ausspricht, Kotzebues „Freimüthiger“ das freimütige Urteil fällt: „Roh, widerlich und eine Nachahmung des Schlechten in Shakespeare“ und Pustkuchen befriedigt feststellt: „So ist es also entschieden, daß Goethe in der Charakteristik kein Meister ist.“ Der vornehm-kluge Wieland jedoch empfiehlt „als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ die gegen ihn gerichtete Farce „Götter, Helden und Wieland“, der Nicolai ein Gegenpasquill „Zigeuner, Lumpengesindel und Goethe“ androht.

Möchte man über die ganze Anti-Goethe-Kritik jene Zeilen schreiben, die Goethe Nicolais „Freuden des jungen Werther“ zurief: „Und wer mich nicht verstehen kann, der lerne besser lesen ...“, so besonders über die philisterhafte Werther-Empörung, der zuerst „die Charteque ein modernisierter Don Quixote“ scheint, die dann loswettert: „Ver-

fluchungswürdige Schrift! Pestgeschwür! Lockspeise des Satans!" und schließlich mit Genugtuung Lessing als „höchst aufgebracht gegen die Leiden des jungen Werther" erwähnt. „Beckmesser, keiner besser!" müßte man dem Meistersinger ins Stammbuch der Erinnerung schreiben, der sich im Magazin der deutschen Kritik also ereifert: „Wider die Regeln verstoßen! Fehler über Fehler! Der Goethe kann doch auch nichts machen, ohne wider die wesentlichsten Regeln zu fehlen." Einen lieben Kollegen hat er in Martin Spann, der über Goethe als Lyriker äußert: „An den Mond — Herr von Goethe apostrophiert allererst den Mond, und zwar in der Pöbelsprache, indem er nach der Art ungebildeter Menschen in den drei ersten Strophen die Zeitwörter ohne ihre persönlichen Fürwörter, d. h. ohne ausdrückliche Subjektsbezeichnung setzet, welches doch nur in jenen Sprachen geschehen kann, welche das Subjekt mit seinem Zahl- und Personal-Verhältnisse durch die Endsilbe unverkennbar bezeichnen."

„Iphigenie" tut selbst ein Klopstock mit dem Bemerken „steife Nachahmung der Griechen" ab und mißbilligt „die Bildung der Verses"; für Iffland „artet die seinsollende griechische Simplizität in Trivialität aus", und ein Berliner Kritiker berichtet, daß schon bei der zweiten Aufführung das Theater ziemlich leer gewesen und Iphigenie somit eine abgetane Sache sei. „Tasso" wird „Goethes eigentlichstes Höflingsbekenntnis" genannt, Stolberg „mißfällt er tout uniment", und A. W. Schlegel „kann keinen lebhaften Anteil daran nehmen". Franz von Spaun, der über die „jämmerliche Verhunzung des reichen Faust-Stoffes" klagt, bezeichnet den Prolog im Himmel als „anmaßende Erbärmlichkeit" und das Ganze als „sinn- und hirnloses Wortgedudel, elende Reimerey und plattfüßigen Unsinn".

Die neidischen Gehässigkeiten eines Heine, Börne und Grabbe kann man nicht mit einem Lächeln abtun, weil Namen und Werke uns etwas bedeuten und man diesen Männern da, wo sie verneinten, die untadelige Sachlichkeit Wielands und Schillers gewünscht hätte. Die kleinen Nörgler und Querulanten mit ihrem komischen Maßstäbchen sorgen dann aber wieder für reine Erheiterung, wenn sie stets aufs neue den Sprachverhunzer und Ignoranten Goethe angreifen und ihm mangelhaftes Deutsch, Fremdwörtermißbrauch, grammatikalische Fehler, „die man kaum einem Tertianer zu gut halten würde", vorwerfen. „Goethe schwamm immer mit dem Strome und immer oben wie Kork" — „... die mit seinem Ganzen im Widerspruch stehenden schönen Lichtblicke in seinen Werken waren nur gespiegelte Strahlen jener Fixsterne, der drei unsterblichen Deutschen Herder, Jakobi und Schiller" — „Goethe weihte sich selbst zum ersten Opferpriester der Gemeinheit" ... Zum Trost und zur Erhebung liest man nach solcher „Blütenlese", abschließend, des unbegabten Goethe sehr begabte Erkenntnis, in einigen Briefzeilen an Knebel aus dem Jahre 1796: „Je mehr man bei seiner Bildung und bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achtet, desto seltener kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen."

Erika von Watzdorf-Bachoff

Ein neues Buch über Berkeley

Man kann eine historische Erscheinung „rein historisch" oder auch in ihrer „übergeschichtlichen Bedeutung" darstellen. Beides ist berechtigt. Mag nun auch eine geschichtliche Erscheinung wahrhaft geschichtlich nur darum sein, weil sie eine übergeschichtliche Bedeutung besitzt, so ist es doch nicht notwendig, daß der Historiker als solcher gerade diese übergeschichtliche Bedeutung durch deren Deutung herausarbeitet. Zu den „rein historischen" Untersuchungen rechnet sich selbst ein Werk: „George Berkeley. Leben und Lehre", das soeben in „Frommanns Klassikern der Philosophie" erschienen ist und Rudolf Metz zum Verfasser hat. Dieser erklärt ausdrücklich, er wolle „rein historisch" verfahren und „auf irgendwelche zeitlose Deutungen des geschichtlichen Phänomens Berkeley ... verzichten".

Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen. Aber soviel möchte ich doch allgemein und grundsätzlich in aller Kürze betonen: dieses Buch über Berkeley ist ein Werk, für das wir

seinem Verfasser nur dankbar sein können. Gerade weil ich selbst in einigen Schriften auf philosophiegeschichtlichem Gebiete nicht den „rein historischen“ Weg gegangen bin, sondern die geschichtlichen Erscheinungen in ihrer systematischen Bedeutung untersucht habe, möchte ich hier betonen, daß ich der „rein historischen“ Betrachtung, wie sie Rudolf Metz hier erstrebt, ihre Berechtigung nicht abspreche oder auch nur schmälere. Was überdies dem Werke von Metz seine ganz besondere Bedeutung gibt, das ist der Umstand, daß es, mag es auch auf „zeitlose Deutungen“ verzichten, doch seine „rein historische“ Untersuchung nach allen wesentlichen Seiten des „geschichtlichen Phänomens Berkeley“ erstreckt. Bisher stand wohl für alle Darstellungen der Berkeleyschen Philosophie, wenigstens innerhalb Deutschlands, die Erkenntnistheorie im beherrschenden Vordergrunde, mit Ausnahme vielleicht von Kuno Fischers Darstellung. Meine eigene, freilich nur sehr kurze Darstellung in der allgemeinverständlichen Geschichte der neueren Philosophie (Sammlung Göschen, Bändchen 394) nehme ich jedenfalls nicht aus und kann sie nicht ausnehmen, schon weil der knappe Raum mir die größte Beschränkung auferlegte. Metz jedenfalls verfolgt die Berkeleyschen Gedanken mit gleicher Liebe und Hingebung in alle ihre Verzweigungen auch in die Regionen der Metaphysik, der Ethik, Religionsphilosophie und Naturphilosophie. Und in dieser Allseitigkeit hat er auch Kuno Fischer gegenüber den Vorteil, daß er neues, sehr wertvolles Material sowohl für das Leben als auch für die Lehre des Philosophen verarbeiten konnte — so vor allem den Briefwechsel mit Percival und das philosophische Tagebuch —, und das ist denn auch mit der größten Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit geschehen. Quellen wie Literatur sind gleich sorgfältig und umfassend ausgeschöpft.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß der Versuch, die geschichtliche Erscheinung Berkeleys möglichst allseitig darzustellen, keineswegs zu einer Verkümmerung der bisher vorwiegend behandelten erkenntnistheoretischen Seite führt. Wird hier doch schon sehr eingehend die Vorbereitung der Erkenntnislehre durch die Theorie des Sehens gegeben. Und in der Darstellung der Erkenntnislehre selbst wird trotz des Verzichtes auf übergeschichtliche Deutungen, doch auch nicht allein der geschichtliche Zusammenhang Berkeleys mit Locke, sondern ebenso gerade der bedeutungsvolle systematische Fortschritt über diesen hinaus offenbar. Daß die verhängnisvolle, in der Hauptsache auf Kant zurückgehende Mißdeutung der Berkeleyschen Erkenntnislehre zum Illusionismus, als sei das „esse-percipi“ gleichbedeutend mit einer Leugnung des Seins, abgewehrt wird, das sei auch noch hervorgehoben.

In eine Kritik von Einzelheiten einzutreten, liegt nicht im Zwecke dieser Zeilen. Sie sollten vor allem das Positive der hier vorliegenden Arbeit, wenigstens andeutungsweise, hervorheben, um das Interesse des Leserkreises dieser Zeitschrift für das Buch zu erwecken. Er findet hier in die Gedankenwelt Berkeleys einen zuverlässigen Führer, der mit sachlicher Gediegenheit eine ungemein gefällige und faßliche Form der Darstellung verbindet, so daß er der wärmsten Empfehlung wert ist.

Prof. Dr. Bruno Bauch

Traum und Schicksal

Das Traumbuch, das der Engländer A. J. J. Ratcliff unter dem Titel „A history of dreams“ kürzlich herausgegeben hat, ist eine ebenso wertvolle wie anregende Bereicherung des hierher gehörigen Schrifttums. Das Geleitwort, das ihm von englischer Seite durch Godfrey H. Thomson gegeben wurde, konnte mit Recht nicht nur das große Geschick hervorheben, womit der Gegenstand behandelt ist, sondern auch der Freude daran Ausdruck geben, „daß ein solch vertieftes Wissen eine so anmutige, fesselnde Form gefunden hat“. Und dies warm empfehlende Geleitwort des englischen Hochschullehrers konnte mit den Worten schließen: „Mr. Ratcliffes Beitrag zu diesem Studium ist mehr gelehrt, als durch eigene Erfahrung gewonnen; aber er ist trotzdem nicht weniger wertvoll. Was aber mehr ist, er gewährt ungewöhnlichen Genuß“. Das ist keineswegs zuviel gesagt.

über den wissenschaftlichen Wert der Ratcliffschen Ausführungen, über seine Stellung zu den Theorien von Freud und Jung und deren Ausnutzung für die Psychologie des Traumes wird der Fachmann zu entscheiden haben. Der Laie aber wird das Buch auf alle Fälle mit ungewöhnlichem Genuß, mit reicher Anregung und Belehrung lesen und es mit dem Gefühle lebhaftesten Dankes aus den Händen legen. Es unterrichtet ihn in spielender Weise über alle Fragen, die mit Wesen und Auffassung des Traumes, mit der Geschichte seiner Deutung bei den Kulturvölkern, mit der Gedankenwelt der Träume, ihrer Auffassung als Vorbedeutungen oder als Wunscherfüllungen, mit dem wichtigen Gebiet der Traumanalyse und seiner Verwertung für das dunkle Gebiet des Unbewußten in der Menschenseele zusammenhängen.

Es ist ein großes Verdienst von Otto Francke in Weimar, das Buch des Engländers durch eine ausgezeichnete Übersetzung auch der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht zu haben (A. J. J. Ratcliff, Traum und Schicksal. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Otto Francke, Dresden, Sibyllenverlag 1925). Doppelt verdienstlich, als der Übersetzer dem Buch — ein sehr glücklicher Gedanke! — eine äußerst wertvolle Ergänzung und Bereicherung geschenkt hat durch eine etwa 60 Seiten umfassende Einführung, die eine Geschichte des Traumes in der deutschen Dichtung gibt. Eine willkommene Ergänzung des Originales insofern, als dieses sich in seinem letzten Abschnitt „Der Traum in der Dichtung“ im wesentlichen auf die englische Literatur beschränkt hat. Diese Lücke — eine solche ist es angesichts der umfangreichen Rolle, die der Traumdichtung gerade in der deutschen Literatur zukommt — wird vom Übersetzer in vortrefflicher Weise ausgefüllt. Aus den ältesten Zeiten, von den Edda-Liedern, über den Heliand, die alt- und mittelhochdeutsche Literatur, über die Neuzeit und das klassische Zeitalter, über die Romantik und über Hebbel bis in die jüngste Gegenwart herein, wird die Verwendung des Traumes in der Dichtung verfolgt und in seinen bezeichnendsten Erscheinungen charakterisiert. Eine verschwenderische Fülle des reichsten Wissens ist durch die erstaunliche Belesenheit und Vielseitigkeit des Übersetzers über diese geschichtliche Einführung ausgegossen — schon rein bibliographisch eine Leistung von nicht zu unterschätzendem Wert. Ergänzend tritt herzu ein kurzer Abschnitt über den „Traum in Malerei und Musik“, der im Schaffen R. Wagners — der hier vertretenen harmonischen Vereinigung von Wort und Ton — seine natürliche Krönung findet. Auch die Anmerkungen des Originals sind vom Übersetzer in zweckdienlicher Weise erweitert und geben einen lückenlosen, von gediegenster Sachkenntnis getragenen Kommentar zu alle dem, was für den gebildeten Leser der Erklärung bedarf. Über die Übersetzung selbst läßt sich für den, der das Original nicht zu vergleichen vermag, nur das eine, das Beste, sagen: daß sie in geschmackvoller und kultivierter Sprache an keiner Stelle als Übersetzung zu erkennen ist.

Der letzte Abschnitt des Ratcliffschen Buches über den Traum in der Dichtung, in dem sich die ergänzende Arbeit des Übersetzers mit der seinen zu einem neuen Ganzen harmonisch zusammenschließt, findet seinen organischen Mittelpunkt in der Betrachtung des Shakespeareschen Dramas. Jedem Kenner des Dichters ist gegenwärtig, welche bedeutsame Rolle dem Traum in seiner dichterischen Welt zukommt. Er hat den Traum genutzt, tiefste seelische Enthüllungen in dem Innenleben seiner Gestalten zu geben. Vielleicht hat sich Shakespeare, der Seelenkünder, auch auf diesem Gebiet, der Erkenntnis der Bedeutung des Traumes für die Entschleierung des Seelenlebens, als der ahnungsvolle Prophet mancher späteren wissenschaftlichen Entdeckung bekundet. Dr. Eugen Kilian

Auch ein Künstler

In einer Nummer der Pariser „**Humanité**“ steht ein kleiner Artikel, der sich mit einer Ausstellung des deutschen Zeichners Georg Groß befaßt.

Es sei daran erinnert, daß im Jahre 1923 in Berlin ein Prozeß spielte, in dem der Ver-

leger eines Buches mit Karikaturen von Groß sich gegen die Beschlagnahme wehrte. Erinnere ich mich recht, so traten für den Künstler, der mit seinen Bildern erzieherische Absichten zu verfolgen angab, bis zu einem gewissen Grade auch der Reichskunstwart Dr. Redslob sowie Maximilian Harden ein. Im März dieses Jahres bin ich den Büchern von Groß in der Buchabteilung der Wiener Messe begegnet und konnte mich an der Hand der „in Deutschland verbotenen“ Bildersammlung von der scheußlichen Schamlosigkeit und der ekelhaften Würdelosigkeit überzeugen, mit der dieser Erneuerer seines Zeitalters Schäden im gesellschaftlichen Leben zu geißeln vorgibt, während er in Wahrheit mit sichtlichem Behagen im Schmutze wühlt und sich nicht genug daran tun kann, den Deutschen in der Welt schlecht zu machen. Aber nirgends witzig, sondern überall bösartig und gemein.

Derselbe Groß wird jetzt in der „Humanité“, bekanntlich dem Blatte der französischen Kommunisten, in den höchsten Tönen gefeiert. Der französische Referent sagt gleich zu Anfang, seine „kühnen Karikaturen“ seien von der gleichen Bedeutung wie die Werke eines Daumier! „Ich scheue mich nicht zu erklären,“ fährt er fort, „daß Georg Groß unter die größten europäischen Zeichner zu rechnen ist!“ Gewiß — vor seinen ahnungslosen Lesern braucht dieser Kenner keine Angst davor zu haben, daß sie den Blödsinn merkten, der ihnen da vorgesetzt wird.

Deutlicher wird die Sprache, wo es heißt: „Als unersättlicher und bissiger Zerstörer, als unversöhnlicher Zeuge der Verkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft ist er der Maler der Borniertheit, der Eitelkeit, des Hochmuts und der Grausamkeit der herrschenden Klasse in Deutschland und ihrer Verbündeten, der Sozialdemokraten. Aber ebenso ist er der Maler der Armen, der Krüppel, der Revolutionäre, und nichts ist packender als einige seiner Werke, in denen er ganz kalt die einen den anderen gegenüberstellt: die Herren und die Sklaven, die Mörder und ihre Opfer!“

Herr Groß kann sich also über mangelndes Verständnis bei seinen französischen Gesinnungsgenossen nicht beklagen. Auch wird ihm zugestanden, daß er „alle die vielfältigen Eigenschaften seiner Rasse besitzt, zu der auch Dürer und Holbein zählen“! Es ist doch niederträchtig schön, wenn man seine Bildung so glänzen lassen kann!

Zum Schlusse folgen einige Sätze aus einem Artikel, den Groß in der „Clarté“ veröffentlicht hat, und der an Geschwollenheit und Unnatur auch von dieser Seite her das Bild des „deutschen Zeichners“ vervollständigt. Das Bekenntnis dieses Wälschgängers Seele lautet: „Heute hasse ich die schlechten Einrichtungen und ihre Verteidiger. Und wenn ich eine Hoffnung habe, so ist es diese, daß diese Einrichtungen und die Menschenklasse, die sie schützt, zugrunde gehen möchten. Meine Arbeit gilt dieser Hoffnung. Tausende von Menschen teilen diese Hoffnung mit mir! Das sind selbstverständlich weder die Kunstliebhaber, noch die Mäzene, noch die Käufer von Bildern! Aber wenn man meine Arbeit Kunst nennen will, dann kann man das nicht tun, wenn man nicht die Meinung teilt, die ich vertrete, nämlich zu wissen, daß die Zukunft dem Proletariat gehört.“

Um die Verhetzung noch zu unterstreichen, bringt die „Humanité“ über ihrem Artikel zwei karikierte Köpfe und schreibt darunter: „Charakteristische Typen des deutschen Bourgeois, gesehen von Georg Groß.“

Man merke sich diese Art, in Paris gegen ein durch Karikaturen vertretenes Deutschland Stimmung zu machen! Man wird hoffentlich bei späterer Gelegenheit diesem Landesfeinde die richtige Behandlung angedeihen lassen, wenn er wieder einmal in Deutschland erscheinen und auf die Vergeßlichkeit seiner Heimat spekulieren sollte. Ihm geht es wie Crispien, der kein Vaterland kennt, das Deutschland heißt! Dr. Robert Volz

Ewald Banses Werke

Durch Ewald Banse hat die Arbeitsweise und Zielsetzung der Geographie letzthin eine Entwicklung genommen, die in ganz besonderem Maße das allseitige Interesse

an dieser nach ihren eigentlichen Aufgaben viel zu wenig gekannten Wissenschaft herauszufordern geeignet ist. Die rein wissenschaftliche Behandlung der Geographie, wie sie bislang ohne Ausnahme geübt wurde, hat ihn erkennen lassen, daß damit zwar eine sehr wichtige, doch schließlich nur vorbereitende Arbeit getan sei, die den letzten Forderungen an das Ziel der Geographie, nämlich Anschauung zu geben, nicht entspricht. Erst wenn die Geographie, nach seinem Willen, an die Kunst anknüpft und mit künstlerischen Mitteln den sich in Überfülle bietenden Stoff zu bewältigen unternimmt, ein Land durch Betonung seiner zarten, nur auf das Empfinden wirkenden Unwägbarkeiten gewissermaßen in eine höhere Sphäre rückt, kann sie ihren Zwecken genügen. Derart senkt die neue Betrachtung ihre Wurzeln sowohl in die zerlegende, wissenschaftliche Untersuchung, wie in das menschliche Gefühlsleben, welches allein berufen ist, die Sonderheiten irdischer Erscheinungen unvoreingenommen und rein anschauend, eben unter dem Blicke des Künstlers zusammenzufassen. Eine von Banse herausgegebene Zeitschrift „Die neue Geographie“ (Braunschweig, G. Westermann, seit 1922) ist in erster Linie der Verbreitung dieser Gedanken gewidmet. Auf seinem früheren Arbeitsfeld, dem Orient, schuf er das erste künstlerisch geographische Werk „Die Türkei“ (das. 1915). Unter dem Drang innerer und äußerer Erlebnisse hat sich neuerlich seine ganze Kraft der Gestaltung des Abendlandes zugewandt, dessen Seele Banse aus germanischer Landschaft und nordischem Rassetum heraus zu begreifen und zu deuten sucht. Damit lenkt er nicht nur eine Wissenschaft in ersprießlichere Bahnen, sondern weist zugleich in recht erzieherischer Art die Wege zu völkischer Besinnung und Ertüchtigung. Richard Uhden

Kunstentweihung

Im Februar wurde im Hamburger Stadttheater eine Operndichtung „Sankta Susanna“, Text von August Stramm, Musik von Paul Hindemith, aufgeführt. Die Vorstellung war eine geschlossene, und die Hörer mußten sich vorher ausdrücklich verpflichten, Mißfallenskundgebungen zu unterlassen. Indessen erregte das Werk wegen des Textes großen öffentlichen Anstoß. Mittelpunkt der Handlung waren erotische Beziehungen einer Nonne zum Christusbild. In einer Kundgebung von 18 protestantischen, akademischen und künstlerischen Vereinigungen Hamburgs vom 8. Februar wurde das „Unerhörteste“ beklagt, „was an Verseuchung unserer Bildungsstätten je dagewesen ist“. „Wir halten es für unsere Gewissenspflicht, Anklage zu erheben gegen eine Scheinkultur, die das Größte, was die Christenheit verehrt, verächtlich und gemein macht. Das ist gottlos, unsittlich und undeutsch zugleich und der beste Weg, die Seele unseres Volkes zu vergiften, unser Volkstum und seine Zukunft aufs schwerste zu gefährden.“

In der Bürgerschaftssitzung vom 11. Februar wurde der Senat, der dem Stadttheater schon Millionen geopfert hat, zur Rede gestellt und auf seine Veranlassung mußte die stark links und international gerichtete Leitung des Stadttheaters sich zu einer beschwichtigenden Erklärung herbeilassen und zugleich versichern, daß öffentliche Aufführungen der Oper nicht geplant seien. Unbeantwortet blieb die Frage, wie die ohnehin weder künstlerisch noch geschäftlich einwandfreie Leitung des Hamburger Stadttheaters dazu kam, mit beträchtlichen Kosten ein Werk aufzuführen, dessen widerwärtige Handlung das christliche Empfinden, ja selbst den anständigen Geschmack beleidigen mußte. P. D.

Lienhard-Festspiele. Allen Türmerlesern, die zum Festspielgrundstock beigesteuert haben, aufrichtigen Dank! Die entscheidenden Wochen der Vorbereitungen nahen. Wir bitten dringend alle Freunde des Dichters, die Einsendung der kl. Beiträge (10 oder 5 ℳ) beschleunigen zu wollen. Viel hängt davon ab. Unsere Freunde in Berlin machen wir darauf aufmerksam, daß am 16. April im Beethovensaal (Köthenerstraße) ein **Lienhard-Abend** stattfindet. Genaueres durch Plakate und Pressenotizen. Arbeitsausschuß für die Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater bei Thale

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Bildnis eines jungen Vlamen
(Auf Holztafel 50 : 41,5 cm)

van Dyck



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | Mai 1925 | Heft 8

Eine Sache glaube ich getan zu haben: dich durchs Leben begleitet zu haben, wie es wenigstens deiner nicht unwert war; gemacht zu haben, daß du in Freiheit und Schönheit walten, das Leben tief und rein empfinden konntest in Glück und Unglück.

Daß ich eins bin in mir; daß ich bin, wozu ich Anlage hatte zu sein; daß ich Wahrheit sehe, daß ich harmonische Schönheit empfinde: das ist dein, einzig dein Werk.

Und mein, einzig mein Werk ist es, daß auch du bist, was du sein solltest, daß auch du Wahrheit siehst und Schönheit und Harmonie empfindest.

Wilhelm von Humboldt
(an seine Frau)

Die Hoch-Zeit

Von Paul Steinmüller

Das Ursakrament

Tropft der purpurne Wein, der lange Zeit in den Kellergewölben ruhte, in den gläsernen Kelch, muß ich an das Wunder geheimnisvoller Vereinigung denken, das sich im Dunkel vollzog. Denn dies edle Blut ist das erhabenste Beispiel der Vereinigung von Sonnenglut und Erdkraft.

Und du und ich? Es ist nicht auszudenken, was aus jedem von uns, die ein goldner Reif band, geworden wäre, wenn wir allein geblieben: etwas völlig andres gewiß. Der Gedanke, der unsre Vollendung wollte, gab dich mir und dir mich. Das ist das Mysterium der Reife: Zwei sollen eins werden, daß jedes für sich wachse und doch eins im andern aufgehe.

Das ist das Eigentliche, was den Mann zum Weib drängt und das Weib zum Mann; nicht das Kind und nicht die Lust. Junge Völker mögen das Kind als Ziel der Vereinigung suchen und alternde Völker den Rausch. Auf der Höhe geistiger Entwicklung ist den Edelingen der Liebesbund der Vervollkommnung des einen durch den andern und diese Gewißheit wird zur Melodie des Volks.

Weißt du jetzt, warum die Vollziehung des Bundes mit Kranz und Schleier zum Symbol wurde? Sie ist das Ursakrament williger Hingabe und Aufopferung, in dem wir unser Verhalten zu Gott und Mensch erahnen: Tod der bittren Menschheitswurzel Selbstsucht, Kraft dem göttlichen Streben Selbstzucht. Meinen Platz mit dem andren teilen; meine ungeduldigen Schritte um seinetwillen hemmen; meine Süchte sänftigen; nicht immer ergreifen, sondern auch empfangen; nicht ertrotzen, auch erbitten; und teilen, um dreifach zu nehmen.

Wer so gegen den andern treu wird, bleibt seinem Besten treu.

Keiner, der vom Staat oder von der Kirche verordnet wurde, kann dies Sakrament erteilen. Die Ehe kann auch weder durch ein Gesetz oder durch Ringwechsel und eine Urkunde geschlossen werden. Und wie sie keiner schließen kann, vermag nichts sie zu trennen. Sie ruht auf der unfaßbaren Wahrheit, deren plötzliche Ahnung allein Mann und Frau befähigt, die Hände ineinander zu legen. Und trotzdem wird ihr Entschluß, wenn er ein rechter ist, mehr gesollt als gewollt sein.

Denn neben der Selbsterhaltung dient die Ehe der Erhaltung des Volkes. Darum ist auf die Schwelle jedes Hauses das Schwert mit der breiten Blutrinne gepflanzt: Dein Leid, mein Leid; dein Opfer, mein Opfer!

Weil die Frau tiefer in den Gründen des Menschenwesens wurzelt als der Mann, ahnt und empfindet sie dies alles eher als er. Sie weiß auch, daß in ihrem Leben die Ehe das Ereignis ist, das sie am meisten beglückt oder im tiefsten Sinn unglücklich machen kann.

Ruft nur: Fort mit der Fessel der Ehe! Am Rechtsbewußtsein der Frau wird die Absicht der Zügellosen zerschellen. Sie weiß, daß alle Verluste, die Leben und Tod bringen, gering sind gegen die Entweihung des Sakraments; daß jene erschüttern und beugen, diese aber den Menschen zerbricht.

Darum ist der Mann der edlen Frau nur wert, wenn sein Leben wie eine Schale den kostbaren Gehalt, den sie ausströmt, empfängt, um ihn in die Tat umzusetzen. Die Frau wird des Mannes froh sein, solange ihr Reichtum sie befähigt, die Schenkende zu bleiben. Beide werden glücklich sein, wenn ihre Sehnsucht größer bleibt als ihr Glück.

Die erste Wandlung der Frau

Honigwochen nennt ihr die Zeit des ersten Beieinanderseins, die von der Zärtlichkeit des Gatten durchtränkt sind: Jeden Stein vom Weg des andern tragen! Jede Härte im Begegnen mit dem andern mildern! Wie ist die Pforte eines neuen Tages mit Rosen bekränzt! Und ein Ende? Nein, kein Ende; ohne Ende!

Das sind die Wochen, da das Mädchen zur Frau reift, und viele zehren ein Leben lang von der Erinnerung. Aber für manche vollzieht sich die Wandlung unter seelischen Erschütterungen, und zur bittren Pein wird das Gedenken an eine Zeit, da sie der Leidenschaft in das brennende Auge sah.

Nicht alle Frauen wissen, daß die geforderte Hingabe auch eine Hingabe des Leibes bedeutet; und das Grauen vor Unnennbarem, Körperlichem zerpflückt sie wie Äquinoktienstürme den Baum. Wenn verschwiegene Gemächer Sinne hätten — was würden sie wissen!

Es gibt zwei Leidenschaften. Die des erregbaren flammenden Herzens, die das in der Natur uns häßlich Erscheinende verklärt, weil sie auf das Wohl des Ganzen gerichtet ist. Und die mit dem rauschheißen Atem, die das Widrige unleidlich macht, weil sie nur auf Erfüllung ihrer Sucht bedacht ist. Diese ist es, die nach dem Trunk der Hexenküche Helena in jedem Weibe sieht.

Ach, wie bald fühlt die Frau mit dem natürlichen Spürsinn für die feinen Grenzen ihre Erniedrigung und die Entwürdigung des Bundes, wenn die rote Leidenschaft sie zum Weib schlichthin macht! Denn Frauenliebe waltet nur da unbeschränkt, wo sie den Mann achtet.

Mannesliebe ist anders, Mannesliebe ist weniger wählerisch. Weh ihm, wenn er die Scham der Gattin nicht schont und hütet, die die Natur als den Damm gegen das Unreine gesetzt! Weh ihm, wenn sie zur Zeit ihrer ersten Wandlung Schaden an ihrer Seele nimmt!

Die freie Liebe

Bitternis klebt dem hochtönenden Wort von der freien Liebe an. Meinst du, ich denke an die Not der Verlassenen allein, die sich, übergroßer Liebe vertrauend, hingaben und nun erkennen, daß die Gegengabe nicht Treue, sondern Willkür ist? Ich denke vielmehr an die Schuld, der keiner entgeht, der sich wider Urrechte auflehnt und die Natur als Anwalt seiner Ungezügeltheit aufruft.

O ihr Hemmungslosen, eine freie Liebe gibt es nicht. Mehr als jede Macht der Seele fordert die Liebe Zügel des Ich, Ehrfurcht gegen das ewige Recht. Was bedeutet dawider die kleine bürgerliche Ordnung, die ihr verachtet! Glaubt mir: Das Gesetz schuf nicht die Ehe, sondern die Ehe schuf ihr Gesetz.

Und glaubt mir auch dies: Wenn ihr die Ehe aufhebt, beseitigt ihr den Zwist so wenig, wie ihr den Raub aus der Welt schafft, wenn ihr das Eigentum beseitigt. Kain ward Mörder, da Abels Opfer angenehm war vor Gott.

Doch wissen sollt ihr Apostel der freien Liebe, was ihr seid: Werkleute an einem Weg, der in überwundene Zeiten führt, Zeiten der Entrechtung und Sklaverei. Dem wir entgehen wollen, das wollt ihr wieder: Entwürdigung der Frau.

Prahlt ihr trotzdem mit Kultur und Fortschritt? Fessellose Begierde ist Herrentum, das aufgreift und wegwirft, wie es beliebt. Und was fällt, das ist die Frau. Frauentum, das in Knechtschaft verkümmert, Kinder, die geboren, aber nicht erzogen werden — gibt es deren noch nicht genug?

Nennt es freie Liebe, nennt es Polygamie, immer wird diesem Zustand für den Menschen von der weißen Haut ein Verächtliches anhaften, auch wenn er zur Zeit der „Aufklärung" Sitte war, auch wenn ein Voltaire ihn lobt.

Die Ehelosen

Oft und laut hörte ich die, die allein bleiben, das Loblied auf das Behagen des Einspanns singen. Wie die dann aufhorchen, die die Familie als Bürde empfinden!

Dann denke ich an den heimlichen Schmerzenszoll, den die Ehelosen zahlen, wenn sie als Wandrer im Dämmerlicht des Winterabends von schneekalten Hügeln auf die Stadt zu ihren Füßen blicken. Hinter den Fenstern wird in warmen Stuben die Lampe entzündet; sie aber gehen zur lauten Bierbank oder in ein grußloses Gelaß.

Etwas andres ist die Einsamkeit, etwas andres ist das Alleinsein. Alleinsein heißt am ungelebten Leben kranken. Unleidliche Selbstsucht und Prahlerei, Seltsamkeit und Empfindlichkeit sprießen auf diesem Nährboden und die ängstliche Sorge um das eigne Wohl reizt Lachen oder Erbitterung der andern. Die erfassen das Leben nie ganz, die wie verwöhnte Zimmerblumen ihr Blühen an die Scheiben drängen, um das Treiben des Windes auf den Gassen zu schauen.

Wohl jedem, dessen vereinsamter Pfad sich nicht in das Dunkel eines trostlosen Alters verliert! Wohl dem Junggesellen, der sich nicht an seiner kärglichen Freiheit ersättigt; wohl dem alternden Mädchen, das nicht hinter säuerlichem Lächeln sein Bestes vergräbt!

Erlösen kann jedes sich, das die große Mütterlichkeit pflegt, jeder der die tausend Hände gewahrt, die hilfesuchend ausgestreckt sind, und da ein wenig Liebe für alle leeren bereit hält. Arbeitsmüde genug stehen auf Posten, die abgelöst sein wollen, und Dienst am andern ist Dienst an sich selbst.

Das rote Gericht der Frau Welt

Gebt auch ihr mir Gehör, die ihr wie Puppen in den Drähten der Zeit hängt und den Reigen tanzt, den eine lose Hand hinter der Schaubühne lenkt! Kinder einer bestaunten Kultur glaubt ihr zu sein. Doch ihr seid nur die Gläubigen um den Altarstein, auf dem Frau Welt Gott Mammon opfert.

Was schaut ihr erhaben auf Tage zurück, in denen sich der Mann die Frau wie ein Roß einhandelte und seine Tochter dem Meistbietenden wie eine Sache überließ! Herrlich weit haben wir es gebracht! Herrlich? Und weit? Ja, wären nur die Rohen am Werk, die wie Züchter von Pferden Krankes ausscheiden zum Heil kommender Geschlechter.

Aber die Gläubigen der Frau Welt verschachern Seele und Leib und Erstgeburt um Geld. „Laß mich kosten das rote Gericht, denn ich bin hungrig; was soll mir die Erstgeburt, da ich doch sterben muß!“ Man verkauft sich an eine Frau; man kauft sich einen Eidam. Und das Königinnenrecht der Frau, die sich schenkt, doch nie verkauft, ward zum Märlein der Gesellschaft.

Die Spur redlicher Arbeit an Stirn und Hand, die jeder Lakei mißtrauisch betrachtet, wurde zum Makel, weil alle das Rote als Mittel zu Macht und Rang und Vornehmheit anbeten. Das Sakrament der Ehe aber wurde zum Narrenspott. Geldehe — Schelteehe, wer weiß noch davon? Wie hat uns der Fortschritt versklavt!

Aber sagen sie nicht: Glücklicher sind die Geldehen als solche, die Liebe und Leidenschaft schlossen? Nun wohl, ich lobe kärgliches Bescheiden. Wem Sattsein und Nebeneinanderleben Glück bedeutet, der mag Glück gefunden haben, ohne glücklich zu sein. Wahrhaft glücklich aber ist nur, wer sein Wesen mit fröhlichen Händen bis zur Vollendung formt und im Beistand des geliebten Genossen täglich reicher wird.

Wer die Gesellschaftsbilder der Zeitschriften beschaut oder in die Schar geputzter Menschen tritt, die sich festlich für die Wohltätigkeit vergnügen, der weiß: es gibt eine Welt des Eitlen, die überflüssig ist. Ja, wäre sie nur Schaum der Wasser! Doch sie ist Spülwasser, das zersetzt.

Die Wunden, Leidenden in ihr lernten die Fertigkeit des täuschenden Scheins, und Frauen und Kinder bedeuten nicht mehr wie einst Reichtum, sondern sind Schauträger ihres Luxus.

Diese alle verfielen dem menschlichen Drohnentum, da sie ihr geistiges Herrenrecht und damit sich selbst um das rote Gericht der Frau Welt preisgaben.

Es gibt Zeiten, die vom Menschen äußre Formung verlangen, und solche, die Formung des Innern wollen. Einer Zeit, die dem roten Gericht nachläuft, geht beides ab.

Wie viele Güte stirbt —!

Von Emil Doernenburg

Wie viele Güte stirbt, die kaum geboren!
Taufrischer Süße voll wie Honigwaben
Streckt Sehnsuchtshände sie, möcht' Einlaß haben
Zu einem Busen, liebewarm erkoren.

Wir aber sind wie Kinder: zugeschworen
Selbstischem Ich, und wollen uns nicht laben.
Im dumpfen Wirrsal nicht'gen Tuns begraben
Geht uns des Lebens Köstlichstes verloren.

Uns trifft ein Lächeln, warm aus Herzensquellen;
Ein Auge grüßt; ein starkes Manneswort
Läßt zündend hohen Sinn zu Taten schwellen.

Doch neue Welle kommt und reißt uns fort.
Der Wahrheit Schrei erstickt im Narrenschellen
Klingender Phrase — und es sinkt der Hort!

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

(Fortsetzung)

Nach zwölf Wochen kam der Vater schon ins Feld. Zuerst glaubte er an einen Urlaub, aber der Abmarsch wurde schneller als vorbedacht angesetzt; ein Telegramm rief die Mutter zum Abschied nach Straßburg. In drei Tagen war sie wieder zurück mit der Botschaft: „Der Vater ist nach Frankreich gekommen. Ihr werdet ihn jetzt nicht mehr sehen, bis der Krieg aus ist. Das hat er sich zusammen mit einem auch eingerückten Pfarrer in der letzten Stunde vorgenommen."

Ob ihre Augen dabei leuchteten vor Stolz oder feucht wurden, konnte Wolfgang nicht unterscheiden, er schob sich mit den Geschwistern auf Frau Berta zu und um sie her.

Er ging mit Schwester Eugenie auf der Doggenburg spazieren, da grüßte ein Offizier, kam freudig erstaunt zu der leicht Betroffenen her und frug bescheiden, ob er morgen seine Aufwartung machen dürfe.

Auf dem Weiterweg wurde sie schweigsam. Am andern Vormittag erschien der Oberleutnant und hielt um ihre Hand an. Wolfgang hörte unfreiwillig nebenan in des Vaters Stube zu; in plötzlich zusammengedrücktem Herzen vernahm er die Zwiesprache und glaubte durch die Wand hindurch zu sehen, was drüben vorging.

Sie saß in der Sofaecke, er auf einem Stuhl an der Tischecke. Seine Worte waren ernst. Sie habe ihn gerettet, er möchte ihr, was er sei und habe, dafür geben. In seiner Oberförsterei mit ihren Türen in Feld und Wald hinaus könne sie wohl noch einmal Erquickung ihres Lebens finden.

Die Gefragte zitterte; nach einer Weile hörte Wolfgang sie aufstehen und zum offenen Fenster gehen. Auch der Besucher stand auf: „Darf ich wiederkommen?"

„Ja, aber ich weiß nicht, was ich Ihnen dann sagen werde."

Der Offizier rückte sich zurecht mit jener Bewegung, die den Soldaten wieder in seine Uniform stellt und den Aufbruch zu einer Tat macht. Als er schon lang fort war, fand der Horcher die Base in der Sofaecke, und Tränen brachen ihr von den Wimpern.

Am Nachmittag und den nächsten Tagen beredete sie sich viel mit der Mutter, insgeheim. Er erlitt eine leise Trauer in dem Gefühl, von einem solchen Geschehnis an geliebten Wesen ausgeschlossen zu sein. Doch eines Morgens trat er vor sie hin und bat: „Sage ja!"

Da wurde Wolfgang plötzlich von Schwester Eugenie auf den Mund geküßt; und als der Freier wieder kam, sagte sie: „Ja, doch erst nach dem Krieg."

Inzwischen reiste sie zu ihrem Feldlazarett zurück.

Manchmal frug sich der dem Haus Dienende: Darf ich das, dieweil draußen der Brand haust?

Aber er übte sein Herz, es strahlen zu lassen. Wenn die Klasse irgendwie einmal matt werden wollte im Dienst der Sammlungen und Hilfswerke, wenn Gefahr

war, eitles Spiel werde daraus, dann griff er noch ernster zu; ohne daß es zu Redereien kam, zog das Gewicht des Beispiels und alle Hände regten sich wieder.

Je mehr er voll Liebe quoll für die Anvertrauten daheim, desto mehr quoll er über, wie ein römischer Brunnen vom kleinen in die große Schale.

In das Tagebuch, am Abend des Abschieds angefangen, schrieb er: Heute fand Professor Haller ein schönes Wort. Wir besprachen, was Energie sei. Da kam ihm von ungefähr die deutsche Übersetzung: Inkraft. Als ich das Wort hörte, lief es in mich hinein. Den andern ging's auch so. „Wir wollen das Wort in unsern Sprachschatz aufnehmen," sagte der Professor an der Entdeckung selber feierlich geworden, und keiner mißverstand, was der Lehrer noch damit meinte.

Der Vater schrieb: Sohn, heute hab' ich den ersten Feind wissentlich getötet. Einen Posten im Franzosengraben. Meine Hände waren doch nicht zum Mord geschaffen, und meine Augen, die sonst in Schriften und Büchern das Herz Gottes suchten, haben auf ein Menschenherz gezielt ... Wolfgang, es ist schwer zu fassen, daß ich ein Werkzeug bin und das Grausame tun mußte ... mögest du vor solch einer Stunde bewahrt bleiben!

Die Mutter sagte an diesem Abend vor dem Schlafengehen: „Betet recht inständig für den Vater, daß er in seiner Seele nicht zu viel leidet."

Wolfgang ließ für sich und den Freund besondere Briefbogen oben seitlich mit den Anfangsbuchstaben bedrucken:

E. M.
W.

Bei der Schillereiche wurden sie gleich verteilt. Am anderen Tag sollte der erste Bogen, wechselweis mit einer Widmung beschrieben, getauscht werden. Ernst Moritz sah aus, als ob er den Einfall und die Zeremonie hehlings belächle, doch am Morgen brachte er den schönen Satz mit:

Herzbruder!

Du hast Flügel, ich nur Füße; aber ich will mit dir doch hinauf!

Auf dem Bogen von Wolfgangs Hand war etwas rot geschrieben:

Bruderherz!

Da von meinem Herzblut für dich!

Und wie es heute nimmer Brauch ist, umarmten sich die beiden Jünglinge und küßten sich unter dem Baum.

Jetzt kam auch eine Einladung von des Freundes Mutter. Inwendig und auswendig vorbereitet, trat Wolfgang über die vornehme Schwelle.

Eine edle Dame nahm ihn auf der Diele von Ernst Moritz weg und in die Zimmer hinein. In weiten hellen Räumen stand er, durch die offenen Fenster schaute man über den Garten in die Stadt hinunter.

Schwarz gebohnte Möbel flandrischen Stiles standen groß umher, der Tisch war gedeckt. Von der Rückwand, das spürte er, ehe er es sah, blickte aus einem Goldrahmen der General herunter.

Gerade dem Bild gegenüber kam er dann an den Tisch zu sitzen. Das bedrängte ihn zunächst. Aber die Dame holte ihn unter dem Bann hervor: „Wir dürfen hier essen und plaudern, Wolfgang!"

Er fühlte sich glücklich werden im Haus des Freundes. Ernst Moritz gegenüber, an der Schmalseite des Tisches, saß Kordelia, die Tochter. Sie war ein Jahr lang bei Verwandten auf einem Landgut gewesen, der Gesundheit wegen.

Es war, als ob die frische Luft von der Mutter her auch um das Fräulein wehe; jene schien das zarte Wesen mit Wohlgefallen speisen zu wollen, es immer unter ihrem heilsamen Licht zu halten.

Wenn Kordelia den Besuch ansah, meinte er, es geschehe aus einem Traum von anderen Dingen und Gegenden hervor. Er dachte, dahinter sei eine besondere Welt, die auch besondere Gespräche brauche, um sich aufzutun.

Und dann erzählte er kühn von dem Werk seines Vaters und der Philosophie des romantischen Zeitalters.

Auch die Frau Generalin hörte zu, bis sie beinahe erschreckt sagte: „Kinder, wie alt seid Ihr eigentlich? Sie, Wolfgang, siebzehn und du Kordelia gerade fünfzehn."

Das Mädchen antwortete: „Mutter, vielleicht ist jetzt im Krieg ein Jahr wie sonst zehn Jahre."

„Sollen wir von vorgestern Euch arm nennen oder beneiden?" frug von neuem die Dame.

„Und wir spielen jetzt doch zum Nachtisch einen schwarzen Peter, dann kriegt der Wolfgang, wenn er schon hinterrücks so alt und weise ist, wenigstens auch einen Bart dazu."

Ernst Moritz holte die Karten: „Kordelia gibt!"

Wenn ich, schrieb der Heimgekehrte ins Tagebuch, mit Ernst Moritz zusammen war, bin ich erquickt und kräftiger geworden. Von ihm geht etwas aus; ganz gesunde Menschen haben das vielleicht alle; aber vielleicht muß man sie auch lieben, um von der Kraft empfangen zu können. Dabei behauptet der Mensch lachend, er werde im nächsten Frühjahr fallen! ... Aber Kordelia? das weiß ich noch nicht. Warum kann der Bruder dem wundersamen Mädchen nicht rote Backen machen? Ihre Mutter müßte es auch können. Sie gleicht meiner Mutter, wie alle Frauen, in deren Gegenwart ich mich sehr wohl fühle. Sie betet jeden Morgen und jede Nacht für die durch das grausame Amt des Generals gebrachten Schlachtopfer. Kordelia ist mit Ernst Moritz noch auf den Balkon gekommen, um mir zu winken.

Wolfgang arbeitete bis nach Mitternacht an Vaters Schreibtisch sitzend, von einer reinsten Macht geadelt und von Quellen geheimer Verbindungen gespeist; hielt er inne, sah er den Vater oder den Freund oder das Mädchen herannahend, weilend und schwindend. Als der Aufsatz fertig war, glaubte der Schreiber beim Durchlesen beinahe, die Sätze seien ihm auf seltsame Weise diktiert worden.

Wieder schrieb er: Wie lang dauert schon der Krieg? Lüttich, Antwerpen, Warschau, wie weit muß die Erinnerung zurücksteigen? Ist all das schaurig Wirkliche nicht schon manchmal wie unwirklich?

Und doch rinnen die Tage, Wochen und Monde schneller als sonst hintereinander

weg wie durch eine tückische Sanduhr. Jetzt ist der Vater im Krieg und ich tue bei der Jugendwehr meinen Dienst so ernst und streng, als wäre ich auch schon Rekrut. Am Tag der Mobilmachung habe ich mit Gottfried und Annemarie zusammen noch Blechenten schwimmen lassen.

Gott sitzt droben über den Ereignissen, dem tausend Jahre wie ein Tag sind. Das spüre ich, wenn die Mutter in unserer Mitte mit ihrer Stimme das Vaterunser betet. Wir sind dann wie auf einer großen unsichtbar getanen Fahrt stillgestellt und geborgen. Wir müssen aus dem Kreis des Gebetes wieder heraustreten zu den Dingen, welche dann aber gleichsam frisch belichtet sind.

Gern machte er sich an die Soldaten hin, beinahe wie die Kinder, als zöge ihn die Luft an. Mit einem Gruß, einer Hilfeleistung, einer Zigarre trat er ihnen nahe: „Die hat mir meine Mutter für Sie gegeben."

„Kennt mich die Frau Mutter?"

„Sie sind ein Kamerad meines Vaters."

„Wahrhaftig, das ist eine Millionenbekanntschaft." Der Soldat wurde selber ernst bei seiner heiteren Antwort und nahm die Zigarre gleich einem seltenen Geschenk an.

Eine Chronik von Anekdoten sammelte sich aus allen Kriegsschauplätzen in des Jünglings Kopf. So gesprächig wurden die Männer an ihm, und jeder glaubte, ihm was Besonderes aus den Kammern seiner Erinnerungen herunterholen zu müssen. In jedem Schlachtenwirbel stand er mit den Erzählern. Draußen auf einer Höhe tauschte einmal ein Argonnenmaulwurf mit ihm die Kleider; zum Spiel der Neugier, wie einer im Rock des andern aussehe. In dem Rock war vorn und hinten ein kleines geflicktes Loch, herrührend von einem hindurchgegangenen Lungenschuß. So liefen die beiden eine Stunde lang zusammen. Er dachte sich den Schuß durch seine eigene Brust gegangen.

Einmal knickte ein Verwundeter mit zerschossenen Füßen über den Bürgersteig hinunter, die Krücke brach. Da hob er den Hilflosen auf den Rücken und trug die überschwere Last zum nahen Lazarett. An diesem Tag fühlte er nachher immer, hatte er einen Segen getragen und ein Teil von dem Geschick des Vaterlands.

Der Vater schrieb, das Regiment habe ihm das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen. Er habe gebeten, ihn zu verschonen. Das Heer sei feldgrau eingekleidet und uniformiert. Was solle er da prachtieren und den Kameraden demütigen lassen?

Dies schrieb sein Vater! Wie liebte Wolfgang den herrlichen Mann!

Im nächsten Brief erfuhren sie den Anlaß. Viel auf freiwilligen Patrouillen war der Gefreite Schelling bei einem jähen Feindesangriff hinter die englische Front geraten und hauste dort abgeschnitten sieben Tage lang in einem Sappenloch. Mit geschrumpfter Ration in nasser Erde. Ein Gegenangriff brachte den Vermißten wieder unter die erstaunten Kameraden. Sein Notizbuch hatte sich täglich voll brauchbarer Beobachtungen gefüllt; und als stumme Gäste lagen zwei Australier bei der Höhle des Einsiedlers, die am letzten Tag auf einer Streife mit ihm in Händel



geraten waren. Die beiden Toten waren Arm in Arm nebeneinander gebettet, jedem zwei Holzstücke über die Brust gekreuzt.

Wolfgang nahm die letzte Photographie des Vaters aus dem Feld zu sich und trug sie fortan in einer eigenen kleinen Ledertasche. Ernst Moritz, der das Bild sehen durfte, zeigte auf die kleine schmale Hand, die auf der Brust in der Knopffalte stak, und sagte: „Damit hat er die beiden erschlagen."

Der Sohn schaute noch einmal hin und antwortete: „Damit hat er das Kreuz auf sie gelegt."

Eines Sonntags vormittags setzte sich Wolfgang im Schloßgarten auf eine Bank. Dort saß schon ein Bürger mit einem Urlauber zusammen. Der Urlauber erzählte von draußen. Neben ihm stand ein schmächtiges, auch blondes Büblein in grauem, gestricktem Wollanzug. Es hatte sich seitlich ganz hingeschmiegt an den Erzähler, in einer Gebärde, die sagte: Das ist mein Vater, da bin ich geborgen, da ist mein Recht!

Das bleiche Kindergesicht schaute ins Licht. So sah man, wie das Gesprochene darauf hinging, gleichsam auf der Haut hin, und wie die vorgebrachten Begebnisse auf der feinen Schreibfläche zu bedeutungsvollen, frisch ereigneten Abenteuern wurden, von dem kleinen Horcher bebend miterlebt und mitverrichtet. Herrlich sagten die glänzenden Augen: Ja, das ist mein Vater, ich werde sein wie er!

Die Hände lagen auf den Knien des Soldaten und streichelten spielend darauf hin und her. Doch sie sagten etwas traurig: Morgen muß er wieder fort, nur noch heut haben wir ihn.

Der Feldgraue achtete scheinbar nimmer des stillen Anhangs und tat im Laufe des Gesprächs, gleich allen Urlaubern, auch Grämliches und Verdrossenes aus dem Schützengraben von der Leber.

Da geschah Arges. Das Wunder auf dem Gesicht nebenan erlosch, die Hände hielten inne und die Augen richteten sich befremdend nach dem Mund des Vaters. Der spürte jetzt wohl, was er angerichtet hatte, rückte den Sohn in seinem Arm näher zu sich hin und legte die Rede in höhere Lagen zurück. Es gelang indes nimmer, den Anschluß herzustellen.

Wolfgang, der das gesehen und gehört hatte, mußte fortgehen, Bitteres mitnehmend. Es fraß etwas draußen an den Soldaten, gefährlich wie Rost und Säure.

Daheim hatte die Mutter auch Trübes erfahren. Ein Konkursverwalter schickte eine Rechnung ins Haus. Der Tapezier, dem man sie schon allzulang schuldete, stand in Gant. Jetzt war Gottfried mit dem Geld, dem letzten aus der Monatskasse, fort zur Ablieferung. Der Handwerksmann sollte nichts mehr von dem Lohn seiner Arbeit erhalten, die verspätete Leistung ging in die Masse.

Frau Berta setzte sich acht Tage nicht mehr auf das aufgefrischte Sofa, und es war doch ihr Lieblingsplatz.

Manchmal, schien ihm, seien schon Dinge zusammen oder nacheinander geschehen, um für ihn ein ernstes Erlebnis zu werden. So sah er an diesem Nachmittag in der Hauptstätterstraße einen geschlossenen Laden, in der Bachgasse eine Werkstatt, aus der nicht wie sonst Gehämmer kam.

Was war da vorgegangen? Stand der Mann im Feld? War er gefallen? Waren auch über ihn die Gläubiger gekommen wie über den Tapezier? Waren diese Menschen gezwungen, unbarmherzig zu sein in den Tagen der Barmherzigkeit? Wie hieß die Geschichte Matthäus 18 von dem Knecht, der vom Herrn zehntausend Pfund erlassen bekam und den Mitknecht um seine Schuld von hundert Groschen ins Gefängnis warf?

Wolfgang liebte den Gewerbsmann, der mit seinem Kopf und seiner Hand, in gut riechendem Schweiß, ein wohlgefügtes eigenes Geschäft betrieb; um ihn hörte er den guten alten Namen Bürger her, ihn spürte er als die Farbe und das bewegte Spiel, den Holzduft der Schreinerei, den Schall der Schmiede, den Gerüststieg der Bauleute, den Klopfgeist im Schusterkeller, den spitzigen Witz auf dem Schneidertisch. Was wäre ohne sie die Luft der Städte und Städtlein? Jetzt aber wurde einer um den andern herausgebrochen und verdarb.

Gab, gab es keine Hilfe?

Wolfgang sah, wie das Vaterland grausam sein mußte. Er lief zu einem dem Vater bekannten Abgeordneten und bat ihn, daß im Landtag ein Gesetz gemacht werde, um dem Windbruch unter den Gefährdeten Einhalt zu tun. Abends las er daheim die freundliche altertümliche Geschichte von Meister Martin dem Küfner und seinen Gesellen vor.

So entstand auch sonst in ihm eine feine Leidenschaft, unerkannt und irgendwem Freude und Trost zu bringen. Manchmal war es ihm des Wegs, er müsse seinen Rock ausziehen und jemand schenken.

Der Tagesbericht meldete einen großen deutschen Angriff. Gleich einem Blatt fühlte Wolfgang sich über die festlichen Straßen und Plätze geweht. Auch der Vater war dabei!

Daheim stürzte der Sohn der Mutter in die Arme, ein bebendes Freudengefäß. Sie mußte ihn streichelnd beruhigen. Als er aufschaute, wendete Frau Berta die Augen weg.

„Mutter, was weinst du? Es ist doch ein ganz großer Sieg!"

Aber ihm selber näßten sich die Augen. Es war wie von einem Damm, der irgendwo rissig ist, so daß das Wasser durchquillt.

Das Merkwürdigste begab sich an einem Junimorgen auf dem Hospitalplatz. Als er dort etwas bedrückt vorüberging, standen paarweise hintereinander Hunderte von Menschen, alle nach einem Hof gerichtet, darin amtlich Kartoffeln verkauft wurden. Die vielen Frauen, Mädchen, Knaben und Männer ergriffen ihn wie noch kein Gassenbild. Phantastische Wünsche dachten in ihm, es sollte jetzt plötzlich eine große Freude kommen, vielleicht die Kunde vom Frieden. Oder warum könnte nicht ein Wunder geschehen? Denn war das nicht ein biblisches Schauspiel, wie ein Volk in Geduld sich scharte, zu stundenlangem Warten auf die bescheidenste der Erdenfrüchte? Wie wär's, wenn sich die Körbe von selber füllten? Es gab ja nie so viele in den Straßen herumgetragene Körbe auf der Welt; sie hatten sicherlich

das Recht, auch einmal von der Hand guter Geister vollgelegt zu werden. Aber der Zauber begab sich nicht.

Dafür fing eine Geige zu spielen an. Von ungefähr unter den Kastanienbäumen kam das Spiel hervor.

Ausgewählte, hell erleichternde Sachen gab's zu hören. Dazwischenhinein auch einmal etwas Hinreißendes, vom Vaterland ein Lied, das aber merkwürdigerweise niemand mitsang. So ganz waren die Lauscher alle in den Vorgang hineingezogen. Es wagte kein Mund mit dem Mund der Geige zu singen: O Deutschland hoch in Ehren! Aber der Platz horchte groß und still.

Es war kein Mann, der spielte. Ein Mädchen mußte es sein. Wolfgang sah nicht über die Menge weg und beschloß, die so freundlich den Bekümmerten Dienende heiße Cäcilia.

Nachher führte er einer alten Frau ihr Kartoffelwägelein heim vor ihr Haus und trug den Korb in die Küche.

Ernst Moritz frug: „Ich muß mir dich oft denken, wie du in dem Werk deines Vaters liest. Ob du das begreifst?"

„O Gott, es ist noch Mühsal, wenn ich's tue; man wird ganz klein dabei und vor jedem Satz steht man wie vor einer neuen Türe."

„Warum hast du dann aber mit Kordelia über das Buch geredet?"

Wolfgang wurde verlegen und wehrte ab: „Frag mich nimmer, es war vielleicht ... Großtuerei. Ich schäme mich darum."

„O nein," tröstete der andere, „du tatest es, weil du spürtest, meine Schwester sei auch eins von den Geschöpfen, welche das Letzte schon in der Knospe ihres Wesens haben."

Einmal fiel ihm auf, wie in der Schule alles leichter wurde. Er brauchte eigentlich gar nicht mehr so viel zu lernen, nicht mehr daran herumzukneten. Form und Sinn sprangen von selber auf. Im Lateinischen und Griechischen gaben drei, vier Worte ganze Satzbrücken; die fehlenden Worte, wenn er sie noch nie gehört hatte, waren da. Dennoch war alles auch wieder von etwas Unsagbarem angefüllt, von einem nicht mit Zeichen und Chiffern ausdeutbaren Tiefsinn. Er wurde so demütig vor dem, was noch der Offenbarung harrte, daß er ein gelesenes Buch vor sich in die Höhe hob und gleichsam dem Wunder des Geistes darbrachte.

Immer lief ein Lied, ein Gedicht mit ihm herum, gleichsam als Leitweise des Tages, und heute roch es um ihn nach Schiller, morgen nach Novalis, übermorgen nach Eichendorff oder Goethe.

Das Schönste aber, was er sah, war seine Mutter. Sie ging voll inwendiger Strahlen. Die Nächte des Kummers und nächtlichen Gebetes verklärten und erhöhten ihre Schönheit gleichsam zu einem Inbegriff. Sie streute Wohlbehagen aus; zu wem sie sich kehrte, der fühlte sich gewürdigt; die Gesichter waren zu ihr aufgerichtet; ihr Weg besonnte die Umschatteten.

Welch eine Kunst wohnte der vom Ernst Erzogenen inne, heiter zu sein, für jeden nach seiner Art eine muntere Wortblüte zu haben! Annemarie sagte: Mutter, du hast Herzaugen!"

Einmal begleitete er sie auf einer Wanderung zu einer alten gotischen Bergkirche, die verwunschen hoch in einem Buchenwald stand. Niemand war darin. Sie gingen über Sonnenkringel wie auf goldenen Blättern an den Altar vor. Maria, Joseph und das Kind sah man von einem süddeutschen mittelalterlichen Maler auf das Altarblatt gemalt. Die Zeit hatte dem Bild des Gotteskünstlers ein inniges, wundersam in sich selber wirkendes Leben gegeben, und die Kirche war nur sein mitseliges Gehäus.

Vor dem Bild war Mutter mit Vater getraut worden.

Zur Sommersonnenwende zündete die Klasse beim Weißenhof ein Feuer auf. Der Klassenälteste kam am nächsten Tag in die Kaserne.

So gab es eine Zeremonie. Auch Ernst Moritz hatte in Gesprächen mit dem Freund Freude an der Welt der Sinnbilder gewonnen. Vor ihm kniete nun im Schein der Flamme der Rekrut zur Schwertleite, und der Sohn des Generals sprach laut die Strophe Ernst Moritz Arndts:

„Betet, Männer, denn ein Jüngling kniet,
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heiliges Land!
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland heißt dein Vaterland."

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang nachher: Soll man nicht doch alle wahrhaft großen Entscheidungen still und in sich verschlossen durchmachen? Ich glaube, ich hätte an des Rekruten Stelle, bevor ich hingekniet wäre, aus dem Ring davonlaufen müssen; und habe doch die Feier angeregt ...

In der Straßenbahn erzählte ein gut gekleideter Mann mit goldener Bauchkette einem andern, er habe seinen Ältesten an der Somme verloren.

„Es geschah fürs Vaterland", tröstete der andere.

„Ja das muß ich denken", kam es vom Mund des Trauernden zurück und klang im Schmerz ein wenig geschmeichelt.

Acht Tage später unterhielten sich die beiden auf der Fahrt wieder, von der Kriegsanleihe. Da sagte der Mann: „Es fällt mir gar nicht ein diesmal, daß ich zeichne."

Das Wort fuhr Wolfgang ins Gebein. War das möglich? Der sein Fleisch und Blut hingab, sagte so? Waren in dem Mann zwei Menschen? Fiel dessen Gestalt nicht vor ihm auseinander wie falsch zusammengeratene Elemente?

Bei der nächsten Haltestelle trieb das kalte Grausen ihn vom Wagen. Aber die Anleihe ergab über zehn Milliarden. Der Glaube seines Herzens mußte noch nicht erfrieren.

Frau Berta hatte ein paar Soldatenfrauen, die sie öfters besuchte, um ihnen mit Rat und Tat zu helfen. Eines Abends kam sie von Kaltental und sagte, heute habe sie das Briefgeheimnis verletzt. Bei der Frau Illig seien nur die beiden Kinder daheim gewesen, auf dem Tisch habe ein frisch geschriebener Bogen gelegen, bestimmt für den nach langer englischer Gefangenschaft in der Schweiz internierten Mann. Darin sei gestanden:

Lieber Franz!

Nach 25 Monaten habe ich dich endlich wieder, wenn auch nur im Bild. Gestern ist es gekommen, wir haben es alle zusammen angeschaut und vor großer Freude miteinander geweint.

Schon heute ist das Bild in einem Rähmle mitten überm Kommod aufgehängt und ein Kranz dorum. Meine Augen können gar nicht weg davon und in der Küche ist die Suppe angebrannt, weil ich immer wieder in die Stube muß, dein liebes teures Bild zu betrachten.

Lieber Franz, verzeih mir, wenn ich krank bin, aber es war alles so arg schwer, solang du bei den Engländern warst, und vielleicht hat mir die Freude deiner Nähe auch noch einen Stoß gegeben. Aber jetzt wird es besser.

Märte ist auch auf der Brust erkältet. Er hat am Mittwoch Nacht dem Mariele im Bett die Decke nübergegeben, weil es fror, und ist dann selber unzugedeckt dagelegen. Das ist dein Märte. Er hat auch im Schulatlas Sankt Gallen gesucht, wo du jetzt so wohl aufgehoben bist.

Deine treue Frau Julie.

Die Mutter hatte sich den Brief abgeschrieben. Gottfried wollte das nächstemal mit zum Märte, und Annemarie begehrte zum Mariele. Wolfgang schrieb die Stelle auf: Lieber Franz verzeih mir, wenn ich krank bin ...

Eine andere Frau, erzählte die Mutter, habe zwei Tage und dazwischen zwei Nächte in Untertürkheim auf dem Bahnhof gewartet und gewacht, weil mit einem Schub von West nach Südost ihr Sohn durchfahren sollte. Endlich kam der Zug, der Sohn nahm ein Paket und eine mitten auf dem Bahnsteig von dem Weiblein gesegnete Weste mit.

Frau Berta frug den Professor Haller: „Gehören diese Frauen nicht aufgehoben in Büchern für alle Zeit?"

„Es würde einmal klassisch, wie im Plutarch", erwiderte der Freund.

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Heute war Kordelia und ihre Mutter bei uns. Ich mußte auch die Handschrift aus der Schublade heben und war in meinem Herzen stolz. Das Haus scheint mir von dem Besuch vornehm geworden zu sein. Ich zählte Kordelias Tritte durch den Garten.

Mittags gab es nur Kohlraben mit Kriegsbrot, nicht einmal mehr Kartoffeln. Aber auf dem Tisch stand zum Ersatz der fehlenden Gerichte von Mutters Hand ein großer Gartenstrauß. Es war beinahe wie ein kleines Fest. Das Gebet, welches den Herrn Jesu zum Gast seiner Gabe einlud, schien diesen wirklich an den Tisch gerufen zu haben.

Um die Zeit starb ein Fräulein der Nachbarschaft. Eine Dichterin, die ein paar Bändchen stiller frommer Gedichte herausgegeben hatte. Es hieß, sie sei gestorben, weil sie freiwillig gehungert habe in dem Gedanken, welche Qual und Mühsal die Soldaten im Feld zu tragen haben. Nie habe sie auch nur um eine Spur die Spargesetze überschritten und habe von dem Zugewiesenen noch weggeschenkt. Die Mutter sagte, das Fräulein sei ein Opfer, dargebracht, um das unter der Kriegszeit hervorgewachsene Gemeine zu sühnen.

Am Hospitalplatz sah Wolfgang ein Mädchen mit dem Geigenkasten aus einem Haus gehen: Cäcilie, schön, still, in graublauem Kleid und schwankem weißen Bänderhut.

Weitergehend sah er in einem Kasernenhof einen Truppenabschied. Der König hielt eine kurze Ansprache. Man hörte die Worte: „Kameraden, nur die Rettung des Vaterlandes kann mir den Entschluß vom Herzen zwingen, daß ich auch Euch hinauslasse. Niemanden fällt der Abschied schwerer als mir."

Wolfgang sah durch das Gitter, wie dem Redenden dicke Tränen über die Wangen in den weißen Bart liefen. Der König mußte sich von der Front abwenden und gehen.

In Frankreich war ein Fliegerleutnant, der Sohn eines Stadtpfarrers, abgestürzt. Der Tote durfte heimgebracht werden. Wolfgang war beim Begräbnis im Waldfriedhof. Der geistliche Vater hielt selber am Grab die Leichenrede. Das war seltsam, wie der feierlich ergriffene Mann gleich einer tönenden Statue dastehend sprach:

„Eduard, ich muß dir Abschied sagen, ich könnte ihn von keinem andern Mund hören. Freunde, es ist nichts Eitles daran, in heiliger Stunde will die Natur Stimme werden.

Ein gesündester, straffster Jünglingsleib wurde draußen zerschmettert und hier daheim in die Grube gelegt.

O Eduard, sprich hervor, wie ist das? Drunten und droben im versöhnten Raum? Über den Grenzen?

Oft dachten wir ihm nach. Er wollte sein Leben aussetzen, auf den gefährdesten Punkt hinausrücken. Es war kein abenteuerlicher Sprung, kein selbstgefälliger Fürwitz, sondern ein ruhiger Gang zu einem selbstverständlichen Dienst.

Er wurde Geschöpf seines Berufes. Es war ein Schauspiel, wie ein reich aufgefaltetes Wesen sich zusammenfaltete und einfügte in ein Ziel. Musik, Dichtung, Geschichte, Philosophie schwanden aus den Briefen; nur manchmal, in einem Schein der Erinnerung, leuchteten sie beiläufig auf. Wir sahen in der Ferne, wie er sich in seine Maschine setzte, alles Rankenwerk der Phantasie und der Neigungen abgetan. Er härtete sich zu einer Zelle des Willens, sein Herz wurde der Motor. Bald zwei Jahre hindurch hat er sich zum Instrument strengster Leistung gezüchtet, in die Pflicht eingeschraubt, von der er nicht redete, die er tat, die er wurde.

Eduard, wenn du eingewöhnt ins Zwischenreich der Winde und der Wolken dir manchmal droben vorstelltest, daß für dich dahinten drunten in einem gemauerten Haus eine Stube sei mit einem Bett, mit einem Schreibtisch, mit Büchern an den Wänden, daß aus dem Fenster eines anderen Hauses ein geliebtes Mädchen die

Himmelsrichtung suchte, wenn in deiner hohen äußersten Einsamkeit der warme Atem der Niederung an dich hinstrich, da spürtest du wohl plötzlich, wie weit dein Weg dich entführt hatte.

Hin und wieder schien es wie ein Hauch der Trauer. Er schrieb, die Erde, die Landschaft, mit Bergen, Tälern, Wäldern, Wiesen, Städten und Dörfern drohe ihm zu schrumpfen, zu einer Sache zu werden. Und ein andermal, er möchte wieder wandern, das sei das Schönste, mit seinen zwei Füßen auf dem Boden, mit den Augen in den Farben und mit der Nase in den Würzen, zurückgeschenkt ins Neckartal.

Aber an diesem Tag, wie zum Widerruf solcher Anwandlung, stieg er aus seiner Taube in einen Fokker um, tauschte die Beobachtung mit dem Kampf, der ein in die Lüfte getragenes Erbe der alten heldischen Kämpfe des Einzelnen ist.

Kein Feind fällte ihn, aus einem blauen Himmel stürzte er herunter, während droben vielleicht eine Lerche blieb.

Eduard, ich habe dich gerühmt, aber nicht meinen Sohn, sondern den deutschen Jüngling, den jetzt auch des ewigen Vaters Hand mit Herrlichkeit umgibt."

So sprach der feierliche Mann und schien an dem Grab gewachsen zu sein. Dann ließ er den Kopf sinken.

Wieder fand der Vorgang, als sollte er sich dadurch tiefer verankern, ein geheimnisvolles Doppelspiel. Die Geschwister unternahmen an einem schulfreien Tag einen Morgenausflug aufs Land. In einem Dorf läutete die Glocke, Trauerleute gingen zur Totenmesse; die Geschwister gingen mit, freundlich eingekreist und mutig gemacht von dem Zug.

Die Engländer hatten drei Überlebende eines deutschen U-Bootes in Gefangenschaft. Einem Mann des Ortes wurde davon amtlich berichtet, sein Sohn sei nicht unter den Dreien.

Wolfgang dachte: Aus diesem Dorf ist einer auf See geraten. Ein Bauernbub, der als Schlossergesell, von seinem abenteuerlichen, tapferen Herzen geführt, an die Maschine eines Unterseeschiffes kam.

Wie war das auch? Eine Totenmesse für einen, von dem keiner weiß, wo er starb, von dem noch nicht einmal besiegelt ist, daß er starb? Sonst tragen sie hier die Leichname hinaus in den Gottesacker, Geschlecht um Geschlecht, und behalten die weggelegten unter Denkmal und Blumen in eingemeindeter Nachbarschaft. So nahe zwischen Schwelle und Feldweg begibt sich sonst der Tod. Jetzt ging die heilige Handlung um ein fern irgendwo am irischen Strand geschehenes Ereignis.

Wie hell war der Morgen! Weiß leuchtete in der über dem Wald steigenden Sonne die Kirche, Schwalben wischten umher, die Türe beschatteten zwei Linden, deren Kronen, ineinander verschwistert, gleich einem umgekehrten grünen Riesenherzen im Blauen bebten.

Drinnen in dem frommen Sonnenhaus sangen Kinder die ernste, alte, lateinische Liturgie. Die Zeremonie am Altar wandelte ihren tausendjährigen Feierdienst ab. Vor dem Altar stand die Tumba, vom schwarz-weißen Kreuztuch umhängt, von Sträußen umstellt und von Kerzen umbrannt; die Gebete des Requiems und Weihrauch stiegen darum auf, und es fiel nicht schwer, sich vorzustellen, es liege der

vermißte Seemann selber dort in dem verdeckten Scheinsarg und spüre sich wohlgetan von der Liebe der hinter seinem Tausendmeilenweg Gebliebenen.

Ganz gewiß, es war so, wie die Gläubigen glauben! War seine Seele nicht wieder daheim? Unverloren und ungestorben kam die leicht gewordene, verklärte Kraft des Fortgegangenen, dem engen Gehäus des Fahrzeugs entflogen, aus den Nebeln des Meeres, über das weite ganze Deutschland, zurück in die Wiege ihrer Heimat.

Ins Tagebuch schrieb er: Sind da weit fort im Ozean in einem eisernen Leib, vom Wasser umrauscht, atmende Menschenmänner. Der eine aus Schwaben, der andere aus Pommern, der dritte aus Friesland, der vierte aus Westfalen. Wenn sie in den Lauten ihrer Landsmannschaft redeten, verständen sie sich kaum.

(Fortsetzung folgt)

Gebet im Morgenwind

Von Stefan Denk

Heilig ist der Morgenwind —
Morgenwind, wie ich ihn meine:
Nicht der durch die Gräser rinnt,
Flüchtend vor dem Tagesscheine, —
Morgenwind: von kühl verschneiten
Fernen Berges Majestät
Bote, der da niedergeht
Selber herrlich und groß!
Erst ein licht-erraffend Gleiten
Über den wipfelreckenden Tann,
Aber dann
Stürzender Ruf auf Sperberschwingenstoß.

Herr! Gott! So laß mich werden:
Wie Wind von Firnen-Morgenschein
Nichts zu sollen auf Erden
Als kündender Bote sein —
Bote vom Berge, Bote von dir!
Herr, du, das lasse mir:
In die bebende Ebene tragen
Ahnung von Leuchten, Schweigen und Ragen!

Freundschaft zwischen Mann und Frau

Von Emma Böhmer

Durch zahllose frühere Wesen und zahllose geheimnisvolle Einflüsse werden Jahrtausende, ehe wir geboren werden, die feinen Fäden gesponnen, die mit unwiderstehlicher Macht einen Lebenden an den anderen fesseln...

Je reicher und zusammengesetzter ein Mensch ist, desto schwerer findet er jenes tiefe Verstehen und jene große Liebe, ohne die für ihn kein Glück möglich ist. Unsagbar Schönes können Liebe und Freundschaft zwischen Mann und Frau schaffen, so daß sie selbst im Alter dadurch noch aufblühen an Leib und Seele. Viel seltener als die große Liebe ist die große Freundschaft. Ein schweres Problem, das nie aufhören wird, der Menschheit Rätsel aufzugeben.

Es gibt eine Freundschaft zwischen Mann und Frau, es hat sie immer gegeben. Ein edler Verkehr zwischen den verschieden gearteten aber gleich gewerteten Geschlechtern bildet Persönlichkeiten heran. Zu allen Zeiten gab es nur eine Minderheit von Frauen und Männern, die solch hoher Freundschaft fähig waren, und die Zukunft wird uns dasselbe sagen. Ausnahmenaturen erleben sie, und meist erst in vorgeschrittenen Lebensjahren. Das Tragische solcher Freundschaften besteht nur allzu oft darin, daß sie von zwei Menschen geschlossen werden, die aus herbem Leid heraus nach seelischer Erlösung verlangen. Dadurch treten jene ergreifenden Konflikte in das Leben der beiden, die aufbauend und zerstörend zugleich wirken und Leiden durchleben lassen, die in alle Tiefen führen, aber sich auch zu Abgeklärtheiten entwickeln können, die Harmonien auslösen.

Eine höhere Freundschaft zwischen Mann und Frau wird nur lebensfähig bleiben und befreiend wirken, wenn beide Teile unverbrüchlich aneinander glauben und sich gegenseitig ein Vertrauen schenken, das weder Eifersucht noch Mißtrauen aufkommen läßt. Große Freundschaft beruht auf der Macht, sich in einen geliebten Menschen so zu vertiefen, daß man mit unbedingtem Vertrauen abwarten kann, daß das, worin er uns unbegreiflich oder ungerecht erscheint, sich entwirre und aus ihm selbst heraus erkläre.

Jeder muß geben, es darf nicht ein Teil der nur nehmende sein, sonst kommt sehr rasch die Tragik des Leides in eine der beiden Seelen hinein.

So traurig es ist, entspricht es doch der Wahrheit, daß Freundschaft zwischen Hochgesinnten sehr oft da erblüht, wo ein geschlossenes Ehebündnis den einen oder sogar beide Teile nicht befriedigt und oft unglücklich macht. Aber selbst bei voller Freiheit können andere unüberwindbare Schwierigkeiten da sein, die ein ungetrübtes Zusammenleben zweier Menschen verhindern.

Ich kannte ein unverheiratetes Mädchen von 35 Jahren (in diesem Alter finde ich die Bezeichnung „Frau“ ungleich schöner), die einen zehn Jahre älteren Mann mit der ganzen leidenschaftlichen Inbrunst ihrer Natur liebte. Er hatte seiner Mutter auf dem Sterbebette versprochen, unverheiratet zu bleiben und seine beiden Schwestern bei sich aufzunehmen. Damals war sein Herz frei und er ein Gegner der Ehe. Mehrere Jahre danach lernte er dieses Mädchen kennen, dessen Persönlichkeit so tief auf ihn wirkte, daß er verzweifelt einen Ausweg suchte. Es kam zu einer Aussprache zwischen

beiden. Sie erkannte den schweren Konflikt ganz, zumal sie einsah, daß die gesundheitlich überaus zarten Schwestern bei dem Bruder bleiben mußten. Ein Zusammenleben mit beiden und einer Frau an seiner Seite hätte zur Unerträglichkeit führen müssen. So schlossen der Mann und das Mädchen eine edle Freundschaft, ein höheres Bündnis zu zweien, das so Hohes und Schönes zeitigte, wie es kaum eine Ehe hervorgebracht hätte. Sieger blieb die große und reine Herzensnatur beider Menschen; auch weiß ich, daß die Frau die Stärkere im Kampfe blieb, und er sich liebend führen ließ von einer Seele, die hinan wollte, nicht hinab.

Welche Schicksale das Leben zeigt! Wir Menschen machen aus unsern Schicksalen das, wozu unsere Natur uns treibt. Die beiden Menschen, von denen ich sprach, besaßen den Mut, alle Lebensentscheidungen ernst zu nehmen; sie besaßen den Willen, in allen Lebenslagen ihre ganze Persönlichkeit einzusetzen und allen Lebensfragen mit vollster Ehrlichkeit entgegenzutreten.

Viel komplizierter noch gestaltet sich die Freundschaft zwischen Mann und Frau, wenn beide oder ein Teil von ihnen in unglücklicher Ehe lebt und für eine Scheidung unüberwindbare Schwierigkeiten vorhanden sind. Hier vor allem sind es wieder Ausnahmenaturen, die fähig sind, aus solchen Verhältnissen heraus ein Größeres aufzubauen, das unsichtbares Glück erleben läßt. Nichts Schwächliches, Zweideutiges oder Krankes darf in solchen Seelen leben, die zusammen gehören und nicht zusammen kommen können. Wehe, wenn der Mann das tiefe Vertrauen, das ihm eine wertvolle Frau in solcher Lage entgegenbringt, nicht als Beweis ihrer ergreifenden seelischen Hingabe erkennt! Oh, des Jammers, wenn sie größer denkt und tiefer fühlt als er! Wenn sie ihn als Schwächling und Feigling in einer Stunde sah, in der sie ihm ihre höchste Reinheit und Größe offenbarte. Von dem Augenblick an tötet er selbst ihre Liebe zu ihm. Und wehe der Frau, die einen wertvollen Mann in einer Lage, die edle Freundschaft auslösen will, herabziehen möchte, um ihren Sinnen zu folgen!

Tragen wir Menschen in solchen Schicksalen nicht selber die Schuld? Wir erkannten nicht, wie die Natur des andern beschaffen war. Es gibt noch immer bevorzugte Seelen, adlige Naturen, die nur mit Mühe einsehen lernen, wieviel Niedrigkeit es gibt, und diese Erfahrung immer wieder von neuem vergessen: in dem Sinne nämlich, daß sie sich den Menschen und dem Leben stets vertrauensvoll zuwenden, obgleich sie das Unrecht, das sie erlitten, weder verziehen noch vergessen haben. Die Spuren eines solchen Leids verwischen sich niemals bei tiefen und sensitiven Naturen. Ohne Ehrfurcht vor der Harmonie und Schönheit der Frauenseele ist kein verfeinertes Seelenleben zwischen Mann und Frau denkbar. Ohne Ehrfurcht hat eine Freundschaft weder Hoheit noch Dauer.

Leidlose Kameradschaft ist bei höherer Freundschaft selten, da diese aus Enttäuschungen heraus zustande kommt. Ist sie aber frei von seelischem Leid, so gibt es nichts Köstlicheres als Kameradschaft, die das Leben zum Fest gestalten kann. „Nicht den Nächsten lehre ich euch, sondern den Freund. Der Freund sei euch das Fest der Erde", sagt Nietzsche in seinem „Zarathustra". Wie weit entfernt sind wir armen Menschen noch von der Erfüllung dieses tiefen Verlangens! Jeder echte Mann und jede wertvolle Frau werden ihr Lebenlang verborgen in ihren Herzen die große Sehn-

sucht mit sich tragen, einen Menschen neben sich zu haben, der das Wesentliche ihrer Natur auslösen möchte. Aber die Natur will nur aus vollem Herzen empfangen und geben.

Alte Menschen mit jungen Herzen erleben heute noch reinstes Glück durch seelische Zusammengehörigkeit. Als freie Kameraden gehen sie untrennbar nebeneinander. Beide lächeln über das Wort „alt". Enthusiasmus vereint sich mit Abgeklärtheit in ihren Seelen.

Immer nur werden solche fähig sein, eine große Freundschaft zu leben, die imstande sind, ein großes Gefühl zu empfinden. Für ein schwaches Gefühl vermag der Schwache nicht einmal zu kämpfen.

Wilhelm von Humboldt lebte in überaus glücklicher Ehe mit seiner Frau. Das hinderte ihn nicht, einen Briefwechsel zu führen mit einer vom Leid Gebeugten, der er bis an sein Lebensende ein edler Freund und Berater blieb.

Eine Freundschaft, die keine Harmonien auslöste, um dennoch in ihrer Art groß bis in den Tod hinein zu bleiben, war die von Heinrich von Kleist und Henriette Vogel, mit der er gemeinsam in den Tod ging.

Grillparzers Gefährtin, Kathi Fröhlich, hätte freilich lieber die Hochzeitsglocken läuten hören, als „ewige Braut" ihres Franz bleiben zu müssen. Aber auch sie war getreu bis übers Grab hinaus.

Welch überirdisch große Freundschaft verband Michelangelo mit der Gräfin Vittoria Colonna! Eine Frau aus adligem Geschlecht und — was mehr heißen will — mit adliger Seele!

Genies und Ausnahmenaturen unberühmter, doch unsterblicher Seelen werden zu allen Zeiten große Freundschaft leben können.

Wenn Durchschnittsleute spöttisch über Freundschaft zwischen Mann und Frau hinwegreden und mit den Schultern zucken, so schweigen Höhergeartete bei solchem Geschwätz und bewahren ihre eigensten Gedanken und Erlebnisse als Kleinod in ihrer Seele.

Lenz

Von Max Jungnickel

Erde, der Bräutigam ist kommen!
Der Wind, der wilde Frühlingswind.
Du zitterst unter seinen Küssen
Und biegst dich wie ein Hochzeitskind.

Durch meine Augen fliegt der Lenz
Mit Sternen und mit Blüten schwer —
Die blauen Fenster meines Herzens reißt er auf.
O komm! Du, komm! Ich liebe dich so sehr!

Chilenische Landstraße

Von Walter Knoche

Weißt du noch, da wir auf der weißgepulverten Landstraße mit drei rippendürren Gäulen vor altersschwacher Kutsche über holperndes Pflaster schaukelten?

Keine Schienen und kupfernen Drähte begleiteten uns.

Nur riesenbeserne Pappeln, frühlingsgrüne Weiden hinter unkrautbewachsenen, zerrissenen, lehmgeformten Mauern —

Und einsam gelegen: buntbemalte, staubgraue Ranchos unter schilfernem Dach.

Vor uns erhob sich der Aconcagua mit gletschersilbernem Band.

Die Sonne des lichtreichen Landes verschwand hinter den Bergen der Küste —

Wir aber fuhren hinein in die dunkelrosige Pracht der Kordillere.

Die Firsten glühten von innen heraus, gleich flüssigem Metalle.

Stille schwebte über dem Tal, und Einsamkeit wehte uns an.

Da fühlte ich deine sanftgliedrigen Finger an meinen Wangen.

Und dein Mund küßte so heiß.

Aufblicktest du wieder, und die hellen Augen unter sonnengesponnenem Haar sogen sich voll von Glut, die der Firn zurückstrahlte.

Minuten verrannen, Minuten der Ewigkeit.

Schon wichen die Farben, blaugraue Schatten umspielten die weißen Flächen.

Die Pferde lenkten wir zur Stadt.

In der Dämmerung trotteten sie müde, wie hoffnungslos.

Aus der Ferne tönte gell die Lokomotive —

Noch eine kurze Stunde, und sie entführte dich, trug dich hinweg über den Paß, Geliebte!

Und ich blieb heimatskrank zurück auf staubiger Straße, im letzten Winkel dieser Erde.

Literarische Modetorheiten

Epigramme von Rudolf Krauß

Wechsel

Wie fein man heute doch die Worte setzt!
In meiner Jugend hieß es ungeniert:
„Der Bengel weiß nicht, was er will!“, und jetzt
Sagt man: „Der Jüngling ist — differenziert.“

„Interesse“

Aus tödlicher Verlegenheit
Hat mich dies Wort schon oft befreit.
Was nur das Herz begehrt, verspricht's —
Jedoch verpflichtet es zu nichts.

Der fehlende Artikel

Vormals verloren den Verstand die Leute,
„Verstand verlor er", sagt der Dichter heute.
Man muß die Klassiker modernisieren
Und Goethe etwa also korrigieren:
„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist Vater mit Kind."

Das mißbrauchte „Steil"

Des steilen Herzens steiler Gram nicht heilt,
Wo steilre Lieb' die steile übersteilt.

Gedankenstrich

Gedankenstriche: Gedankenschwund!
Der Autor gibt kund:
Ich weiß nicht weiter — — —
Vielleicht ist der liebe Leser gescheiter — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dem Aphoristen ins Stammbuch

Dem Blitzstrahl gleiche dein knapper Witz,
An Schärfe dein Auge dem Falken:
Gedankensplitter will man von dir,
Nicht aber — Gedankenbalken.

Impressionismus und Expressionismus

Natur kopiert der Impressionist,
Der Expressionist den Traum;
Der eine nimmt unter die Lupe den Mist,
Der andere schlägt Seifenschaum.

Fremdwörter-Seuche

„Hast du dies Buch noch immer nicht gelesen,
In dem sich echtsten Deutschtum tiefstes Wesen
Mit dem antiken Geist so herrlich eint?" —
Ich warte noch, bis es verdeutscht erscheint.

Quellen der Begeisterung

Was wär' sein Dichten, wenn er euch nicht hätte:
Japan'scher Schlafrock, Tee und Zigarette!

Berühmter Mann

Und wenn es von einem andern wär',
So krähte danach kein Hahn;
Doch rührt es eben von diesem her —
Drum macht man die Gans zum Schwan.

Kollege Shakespeare

Den Lebenden schafft er unsagbare Not:
Ein Dutzend trampelt alljährlich er tot.

Ironie des Schicksals

Er, den, solang er lebte, von der Not
Sein Dichten nie vermocht hat zu befreien,
Verschafft jetzt einem Dutzend Federn Brot,
Die sich dem Dienste seines Nachruhms weihen.

Wahre Poesie

Wie er's „gemeint?" Nie wird der Streit sich schlichten:
Die wahren Dichter meinen nicht — sie dichten.

Morgengesang

Von Heinrich Lersch

Schwalbengezwitscher am Balken über der offenen Tür weckte mich auf. Und schon trete ich hinaus vor die Hütte: Zwielicht im Osten kündet den neuen Tag.

Dämmernd über die weiten wallenden Ährenfelder hinflutet mit dem Morgenwind weißes feierliches Licht und silbert in den Nebeln überm Bach am Waldrand.

Aus dem dunkeln Gewoge des Holzes schreitet hervor der Hirsch und hebt sein Geweih.

Schnaubend zu mir herüber wendet er sich in die Wiesen. In Licht und Wind erschauernd breit' ich die Arme, lachend, der Wachheit gewiß; es atmet gewaltig die Brust, einströmend in flutendem Saugen trinkt die befreite Lunge Arom und Fülle der quellklaren Luft.

Helleres Licht tanzt in farbigen Wirbeln über die Ferne hin.

Sonorer Baß raunt des Waldes dunkle Geheimnisse, tönen die hellen Tenöre der gelben wellenden Ährenfelder, bunter Sopran der Wiesen klingelt mit Blumen und leuchtendem Flirren.

Da nahst du, Sonnenball, und die Lerche, des Erdbodens Bote, zimbelt und trillert dir entgegen; du nahst; wilde Tauben gurren, wirbeln auf, ihre Schwingen silbern in deinen Strahlen; jauchzend in schaukelndem Bogen wogt der Schwalbe Flug.

Süßes Geriesel perlt meinen Leib, Lächeln der Haut auf Schenkel und Brust; fließendes Licht um die Glieder gattet sich in die Poren, träuft Sonnensame ins Blut, kreisend in Lust durch die Adern.

Da prangst du, rotflackernder Ball!

Leuchten fällt über den Wald, goldenes Leuchten, glitzernd im Dampf der Tautropfen; Blumen entfalten aus grünen Kelchen die Blüten, Tau entperlt dehnenden Blättern, Gras hebt sich, breiten blitzende Insekten ihre Flügel, auftun sich der Tiere schlafschwere Glieder; Bann des Schlafes fällt, Kraft der geballten Nacht —

Wachendes Leben hebt an!

Im großen Atem des Weltalls dehnt sich die Erde; der Felsen starres Gestein atmet in Rissen und Spalten; knisternd springen Flitter des Gebirges, rieselnd stäubt Sand vom Hang —

Rispelnd, knackend dehnen sich Halme, Flüstern überläuft die Felder, Schoten platzen —

Rauschen, Flüstern, Knistern, Wispern der Pflanzen, Gezwitscher, Gegurre, Gesang der Vögel, der Tiere Geschrei!

Jedes in seiner Sprache singt jedwedes Leben.

Siehe, o Sonne, ich entfalte mich dir, öffne mich dir!

Lebendiges Licht, durchleuchte mich, durchflute, belebe mich, dir weihe ich meinen entfalteten Leib!

Mit Myriaden Strahlen singe dich in mein Blut!

Kläre mich, nähre mich, mache mich rein! Nichts soll in mir sein, das nicht durchdrungen von deiner leuchtenden Kraft!

Heilige, Sonne, diesen Leib, des Allseienden Geistes blühende Hülle, daß ich meinen

Weg sicher wandle vor deinem allsehenden Gesicht, daß ich in lichter Ahnung und tieferem Wissen des Lebens Sinn erfülle!

Lenke du mich, wie du den herbstlichen Flug der Vögel nach Süden lenkst, daß ich nicht gleite ins falsche Leben hinein!

Laß mich wie die Kreatur sicher und ruhevoll sein, daß ich in dir, durch dich, deiner zeugenden Kraft teilhaftig werde und vollkommen bin —

Mensch, wie alles vollkommen ist auf dieser Erde!

Tanz

Von Ernst Wachler

**Wie herrlich, dich zu sehen
Im duftigen Blütenkranz!
Die luftigen Schleier wehen,
Fliegst du dahin im Tanz.**

**Wie schwebst du leicht, beflügelt,
Von Erdenschwere frei,
Von keinem Zwang gezügelt:
Ein Schmetterling im Mai!**

**Und leis gelenkt, geleitet
Von innerer Gewalt,
Gleich einem Traumbild gleitet
Die himmlische Gestalt!**

* * *

**Gleich wie Traumgespinste schweben die Gestalten leis empor
Und zur Mitte strebend, bilden sie den luftbeschwingten Chor.
Haupt und Arme leicht erhoben, wirbeln sie im Kreis dahin:
Wie beflügelt ihre Schritte, wie beflügelt Herz und Sinn!
Jetzt, gelöst die Runde, flattern sie nach allen Seiten fort;
Ordnung scheint verwirrt, doch jede findet wieder ihren Ort.
Ein Gesetz verbindet alle, die zum Reigen hier vereint,
Und das Gleichmaß holder Töne in dem Tanze widerscheint.
Schwelgt das Auge nicht wie trunken? — O genieße Spiel und Schein!
Göttlich ist der Tanz, und göttlich soll auch unser Leben sein!**

* * *

**O welch ein Fest! O hätt' ich viele Augen,
Zu schaun — zu staunen — alles zu genießen!
Das Bild, das kaum Gestalt ward, will zerfließen,
Eh' ich vermag, die Fülle einzusaugen.**

**Wie reich das Leben! — Ach, ich kann nur kosten!
Was auf mich eindringt, faßt ein Dasein nicht.
Kein Tod! Das Leben leistet nie Verzicht —
Öffnet das Tor! Sein Schloß soll niemals rosten!**

* * *

**Heilig ist das Leben — heilige Schauer
Sollen seinen höchsten Flug begleiten,
Göttlich ist es und von ewiger Dauer,
Überfliegt, dem Traume gleich, die Zeiten.**

**Will es mir ein einzig Fest bereiten?
Ist der Tanz nicht ein gesteigert Leben?
Die Gestalten seh' im Kreis ich schweben,
Und ich schau' in unermeßne Weiten!**

Wieland

9./10. November 1775

Von Heinrich Lilienfein

Was war denn das nun eigentlich?

Da drunten lag doch das Gärtchen mit seinen Sträuchern und lustigen Sommerblumen. Jenseits der Hecke lief die flinke Riß, und schreiende Buben badeten drin. Von den Ummendorfer Wiesen herüber zog der frische Heuduft. Dort stand der schneeweiße Kirchturm. Dahinter blauten die Berge, und das Schlößchen Horn glänzte aus ihnen hervor. Und er saß am Fenster, den schmalen Tisch vor sich, und schrieb am „Idris".

„Sie stutzt, errötet, will entfliehn
Und bleibt, indem sich schon die schönen Knöchel heben,
Wie in der Flucht versteint, halb überm Boden schweben" — —

Wie? Was? Wo? Ein Tisch — — er blinzelte, rückte sich im Stuhl — — ein Tisch war da, aber mit zwei schiefbrennenden, schlechtgeputzten Kerzen drauf. Kein Fenster dahinter, kein Gärtchen, kein Heugeruch — und erst recht kein ragender Kirchturm und kein blitzblankes Schlößchen an blauenden Bergreihen, sondern graugetünchte Stubenwände, auf denen Schatten tanzten.

Er blinzelte noch mehr und riß die blöden Augen auf ... Nein! Er saß wahrhaftig nicht in seinem Biberacher Tuskulum. Er schrieb nicht am „Idris". Da drüben, an der Wand gegenüber, saß ein Herr, der ihn aus schlaftrunkenen Augen, eine stattliche Nase im verquollenen Gesicht, das Hauskäppchen schräg über der Stirn, anstierte ... Das war er! Er selbst, der herzogliche Hofrat Christoph Martin Wieland in seinem Schreibstuhl, zwei Treppen hoch über dem Weimarer Markt.

Er rieb sich mißtrauisch die Augen. Noch immer mißtrauisch sah er hinüber zu seinem Spiegelbild an der Wand. Hoben da nicht dicke Engelskinderärmchen höchst despektierlich seinem Gegenbild das ehrbare Dichterkäppchen spannweit vom Kopf, und ließ ein reizender Putto seine Schelmenaugen durch den Spalt zwischen Kopf und Kappe blitzen?

Jetzt schmunzelte er. Der fürwitzige Engelsbub war schon ein Geschöpf seiner wachen Einbildungskraft gewesen und verschwand im Nu. Mit klaren Augen, doch immer noch das schmunzelnde Lächeln um die vollen Lippen, sieht er um sich. Draußen vor den leicht beschlagenen Scheiben steht die tiefe, frostige Novembernacht. Die Stube ist noch leidlich warm, aber der schlanke, säulenförmige Ofen in der Ecke ist verdächtig still, und doch ist ihm, als hätte „das beste aller Weibchen" eben erst, vor dem Gutenachtkuß, die dicken Buchenkloben nachgelegt ... Aus der Richtung der Stadtkirche tutet der Nachtwächter und sagt die mitternächtliche Stunde an ... Stundenweis also hat er geschlafen ...

Kein Wunder! Was war das auch wieder für ein tolles Umtreiben gewesen — vom Mittag bis in den späten Abend! Frischweg vom Mittagessen, ohne das verdiente Nickerchen, an die Korrekturen für den „Merkur". Mitten drin ein Diener, der ihn zu seiner lieben, guten Fürstin Amalia ruft. Beim Eintritt in ihr Zimmer findet

er den Meyer aus Jena, seinen schwäbischen Landsmann, und eine blutjunge Sängerin. Ein Konzert von zwei Stunden wird daraus, und wie er sich von der Herzogin beurlauben will, kommen etliche Mitglieder der Seilerschen „Bande joyeuse“, unterwegs von Leipzig nach Gotha, und stehlen ihm die dritte Stunde ... Daheim erwarten ihn Bertuch und die zierliche, kleine Sonnemann. Denen muß er den letzten Brief seines Herzensfreundes, des Vaters Gleim in Halberstadt, vorlesen. Daran schließt sich notwendig ein Scharmützel über Gleims „Halladat“ ... Kaum ist er endlich allein, reißt ihm der greuliche Druckerlehrling die merkurialischen Druckbogen nur so unter den Fingern fort. Knapp daß er noch ein Viertelstündchen für den Abendtisch mit den Seinigen sich erübrigen kann ...

Mit den Seinigen! Beim Gedanken an sie horcht Wieland wieder mit einem Lächeln, einem hausväterlich-guten, in die nächtliche Ruhe des Hauses. Er meint unter sich die friedlichen Atemzüge seiner Frau und der vier Mägdlein zu hören. Ob er sich leisen Fußes hinunterschleicht und selber schlafen legt?

Nichts da! Auf dem Tisch, obenauf im Gewühl der alten Scharteken und engeschriebenen Blätter, liegen die Hefte der „Bibliothèque universelle“, die er sich — der gütige Himmel weiß, seit wie lange schon! — aus der herzoglichen Bibliothek entliehen hat. Die ziehen ihn an sich wie mit tausend griffigen, schwarzen Buchstabenfingerchen. Alles andre vergessend, mit fast jugendlichem Ungestüm, schneuzt er geschwind die qualmigen Kerzen und beugt sich dann in heller Lust über die Seiten, blättert, liest, exzerpiert, sinnt. Ganz anders als aus dem überschwenglichen Ariost treten ihn aus den schlichten alten Franzosen die Geister der Ritterzeit wieder an, die ihn in der Idris- und Amadiszeit schon einmal zeugungskräftig umringt hatten. Lange genug hat er im breitausladenden Roman, Sokrates halb — und halb Horaz, erziehliche Weisheit gespendet. Die farbenbunten, liebesprühenden Gestalten aus König Artus' Tafelrunde wollen den Dichter aus ihm hervorlocken, den anmutigen, im freien Spiel der Phantasie sich tummelnden Versdichter. Er fiebert wie unter den lieblichen Wehen kommender Geburten. Alle Fältchen der überbeweglichen Miene zittern — ein Spiegel der überregsamen Seele. Er wird wieder schaffen! Sein Bestes wird er geben — jetzt erst, ein reifer Zweiundvierziger auf dem Hochgrat des Lebens, der aufhorchenden Mitwelt geben! Ein mutwilliges Heldengedicht ... ein ernstes ... und noch eins zwischen beiden springt ihm entgegen. Und ein größtes, sie alle überbietendes, aus tausend Zaubern gewobenes, in Melodien und Farben schwelgendes hebt sich am Horizont, Hoffnung und Ahnung, vor seinem gespannt zusammengekniffenen, in Seligkeit fernhin träumenden Gesicht — —

Er fährt zusammen. Unbarmherzig reißt es ihn empor und aus beglückten Schöpferwonnen. Mit wildem Hussa und Hallo tobt's über den Markt her und tobt's drunten unter seinen Fenstern hin: übermütig gellende Stimmen, bei Fackelschein, der bis hinauf in seine stille Stube flackert, Gelächter, Peitschenknall. Eine Stimme, vor den andern herrisch und wohllautend, in Überkraft jauchzend. Kennt er die Stimme nicht?

Wie arges, wotansheerhaftes Spukwerk tost es vorbei, verschallt und verhallt schloßwärts, um die Ecke. Nichts ist mehr draußen, als wieder die dichte, frostige Novembernacht und die schlafende Stadt.



Der unsanft aufgeschreckte Wieland lehnt in seinem Schreibstuhl. Fort, hinweggeblasen sind die köstlichen, hoffnungsseligen Gesichte, die ihn eben noch berauschend umgaukelten ... Wer hat ihm das getan? Ob er ihn kennt, den mit der herrisch-jauchzenden, übermächtigen Stimme! Der Junge natürlich! Der Goethe, der seit drei Tagen Stadt und Hof auf den Kopf stellt ...

Goethe ... Ein Sturmwirbel widerstrebender Gefühle und Gedanken fegt durch den nachteinsamen Mann im Schreibstuhl ... Immer der Goethe sein böser Gegen- und Widergeist! ... Da hat er freilich den jungen Hexenmeister vorgestern, bald nach der Ankunft, endlich von Angesicht gesehen, ist im Kalbschen Haus drüben bei Tisch neben ihm gesessen, hat sich, leichtentzündlich und kinderzutraulich, bezaubern lassen von den Sonnenfeueraugen im genialischen Jünglingsgesicht, von dem groß überwallenden Herzen, dem sprühenden Dichtergeist ... Hat ihm der respektlose Mensch seither auch nur den schuldigen, noch so kurzen Antrittsbesuch geschenkt? Hat nicht Bertuch noch gestern, und ein andrer, auf den er sich nicht besinnt, tags zuvor von üblen Witzreden berichtet, die der Unhold auch jetzt wieder, nach der glücklich eingeleiteten persönlichen Bekanntschaft, gegen den „guten alten Schulmeister von Sinope“ und das „Männlein mit der Weiberader“ vom Stapel gelassen? ... Und wie hat er, Wieland, der ein halbes Menschenalter Ältere, um diesen Goethe und seine Freundschaft geworben!

Die Kerzen auf dem Schreibtisch brennen wieder trüb, mit schwelendem Docht und tranigen Bärten. Der Mann im Stuhl achtet nicht darauf. Aus ungutem Schweldunst und Flackerlicht steigt es auf: ein jahrelanger Reigen von Enttäuschung, Ärger, immer neu gekränkter Empfindlichkeit ... Da hatte sich dieser junge Teufel erst nicht vor Lob des „Idris“, der „Musarion“ und der „Dialoge“ gekannt und dem „großen Autor“, seinem „ächten Lehrer“ durch den Verleger Reich seine bescheidentliche Verehrung vermelden lassen. Und dann hatte er plötzlich umgeschwenkt, hatte diesen seinen „ächten Lehrer“ angefallen und von Dritten mit Wanzenstichen und Keulenschlägen anfallen lassen; hatte ihn in der niederträchtigen Farce „Götter, Helden und Wieland“ dem Gelächter aller Hämlinge preisgegeben ... Und er, Wieland, wie hatte er sich gerächt? Schon früher kündigte er den „Götz“, den „Werther“, den „Clavigo“, jedes Gedicht fast des vorlauten Frankfurters mit beinahe überschwingender Zustimmung an. Nun erst recht pries er, seine Gereiztheit niederzwingend, die selbe Farce, die ihn besudeln wollte, als eines jugendlich-kraftstrotzenden Genietums mutwillige Untat, ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz. Warum? Weil er den grasgrünen Unband nach seinem wahren Wert erkannte, seine hohen Gaben willig bewunderte, überzeugt war, daß sie beide Freunde, nicht Feinde zu werden berufen waren ... Der Dank? Neue Sticheleien, Angriffe, Grobheiten, die auf hundert Wegen von Frankfurt und anderwärts nach Weimar drangen ... Dennoch, als der Junge, des Herzogs Busenfreund, vor drei Tagen selber anlangt, als sie sich zum erstenmal begegnen, scheint alles vergessen, alles gewonnen ... Und nun?! —

Bittere Zornfalten schneiden in Wielands Stirn. Grämlich legt es sich um seinen Mund. Nichts von Freundschaft! Nichts mehr von Duldung und nachsichtigem Verstehen! Falschheit war all dies gleißende Freundlichtun Goethes beim ersten Sich-



sehen drüben bei Kalbs gewesen. Kampf, nicht Friede — Kampf bis aufs Messer heißt die rechte, die einzige Losung! Will er sich offenen Augs von diesem rohen Emporkömmling die Zuneigung seines geliebten Zöglings, Karl August, rauben lassen? Will er nach einem Leben voll Arbeit, mit einem ehrlich verdienten, über die weite literarische Welt hin leuchtenden Namen, sich wehrlos ins Nichts stoßen lassen? ... Noch ist es nicht so weit! ... Noch ist er, der er ist! —

Er ist von seinem Schreibstuhl aufgesprungen. Aufrecht steht er im mausgrauen Schlafrock, feindliches Blitzen in den Augen, die Fäuste geballt. Das unstäte Kerzenlicht wirft seinen Schatten groß und verzerrt gegen die Wand.

Nur eine Weile steht er so. Dann greift er sich ans Herz, streicht mit matter Hand über die hohe, faltige Stirn. So schnell wie er aufquoll, ist sein kühner Streitermut geschwunden. War nicht dies Toben drunten auf dem Markt, dies grelle, herrische Lärmen, das ihn aus seligen Schöpferträumen riß, ein Symbol gewesen — ein drohendes, wahrheitkündendes dessen, was geschah? Unaufhaltsam geschehen mußte? ... Wielands Hände tasten, stützesuchend, auf den Tisch. Mit wehem Kleinmut geht sein Blick über die gehäuften Bücher und Schreibblätter ... Er wird erliegen in jenem Kampf. Der Junge wird ihn gnadenlos verdunkeln, hat ihn schon verdunkelt. Nichts wird er mehr schaffen können, nichts mehr, was der Mühe lohnt. Der Sieg ist bei der Jugend. Er ist alt — alt — — Ist es nicht ein Greis, der ihn dort aus dem Spiegel, wohin sein gequälter Blick irrt, mit grauen Zügen, in verfallener Haltung ansieht? ... Kein schelmisches Götterbübchen hebt wie vorhin in losem Scherz das hofrätliche Käpplein und lächelt durch den Spalt zwischen Mütze und Kopf ... Alt — alt ...

Die Pendule auf der Kommode tut einen feinen, zitternden Silberschlag. Ein Uhr. Aller guten und bösen Geister Stunde ist vorbei. Es bleibt die nackte, häßliche Wirklichkeit.

Mit einem Seufzer bläst er die eine, schon erstickende Kerze auf dem Schreibtisch aus. Fröstelnd faßt er den Leuchter mit der andern Kerze. Er geht gebeugt zur Tür. Über die Treppe schleicht er müde, aber behutsamen Fußes hinunter und tritt ins Schlafzimmer. Ahnungslos und tief schläft die kleine, rundliche Hofrätin in ihren Kissen. Wohl ihr! Sie hat kaum je eine seiner Schriften zu Ende gelesen und hat doch das gütigste Herz, das für ihn schlägt ... Er bläst die Kerze aus, entkleidet sich im Finstern, sie nicht zu wecken ...

* * *

Später als sonst sitzt Wieland am andern Morgen bei der Frühstückssuppe in der behaglich angewärmten Wohnstube. Die Hausfrau, die sie ihm hingesetzt, waltet schon in der Küche. Die Kinder, Sophie und Dorchen, Karoline und Malchen, lärmen spielend im Flur. Sonst hört er mit zufrieden-nachsichtigem Lächeln ihr unschuldiges Lärmen. Heute ärgert er sich. Griesgrämiger Unmut, nichts als undurchdringliche Finsternis ist von der Nacht her in ihm. Nur Schwere, kein noch so zaghaftes Flügelschwingen einer Seele. Er brütet und brütet. Wofür ist er, zerschlagener noch als vor dem bißchen Schlaf, aufgestanden? Wozu belebende Nahrung in den dummen Leib? Wofür ihn erhalten, den alten, nichtsnutzigen Krippenbeißer?

Die Glocke bei der Haustür geht. Er schüttelt den Kopf wie einer, der eine Fliege wegschüttelt. Noch einmal — laut, befehlshaberisch schrillt die Glocke herauf. Er wirft mißmutig die Schultern. Wird was Rechtes sein, was sich so wichtig macht!

Schritte kommen über die Treppe, sicher und stürmisch. Eine Stimme im Flur. Jäh verstummen die Kinder. Eine helle, wohllautend-herrische Stimme: „Na, ihr Rackerzeug, ihr liebes! Seh' ich aus wie ein Nachtschräzel? Wo ist der Vater? Wo ist der Hofrat Wieland? Ich bin doch recht?"

Wie mit elektrischen Schlägen trifft die Stimme den aufhorchenden Wieland. Sie reißt ihn empor. Ehe er weiß, was er läßt und tut, stürzt er zur Wohnstubentür.

„Goethe — Herr Goethe!" Stammelt er's wirklich, oder suchen die Lippen bloß die Worte zu bilden?

Der da draußen im Flur — Malchen auf dem Arm, Sophie und die andern am Rock — reckt sich. Hastig setzt er die Kleine nieder, drängt die übrigen von sich und tritt einen Schritt vor. Sein Antlitz leuchtet in lachender, ungebundener Freude. Die Augen lohen. „Ich bin's! Wahr und wahrhaftig bin ich's!"

Vor Wielands Augen springen Funken. Wortlos tappt er nach dem Ankömmling und zieht ihn mit beiden Armen unter die Tür der Wohnstube. Dürstend taucht sein Blick tief und tiefer in den des Gasts, der ihn mit lachendem Ernst aushält, mit verstehendem Feuer erwidert.

„Willkommen!" murmelt Wieland. Er kämpft mit dem Schwanken der Stimme, mit Tränen. Weinen möchte er wie ein Kind und sich, überwältigt von niegekanntem Gefühl, in die Kniee werfen. Doch er meistert sich. Noch immer hält er den Gast, schaut und schaut. „Willkommen! Willkommen!"

Und der Junge, der Kommende, begreift ihn noch besser. Rührung überkommt auch ihn, ehrfürchtige Rührung bei so kindlich-großem Willkomm, in dem sich zwei Zeitalter grüßen. Fort alles Mißwollen und Kritteln. Fort für immer, was die kalte Ferne an tödlichem Unverstand zwischen sie geschichtet!

Jetzt sind sie inmitten der Stube. Aber ihre Hände lassen sich nicht. Der Junge huldigt dem Älteren, der sein Wegbereiter war. Der Ältere neigt sich vor dem Jungen, der sein Werk nicht vernichten, sondern vollenden wird; von dem nicht lähmende Kälte, sondern unendlich zeugende Kraft in ihn hinüberflutet. Durchströmt es ihn nicht, wieder und stark wie nie, das Schöpferentzücken der Nacht, das ewig verloren geglaubte, und erfüllt die Stube mit lichten Schauern?

Neugierig stehen die Kinder in der Tür mit schalkhaft lächelnden Gesichtern, wie ein Schwarm von lieblichen Putten. Und ein kleinstes, keckstes, überirdisches — von niemand gesehen — lugt hinter Wielands Käppchen hervor, mit triumphierend-anmutigem Lachen ...



Rundschau

Königin Viktorias Ehe

Viktorias Ehe fällt in die Zeit der Romantik, eine Zeit, die ihren Menschen ihren eigenen Stempel aufdrückte. Das Schicksal wollte, daß sie an und für sich voll war von im Sinne ihrer Zeit romanhaften Zügen, so daß man sich wünschen möchte, ein Fontane hätte den Stoff in die Hand genommen. Statt des Romans beschenkt uns unsere Zeit mit der Biographie — der Biographie persönlichster Einstellung, die ihrem Gegenstand ohne jede leidenschaftliche Parteinahme ironisch-sympathisch gegenübersteht, alles verstehend, alles verzeihend, ein schillerndes Mosaik von Tatsachen so ausbreitend, daß die Materie Sinn und Form — oft überraschend genug — annimmt. Auch Viktoria, Königin von England und Kaiserin von Indien, hat so ihren Biographen gefunden (Queen Victoria, by Lytton Strachey).

Was freilich die kleine, autokratische Frau aus ihrem fast spanischen Hofzeremoniell heraus zu solch demokratischem Unterfangen gesagt hätte, und ob sie auch nur im entferntesten das trotz aller menschlichen Mängel bewundernswerte Frauenbild, das uns daraus entgegentritt, zu schätzen gewußt hätte, ist sehr fraglich.

Als die Achtzehnjährige, in rasch übergeworfener Hülle, die bei Morgengrauen herbeigeeilten zwei Großen Englands vor sich auf die Knie sinken und sie als ihre Königin begrüßen sah, gelobte sie sich: I will be good. (Etwa: Ich will gut und fromm sein.) Soweit sie diesen Satz verstand, hielt sie ihn getreulich bis an ihr Ende. Weiter: Als die Achtzehnjährige von dem ungeheuren Erlebnis der Krönung zurückkam, richtete sie die Frage an ihre Mutter: „Bin ich nun wirklich Königin?“ Auf die Antwort der Herzogin von Kent, daß dies in der Tat so sei, richtete sie ihre erste Bitte als Königin an die Mutter. Diese bedeutungsvolle Bitte lautete, man möge sie auf eine Stunde ganz allein lassen. Bis zu diesem Augenblick war das junge Geschöpf noch nie allein gewesen; sie war noch nie eine Treppe hinabgegangen, ohne eine fürsorglich geleitende Hand in der ihren zu fühlen, Tag und Nacht war sie behütet und bewacht worden. Eine Stunde lang blieb sie allein. Als sie wieder erschien, gab sie einen bedeutungsvollen Befehl: man solle ihr Bett aus dem Schlafzimmer der Mutter in ein anderes Zimmer bringen. Damit war ein Traum, den die Herzogin achtzehn Jahre lang geträumt hatte, ausgeträumt. Ihr Einfluß auf ihr Kind, und alles, was er für sie bedeutete, war zu Ende. Was Viktoria anbelangt, so war der Befehl ein Symbol. Das Schulmädel von gestern war zur Monarchin herangereift, in einer Nacht. Und sie war sich dessen bewußt. Dies Bewußtsein verließ sie auf keine Sekunde mehr während ihrer langen Regierung. Sie war klein und unbedeutend von Figur, mit den etwas vorquellenden Augen ihres Großvaters Georg III., aber ihre Haltung war königlich. Ihre Hände waren in ihrer Art bemerkenswert: klein, rundlich, aber energisch und dazu geschaffen, die Dinge beim rechten Ende anzupacken. Wie sehr das Bewußtsein, Herrscherin zu sein, Herrscherin eines so großen und mächtigen Reichs, sie erfüllte, so daß keine ihrer Handlungen und Bewegungen sich außerhalb dieses Bewußtseins vollzogen, zeigen tausend Einzelheiten von ihrer Thronbesteigung bis zu ihrem Ende. Charakteristisch dafür ist eine Episode wie die folgende: Als die Kaiserin Eugenie die Königin in den fünfziger Jahren besuchte, war sie im Zenith ihrer Schönheit. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als die schwangleich in ihren Pariser Krinolinen dahinschwebende biegsame Gestalt der Spanierin, neben der kleinen, dicken, stets nach der vorjährigen Mode gekleideten Viktoria. Und dennoch haben wir Augenzeugen, die bekunden, daß diese von der Natur so stiefmütterlich ausgestattete Frau durch die Macht einer ihr angeborenen Majestät die andere vollständig in den Schatten stellte. In ihrer späteren Lebenszeit, wo sich das autokratische Gefühl in ihr fast erschreckend ausgebildet hatte, hören wir von

Zügen, die manche Eigentümlichkeit im Wesen ihres Enkels Wilhelm zurückrufen. Die strengste Etikette herrschte an ihrem Hof, und es konnte vorkommen, daß ein alter und kranker Minister, der ihr stehend Bericht erstattete, von seiner Fürstin wohl bedauert, dennoch aber auf die Unmöglichkeit hingewiesen wurde, sich setzen zu dürfen, da die Etikette dies verbot. Baron Eckardstein erzählt, daß der Prinz von Wales (Eduard VII.) einmal ohne seine Schuld zu spät zur Tafel kam. Da er nicht den Mut hatte, seiner Mutter entgegenzutreten, blieb er lange hinter einer Säule stehen und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Als er endlich es wagte, hervorzutreten, brachte ihn das kurze Kopfnicken der Königin so aus dem Konzept, daß er wieder hinter einer Säule Zuflucht suchte. Er war damals schon über fünfzig. (Der Biograph Eduards, Sidney Lee, dementiert diese Geschichte.) Jemand erzählte mir, daß man ihren Enkelkindern im Religionsunterricht gesagt hatte, im Tode seien alle Menschen gleich, worauf die kleinen Prinzen nachdenklich bemerkten: „Das wird aber Großmama nicht passen!"

Alle diese Züge, so stark entwickelt in der alten Frau, lagen schlummernd, aber doch sichtbar, im Charakter des jungen Mädchens. Man hätte deshalb mit gutem Grund schließen dürfen, daß sie sich auch in der Ehe geltend machen würden, und daß der Gemahl einer solchen Frau nichts anderes als ihr erster Untertan sein werde, um so mehr, als die kurze Spanne unbeschränkter Freiheit, die für die Prinzessin zwischen ihrer Thronbesteigung und ihrer Heirat lag, ihr so gut zusagte, daß sie sich nur schwer entschließen konnte, dem Gedanken, sie in der Ehe zu beschränken, näherzutreten. Eigentümlich ist, daß nichts von alledem geschah, daß die Frau, die das größte Reich der Erde beherrschte, in ihrer Ehe auf alle Privilegien ihrer Stellung verzichtete und die hingebendste und demütigste Gefährtin, die in grenzenloser Bewunderung aufblickende Gattin, die in monumentaler Trauer das Andenken des Einzigen lebendig erhaltende Witwe wurde.

Es ist nicht immer ratsam, einem Porträt unbedingtes Vertrauen zu schenken — Heinrich VIII. tat dies, als er Anna von Cleve heiraten wollte, und es ist noch heute ein Wunder zu nennen, daß sie seine Enttäuschung nicht mit dem Kopf bezahlte. Wenn wir dem Bildnis, das von dem Prinzen Franz Karl August Emanuel Albert von Sachsen-Koburg aus dem Jahr 1840 existiert, einigermaßen trauen können, so ist es nicht verwunderlich, daß die junge, etwas überschwengliche Fürstin in ihm ihr Schicksal sah. Ein schlanker, überaus sympathischer Jüngling, in einer berückenden Uniform von Blau und Silber, den mit Reiherstutz geschmückten Kalpak im Arm, tritt uns entgegen. In späteren Bildern erscheint er uns prosaischer, die Lockenfülle ist gelichtet, die boshaften Engländer verglichen ihn mit einem „butler". Er war drei Monate jünger als Viktoria, schon von Kind auf hatte man ihm gesagt, daß die kleine englische „Maiblume" seine kleine Frau werden solle. Es ist nicht anzunehmen, daß er sie je leidenschaftlich geliebt hat, doch lag ihm das Leidenschaftliche nicht. Jedenfalls hat er nie eine andere geliebt, und wenn der Fontenellsche Spruch, der behauptet, in einem Liebesverhältnis stehe die Partie so, daß das eine liebe, während das andere sich lieben lasse, Anspruch auf Wahrheit hat, so war das Verhältnis hier vollkommen. Viktoria liebte ihn mit aller Glut, aller Hingebung, aller Anbetung, deren ihre Natur fähig war. In ihm hatte diese Ehe mit ihren ungeheuren politischen und sozialen Möglichkeiten den schlummernden Ehrgeiz eines guten, edel veranlagten Menschen geweckt. Er hoffte, dem Lande seiner Adoption Großes zu leisten, sich ihm ganz zu schenken, ohne, wie er an seine Großmutter schrieb, „je aufzuhören, ein treuer Deutscher, Koburger, Gothaner zu sein".

Daß die junge Ehe ihre kritischen Momente haben würde, ist klar, wenn man sich des autokratischen Zugs im Charakter der jungen Königin eingedenk bleibt. Sie war erst so kurze Zeit Herrin, Herrscherin über ihre Welt — und es kamen Stunden, wo sie es unerträglich fand, die Herrschaft zu teilen, ihren königlichen Willen einem andern unterzuordnen. Der Bruder des Prinzgemahls, Prinz Ernst, erzählt eine kleine Geschichte, die vielleicht nur ben trovato, immerhin aber sehr bezeichnend für die damalige Sachlage ist. Albert hatte sich zornig in sein Zimmer eingeschlossen. Viktoria, ebenfalls wütend, klopfte heftig an die Tür. „Wer ist da?" fragte Albert. „Die Königin von England" war die Antwort. Als er sich nicht rührte, kam ein neuer Hagel gegen



die Tür. Immer wieder folgten sich die gleiche Frage und die gleiche Antwort, bis endlich nach sanfterem Klopfen auch die sanfte Antwort kam: „Deine Frau, Albert." Worauf die Türe sich sogleich auftat. Ein weiterer Umstand führte dazu, daß die Ehegatten sich nicht so leicht verständigten, wie es sonst möglich gewesen wäre. Viktoria hatte seit ihrer frühen Jugend eine deutsche Erzieherin gehabt, eine hannoversche Pfarrerstochter namens Lehzen, an der das einsame Kind mit allen Fasern seines liebebedürftigen Herzens gehangen hatte, und nun als Herrscherin immer noch hing. Lehzen, die zur Baronin erhoben wurde, besaß einen fast unbegrenzten Einfluß auf Viktoria, der sich auch in der jungen Ehe dergestalt geltend machte, daß Albert nie ohne das Gefühl war, eine dritte Person zwischen sich und seiner Gattin zu haben. Erst mit der Zeit und in dem Maße, in dem sich der junge Haushalt mit Kindern füllte, verlor die Baronin an Einfluß. Eines Tages zog sie sich in ihre Heimat zurück und lebte ihren glänzenden, vom Bilde ihrer Schülerin erfüllten Erinnerungen. Als dieser Zeitpunkt herangekommen war, hatte sich das Bild des jungen Prinzen in der berückenden Uniform, das Viktoria im Herzen trug, langsam aber von Grund auf verändert. Ganz allmählich war alles Äußerliche, das sie an dem Gatten geliebt hatte, nebensächlich und kleinlich geworden in dem Maße, in dem sie die innere Größe und Güte seiner Natur erkannte. Das kleine Mädchen, das gelobt hatte: „I will be good", war unter den Einfluß eines Menschen gekommen, dessen einziger Ehrgeiz selbstlose Güte im Dienste der andern war, und alles, was als Drang zu Anbetung, Vergötterung in ihr lag, strömte auf diesem Wege ihm unaufhaltsam zu. Sie hatte den Altar gefunden, auf dem sie sich rückhaltslos zu opfern vermochte. Von nun an füllte ein unaussprechliches Glücksgefühl ihr ganzes Sein, sie war die seligste aller Gattinnen und Mütter. Es existiert ein Bild aus jener Zeit, das den Prinzgemahl stehend zeigt, an eine Wand gelehnt, ruhig auf die sitzende Gattin herabsehend. Sie schaut zu ihm empor und man fühlt, daß in diesem Blick ihre Welt beschlossen liegt. Von nun an sehnte sich die Monarchin, die in den ersten Jahren ihrer Regierung in unbezwingbarer Jugendkraft und Lebenslust tanzte, ritt, lachte und arbeitete, nach einem stillen Glück im Winkel, nach einem unzugänglichen Fleck, wo man glückselige Tage verbringen und beinahe — vergessen konnte, daß man die halbe Welt regierte. Zuerst glaubte man, diesen Fleck auf der Insel Wight gefunden zu haben. Schließlich fand man ihn wirklich in den schottischen Hochlanden, deren Romantik an eine verwandte Saite in Viktoria rührte. Aber mehr noch als dies zählte die Tatsache, daß Albert gern dort weilte. Dort unternahm sie einsame Ritte mit ihm ins Hochgebirge, dort redete der von den Engländern als steif und zeremoniell verschriene Prinz mit dem Bergvolk, da gab es Mondnächte auf den Bergheiden und Dudelsackmusik zu den Mahlzeiten. Albert trug den „kilt" (Hochlandröckchen der Männer) und errichtete „cairns" (Steinmäler) auf den Gipfeln der Berge. Viktoria malte Landschaften in Wasserfarben, die das Schloß (Balmoral) schmückten, das sich die Gatten hier erbaut hatten. Alles war des geliebten Mannes Werk, und in ihrem Tagebuch schrieb sie: „Sein feiner Geschmack und die Spuren seiner lieben Hand sind überall sichtbar." Sie ertrug nur schwer den Gedanken, wieder nach England zurück zu müssen. „Wenn man nur ganz einschneien könnte", war ihr Wunsch.

Die Pflicht zwang zur Rückkehr. Der Krimkrieg war ausgebrochen. Niemand nahm es ernster mit seiner Pflicht, als Albert. Er arbeitete unermüdlich, bedeckte ganze Stöße Papier mit Notizen und Anweisungen an die Minister. Seine großen Fähigkeiten, von Viktoria bis zum Äußersten anerkannt und gewürdigt, stießen immer noch auf stummen aber energischen Widerstand im Lande seiner Adoption, das in ihm bis zu seinem Ende den „Ausländer" sah. Viktoria litt außerordentlich unter dieser Tatsache, die die großen Pläne ihres Gatten zum Besten Englands unmöglich machte. Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie der Sache abhelfen und die Stellung des Gatten verbessern könne. Schon seit einiger Zeit hatte sie bemerkt, daß er oft niedergeschlagen war. „Die Königin hat das Recht, zu verlangen, daß ihr Gemahl ein Engländer sei", schrieb sie einmal und gab ein Dekret heraus, das ihn zum „Prinzgemahl" ernannte. Damit hoffte sie, den „Ausländer" vergessen zu machen. Doch weder dem Lande noch dem Prinzen schien damit ge-



holfen. Er wurde von Tag zu Tag bedrückter. Sie sorgte sich um ihn, ging mit ihm spazieren, freute sich, wenn er in Osborne den Nachtigallen vorpfiff, wie er es einst in der Rosenau zu Koburg getan hatte. Sie hoffte, daß ihn Photographien von Koburg erfreuen würden und ein von Vicky (später Kaiserin Friedrich) entworfener Briefbeschwerer aus Balmoral-Gestein. Sie fühlte dumpf, daß sie die Wurzel des Übels nicht berührte. Lytton Strachey, der wie kein anderer in die feinsten Verzweigungen psychologischer Eigenart seines Charakters eindrang, meint, eine unbesiegbare, die Wurzeln seines Lebens vertrocknende Enttäuschung in bezug auf sein Lebenswerk sei die Grundursache dieser Depression gewesen. Auf jeden Fall war er auf ungeheuerliche Weise überarbeitet. Die Bürde, die er freiwillig auf sich genommen, zehrte an seiner Lebenskraft. Um diese Zeit (1861) starb die Herzogin von Kent, Viktorias Mutter. Es war das erstemal, daß die Königin mit dem Tod in nahe Berührung kam, und der Eindruck auf ihre stets zum Überschwang geneigte Natur war überwältigend. Ihre eigene überströmende Lebenskraft stand in so großem Gegensatz zu Sterben und Vergehen, daß eine Art von innerem Widerspruch gegen das Naturgesetz, ein ungläubiges Staunen und Entsetzen sie zu Ausbrüchen des Jammers trieben, die fast befremdlich erschienen in Anbetracht der Entfernung, die zwischen Mutter und Tochter seit der Thronbesteigung getreten war.

Noch im selben Jahr sollte der Schlag sie treffen, den sie, noch bis zum letzten Augenblick, für unmöglich hielt — Albert sollte ihr genommen werden. Sein stets sich verschlechternder Gesundheitszustand hatte ihr keine ernste Besorgnis eingeflößt. Aus der Fülle ihrer Lebenskraft heraus wurde es ihr schwer, seine körperliche Schwäche recht zu verstehen. Den letzten Anlaß zu seinem Zusammenbruch gab der Prinz von Wales (Eduard VII.), dessen Betragen in Cambridge eine Reise des kranken Mannes dorthin nötig machte. Zu spät wurde erkannt, daß er an Typhus litt. Trotzdem arbeitete er noch. Sein letztes Memorandum — wieviel tausende hatte er geschrieben! —, mit zitternder Hand zu Papier gebracht, wirkte noch für den Frieden. (Es war Gefahr, daß England in den amerikanischen Bürgerkrieg verwickelt wurde.) Einmal verlangte er Musik: seine Tochter Alice spielte ihm einige von Luthers Kirchenliedern. Die ahnungslose Viktoria las ihm aus Walter Scotts Werken vor. Er dankte ihr mit „liebes Frauchen, gutes Weibchen". Am 14. Dezember hatte er, nach vorübergehender Besserung, einen heftigen Rückfall. Endlich sah auch Viktoria den Abgrund vor ihren Füßen. Die Kinder kamen und nahmen Abschied von dem Vater. Viktoria saß dabei, vollkommen gefaßt. In solchen Augenblicken bestätigte sich ihre königliche Natur. Gegen Abend ging sie auf einen Augenblick in das anliegende Zimmer. Man rief sie sofort zurück, und da sah sie das Ende. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, so furchtbar, daß das ganze Schloß vor Schrecken bebte. Die Dunkelheit schlug über ihr zusammen. . .

Sie war 42 Jahre alt, als er starb. Sie überlebte ihn um beinahe dieselbe Spanne. Doch liegt, wie ihr bester Biograph berichtet, ein Schleier über diesem persönlichen Leben der Königin. Fortan war jeder Tag, jede Stunde dem Andenken des Unvergeßlichen geweiht. In der ersten Zeit schien es, als ob sie den Verstand verlieren würde, doch ihre Willenskraft hielt sie immer wieder aufrecht. Und ein Gedanke war es, der ihrem Leben noch Inhalt gab: seine Wünsche, seine Pläne zu verwirklichen, seinem Andenken zu dienen in Ehrfurcht und Gehorsam. Sie sollten fortan ihr Gesetz sein, von dem keine Menschenmacht sie abbringen konnte.

Es scheint, als ob der eisenharte Eigenwille, der vielleicht ihr hervorstechendster Charakterzug war, und der während ihrer glücklichen Ehe sozusagen latent gewesen, weil sie ihn freiwillig dem des Gatten unterordnete, nun wieder aufschnellte wie ein zurückgehaltener Bogen. „Niemand soll sie führen oder ihr diktieren," schreibt sie an ihren Onkel, „niemand soll sie zu etwas zwingen. Er würde dergleichen nie billigen." Ihr Leben bestand nur noch in der einen Frage an ihn: Wie willst du, daß ich handle? In tiefster Trauer siedelt sie nun von einer Residenz zur andern, die Hauptstadt vermeidend. Mit den Jahren wurde sie ihren Untertanen eine nie gesehene, unbekannte Erscheinung. Sie hatte nichts mehr zu schaffen mit dem Pomp ihrer Stellung — eine heilige Bürde ruhte auf ihr: sein Werk zu vollenden. Zu diesem Ende nahm sie die ungeheure

Arbeit, die Albert geleistet hatte, auf ihre Schultern, las Dokumente, schrieb und gab Instruktionen von früh bis spät. Es ist oft rührend, wie sie ihrem Volke, das dieser freiwilligen Belastung der Monarchin keineswegs sympathisch gegenüberstand, in klagenden Ausrufen die Schwere ihrer Aufgabe und deren Unvermeidlichkeit klarzumachen suchte. Denn die fortgesetzte Trauer behagte dem englischen Volk je länger, desto weniger; Hof und Hoflieferanten verzweifelten ob des ewigen Trauerkrepps. Es war vielleicht ein Widerspruch, aus dem Übermaß ihrer Anbetung geboren, der die Engländer bewog, den toten Gatten weit weniger groß, gut und edel zu finden als er es in der Tat gewesen — und dies war wiederum der Punkt, den Viktoria nie verzeihen konnte. Sich zum Trost, ihm zum Ruhm, baute sie Denkmäler für den Unvergeßlichen über das ganze Land. Seine Büste stand vor ihr, während sie königliche Erlasse gab, wichtige Dokumente unterschrieb; die steinernen Züge, an die sich ihr Blick heftete, halfen ihr in ihren Zweifeln. Am Kopfende eines jeden Betts, in dem sie schlief, war eine Photographie Alberts angebracht, die ihn auf dem Totenbett zeigte. Jeden Abend mußte in seinem Ankleidezimmer alles zurechtgemacht werden, als ob er noch lebte. Fast vierzig Jahre lang legte man die Kleider des toten Gatten heraus, füllte sein Waschbecken mit Wasser!

Es war dieser Frauennatur nicht gegeben, einem Besitz zu entsagen. In all diesen seltsamen Riten war der Tote ihr nicht tot, er lebte ihr noch, sie besaß ihn noch. In unzähligen Porträts, Statuen, Büsten, Denkmälern war er ihr nahe, in seinen Plänen, Wünschen und Gedanken blieb er lebendig, durchdrang ihr Sein. Sie übertrug diese Tendenz auch auf alle toten Gegenstände, die er je berührt hatte, keines durfte verlorengehen oder auch nur seinen Platz verändern. Im Alter vertrug sie überhaupt nicht mehr, daß auch die kleinste Einzelheit ihres ungeheuren Besitzes sich wandelte. Was vergänglich war, wie Vorhänge, Möbelstoffe, mußte stets wieder täuschend ähnlich ersetzt werden. Die Gegenstände der zahllosen Räume wurden photographiert, numeriert und in Albums verewigt, so daß sie zu jeder Zeit einen Überblick über ihr Eigentum gewinnen und ihr Gedächtnis auffrischen konnte. Ihre Kleider aus 70 Lebensjahren füllten die Schränke. Alle Menschen, alle Tiere, die ihr lieb waren und lieb gewesen waren, umgaben sie in zahllosen Reproduktionen. Auf diese Weise hielt ihr ungemein zäher Lebenswille die Vergänglichkeit des Irdischen in eigenwilligen Schranken.

In dem Maße, als die Zeit ihren Schmerz milderte, wandelte sich auch ihr Egoismus, ohne zu verschwinden. Er nahm liebenswertere Formen an. Man sagt, daß ihr Lächeln im hohen Alter eine bezaubernde Wirkung auf die Menschen ausübte, mit denen sie in Berührung kam. Ihre Umgebung diente ihr mit freudiger Hingabe. Ganz allmählich hatte sie ihre Repräsentationspflichten wieder aufgenommen (soweit ihr vorgeschrittenes Alter dies gestattete), man sah sie wieder bei Konzerten, Eröffnungsfeiern und dergleichen — und es war ihr beschieden, nach allerlei Änderungen in der Volksgunst während der langen Reihe von Jahren, in denen sie regierte, das Herz ihres Volkes ganz und ohne Vorbehalt zurückzugewinnen. Man betete die alte Frau an. In der englischen Konstitution gilt der Satz: Der König kann nicht irren. (Was bedeuten soll, daß die Krone nicht verantwortlich ist für die Handlungen ihrer Minister.) Am Ende ihres langen Weges angelangt, genoß sie im Bewußtsein ihrer Untertanen unbeschränkt das Vorrecht, das in diesem lapidaren Satz enthalten ist: Man hatte oft Kritik an ihr geübt, nun stand sie über aller Kritik, das Muster einer Gattin und einer Königin. Und schließlich beruhte die ungeheure Sympathie, die sie genoß, auf tieferen Gründen als bloßer Gewohnheit ihres Daseins, moralischen Grundsätzen, Pflichttreue usw. Man fühlte, daß diese kleine, starke Frau eine seltsame Verkörperung ihres Volkes darstellte in ihrer Lebenskraft, ihrer Zähigkeit, ihrer Herrennatur, ihrer praktischen Begabung, ihren Besitzinstinkten, ihrem Konservatismus, ihren engen, aber unverrückbaren Idealen. So war sie das Vorbild des englischen Mittelstandes.

Und in dieser Gewißheit, von ihrem Volk geliebt zu werden, gewann sie das Glück, das ihr so früh verlorenging, in neuer Form wieder zurück, als ihre Pilgerschaft fast zu Ende war.

Es war ihr nicht vergönnt, ihre letzten Tage friedlich dahingehen zu sehen: die Aufregungen

und Sorgen des Burenkriegs kamen über sie. Sie erlebte jedoch den Sieg ihres Volkes. Wie der alte Franz Joseph arbeitete auch sie, bis ihr der Tod die Feder aus der Hand nahm. Mit eiserner Willenskraft empfing sie ihren siegreichen General in Audienz — danach brach sie zusammen. Einige Tage später schlief sie sanft hinüber. Im Frogmore-Mausoleum ruht sie neben Albert.

L. M. Schultheis

Die Grundfrage unserer Frauenbewegung

Je länger ich die Arbeit und die Entwicklung unserer neuzeitlichen Frauenbewegung in zwei Welten — unserer deutschen und der nordamerikanischen — verfolge, desto klarer drängt sich mir die Erkenntnis auf, wie sehr das eigentliche Grundproblem der Sache im Hintergrund bleibt, wie es, anstatt schärfer und bewußter herausgearbeitet zu werden, mehr und mehr über praktischer Wirksamkeit in hundert sekundären Einzelfragen vernachlässigt wird. Ja, mir will scheinen, daß von Anfang an die Frauenbewegung nicht von der tiefsten sittlichen Erkenntnis und Forderung der Frage ausging, die lauten muß: „Wie wird die Frau der vorwärtsdringenden Menschheitsentwicklung gerecht? Wie bringt sie ihr eigentliches Wesen, ihre besonderen Werte zu vollem Ausdruck und damit zum Bewußtsein und zur Förderung der Menschheit?", sondern daß die Frauenemanzipation — denn so hieß sie ganz bezeichnenderweise anfangs — das ganze Gewicht auf Forderung von Rechten legte, und die vorauszugehende, den Rechten zugrunde liegende Pflicht entweder gar nicht erkannte oder wenig beachtete. Man ging nicht von dem Grundsatz aus, daß die Frau neue Pflichten zu erfüllen, sondern davon, daß sie eine Menge von Rechten zu verlangen und zu erkämpfen hätte.

Von Anfang an gab es den Kampf gegen den Mann mit männlichen Mitteln nach männlicher Art. So begab sich die Frauenbewegung von vornherein ihres Besten, ihrer Eigenart, ihrer besonderen Werte und kam daher auch sofort von dem tiefsten eigentlichen Problem ab, um in soundso viele einzelne Forderungen und Aufgaben zu zerspringen: Frauenwahlrecht, Studium- und Berufsfreiheit, rechtliche Selbständigkeit usw. Es ist dringend an der Zeit, zu der Arbeit an einer wesentlichen Lösung der Frage zurückzugehen.

Wir schaffen nichts mit aller Praxis, wenn die geistige Voraussetzung dazu noch nicht da ist. Wenn etwas wirklich erfolgreich in die Praxis umgesetzt werden soll, muß es aus klarer Erkenntnis und lebendigem Bewußtsein geboren sein. Sonst bleibt ein praktischer Erfolg — wie etwa unser deutsches Frauenwahlrecht — ein Dach auf wackligen Pfählen. Ob ein solider Unterbau allmählich aufgerichtet und untergeschoben werden kann, ist fraglich. Manch ein Dach auf schwanken Pfählen ist wieder eingestürzt und hat dann erst recht lange Zeit nicht wieder aufgebaut werden können. Der solide Unterbau für alle Bestrebungen der Frau heißt aber: wirkliche Selbsterkenntnis, wahres Bewußtsein des eigenen Wesens, aus der die unbedingte, zwingende Pflicht erwächst, sich auf allen Lebensgebieten nach vollster Eigenart zu betätigen. Diese Betätigung kann dann weder ein Gegensatz noch eine Nachäffung des männlichen Wesens sein, und viele der jetzt als Probleme und Schwierigkeiten erscheinenden einzelnen Zustände fallen einfach in sich zusammen, wenn die Gesamtfrage richtig angefaßt wird. Wie kann es z. B. eine Konkurrenz zwischen Mann und Frau geben, wenn männliche und weibliche Art vollkommen in ihrem tiefsten unterschiedlichen Wert erfaßt und zur Darstellung gebracht wird in Kunst und Wissenschaft, in Handwerk und Geschäft, im öffentlichen wie privaten Leben?

Es ist nichts damit getan, daß die Frau alles tut, alles angreift, alles studiert, was es in der Welt zu tun und zu studieren gibt, sondern es kommt auf das Wie an. Nicht daß sie es dem Manne an Kunst, Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit gleich tut, sondern daß sie es so unterschiedlich von ihm tut, daß ein anderer, besonderer Wert dadurch geschaffen wird. Was nützen

uns ein paar Ärzte oder Juristen oder Künstler mehr aus den Reihen der Frauen, wenn das, was sie leisten, ebenso gut Männer leisten können? Wir haben ja Männer genug dazu. An sich hat weder der Mann noch die Frau irgend ein Recht. Nicht irgendwelche individuellen Neigungen und Wünsche entscheiden über das, was sein soll und sein wird, sondern die Notwendigkeit für die Menschheit entscheidet. Die Notwendigkeit, die etwas zur Pflicht macht, aus der dann das Recht entspringt. Es gibt kein Recht, das nicht aus der Pflicht hervorginge, und keine Pflicht, die kein Recht schüfe. Die Menschheit aber braucht zu ihrer weiteren Entwicklung die Betätigung der Frau nicht zur Vermehrung und Betonung der Männerarbeit und Männerart, sondern als weibliche Ergänzung, als Vollendung des Menschtums in seinem zwiefachen Wesen.

Daß wir weit noch davon entfernt sind, in dieser Linie genügende vorbereitende Denkarbeit zu tun, geschweige in der Praxis danach zu handeln, zeigt uns die immer wiederkehrende Frage, die gleichbedeutend mit Klage ist: „Wie bleibt die Frau Frau im heutigen Erwerbs- und Berufsleben?" Liegt in solcher Frage nicht schon der ganze große Fehlschlag der Frauenbewegung, der sich aus falscher Einstellung und falschen Wegen herleitet? Wir befinden uns tatsächlich in einer ganz gefährlichen Lage, die für uns Deutschen so stark verschärft ist durch die allgemeine furchtbare Wirtschaftslage des Vaterlandes. Die Frau, die sich in guten Tagen ins öffentliche Leben, in alle Berufe, Geschäfte und Künste drängte, weil sie sich „ihrer Menschenrechte bewußt ward und danach ihre Forderungen stellte", wird heute durch die wirtschaftliche Not vielfach auf denselben Weg gezwungen, den sie sich freiwillig zu öffnen strebte. Und jetzt fängt man an, zu sehen, was eigentlich dieser Weg bedeutet, der berühmte Weg der „Freiheit" und „Gleichberechtigung mit den Männern".

Wie sollen wir Frauen Frau bleiben bei einem unfraulichen Tun und Treiben? Es gibt dafür keinen Weg. Wir können nicht Frau bleiben, wenn wir etwas nicht von vornherein, prinzipiell und unbedingt, als Frau anfassen und tun. Wir sollen davon bleiben von dem, was wir nicht als Frau tun können. Wir hätten als Frau so unendlich viel zu tun, daß wir uns gar nicht in Gefahr zu begeben brauchten auf Gebieten, die heute noch (denn niemand kann die Entwicklung voraussehen) unser Frauentum gefährden oder ersticken. Was wir vielleicht im Lauf der Zeit ganz natürlich, mit innerer Reife für die Sache, als Frau aus unserer Frauenpflicht heraus tun müssen und können, das brauchte und sollte heute nicht sein, solange es Gefahr und Schaden bringt und dadurch den Menschheitsfortschritt hindert. Gewiß: die naseweise Praxis ist immer der inneren Reife um zehn Pferdelängen voraus. Es hat wenig Zweck, ein „Zurück" zu predigen. Wir haben einmal mit dem Dach angefangen. Aber nun gilt es wirklich, das Versäumte nachzuholen, den Fehler nach Möglichkeit wieder gutzumachen, sonst haben wir über kurz oder lang den Zusammenbruch, die absolute Entartung durch die Zerrüttung der Frau.

Der rettende, aufbauende Gedanke muß sein, die Frau wieder zum Begriff der Pflicht, ihrer Pflicht zurückzuführen. Welch eine Gesundung einsetzen würde, wenn man sie aus alle den irren, wilden, hetzenden Ansprüchen und Forderungen herausführte zu der schlichten Stille ihrer fraulichen Pflicht! Die Frauenwelt würde im Grunde aufatmen ebenso wie die Männer, die es ganz gewiß auch nicht leicht haben in den Entwicklungsstürmen der Zeit.

Man soll nur die heutige „frauliche" Pflicht nicht als die von Anno dazumal ansehen. Die Pflicht von Mann und Frau ist stets, ihren Platz in der jeweiligen Zeit mit ihren jeweiligen Kulturaufgaben auszufüllen, in der sie gerade leben. Also man verstehe mich keineswegs dahin, daß ich die Frau zurückweise in „Küche, Kirche und Kinderstube". Ich bin durchaus der Überzeugung, daß die Frau zum Gesamtleben gehört. Unbeschränkt, unbedingt. Aber eben nicht so, wie sie es vielfach anfängt, so daß das Ergebnis eine andauernde Geringwertung der Frau und Frauenarbeit gegenüber dem Mann und der Mannesarbeit ist. Oder ist das Zeichen nicht deutlich genug, daß immer noch die Frau, die der männlichen Leistung am nächsten kommt, im Urteil der Welt den höchsten Preis erhält, und da, wo sie „eben ganz" (d. h. allermeistens „nur") Frau

ist, sich mit zweiten und dritten Rängen begnügen muß? Ausnahmen sind da, natürlich. Sie bestätigen immer nur die Regel.

Aus der heutigen jungen Frauenwelt dies:

Die Sekretärin des Herrn Dr. Sowieso kommt um höheres Gehalt ein. Dr. S.: „Aber, Fräulein N., wenn Sie noch mehr bekämen, könnten wir ja einen Herrn dafür engagieren!"

Frl. Z., Studentin der Philologie im 6. Semester: „Wir haben diesmal unsere Schlußfeier im Verein (Studentinnen-Verband) ganz anders als sonst gemacht. Die Männer machen sich ja immer darüber lustig, daß wir ihnen alles nachäffen. Das ist auch wahr. Gerade als ob wir überhaupt nichts für uns wären! Ich hab' ihnen aber jetzt einmal gezeigt, was wir wollen und wie wir denken. Wir haben nicht gekneipt und Radau gemacht, sondern etwas sehr Schönes aufgeführt — usw."

Frau Dr. B., Assistenzärztin des Geheimrats Dr. Mm.: „Ich kann nicht mehr, ich geb's auf. Wo man eine eigene Meinung hat, kommt man nicht durch. Was ich tue, kann jeder junge Mann auch, der schon drauf wartet, daß ich abgehe — —"

Frl. T., Kunstgewerblerin, noch unbestimmter Richtung: „Ich weiß nicht, was ich eigentlich recht anfangen soll. Überall dieses Schematisieren, Abstempeln durch bestimmte Examen, endlose Jahre Opfern an Zeit, Geld, Kraft — — Warum werden sämtliche Frauen noch durch diese Schrauben gepreßt wie die Männer? Warum muß alles bei uns sein wie bei den Männern? Es mordet uns!"

Usw., usw.; ins Endlose!

„Die Pianistin hat einen fast männlichen Anschlag." Höchstes Lob! Die Schriftstellerin schreibt einen Stil wie Storm oder Enking. Großartig! Die Dichterin „packt ihren Stoff mit einer Kraft, die an — (irgend ein männliches Dichterwesen natürlich) erinnert. — —"

Wann werden wir die Frauendichtung haben, die Stil, Gestalten, Dialog, Schilderung, Beweisführung, Aufbau aus den echten schlichten Tiefen des Frauenwesens heraus schafft? Aber uns wird ja noch von Kindesbeinen nach alter Schablone das einseitig männliche Weltbild, die männliche Anschauung und Ausdrucksweise eingedrillt (? D. T.). Woher soll uns Frauen ein grundechtes, freies Urteil und ein unbehinderter, ungefärbter Ausdruck kommen?

Da liegt die eigentliche, große, unendliche Aufgabe der Frau, ihrer Befreiung, ihrer Mission auch am Mann, am Menschtum der Zeit und der Zukunft. Der Mann ist allerdings seinerseits von der Erfassung seiner Aufgabe noch weit entfernt. Man könnte genau so gut wie von der Frauenfrage von der Männerfrage reden. Wann denkt der Mann anzufangen, sich über sich selbst und die neue Frau klar zu werden? Er arbeitet noch weniger als die Frau an dem Grundproblem, das doch wahrlich eine Menschheitsfrage ist, wie sie wichtiger keine gibt (? D. T.). Wenn er energischer mit anfaßte, würde er das Greuel Mannweib, die Frauenkonkurrenz, die Unrast im Familienleben usw. auch eher los, was ihn selbst am meisten fördern würde, auch ihm das Nervenaufreibende heutiger unhaltbarer Zustände nehmen und ihn in klarerem eigenen Pflichtbewußtsein zur Ruhe bringen. Denn der Mann ist ebenso sehr in ein beständiges hetzendes, unbestimmtes Fordern und Verlangen hineingeraten wie in anderer, vorhin angedeuteter Weise die Frau. Es ist selbstverständlich nicht nur die „neue" Frau da, sondern auch der „neue" Mann, der sich zu fassen und herauszuarbeiten hat. Der Mann, der der Held und „Gott" der Frau war (Klara Schumann sagte noch: „Mein Mann ist mein Gott"), ist ebenso dahin wie die Frau, „die dienen lernte nach ihrer Bestimmung". Damit ist er keineswegs kleiner geworden, nur von einem längst morsch gewordenen Postament auf soliden, gesunden Erdboden getreten neben die aufrechte, kräftige Gefährtin, deren „Spuren" er auch als Jüngling nicht mehr „errötend" zu folgen braucht, um sie hinterher ganz unerrötend als „Herr und Gebieter" zu behandeln. Die Reste von dem, was war, dürften gern recht schnell völlig verschwinden, damit der rechte männliche Mann von heute uns noch besser mit zur rechten fraulichen Frau von heute helfen könnte. Es ist eben viel zu wenig Gewicht darauf gelegt worden, daß die Frauenfrage eine gemeinsame Frage von

Mann und Weib ist, daß sie nicht gegen den Mann gerichtet noch gegen den Mann zu lösen ist, sondern nur mit ihm und für ihn gleichermaßen zu behandeln und zu beantworten geht. Es gibt kein Menschenrecht, das sich gegen eines andern Menschen Recht stellen könnte.

Der Dr. Sowieso würde seiner um Gehaltserhöhung einkommenden Sekretärin entweder sagen: „Ich sehe ein, daß Sie mir mehr leisten, als mir ein Herr leisten könnte, den ich sehr viel höher bezahlen müßte. Ich schätze gerade Ihr weibliches Einfühlen, Ihren intuitiven Blick für das im Augenblick Notwendige, Ihre geübte Sorgfalt im Kleinen usw. Ich werde Ihnen bezahlen, was mir irgend möglich ist." Oder er würde ihr sagen: „Liebes Fräulein N., Ihre Leistung ist mir nicht mehr wert als das, was ich Ihnen gebe. Sie wären wo anders sicher besser am Platz, wo Ihre besonderen Fähigkeiten speziell benötigt und bewertet werden."

Von der Pianistin würde der Kritiker schreiben: „Leider hat die Künstlerin einen fast männlichen Anschlag. Sie beraubt uns deshalb ihres eigenen Besten und enttäuschte alle, die auf die Offenbarungen einer großen freien Frauenseele hofften." Von der Dichterin aber würde er oder sie, die Kritikerin, sagen: „Man findet wieder einmal nur Anlehnung an große männliche Vorbilder. Wenn wir auch das Schöne, was uns auf diese Weise gegeben wird, nicht unterschätzen wollen, so bleibt doch immer unsere letzte Hoffnung und Forderung unerfüllt: eine Kunst, die sich so echt und unbeschreiblich natürlich, so rein und stark und groß weiblich gibt, wie die des Mannes sich uns männlich enthüllt. Wir brauchen die Darstellung des Menschen aus weiblicher Einstellung genau so gut wie die aus männlicher. Erst wenn die Frau in Leben, Kunst und Wissenschaft völlig zu sich selbst befreit ist, können wir ein besseres Wissen und vollkommeneres Bild vom Menschen gewinnen, wie er heute ist."

Toni Harten-Hoencke

Vom Sinn der Ehe

Was ich im Folgenden geben will, sollen „Gesichte" und „Schauungen" sein, die ich nicht mit dem Ballast physiologischer, biologischer und psychologischer Bemerkungen beschweren möchte. Damit aber, daß sie Gesichte sind, will ich nicht sagen, daß sie Täuschungen seien. Sie sind Wirklichkeit, gerade weil sie „Gesichte" sind.

Ich meine damit, daß ich von Gesichten rede, eine bestimmte Art, das Geheimnis und Rätsel der Wirklichkeit zu fassen. Das Letzte, Tiefste, Einfache und Vollgültige kann nicht „errechnet", „gemessen", durch Anhäufung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Beobachtungen „festgestellt" werden. Das alles ist gut und nötig für seinen Zweck. Das Letzte aber wird „erschaut".

Was ist die Ehe? Und was ist ihr Sinn?

Ursprünglich, denke ich mir, ehe das große Chaos in die Menschenwelt kam, war jeder zur Ehe bestimmt und jedem die Ehe möglich und jeder fand den zu ihm passenden Gefährten. Die Ehe war rein, und sie war ein tiefer, gewaltiger, die Seele bis ins Innerste erschütternder „Gang in die Materie", ein bewußtes Hinabsteigen in eine Lebensform, die die niederen Brüder der Menschen, die Pflanze und das Tier führen, um der an das Tor des Lebens pochenden Menschenseele den „Leib", die Lebensform unserer Brüder (der Pflanze und Tiere), als „Kleid" der Menschenseele zu schenken. Ein reiner Mensch wird noch immer von einem tiefen „Schaudern" gepackt, wenn ihm zum erstenmal das Geheimnis der Ehe aufdämmert: Ein Schrecken und eine Angst vor diesem Schreiten seiner Seele und seines Geistes in dunkle Abgründe weltferner Lebensformen geht durch sein Gebein und eine letzte unablegbare Scham verschleiert und soll verschleiern diesen Weg.

Nur die lebenzerstörende Giftatmosphäre der Lüsternheit, die wie ein sengender Glutwind der Wüste der aufwachenden jungen Seele überall entgegenschlägt und auf sie eindringt: nur dieser



glutheiße Wüstenwind, dem der feine, reine und schwache Hauch der aufknospenden Seele nicht gewachsen ist, läßt dieses erste aufdrängende Urgefühl des Schauderns nicht zur Kraft und Gewalt kommen, sondern legt sich erdrückend und tötend über die knospende Blume und bricht sie. Aber dieses ursprüngliche echte Erschaudern, das das Erschaudern vor einem furchtbaren Opfer — ich möchte mißverständlich sagen — lebens- und wesensfremden Opfer, ein gewaltiges Sterben ist, muß gepflegt und gestärkt werden in unseren Kindern, damit sie den Weg der Vollkraft der Reinheit beschreiten.

Der ursprüngliche Mensch wird dieses Opfer nur vollziehen, um eine ebenso gewaltige Tat zu tun: um das Tor zu öffnen, durch das eine Menschenseele im Lichte der Leiblichkeit auf diesem Planeten erscheint.

Die gewöhnliche Führung der Ehe erscheint diesem Blick als unreine und verkehrte Form ursprünglichster Lebensordnung, zu der allerdings in der satanischen Schwüle der überall auf ihn eindringenden „Sinnlichkeit" schwer der Weg zurückzufinden ist.

Ein Aufatmen geht durch die Seele, ein Lustgefühl feinster und reinster Art, wenn dieser Opfergang endgültig zu Ende ist und die Seele wieder aus nächtlichen Tiefen und für immer ans Licht der ihr eigenen Lebensform tritt: Das Schaudern der jungen Seele und ihre tiefe Angst ist nun in dem schweren männlichen Opfer erfüllt und vollbracht. Die Kinder umspielen die Eltern, hervorgegangen aus dem Mysterium ihres Lebensopfers.

Und die beiden sind nun geschlechtslos geworden. Sie sind nicht mehr „Mann und Weib", das ist vorüber; sie sind „Bruder und Schwester". Die Seele hat den Leib „in sich" aufgenommen und durchglüht ihn wie ein Licht eine kristallene Schale. „Nicht fort sollt ihr euch pflanzen im Garten der Ehe, sondern hinauf", sagt Nietzsche.

Die Ehe ist nur ein Übergang — ein Übergang zur Bruder- und Schwesternschaft der „Heiligen". Sie reicht bis zu dem Augenblick, wo der Leib ganz in den Armen der Seele stirbt, bis zum Tode des Leibes: „In der Auferstehung wird man nicht mehr freien, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes."

Die Seele hat in der Ehe gelernt, sich ganz für Einen zu opfern und steigt nun höher, auf die nächste Lebensebene der „Gemeinschaft der Heiligen", wo sie sich für alle opfern und wo sie dadurch mit allen im tiefsten verbunden werden soll: „auf daß sie ‚alle' ‚eins' seien, gleich wie du Vater in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien" —.

Die Formen des Opfers in der Gemeinschaft sind rein geistig-seelischer Art; der Weg des Leibes ist ja zu Ende gegangen, ist erfüllt. Der Leib blüht weiter in Licht und Farben in den Armen der Seele und gibt ihr Reichtum und Mannigfaltigkeit. —

Es lebt in dem Leib die tiefe Sehnsucht, erlöst zu werden durch die Seele und von ihr aufgenommen weiter zu leuchten als „Leib" „einer neuen Art"; es lebt in der Seele der tiefe Drang nach der einen andern und nach allen andern. Der Drang nach der einen andern ist der Drang zur Ehe; aber er ist nur ein Übergang zur letzten Sehnsucht: nach allen andern. Jede Seele hat viele Wohnungen; einen Raum für jede Schwesterseele, eine Kammer für jeden Bruder.

Nur die Ein-Ehe ist die reine Form des Heimwehs nach der einen Seele. Nur die reine Bruder- und Schwesternschaft Jesu ist die reine Form des Heimwehs nach allen andern; aber Christus hat, indem er die Einehe begründete, sie zugleich als höchste Form menschlicher Seelengemeinschaft aufgehoben und hat sie weitergeführt zur Bruder- und Schwesternschaft, zur „Gemeinschaft der Heiligen".

Eine solche Bruder- und Schwesternschaft Jesu, irgendwo wirklich vorhanden: das wäre der Quell der Gesundung des Lebens, die Entwirrung des verworrenen Menschenlebens, eine Heilungsmöglichkeit für verkehrte Seelenformungen vieler Menschenbrüder und -schwestern. Die Kirchen sollten es sein; aber wie wenig sind sie ihrem Ideal entsprechend! Darum wird die Sehnsucht nach wahrer Bruderschaft immer ein edles Heimweh bleiben.

Heinrich Heidler

Kulturphilosophie

Das 20. Jahrhundert brachte eine Weltenwende. Der große Krieg hat diese keineswegs hervorgerufen, sondern war nur ihr greifbarster Ausdruck. Innere Spannungen haben wir nicht bewältigt; daher kamen wir aus dem Gleichgewicht. Von solchen Gedanken ausgehend, versucht es Friedrich Klein ein Gesamtverständnis für die geistigen Umwälzungen der Gegenwart anzubahnen („An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters", Auriga-Verlag, Darmstadt). Er glaubt, daß es gerade uns Deutschen beschieden sei neue Ideale zu erzeugen, die für Jahrhunderte noch Gültigkeit hätten. Er beruft sich auf Fichte: Der Deutsche Geist wird neue Schächte eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen. Er beruft sich auf Nietzsche als einen Umwerter der Werte. Er kämpft gleich den Weisen von Sils Maria gegen den Historismus an, kämpft aber auch gegen den Relativismus. Unserem Ringen mit raumzeitlichen Problemen, wie sie durch Einstein, Turel und Hennigs angebahnt wurden, legt er besondere Bedeutung bei. Da der Verfasser alle Erdteile bereist hat — während des Krieges war er Offizier in Persien — da er ferner mit der Industrie wohl vertraut ist, so sehen wir in ihm einen Mann, der auf der Höhe des Lebens steht und der wohl imstande ist, die Dinge schöpferisch zu betrachten. Daß er kein Mann von Bau, daß er kein handwerksmäßiger Philosoph ist, rechnen wir ihm als Vorteil an. Rühmt nicht Laotse: Klarer sieht, wer von ferne sieht, und nebelhaft, wer Anteil nimmt?

Mit Recht findet Klein eine grundstürzende Wendung darin, daß offenkundig das Vorbild der Antike, das seit anderthalb Jahrtausenden uns vorschwebte, jetzt verblasse. Er geht auf die Abgründe und Zusammenbrüche der deutschen Entwicklung über. Wie tief er dabei schürfe, geht aus einer kleinen Bemerkung hervor, zu der ihn Francé angeregt hat: Der unaufhörliche Zwiespalt der deutschen Seele, das größte Geheimnis und zugleich die tiefste Tragik unseres Werdens sei rassenhaft ein Kampf des Neandertaler Menschen mit dem Typus von Cro Magnon. Die Geschichtsschreiber hätten das, wie Spengler, den Kampf der beiden germanischen Ideen, oder aber wie Meinecke, die Symbiose des germanischen und romanischen Geistes, oder gar, wie Rancke, die Einheit der germanischen und romanischen Völker getauft: so recht eigentlich wurzele aber der Zwist in einem Bruderhasse verwandter Urrassen. Der Gegensatz wird anschaulich belegt. Dostojewsky wird zunächst als Eideshelfer herangezogen. Laut dem Russen war Deutschlands Weltberuf ein ewiger Einspruch gegen Rom und alle Erben Roms, geführt von den deutschen Kaisern — Luther, und den Feinden Napoleons. Diesen Einspruch gegen die lateinische Zivilisation und Demokratie, die von Rio bis Bukarest herrsche, habe der Weltkrieg fortgesetzt. Was dagegen Dostojewsky nicht erwähne, und was ebenso wirksam sich erzeigt, sei die dem Einspruch diametral entgegengesetzte, ebenso unaufhörlich sich offenbarende Sehnsucht der Deutschen nach Rom. Zwei Weltgefühle stünden mit einander im Streit, ein universelles, an das Imperium Romanum anklingende, und ein partikularistisches germanisches. Beispiele: Karl der Große und Wittekind, Barbarossa und Heinrich der Löwe, Wallenstein und Gustav Adolf, Goethe und Kleist, Brentano und von Arnim, ja zuletzt Bethmann und Ludendorf. Das ist eine glänzende Gegenüberstellung, nur daß Gustav Adolf allerdings kein Deutscher war. Nicht selten sind Kleins Kennzeichnungen von Shakespeares Kraft. Der Weltkrieg, dieser blutige Fastnachtsscherz wolluſttrunkener Molochanbeter, endete mit Demaskierungszwang für die dummgläubigen, waffenlosen Gesellen, aber die Verleihinstitute werden bei Gelegenheit auch von den bewaffneten Rittern ihre Requisiten zurückfordern. Gleich drei drastische Vergleiche auf einmal bringt der Versuch die Zustände nach Versailles anschaulich zu mahlen: Jede Konferenz bringt einen neuen Tanz um das ehemals goldene Kalb „Deutschland", aus dessen Fell bislang 27 Staaten versuchten, sich Riemen zu schneiden. Im Unterton hoher politischer „Sphärenmusik" klingt ab und zu das Nibelungenmotiv durch, von manchen wird die Warnung

von dem zweifelhaften Schatz verstanden, aber die beutegierige Masse läßt jede bessere Einsicht als hoffnungslos erscheinen.

Nach einer Schilderung und Auswertung deutscher Zusammenbrüche ertönt der Rhythmus west-östlicher Wechselwirkungen. Dabei dienen Frobenius und Spengler als Ausgangspunkte. Der Verfasser geht jedoch über beide hinaus. Er findet namentlich, daß zwischen den einzelnen Kulturen doch viel mehr Verwandtschaft, ja, Gemeinsamkeit vorhanden sei, als von Spengler zugegeben werde. Auch mir wollen diese euklidisch abgeschlossenen geometrischen Gebilde Spenglers, die wie die Säulenheiligen starr, unveränderlich und verkehrsfeindlich einander gegenüberstehen, als künstliche, naturbare und wirklichkeitsfremde Konstruktionen vorkommen. Klein gliedert die großen Kulturen, die seine Vorgänger angenommen haben, folgendermaßen ein: 1. das Quellgebiet der hohen Mythologie: von der Südsee nach Afrika und Südasien. 2. Das Gebiet der hohen Religion: Nordafrika und das asiatische Festland umfassend. 3. Der Raum des Lebensgefühles der abendländischen Kultur und der hohen Philosophie in Europa. 4. Das Geburtsland des hemmungslosen Materialismus: England und der Osten der Vereinigten Staaten. Das neue und das lebensvolle bei Klein besteht nun darin, daß er diese vier Gestaltungswelten nicht als ewig fremd, gewissermaßen in Glasschränken abgesperrt einander gegenüberstellt, sondern daß er eine einheitliche Linie, und daß er ein Wachstum wahrnimmt. Laut ihm erlebt das erste Weltgefühl Raum und Zeit, das zweite erfühlt sie, das dritte durchdenkt sie, das vierte erobert sie. Im Beginne der Entwicklung stehe der Mensch als Objekt der Welt gegenüber: am Ende sei ihm die Welt zum Objekt geworden. Die Polarität jener Weltgefühle, sich im klassischen Altertume vorbereitet, habe dann im Mittelalter weitere Kreise gezogen, und habe sich heute zu einem west-östlichen Gegensatze verdichtet. Und nun kommt ein Hauptschlag. Der gemeldete Gegensatz laufe darauf hinaus: mit der Natur oder gegen sie! Dieser Gesichtspunkt wird in der fruchtbringendsten lehrreichsten Weise durchgeführt. Hier hätte ich allerdings im einzelnen in den Kleinschen Wäldern recht viel Holz zu machen. Sich auf den Erdbeben-Fall, auf den verzweifelten Fuhrmann und auf Chicagoer Professoren, die zwischen Koptisch und der Mayasprache Mittelamerikas Berührungen finden, sich auf solche Phantasten zu berufen: das haben heutige Männer der Wissenschaft nicht mehr nötig. Wir besitzen mehrere durchaus zulängliche Werke über alle Sprachen der Erde und ihre Verwandtschaft von deutschen Forschern, zuletzt von Fink. Und vor allem das Monumentalwerk des Bolognesen Trombetti. Erdumspannende Zusammenhänge gibt es allerdings selbst zwischen den entlegensten Sprachen; allein man darf sich nicht so kniffliger Methoden bedienen, um die Zusammenhänge zu beweisen, wie das Falb und ein ganzer Schwarm von Leuten, die mehr Enthusiasten als Kenner waren, getan haben.

Nicht minder hätte ich einiges zu den westöstlichen Kulturvermittlungen zu bemerken, so anregend gerade auch diese wirken, und so dankbar die Zusammenstellung wenig bekannter Tatsachen ist. Vor allem fehlt die Nachwirkung griechischer Kunst in dem Ghandarastile, der sich bis nach Ostasien verpflanzte. Der Zylinder dürfte kaum aus China stammen; zuerst erscheint er um tausend vor Christi auf Denkmälern, auf denen die Hethiter dargestellt werden. Kaffee soll ursprünglich aus Abessinien stammen. Höchst interessant war mir dagegen, daß Flugapparate und Automobile, Fernrohre und Seismographe, endlich der Grundsatz unseres Harmoniums, das eine Nachbildung der chinesischen Zungenflöte sei, schon den Ostasiaten bekannt waren. Nach meinen Gewährsmännern stammt übrigens das Panzerschiff nicht von den Chinesen, sondern von den Koreanern. Ich stelle dahin, ob die Chinesen wirklich Torpedos und Unterseeboot erfanden, und ob die Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz gegen die deutschen Ritter Gas verwandten! Dagegen glaube ich wohl, daß schon längst die Chinesen Feuerwaffen besaßen, bevor Berthold Schwarz geboren war. Im Buchdruck kann man sogar noch einigermaßen über 1041 hinausgehen: chinesische und koreanische Bücher, mit Holzdruck gefertigt, besitzen wir aus dem 9. Jahrhundert. Darüber hat der Orientalist Jacob genaue Aufstellungen gemacht. In der

Charakterisierung der einzelnen orientalischen Völker und ihrer künstlerischen Begabung, bei den Bauten der Khmer, den Aquarellen und Mauern Chinas, bei dem malaischen Epos zeigt sich bei Klein das Urteil und die Erfahrung des Weltreisenden. Er findet Ausdrücke von lapidarer Wucht: indische Baukunst ist Beten im Stein. Die Hindu bevorzugen den roten Sandstein und wuchern ohne konstruktive Lösung üppig in die Breite; die mohammedanischen Eindringlinge ziehen den Marmor vor, und sind an architektonische Gesetze gebunden. Nur eine Kleinigkeit! Das japanische Haus stammt ganz gewiß nicht von China, sondern wahrscheinlich von den Malaien.

Überhaupt betrübt es mich etwas, auch unseren Weltenfahrer in den Bahnen jener allzuscharfen Kritiker zu sehen, die den Mannen des Mikado nur einen nachschaffenden Geist zuerkennen wollen. Es ist dasselbe Problem, wie bei unserer eigenen Entwicklung. Nur zu leicht könnte ein Übelwollender erklären: die Deutschen haben gar nichts Eigenes; sie haben ihre Religion, ihre Schrift, ihr Kaiserreich, haben Küche und Keller von Rom, haben den ersten Stil ihrer Baukunst von Italien und dem Orient, die Gotik von Frankreich, die Renaissance wieder von Italien, das Rokoko, das Empire und selbst noch den Jugendstil von Frankreich, die Eisenbahnen von England, die Truste von Amerika. Nein! Die Hauptsache ist, daß das japanische Leben in seiner Gesamtheit von Haut und Haaren anders ist als das chinesische, und daß die beiderseitigen Ideale sich auf das entschiedenste widersprechen. Ebensowenig kann ich das Urteil über Rußland teilen, das uns eine neue Religion und einen neuen Staat schenken solle. Wenn die Russen wirklich religiös so hoch begabt wären, wie die überspannten Anhänger Dostojewskis wähnen — der war zudem gar kein Russe, sondern ein Litauer —, so hätten sie wahrhaftig während eines Zeitraumes von mehr als tausend Jahren dies zeigen können. Sie haben aber gar nichts von Belang auf diesem Gebiete geleistet. Die Bewegung, die in Osteuropa der deutschen und der englischen Reformation entspricht, und die von dem Streit um den Metropoliten Nikon ausging (um 1660), war zunächst nicht mehr als eine öde Katzbalgerei um allerlei Formelkram und gebar in der Folge eine zerklüftete Reihe bunter Sekten, die zum Teil in ihrer wilden Phantastik an die Gnosis erinnern. In keinem Falle gebar sie ein überragendes Gebilde oder gar eine Weltreligion. Und staatlich? Rußland ist immer von Fremden beherrscht und organisiert worden. Hinwiederum möchte ich wohl an einen Wiederaufstieg des Orients glauben. In der ganzen Weltgeschichte pendelt das Schwergewicht der Kultur beständig zwischen Westen und Osten. Im Anfang die Höhlenkultur der Dordogne und Altamyras, dann Mesopotamien, Ägypten, Assyrer und Perser; hierauf Griechen, Alexander, Rom; dann wieder ein Übergewicht des Orients durch Christentum und Islam; demgegenüber das Aufsteigen der Franken, der Italiener und der Westmächte. Auf den Mongolen- und den Türkensturm folgen die Entdeckungen und Kolonisationen der Europäer. Seit dem Weltkriege aber und noch ausgesprochener seit dem jüngsten ostasiatischen Dreibunde zwischen Rußland, China und Japan scheint der Pendel wieder ostwärts ausschlagen zu wollen.

Nach einer universalen Grundlegung schickt sich Klein an, Bausteine zu einer neuen Kultur zusammenzutragen. Er spricht, zum Teil auf Leibniz und seine Infinitesimal-Rechnung, zum Teil auf die Erweiterung des astronomischen Bildes gestützt, von dem Bewußtsein einer neuen Unendlichkeitsform, nämlich von dem Begriff des sich entwickelnden Unendlichen. Er will jedoch den Neubau keineswegs nur astronomisch oder geologisch gestalten, sondern will auch Kulturgeschichte und Lebenskunde heranziehen. Er schöpft Mut aus einem Worte Nietzsches, der aus den Trümmern von Sternen sich eine Welt errichten wollte. Er spricht von einem Opfertod der Sonne, nach dem der große kosmische Ballistiker und Flugtechniker sein Schöpfungswerk von neuem beginnen könne.

Er verlangt auf der einen Seite die Lebenslehre Francés, auf der anderen einen wissenschaftlichen Okkultismus, der über Jung-Stilling zu einem neuen Rosenkreuzertume führe, und macht sich den Ausspruch Schrenk-Notzings zu eigen: Der Okkultismus steht zur künftigen Wissenschaft von den okkulten Phänomenen, wie die Alchymie zur modernen Chemie, Klein

fügt zu: Der Strahlungsverkehr des heutigen Okkultismus steht zur künftigen Radioorganisation der Menschheit wie die Elektrodynamik der Zitteraale und Rochen zur Elektrizitätsbeherrschung der Menschheit. Die neue Einstellung des Menschen in die Entwicklung des Weltalls könne man jedoch nicht durch Beweise dartun: man müsse sie erleben. Das ist in der Tat eine Forderung, die der Intuition der großen Philosophen und Religionsdichter entspricht. Mit Beweisen und Dialektik geben sich Parteien ab; der zielbewußte Staatsmann folgt seinem Genius. Es ist letzten Endes das Rätsel des Glaubens. Dr. Albrecht Wirth

Der Sinn der Gemeinsamkeit

Das höchste Ideal aller Sittlichkeit ist, sich ertragen. Unser ideelles Streben ist letzten Endes darauf gerichtet. Es hat keinen ersichtlichen Zweck, eine geistige und technische Vervollkommnung anzustreben, wenn sie nicht zugleich von sittlichen Kräften angetrieben würde. Fragen der Weltanschauung sind es, die zu dem Ziele hinleiten sollen. Würde nicht eine gewisse Zwiespältigkeit in der Weltanschauung zu erblicken sein, so würde sich ihre Erörterung erübrigen. Indessen ist man sich noch nicht darüber klar, ob die Erkenntnis der Gemeinsamkeit der Interessen das Ergebnis individualistischen oder sozialistischen Denkens ist. Man müßte schon weit zurück zu den Uranfängen der Menschheit gehen, um die Wohltat der „freiwirkenden Individualitäten" richtig einzuschätzen. Im Kampf des Einzelmenschen mit der ihm untergeordneten Tierwelt wäre Schonung sein eigenes Verhängnis gewesen. Aber je mehr er Raum für seine Existenz gewann, desto günstiger gestalteten sich auch seine Lebensbedingungen und die Lebensmöglichkeiten überhaupt. Im Laufe einer Zeit von Jahrtausenden mußte sich daher ein Zustand entwickeln, der offensichtlich nicht mehr ausschließlich Ausrottung des Einzelnen, sondern Gemeinsamkeit bedeutete.

Die in der Urzeit außer Zweifel mit Riesenkräften begabten Individualitäten ertrugen einander nicht, sofern es ihnen galt, den besten Platz an der Sonne zu besetzen; nur die Paarung forderte die brutalen Gewalten in die Schranke. Diese Lebensweise und die Art der Lebensauffassung soll, nach Ratzenhofer, den Kommunismus gezeitigt haben, der dem ursprünglichen rohen Individualismus mit schier grausamer Gewalttätigkeit begegnete. Nach ihm, einem der feinsinnigsten politischen Theoretiker und Bahnbrecher der neueren deutschen Soziologie, treibt der allgemeine Individualismus dem Kommunismus entgegen, obgleich dieser denselben Ursprung hat wie der Sozialismus, die Triebkräfte mithin dieselben sind. Die Wirklichkeit hat dem Schriftsteller recht gegeben. Wir erleben es, daß der hauptsächlich die unteren Schichten erfassende kommunistische Gesellschaftsverband den Umsturz der bestehenden Ordnung im Wege der Gewalt betreibt. Bei der rechtlichen Grundlegung der Gesellschaftsordnung ist aber die Anwendung von Gewalt zwecks Abänderung von Zuständen als Notwendigkeit nicht einzusehen. So waren die öffentlichen Zustände selbst im zarischen Rußland nicht; sie sind jedenfalls durch den Wechsel mit dem Bolschewismus nicht gebessert worden. Die Richtung, die die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes genommen, und die Höhe, die sie schon in der jüngsten Vergangenheit erreicht hat, ist ein schlagender Beweis für den Fortschritt der sozialistischen gegenüber der individualistischen Weltanschauung. Da nun aber der Grundzug dieses mit der Zivilisation gleichbedeutenden Sozialismus in der Ausschließung politischer Gewalttätigkeit verläuft und die biologische Entwicklungstendenz befolgt, wird es sich der Mühe lohnen, diese Anschauungsweise uns hier gleichfalls zu eigen zu machen und sie mit unserem Gegenstande zu verbinden. Daß die befriedigende Entwicklung der Gesellschaft, vor allem in wirtschaftlicher Beziehung, und mit ihr die einschränkende Befriedigung aller Einzelbedürfnisse, nur durch den Verzicht der Individualitäten im Hinblick auf die soziale Notwendigkeit möglich ist, das ist eine Erkenntnis, die jetzt noch zu

leugnen ein Frevel am Schicksal des Menschengeschlechtes bedeuten würde. Sozialismus in diesem Sinne ist Ausgleich.

Trotz aller den Einzelnen beherrschenden Geld- und Machtgier, die schließlich die kapitalistische Wirtschaftsordnung und den dynastischen Imperialismus heraufbeschworen haben, hat das Menschengeschlecht niemals den Sinn der Gemeinsamkeit verloren. Selbst da, wo es den Anschein weckt, daß dieser von der Selbstsucht einzelner weniger unterdrückt wäre, kann man nicht verkennen, wie auch in solchem Gebaren das energische Streben nach Festigung des Gesellschaftsverbandes zu spüren ist. Sind es doch gerade die Sozialisten (Edm. Fischer, Das sozialistische Werden), die in dieser Entwicklung eine Möglichkeit sehen, mit Überwindung der individualistischen Weltanschauung über die gesellschaftsrechtlichen Trustgebilde der Großunternehmung zum wirtschaftlichen und politischen Sozialismus zu kommen. Sie, denen „soziale Gerechtigkeit" Utopie, eine gerechte Verteilung der mit vereinten Kräften hervorgebrachten Güter ein Nonsens ist, werden also gleichsam als bloße Übergangsphasen zwischen individualistischer und sozialistischer Weltvorstellung gewertet. Sie brauchen nicht gewaltsam beseitigt zu werden, weil sie es verschulden, daß ein unterwertiges soziales Element, das in die politische Unruhe versetzte Proletariat, entsteht; sie verfallen aus eben diesem Grunde, nämlich der inneren Einsichtslosigkeit, der Selbstzersetzung. Und einem Phönix gleich, steigt aus ihrer Asche die Neugeburt der sozialistischen Wirtschaftsordnung. Ein Traum — mehr nicht. In Wirklichkeit kann im Wege der geltenden Handelsrechtsgesetzgebung die kapitalistische Wirtschaftsordnung in ihrem systematischen Auf- und Ausbau der offenen Handelsgesellschaft, der Haftungsgesellschaft unter Beschränkung und der Aktiengesellschaft niemals ihre Umwandlung in die sozialistische vor sich gehen. Es sei denn, daß, wie es ja von der Sozialdemokratie für ihren Zukunftsstaat geplant ist, die Enteignung der Eigentümer, also der Aktionäre, Anteilbesitzer und Kaufleute, diktatorisch verfügt würde, wofür Rußland unter Lenin ein für alle Zeiten abschreckendes Beispiel geliefert hat.

Die Aktiengesellschaft ist eine gefährliche Erfindung der Neuzeit. Haben sie doch der berühmte Rechtslehrer v. Ihering als die unheilvollste Einrichtung unseres ganzen Rechts, und Roscher, Knies und Schäffle als die Allerlei-Entreprise des abenteuerlichsten Mammonsdienstes bekämpft. Noch in jüngster Zeit hat Berthold Otto in seinem Kriegsbuche vom Mammonismus ein ähnliches Urteil über die aktionäre Unternehmung geäußert. Sie ist deshalb so ungemein gefährlich, weil die Aktie das Agens der Kapitalbewegung vorzugsweise bildet. Die Übertragung von Besitztum findet nicht etwa bloß mit Aktie gegen Aktie statt, vielmehr fügt der modus operandi vollkommen heterogene Kapitalselemente zusammen. Es geschieht also, daß beispielsweise die kaufmännische Unternehmung des Einzelnen, die offene Handelsgesellschaft und die Gesellschaft mit beschränkter Haftung einfach in der Aktiengesellschaft verschwinden, d. h. in der Rechtsform bestehen sie als Teilunternehmungen weiter, praktisch aber sind sie bloß noch unselbständige Glieder der assimilierenden Aktiengesellschaft. Es erübrigt sich, auf Einzelheiten einzugehen. Allein keiner weiteren Ausführung bedarf es, um zu begreifen, daß die an und für sich rein wirtschaftlichen Interessen der privaten Aktienunternehmung (die auch dadurch noch keinen öffentlichen Charakter erhält, daß öffentliche Körperschaften ihre Besitztitel in Händen haben), die politische Sphäre nicht bloß eng berührt, sondern vollständig durchdringt. Der angelsächsische Wirtschaftsimperialismus in den Vereinigten Staaten bietet ein Beispiel hierfür, wie es nur noch durch die unglücklichen Umstände, die infolge des verlorenen Krieges bei uns eingetreten sind, in Deutschland seit der Annahme des Dawes-Planes überboten werden konnte. Es genügt, auf Hans Delbrücks „Regierung und Volkswille" aus der Vorkriegszeit und die schier unübersehbaren literarischen Erscheinungen hierüber in der nordamerikanischen Union selbst — ich nenne nur die beiden glänzenden Autoren Prof. Beard und William S. Stevens von der Harward-Universität — hinzuweisen. Von den sensationellen Berichten der nordamerikanischen Tagespresse über die den Staat unterminierende Tätigkeit der privaten Unternehmer mit ihren Organisationen, die, wie der jüngste Petroleumskandal, in welchem wiederum führende Staats-



männer eine sehr üble Rolle spielten, wir hierzulande als Korruption brandmarken würden, kann ganz abgesehen werden. Der Staat ist nur mehr Blendwerk für die dunklen Absichten eines jeder Untat fähigen Industrierittertums, das nach dem Zeugnis Stewart E. Bruces „The War Guilt and Peace Crime of the Entente Allies" (1920), Kapitel V, sogar für die Teilnahme am Weltkriege verantwortlich zu machen ist, da nicht staatliche Interessen, sondern die amerikanisch-britische Kapitalsgemeinschaft durch das sieghafte Deutschland bedroht schienen. Phrase ist es somit, wenn nach einer beendeten Wahlschlacht die obsiegende Partei plakatiert: „Das Volk hat gesprochen!"; denn in Wahrheit hat es der Köder des Parteiklans getan.

Wenn man mit Eugen Dühring (Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, Kap. VII i, 1900) den scholastischen Ideenkreis der amerikanischen Wirtschaftswelt als mißdeutete Ökonomistik der alten Welt belächeln muß, so wird man ihm auch darin beistimmen müssen, daß ein anderer an Urwüchsigkeit seiner robusten Kraft kaum seinesgleichen hat. Dieses Wirtschaftsideal, in Amerika bodenständig, in Europa nirgends und zu keiner Zeit heimisch gewesen, wird uns Deutschen namentlich jetzt förmlich, aber mit diplomatischen Hilfsmitteln aufgezwungen. Es ist daher gut, noch einmal an Eugen Dühring zu erinnern und einige Sätze über die amerikanische Wirtschaftspolitik aus jenem 7. Abschnitte anzuführen: „... nichts hat eigentlich schon mehr etwas mit irgendwelcher anständigen Theorie zu schaffen, sondern ist, wie auch die auswärtige Politik, zu einem ungenierten, um nicht zu sagen frechen Raubsystem der über die Gesetzgebung und Verwaltung verfügenden Interessenten ausgeartet ...; am allerwenigsten ist es volks- und völkerwirtschaftliche Wahrheit, um die sich die zur Herrschaft gelangten schlechten Interessen kümmern ..."; denn noch weit entscheidender als die autonome Wirtschaftspolitik ist in den Vereinigten Staaten von jeher die Tatsache gewesen, daß das ökonomische Leben in Verwandlungen verläuft, die von den Pseudo-Staatsmännern mit drastischer Biedermeiermiene besorgt werden.

Bedauerlich, daß Dühring wenigstens bei uns nicht Schule gemacht und keinen tieferen Einfluß auf das volkswirtschaftliche Denken der lebenden Generation gewonnen hat. Daß er vielmehr keine Anerkennung geerntet, beweist, wie üppig Ideen und Theorien in den letzten fünfzehn Jahren ins Kraut geschossen sind, die, von Rathenau und Nienkamp vertreten und in zahlreichen Schriften mit wahrem Feuereifer gefördert, von Stinnes und Konsorten verwirklicht wurden. Durch die Aktiengesellschaft will Rathenau, dem Wilh. Rein-Jena seltsamerweise das Prädikat eines Wirtschaftsethikers verleiht, unter Ausschaltung der vielen Kleinkapitalisten die private Unternehmung autonom machen und ihr öffentlichen Charakter zusprechen. Er meint, damit ließe sich eine neue Wirtschaftsordnung zuwege bringen und eine neue Gesellschaftsordnung dadurch herbeiführen, daß das proletarische Verhältnis aufgehoben, der Besitz gerechterweise ausgeglichen würde. Nur wenn die private Unternehmung in den Besitz der toten Hand käme, sie eine Art Produktionsgemeinschaft unter staatlichem Schutze darstelle, würde man von einer — sogar endgültigen — Lösung der sozialen Frage sprechen können. Die juristische Form der nur als Wirtschaftsträger gedachten neuen Gesellschaft würde die Aktiengesellschaft sein. Was ihren Inhalt macht, ist jetzt schon viel mehr als die Regierung eines Kleinstaates zu leisten hat. Tatsächlich ist dies der Fall bei Stinnes, der Allg. El.-Ges., dem Petroleumtrust, der angloamerikan. Tabakkompagnie usw. Gegen die Rathenauische Auffassungsweise von Staat und Wirtschaft (Autonome Wirtschaft; vom Aktienwesen; von kommenden Dingen; die neue Wirtschaft) hat zuerst der Kammergerichtspräsident Dr. Sonntag in der sehr beachtenswerten Schrift über die „Aktiengesellschaften im Kampfe zwischen Macht und Recht" (1918) energisch Abwehrstellung genommen, um dem Aufkommen eines politischen Systems vorzubeugen, das im Altertum unter dem Namen der ökonomischen Tyrannis, vom Panurgos verwaltet, zuletzt den Untergang des hellenischen Staates und den wirtschaftlichen Bankrott zur Folge gehabt hat.

Schon bei Kriegsbeginn 1914 richtete der Rechtsrat des deutschen Petroleumtrusts Vorschläge

in Form eines ausführlichen offenen Briefes an den damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, worin er die Gründung einer Reichsaktiengesellschaft zur Rettung Deutschlands eingehend darlegt, auch einen Gesetzentwurf ausgearbeitet vorlegt. An sich freilich gar nichts Neues, denn alles bewegt sich im Rahmen unsres Handelsgesetzbuches: eine gemeinnützige Gesellschaft mit einer Kapitalkraft von einer Milliarde Mark, deren Tätigkeit unter Aufsicht des Reiches vor sich gehen soll, deren Zweck aber die Förderung des Gemeinwohls mit wirtschaftlichen Mitteln bilden soll. Die Reichsbank soll ihr sonderbarerweise die eine Milliarde Mark für die Aktionäre vorschießen, die in zwei Kategorien, große und kleine, zerfallen. Weder sie noch die Gesellschaft als Ganzes zahlt irgendwelche Steuern und Stempelgebühren. Kurz, ein ausgesprochen plutokratisches System mit inflationistischer Tendenz hinsichtlich der Geldbeschaffung durch die Reichsbank: die misera contribuens plebs würde die Leidtragende dabei sein, die Macher dieser Sorte Reichsaktiengesellschaft aber würden sich ins Fäustchen lachen, wie leicht es ihnen doch gemacht ward, auf Kosten der ersteren einen schönen Tag zu leben! Die Nienkamp-Kliemkesche Gründung ist zwar nicht in Szene gesetzt worden, allein ich meine doch, die Idee habe bei Rathenau Schule gemacht.

Rathenau seinerseits wieder war ein gelehriger Schüler der amerikanischen Wirtschaftstheoretiker, die Dühring nicht erst samt und sonders, bis auf Benjamin Franklin herunter, als Helden einer doppelten Moral pechschwarz zu malen brauchte. Nach dessen, mehr der Phantasie als dem geläuterten Verstandesurteil entsprechenden Schema erscheint nunmehr unsere Nachkriegswirtschaft bis zum Überdruß amerikanisiert. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung der Konzerne, Kartelle und Trusts triumphiert; die Republik, die staatliche Form, ist ihr Hekuba! Stand doch in einem Stinnes-Blatte diesbezüglich einmal zu lesen, daß die freieste Republik der Welt ein widerliches Gemisch von Kapitalismus und Sozialismus sei, bei welchem der Arbeiter aber stets ins Hintertreffen gerate. Mit der Erfüllung des „Sachverständigen"-Planes ist vollends alles das noch in die Brüche gegangen, was dem Volke einst als Segensfülle der Demokratie angepriesen wurde. Es gibt in der Tat in dem Londoner Konferenzberichte einen Artikel, laut welchem die Verpfändung des deutschen Arbeiters gefordert wird. Damit sind wir methodisch entrechtet. Der wirtschaftliche Imperialismus hat den besten Teil der nationalen Volksgemeinschaft, die arbeitsfähigen Elemente aus rein gewinnsüchtigen Absichten versklavt. Einen milderen Ausdruck gibt es dafür nicht. Es hat sich tatsächlich zum zweiten Male ereignet, was der fränkische Imperialismus unter dem großen Karl durch die Villikationsverfassung, den Frondienst, vor mehr denn 11 Jahrhunderten zustande gebracht hat. Allerdings hat die karolingische so gut wie die jetzt bei uns eingeführte Wirtschaftspolitik ihre begeisterten Fürsprecher gefunden. Man möchte meinen, das Geschlecht der historischen Nationalökonomik sei ausgestorben, und wenn man sieht, wie gegenwärtig die Abstempelung der jungen Kandidaten der Staatswissenschaften mit dem Dr. rer. pol. erfolgt, dann braucht man sich über die Blüten, die das wissenschaftliche Studium treibt, wahrlich nicht länger zu wundern.

Im alten Germanien der vorkarolingischen Zeiten kannte man keine Standesherrlichkeiten noch Klassenunterschiede, der Geist, der den staatlichen Organismus beseelte, war, soweit die taciteischen Schriften glaubwürdig erscheinen, der genossenschaftliche. Dieser schließt Privilegien und Monopole grundsätzlich aus; auch in gesellschaftlicher Beziehung weiß Tacitus von den alten Germanen von eigentlicher Unfreiheit nicht zu berichten; unfrei waren nur die in Kriegsgefangenschaft geratenen Kriegsteilnehmer und römischen Kaufleute, während die in einem unterworfenen Gebietsteile von jeher ansässig gewesenen Männer ihrer persönlichen Freiheit und ihres Eigentums fürderhin noch genossen. Vielleicht aber war es gerade diese Nachsichtigkeit oder besser vornehme Rücksicht der fränkischen Germanen, daß der organische Aufbau ihres Staates in Zerfall geriet. Es spielte sich im alten Germanien der Vormerowingerzeit derselbe Vorgang ab, wie im alten Hellas und danach auch wieder in Rom, als infolge der, wenn auch zunächst bloß labilen Eingliederung der Halbfreien und Unfreien das Proletariat

innerhalb des Stammes heraufwuchs. Die Merowinger, die Gründer des germanisch-römischen Großstaates und der römischen Kirche vollständig ergeben, trieben die Zustände vollends zur Verwirrung, insofern, als unter der Herrschaft dieser Dynastie die römischen Gesellschaftsschichten der Provinz in das germanische System einverleibt wurden. Von dieser Geschichtsperiode sagt Aug. Thierry, daß es sonst keine gäbe, die ihr gliche „en confusion et en aridité". In diesem Punkte stimmt der französische Historiker mit dem deutschen Geschichtschreiber Karl Lamprecht genau überein. Nur muß hinzugefügt werden, daß, wo sie sich als fruchtbar erwies, sie die Sumpfgewächse einer scheinheiligen kirchlichen Orthodoxie aus dem freien Boden hochtrieb. Je mehr nämlich das Proletariat und das Fremdentum überhandnahm, desto mächtiger bildete sich auf der Gegenseite das von nur wenigen regierte System des Großgrundbesitzes aus. Und diese Wenigen waren nicht etwa die alten Familien der Stammesdeutschen, nein: es waren jene Fremdlinge, die sich Schmarotzern gleich an die Umgebung des Hofes ansetzten. Sofort bildete sich das auch heutigen Tages noch keineswegs wieder erloschene Kastenwesen aus. Zur Zeit Karls des Großen war es bereits so entartet, daß die einst freien deutschen Markgenossen mit den Brosamen fürlieb nehmen mußten, die von der fremden Herren, Bischöfe, Grafen und Herzöge, Tische fielen. Erst unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird man die karolingische Wirtschaftsorganisation der „Capitulare de Villis" (man versteht darunter die diktatorische Übergabe des toten und lebenden Eigenbesitzes an den königlichen Oberherrn zu dessen persönlicher Verfügung) — als eine großartige und vollkommene würdigen können. Denn in der Tat konnte es darin keinen Preis, keinen Arbeitslohn, weder Pacht- noch Mietzins, noch auch Kapitalgewinn geben, da weder Unternehmer noch Lohnarbeiter auftraten. Das Wirtschaftssystem war durchweg fiskalischer Art. Es ließ sich nur regulieren mit Hilfe eines vom Könige eingesetzten Beamtenheeres, das die Keime legte zu der Bürokratie im neuzeitlichen Obrigkeitsstaate.

Dieser Staatsauffassung entspricht eine fortschreitende Proletarisierung der Gesellschaft. Man darf sich nur nicht davon täuschen lassen, daß in den komplizierteren Gesellschaftsgebilden der Gegenwart Elemente enthalten sind, die nach außen den Anschein des Aristokratischen, der überlegenen Unabhängigkeit dank einer gegen jedes Vorurteil gefeiten Vermöglichkeit erwecken möchten. Die geistige Oberschicht ist heute kaum besser daran als die Klasse der niedersten Handarbeiter, ja obendrein vielfach verschuldet, während der Handlanger wenigstens nach dieser Seite frei ist. Aus den Stellengesuchen der Juristen, Philologen und Mediziner in der Tagespresse erhellt zur vollen Genüge, wie entsetzlich unter ihnen die Not ist. Daß ein Richter sich angesichts dieser peinlichen Umstände zur Anpreisung seiner Fähigkeiten versteigt, bloß um auf jeden Fall in der Industrie oder im Handel etwas einigermaßen Besseres zu finden, als der fiskalische Staat ihm derzeit zu bieten vermag, ist eine der trostlosesten Tatsachen. Dagegen gibt es kein Heilmittel aus dem Arzneischatz des Privatkapitalismus mit seinen zwei Anhängseln der Börse und des Bankwesens, so sehr auch die von ihm doch nur genährte Ökonomistik dieses System geradezu verhimmelt. Leider sehen dies bis jetzt nur wenige ein.

Durch die Philosophie der älteren bis hinauf in die neueste Zeit geht ein Zug des Denkens in Gemeinsamkeit. Offenbar ist frühzeitig schon erkannt worden, daß in der Gesellschaftsordnung etwas nicht stimmt. Auf der Suche nach den Gründen entdeckte man die schlimmen Mängel der wirtschaftlichen Güterverteilung. Karl Paul Hasse liefert in seinem 1919 erschienenen Buche „Der kommunistische Gedanke in der Philosophie" hierzu einen Beitrag, den zu lesen nicht warm genug empfohlen werden kann. Wir sehen da, wie das Platonische Staatssystem schlechthin für alle späteren Reformbestrebungen vorbildlich geworden ist und zur Nachahmung gedient hat, wenigstens im wesentlichsten Punkte der persönlichen Selbstbeschränkung zum Wohle des Ganzen, worin mit Platon auch die Pythagoräer übereinstimmten. Es zeigt sich, daß es stets die eifrigsten Christen waren, die in der Urzeit der Kirche und dann auch wieder im Mittelalter den sozialwirtschaftlichen Kommunismus förderten.

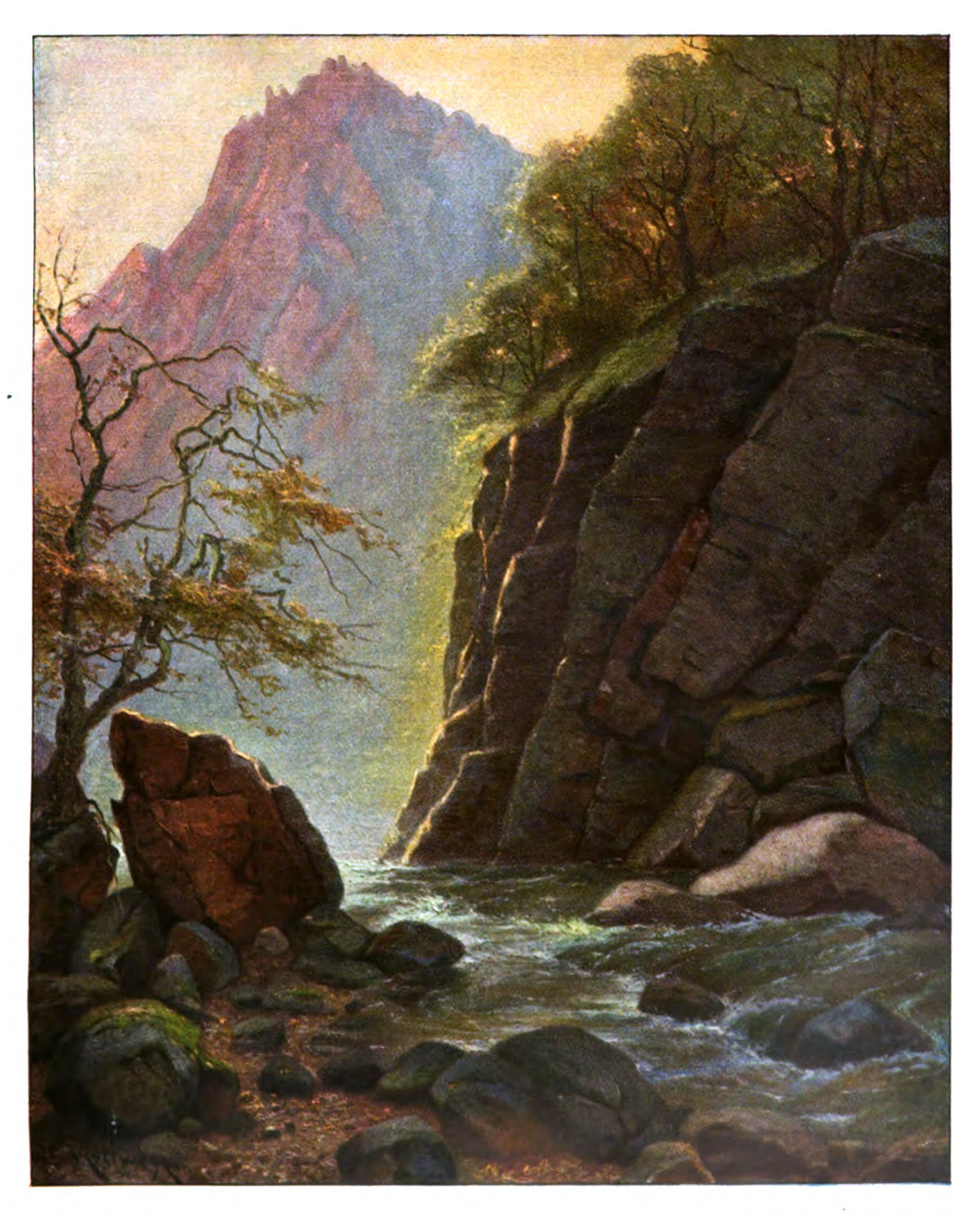


Wie er entartete und bis zu welchem Grade dies geschehen, glaube ich sattsam dargelegt zu haben, als soeben die Zeit der Merowinger und Karolinger gestreift wurde. Dennoch hat die kommunistische Grundidee sich immer wieder von neuem hervorgewagt und dem egoistischen Individualismus mit seinen Auswüchsen in der Kapitalsherrschaft ein Gegengewicht entgegengesetzt. Sie hat ihren stärksten Ausdruck im Genossenschaftswesen der Gegenwart, und nicht nur in Deutschland, sondern in seiner weiteren Ausbreitung über fast ganz Europa gefunden. Ihm gehört die Zukunft, wenn es gelänge, dem Effektenkapitalismus die Vormachtstellung im nationalen und internationalen Wirtschaftsleben zu nehmen. Die Möglichkeit dazu ist jetzt gegeben, um so mehr, als das völkische Solidaritätsgefühl, nach den schrecklichen Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit wieder wachgeworden, untrügliche Zeichen einer starken Lebenskraft von sich gibt. Schreibt doch der Doktor der Staatswissenschaften Heinrich Lechtape im „Christlichen Solidarismus" (Freiburg, 1922): „Die leitende Idee ist hier der deutschrechtliche und christliche Genossenschaftsgedanke, nicht bloß im engeren Sinne, beschränkt auf Wirtschafts- und Erwerbsgenossenschaften, sondern in seiner Anwendung auf das gesamte öffentliche Leben, mit dem obersten Prinzip der Unterordnung unter ein gesellschaftliches Ganze in Rücksicht auf den Zweck des Ganzen nach einem positiven Plane zweckmäßigen Zusammenwirkens der Gemeinschaft als Staatsbürger, Berufsgenossen und Wirtschaftsträger." In England seit der Gründung der Roohdale Society aus 28 Mitgliedern mit einem Vermögen von 28 Pfunden (1 Pfd. für das Mitglied), in Deutschland seit dem Auftreten Hubers und Schulze-Delitzschs, dann Pfeiffers und Raiffeisens, und, in der Sozialdemokratie Lasalles, hat das Genossenschaftswesen von Jahr zu Jahr an praktischer Bedeutung gewonnen. Es ist rechtlich fundiert und gewährt für eine wirkliche Betätigung die gesetzliche Handhabe in bezug auf Erwerb und Wirtschaft.

In keinem Lande haben die Genossenschaftsbildungen so sehr an Boden gewonnen wie in Deutschland. Wenn schon Dr. Deumer in seinem Werke über das deutsche Genossenschaftswesen für 1917 von den gewaltigen Zahlen der 36863 Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften spricht, so wird man nicht umhin können, sein Erstaunen darüber auszudrücken, wie kaum fünf Jahre später diese Zahlen um weit über zehntausend solcher Genossenschaften noch gestiegen sind. Gewiß wird man bei Vergleichungen mit den reinen Kapitalsgesellschaften einsehen müssen, daß die genossenschaftliche Vermögensstärke noch lange nicht mit der Kapitalkraft der aktionären und sonstigen individual-kapitalistischen Großunternehmung wetteifern kann. Aber das ist keineswegs der springende Punkt. Wichtig ist vielmehr, daß auf dem gesetzlichen Wege der Vereinsbildung eine Ableitung der in Geld ausdrückbaren Tauschwerte aus den Tresors der börsengängigen Spekulanten in die Behälter der werktätigen Genossen durch die Beteiligung mit eigenen Mitteln möglich ist. Je mehr sich diese Einsicht vertieft und je weiter sie Platz greift, desto mehr muß sie an wirtschaftlicher Macht zunehmen und letzten Endes erst recht auch an politischem Einfluß gewinnen. Denn da, wo alle für einen und einer für alle wirken, ist der persönliche Vorteil von vornherein ausgeschlossen.

Selbstredend ist die Genossenschaftsgesetzgebung noch nicht abgeschlossen. Ja, wir verhehlen uns nicht, daß dem Genossenschaftswesen, nur soweit es das Wirtschaftsleben betrifft, die private Unternehmung des Effektenkapitalismus feindlich gegenübersteht. Es besteht somit die dauernde Gefahr des Auffliegens der Genossenschaften in die Kapitalsgesellschaften oder doch ihrer Abhängigkeit von denselben.

Der Aufbau der Genossenschaften gleicht einer Pyramide, deren untersten Teil die „Genossen" kraft Eintragung ihrer Mitgliedschaft in das betreffende Register beim Amtsgericht, wodurch an und für sich schon der grundsätzliche Unterschied zwischen Aktionär und Genossen gemacht ist, in den einzelnen Genossenschaften bilden. Dem entspricht auch die Struktur des Verwaltungskörpers, der aus dem Vorstand der Einzelperson oder einem Kollegium gebildet wird und über sich nur noch den Kongreß (im Genossenschaftstag) als oberstes Organ hat. Über die Organi-



Bodetal im Harz (Kronensumpf) E. Freiherr v. Eschwege

sationsweise der Genossenschaften, die gerade für unser Thema ungemein wichtig scheint, enthält das Gesetz von 1897 ausführliche Bestimmungen, die zudem viel- und mannigfach von den fachgelehrten Kommentatoren erläutert worden sind. Dem ist es zuzuschreiben, daß das Genossenschaftswesen allmählich eine Entwicklung genommen hat, die in manchen Punkten von den gesetzlichen Bestimmungen abweicht. So sind innerhalb der Verwaltung Kommissionen entstanden, in denen an Stelle der im Gesetz vorgesehenen Beamten sog. „Funktionäre", wie bei den Gewerkschaften, mitwirken, die Ausschüsse leiten. Sie sind im eigentlichen Sinne die Organe der hohen Politik mit akademischer Bildung, wenn auch nicht ausschließlich, so doch bereits vorherrschend. Das wird von Oppenheimer (Die Funktionäre des Genossenschaftswesens, Halberstadt, 1924, bei Meyer; S. 57) als günstig wegen der notwendigen Aufklärung über das noch weithin unbekannte Genossenschaftswesen begrüßt. Von den Funktionären hängt es ab, welche Richtung die weitere Entwicklung des Genossenschaftswesens nehmen wird. Und die Psychologie des Funktionärs heischt immerhin einige Aufmerksamkeit in der Beobachtung, wie sie sich — demokratisch, bürokratisch oder gar individualistisch — einstellen und ob sie nur bestrebt sind, sich mit Hilfe ihrer Machtstellung eine Pfründe zu schaffen, wo die „Genossen" nur mehr die armselige Rolle ins Netz gegangener Don Quichotes spielen.

Das Gesetz muß die bestimmte und klare Fassung erhalten, daß die Genossenschaft sich nicht der Genossenschaft entfremdet. Auf dem Genossenschaftstage in 1924 mutete es ziemlich befremdend an, daß man Sozialisierungsbestrebungen in den Genossenschaften nicht dulden könne. Mich deucht, daß es aber eine bessere Sozialisierungsmöglichkeit als mittels der Genossenschaften überhaupt nicht geben kann. Nur das bleibt zu wünschen, daß sie nicht mehr bloß auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt bleiben mögen, sondern auch auf das geistige ausgedehnt werden. Eine Novelle zum bestehenden Gesetz kann auch darin Wandel schaffen; und dann erst würde der sonst doch so arg verpönte Obrigkeitsstaat abgeschafft sein und die wahre Volksherrschaft ohne Parteiklüngel in Kraft treten können.

Prof. Dr. Werner Kautzsch

Im Bodetal

Wir kamen von Blankenburg, vom zerfallenen Regenstein. Die Bahn trug uns bis Thale. Dann verließen wir den Bahnhof, warteten, bis die wenigen Reisenden sich verlaufen hatten und gingen langsam, Hand in Hand, dem Rauschen eines wildbewegten Wassers entgegen, der silberhellen, quecksilbernen Bode.

Sprühende Schleier steigen über moosige Steine. Wild ist das Lied der Bode und zwingend sein Rhythmus. Aus dem geöffneten Felsenschlund sprüht unablässig der weiße Schaum. Silberne Flocken fliegen wie rastlose Reiter über das Geröll.

Quirlend tanzen die Tropfen im Hexenkessel den Reigen. Eine bacchantische Lust treibt ihr leidenschaftlich Spiel.

Steinblöcke engen den schäumenden Lauf des lebhaften Flusses. Grollend erhebt des Nixenvolks wildester Chor seine Stimme. Das Lachen der entfesselten Bode gellt von den baumbestandenen Bergwänden wider.

Die Bäume an den steil aufklimmenden Höhen atmen die feuchte Luft mit tiefem Behagen. Blau ist der Himmel, der tief in das Tal hineinhängt; über die Schlucht schwimmt lichtes Strahlen, rosige Wölkchen rudern im freudigen Äther.

Wir kauern am Ufer, auf einem Steine, den das wilde Gewässer nicht erreicht. Die Stimmung des Tales erinnert an manche brausende Klamm, erinnert fast an die Dolomiten. Urdeutsch ist dieser Boden, den Sagen und Mären umranken.

Von den Höhen fallen irisierende Lichter in das strudelhafte Gewoge der Bode. Wie die opalene Brust des Flusses sich hebt und senkt! Junge Buchen spiegeln sich in den Wellen. Das dichte Unterholz drüben wirft graue, verschwimmende Schatten über den Rand des Gewässers.

Kennst du das Lied, das die Bode singt, mein Freund? Überall, wo ein deutscher Fluß murmelt und fließt und schäumt, wo er die Erde, die teure Heimaterde bespült, magst du es hören, das Lied! Es sind Gedanken und Gesänge deiner Seele, die laut und beglückend entgegen dir hallen. Unter dem Tosen der Wellen werden sie Form und bannen sich fest in den blaulichten Tag hinein: sie singen Treue, Schlichtheit und Ehrlichkeit, die Grundkräfte deutscher Seele.

Ich lehne den Blondkopf an deine Schulter, mein Kamerad! Deine Hand gleitet schwer über die Flechtenkrone. Unsere Seelen suchen einander im gleichen Fühlen, im gleichen Erleben. Daheim sind wir, daheim auf deutscher Muttererde ... Die Harzwinde wehen über unsre gleichgestimmten Gefühle.

Wir denken unserer Wanderfahrten in das an Sonne, Romantik und Farbenfroheit so reiche Ausland. Wir schritten über samtene Alpmatten, vorüber an den sauberen Häuschen der Schweiz. Wir waren den Gletscherspalten, den ewigen Eisregionen nahe und schauten Österreichs immer ein wenig müde, lässig anmutende Schönheit und versanken in der einschläfernden, heißen Buntheit, im Zauber der Lagunen, im Marmor Venedigs.

Ich fasse deine Hand fester, mein Kamerad. Weißt du noch der Abende, die uns, ermattet vom Schauen, der inneren Sehnsucht lauschen ließen, der Sehnsucht nach diesem Frieden, der heut uns umspielt? Sehnsucht nach deutschem Wald, nach solchem schimmernd grünen Buchenwald, nach der Predigt ernster Fichten und der milden Kühle unserer kleinen, quecksilbernen Bode!

Draußen, in bunter, schillernder Ferne, lernt man erkennen, was Heimat ist und bedeutet.

Unsere Seelen sind heute weit, weit aufgetan für die romantische Lieblichkeit des heimatlichen Tales. Träumend spinnen die stillen Gedanken ein silbernes Band zu jenen fernen Höhen und Tälern, denen das Schauen und Lauschen viel mehr noch innewohnt als dem Rundbild des nördlichsten Gebirges der Heimat, als dem herben Harz. Thüringen grüßt uns, der Geist von Weimar, der Geist des deutschen Seelenmenschen grüßt uns ...

Die Harzwinde wehen ... Langsam steigen wir die Wege zur Roßtrappe empor. Steil geht es bergan ... Längst sind die Burgen, die Elends- und Susenburg im Tale der Kalten Bode, zerfallen. Längst sind die Schrecken des 30jährigen Krieges, dessen Schnapphähne und Marodeure, Diebe, Mörder und Landsknechte sicheren Zufluchtsort in den zahlreichen Verstecken des Harzes fanden, verweht und vergessen. Zahlreiche Waldsänger flattern von Wipfel zu Wipfel, nur noch Mären raunen von alter deutscher Kaiserherrlichkeit und Mären vom Auferstehen, und das alte, kräftige Segenssprüchlein des Harzers tönt uns entgegen:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Wir stehen auf der Roßtrappe. Oberhalb des Restaurants. Tief drunten im wilden Bergwasser ruht der Sage nach die goldene Krone der schönen Emma, deren Roß bei dem Sprung über die gewaltige Kluft seinen Huf so tief in den harten Fels einschlug, daß diese Roßtrappe noch heute, nach wohl tausend Jahren, zu sehen ist. Vor meinen Augen taucht das Bild aus dem Sagenbuche meiner Kindheit auf: die schöne Emma auf der Flucht vor Botho ...

Schräg drüben liegt der Hexentanzplatz. Auch er ein Sammelplatz deutscher Sagen. Dort liegt an steilem Abhang, mit herrlichem Ausblick nach Quedlinburg, das Bergtheater. Dort sollen in diesem Jahre Festspiele eines deutschen Dichters abgehalten werden, — wahrlich an passendem Ort: im deutschen Gebirgswalde! Welch kühner und guter Gedanke: inmitten der lieblich-romantischen Gegend dieses Freilichttheater! Sammelt euch dort, ihr jungen Deutschen! Zur deutschen Art gehört der Wald. Glückauf für die Zukunft, du schönes, wildes, deutsches Bodetal!

Thyra Wendte



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Astrologie

Im „Berl. Tagebl." schlug jüngst ein cand. med. Th. Wolff wieder mal die Astrologie tot. Sonderbar, daß leitende Astronomen wie Flammarion und Sciaparelli diesen „unwürdigen Schwindel" begünstigten. Die oft vorgebrachte Behauptung, Kepler habe seine eigene Sterndeutung mißachtet, irrt: er klagte nur, er müsse damit sein Brot verdienen, während er seine Zeit für wichtigere Groß-Astronomie brauche. Übrigens prophezeite er Wallensteins Ermordung auf Jahr und Monat, konnte nur den bestimmten Tag nicht angeben, angeblich weil damals Neptun im siderischen Weltbild fehlte. Besagter Studiosus gibt kosmische Einflüsse zu, bestreitet nicht die an sich richtigen mathematischen Berechnungen der Astrologen, nennt sie aber beweislos, weil sie den einzelnen Planeten aus freier Hand gewisse Qualitäten zuschreiben. Etwa wie die Lenormand ihren einzelnen Karten, die doch plastisch alle gleiches Papier sind? Das wäre ein viel verwickelteres Phänomen, denn die Gestirne sind verschieden nach Größe, Entfernung, Strahlkraft, müssen also ungleiche Eigenschaften haben.

Die meisten reden über dies Thema wie der Blinde von der Farbe, und man hat den Eindruck, als ob für diesen vorlauten Jüngling Ablesen von Ephemeridentafeln im Sinne von Trents „The Soul and the Stars" ein Buch mit sieben Siegeln sei. Jedenfalls sollte man mit dem Wort „phantastisch" vorsichtig sein, da nur Unbewanderte nicht ahnen, daß alle Voraussetzungen der Naturwissenschaft auf rein hypothetischen Theorien und theoretischen Hypothesen beruhen. Wenn also Beweis verlangt wird, warum Mars ein mißgünstiger und Venus ein wohltätiger Planet und warum jedesmalige Stellung zum Tierkreis diese oder jene Bedeutung habe, so kann erst recht kein Beweis für Atomistik und Molekülenwirbel erbracht werden. Worauf die Astrologen sich stützen, wollen wir aber verraten: auf uralte Empirie, auf vielleicht Millionen Jahre alte Erfahrungen, die auch Chaldäer und Ägypter erst aus Geheimlehre übernahmen und deren Richtigkeit ihre Prüfung erkannte. Daß dabei gelegentlich auch Schwindel vorkam zu eigennützigen Zwecken, ist sehr möglich, aber moderne Gelehrte betreiben ja auch nicht ihr Brotstudium bloß um der Wahrheit willen, sondern oft wegen damit verbundener Vorteile und ehrgeiziger Eitelkeit. Das ist menschlich und hat keine Bedeutung Für und Wider. Wenn große Forscher wie Crookes, Zöllner, Wallace, Lodge aus der Gilde herausbrechen und sich als Spiritualisten bekennen, bedauert die Universitäts-Orthodoxie ihre senile Gehirnerweichung. Mit dem Wort „Orthodoxie" stempelte Sir Oliver Lodge, Englands größter moderner Physiker, trefflich die Dogmengläubigkeit dieses Tridentiner Konzils unfehlbarer „Wissenschaft".

Man könnte vielmehr umgekehrt sagen: Astrologie ist praktischer Realismus, Mathematik-Astronomie deduktiver Idealismus. Denn was wäre natürlicher und wahrscheinlicher: daß die erdumgebenden Planeten, deren Einfluß z. B. beim Mond empirisch vorliegt, denjenigen durch Elektronenerguß bestimmen, der zum erstenmal „das Licht erblickt" — oder daß endliches Menschenbewußtsein die Fähigkeit besitzt, „der Natur Gesetze vorzuschreiben", wie Kant ergötzlich hochfahrend schreibt, d. h. sich ins Unendliche kosmischer Bahnen als Gesetzgeber aufzuschwingen? In der Tat, wir schreiben vor, d. h. wir passen die von uns ausgeheckten Gesetze der „Natur" an. Beweis der Richtigkeit soll sein, daß Berechnung astronomischer Erscheinungen genau (nicht immer) zu stimmen scheint, obschon das Relativitätsgesetz dagegen spricht. Wer sagt denn aber, daß diese Übereinstimmung etwas andres sei als Logik unserer vorgefaßten Prämissen, da man laut Goethe immer nur das sucht, was man finden will? Kleine Veränderung unserer Gehirne

und Sinne und der ganze schwindelnd hohe Babelturm mathematischen Verstandesspiels müßte einem andern Bauplan folgen. Doch wir wollen uns hier nicht ins Metaphysische begeben, warum die wohlwollende „Natur“ (diese fiktive Riesendame) uns jene Übereinstimmung zubilligt wie ein geschenktes Spielzeug. Aber glaubt denn die Unwissenheit, die über das Unwissenschaftliche der Astrologie schwatzt, es bestehe nicht auch Übereinstimmung — wohlgemerkt empirisch bewiesene — zwischen Horoskop und Wirklichkeit? Der Mensch ist zugleich abergläubisch und ungläubig: hätten sich daher die Sterndeuter blamiert und läge nicht ein Archiv wichtiger Horoskope vor, so wäre die Astrologie längst an sich selbst gestorben. Sie wurde aber nur, noch von den Spätgriechen gepflegt, gewaltsam von der Kirche unterdrückt, weshalb das Stuttgarter Konsistorium sich Keplers Unfug verbat, er solle Josuas Sonne fein stille stehen lassen. Und wenn für „die Sterne lügen nicht“ manch praktische Beweisaufnahme bürgt, so läßt sich theoretisch weit weniger dagegen einwenden als z. B. gegen Chiromantie und Kartenlegen. (Spiritismus und Hellgesicht gehören nicht zu dieser Gruppe.) Daß die Planetenstellung mit individuellem Schicksalzwang zusammenfällt, müßte sowohl für Deterministen als wirkliche Monisten eine durchaus verständliche Vorstellung sein.

Th. Wolff junior hat daher auch nur ein einziges vernichtendes Argument, das jedem Naiven einleuchtet. Nämlich: am gleichen Tag würden so und so viel Menschen geboren, in jeder Stunde etwa 15—20 in Berlin, diese müßten also alle das gleiche Horoskop haben. Warum denn nicht? Kann er das Gegenteil beweisen? Daß sie alle das gleiche Los haben müßten, beruht auf lächerlicher Verkennung, denn die „irdischen Verhältnisse“, die laut ihn allein bestimmen, haben nichts mit den Planeten gemein, die vielmehr zunächst nur Spirituelles, d. h. Beschaffenheit von Geist und Charakter beeindrucken können. In Verbindung damit stehen allerdings auch Schicksalsfügungen. Aber die plausible Logik dieser Unterstellung wäre: wenn der eine dieser Geborenen Kellner wird, müßten auch alle andern Kellner werden! Dies hängt lediglich vom Milieu ab, denn unter den 20 könnte ja auch ein Prinz sein, der unter gleichem Antrieb Offizier wird wie der andere Kellner. Nur darauf kommt es an, ob sich sonst in Charakter, Geist, Schicksallauf Ähnlichkeiten mit dem Kellner herausstellen, so daß man urteilen kann: unter anderem Milieu wäre dieser Prinz Kellner und dieser Kellner Offizier geworden, wie z. B. der Kellner Murat.

Sein völliges Unverständnis für das, was ein Horoskop bedeutet, zeigt der junge Herr mit der scharfen Nase für verstandesmäßige Trivialität: an Goethes Geburtstag seien auch wohl einige in Frankfurt geboren, doch nur einer sei Goethe geworden! Was Sie nicht sagen! Übrigens trifft sich unglücklich, daß Goethe „Wahrheit und Dichtung“ mit Horoskopischem einleitet und im Verdacht steht, besonders im Alter an astrologische „Magie“ geglaubt zu haben. Abgesehen davon, daß schwerlich zu gleicher Minute ein anderer geboren wurde, was erheblichen Unterschied macht — übrigens gleichgültig, ob in Frankfurt oder Timbuktu —, waren die zu gleicher Stunde auf der Erde Geborenen vielleicht Söhne von Taglöhnern, Schneidern oder gar Wilden. Nur Weltfremdheit begreift nicht, daß der Sohn des Herrn Rats tausendmal mehr Möglichkeit hatte, seine Gaben zu entfalten. Solche Differenzierung im Vergleich zu seinen Geburtsgenossen könnte aber nur äußerlich sein und hebt nicht auf, daß auch sie in ihrer Art glückliche und ihm ähnliche Aspekten hatten innerhalb ihres Milieus. Natürlich trifft dies für alle beliebigen andern Fälle ebenso zu, obendrein ist sinnlos, ein so großes Genie als Beispiel zu wählen. Alles Genie, ungeerbt und unvererbbar, bleibt notwendig eine Besonderheit. Mit gleicher Logik müßte man verlangen, daß alle Geschwister eines Genies (wenn es solche hat) Genies seien, bekanntlich gilt das Gegenteil. Wir wissen weder, von wem Leonardo, Sohn einer bornierten Dienstmagd und eines habsüchtigen Notars, sein Genie bezog, noch auch, ob nicht gleichzeitig mit ihm Geniale geboren wurden, da ihre Verhältnisse jede größere Wirkung verboten. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, jawohl, jeder trägt eben sein Horoskop determiniert in sich. Statt solcher Phrase sollte man sich lieber versichern, daß alle Verbrecher, Verrückten, großen Revolutionäre oder die eines gewaltsamen Todes sterben, tatsächlich die gleiche Stellung ihrer

Aspekten haben. Der unheilvolle Saturn beherrschte z. B. besonders ausgeprägt die Konstellation „Robespierre". Auch spielen bei allen Genialen Mond und Merkur die Hauptrolle, auch bei Wahnsinnigen, wobei eben die ganz verschiedene Konfiguration beider Planeten in ihrem Verhältnis zum Tierkreis Genie und Geistesstörung unterscheidet unter subtiler Abstufung.

Wir kennen das Horoskop zwei bekannter Personen, im gleichen Monat gleichen Jahres geboren, bisher erstaunlich bewahrheitet, mit großer Verschiedenheit äußerlicher Umwelt, der eine sehr in der Höhe, der andere in ziemlicher Tiefe. Dies entspricht einfach dem Abstand von vierzehn Tagen, hinderte aber nicht die überraschende Ähnlichkeit in Äußerlichem, wie „Vater stirbt vor Mutter" (das Horoskop war natürlich lange zuvor gestellt, ehe dies in beiden Fällen eintrat) oder in Charakterologischem, wie „heftige Reizbarkeit, Überspannung des Selbstgefühls" usw. Das geistig Entscheidende, Stellung von Mond und Merkur, ist zwar genau entgegengesetzt, bedeutet im einen Fall „heftige Extravaganz", im andern „leidenschaftliche Denk- und Schöpferkraft", doch der sonstige Zusammenhang überrascht um so mehr, als die Väter beider und sie selber in persönliche Berührung treten, wozu bei der Geburt nicht die geringste Aussicht war, ja daß unglaublicherweise gewisse physische Umstände der Geburt die gleichen waren und daß sie — unglaublich, aber wahr — sogar den gleichen Geburtshelfer hatten. Setzen wir hinzu, daß eine unbeachtet vergessene ungünstige Vorhersagung auf 35 Jahre Sicht sich buchstäblich erfüllte (des einen Unglück wurde auch das des andern), so wird man begreifen, daß angesichts solcher „Sternenbrüder" die naseweisen „wissenschaftlichen" Einwände sich kindisch ausnehmen. Man hält sich an das Faktum, nicht an Redereien. Wenn einem bei eigener Skepsis etwas Unheimlich-Geheimnisvolles beim berüchtigten Kartenlegen begegnete — nicht Auslegen, sondern richtiges so Fallen der Lenormandschen Karten ist das Problem — und ebenso Unerklärliches beim verpönten „Tischrücken", so zuckt man eben die Achseln über das Gänsegeschnatter unreifer Toren, die nichts erlebten. Kennten wir Horoskop und Lebenslauf aller zu gleicher Stunde, ja nur im gleichen Monat Geborenen, würden wir uns baß verwundern. Hierher gehört auch der statistische Nachweis eines Briten, daß gewisse Monde, bevorzugt der Januar, die Geburt ungewöhnlicher Menschen begünstigen. Was ist das anderes als planetarische Fügung!

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als man sich träumt in Eurer Philosophie."

Karl Bleibtreu

Ehrenmal

Weil es der „Türmer" ist, der im Februar-Heft eine Bemerkung von Dr.-Ing. Hugo Koch über „Heldenhaine" weitergibt, und außerdem, weil sein verehrter Herausgeber zu den Förderern des Heldenhaingedankens gehört, möchte ich bitten, einiges dazu sagen zu dürfen:

Was der Heldenhaingedanke bedeutet, ist in der Schrift: „Deutsche Heldenhaine" ausgeführt, die der Verlag J. J. Weber, Leipzig, gegen Zahlung von 1.75 ℳ abgibt. Dieser Betrag kommt ohne Abzug der Werbearbeit für den Gedanken zugute. Da auch diese Schrift ein Kulturdenkmal der Gesinnung des deutschen Volkes in der Zeit 1914/15 ist und eine Fülle wertvoller Darlegungen enthält, darf sie auch denen empfohlen werden, die sich nicht unmittelbar an der Schaffung von Heldenhainen beteiligen können. Eine Arbeitsgemeinschaft zur Verbreitung des Gedankens hat sich auf meinen Ruf 1915 zusammengeschlossen; Männer, die nach Gesinnung, Alter, Erfahrung und Lebensstellung die Gewähr bieten, daß nicht eigennützige Ziele sie leiten, um für den Gedanken einzutreten.

Da ich als Gartenkünstler berufsmäßig an allem, was Pflanzung heißt, beteiligt bin, habe ich gleich von vornherein erklärt, daß ich selbst keinen Heldenhain gegen Entgelt schaffen würde, um meinerseits auch den Schein der Eigensucht zu vermeiden. Ich habe mir dabei eine große Ent-

sagung auferlegt, indem ich meine Arbeitskraft jahrelang fast ausschließlich der Verbreitung des Gedankens ehrenamtlich gewidmet habe. Seit der sogenannten Revolution habe ich mich zurückgehalten. Die Mißtönigkeit in den öffentlichen Stimmen war zu groß, um zu erwarten, daß geistige Aufgaben Beachtung fänden. Seit der Gedanke mir wurde und mich rief zur Vorbereitung der Verwirklichung, bin ich 10 Jahre älter geworden und will die verantwortungsvolle Aufgabe auf jüngere Schultern legen, indem gleichzeitig die noch lebenden Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft sich durch Zuwahl ergänzen.

Daß die sogenannte Revolution unter dem Ruf: „Nie wieda Kriech!“ für die Entwicklung des Heldenhaingedankens nicht günstig war, ist im Sinne einer niederen Gewalt, die gegen jeden Idealismus anstürmte, nicht verwunderlich; aber kulturgeschichtlich nicht vergessen darf werden, daß unter Führung des Königlich Preußischen Kultusministeriums der Heldenhaingedanke vernichtet werden sollte, nachdem man erkannt hatte, welche Verbreitung er gewann. Und dies, obwohl der Königlich Preußische Kultusminister Dr. Schmidt persönlich nach Verhandlungen mit mir in einer Versammlung der Vertreter der Beratungsstellen für Kriegerehrungen, in der ich selbst anwesend war, bestimmt hatte, dem Sinne nach, „daß die Verwirklichung der Heldenhaine von den Beratungsstellen mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt werden sollte wie andere Formen der Kriegerehrungen“. Diese Anweisung aber wurde nicht befolgt. Während unter anderen besonders die Königl. Preuß. Ministerien des Innern und der öffentlichen Arbeiten aus eigenem Antrieb den Gedanken zur Verwirklichung empfahlen (Erlaß an sämtliche preußischen Landräte), nahm das Königlich Preußische Kultusministerium in Wahrung der Belange von Kunst und Kirche, deren Vertreter sich dort Gehör zu schaffen wußten, um die „Kriegerehrung“ unter ihre Leitung zu bringen, gern Gutachten gegen die Heldenhaine auf, um sie dagegen geltend zu machen. Das Königlich Preußische Kultusministerium beeinflußte mit Erfolg die entsprechenden Stellen der deutschen Bundesstaaten halbamtlich in seinem Sinne. Die „Kirche“, besonders vertreten durch das Zentrum, nannte sie heidnisch, die „Künstler“ nannten sie unkünstlerisch und „Gärtner“ kamen diesen zu Hilfe mit technischen und ernährungswirtschaftlichen Einwänden.

Im Urgrund kämpfte südalpine Geistesrichtung gegen nordalpine, südlicher Steingeist in Denkmälern gegen nordischen Waldgeist in Heldenhainen. Wenn die Kirche mehr Waldseele eingesogen hätte im Kriege, stände sie heute nicht so steinern leer.

Meine Akten haben aufbewahrt, wie der Heldenhaingedanke planmäßig unterdrückt wurde von denen, die an anderen Formen „interessiert“ waren. So wurden bei einer Ausstellung für „Heldenhaine und Kriegerdenkmäler“ unsere Vorschlagstypen für Heldenhaine versteckt. Man benutzte für diese Ausstellung die Volkstümlichkeit meiner „Idee“, die durch meine Veröffentlichung in der „Täglichen Rundschau“ vom 8. Dezember 1914 (!) ihre Urform (Original-Priorität) erhalten hat, unterdrückte ihre Erscheinung auf dieser (und anderen) Ausstellungen für Kriegerehrungen und empfahl „Entwürfe“ oder veröffentlichte solche, die auf unseren Typen fußten wie eine Nachahmung auf dem Vorbild.

Daß mir persönlich ästhetisierende Betrachtungen über Kriegerehrungen und gar Ausstellungen für sie immer gegen mein Gefühl gingen, sei nur nebenbei erwähnt. Ich könnte da eine Geschichte von einem Preisgericht erzählen, das Einsendungen mit dem ersten Preise auszeichnete und ihn dann zurückzog, als sich bei Öffnung des Urheberumschlages ergab, daß der Schöpfer nicht der juristischen Bedingung des Preisausschreibens entsprach, ein „Künstler“ zu sein. Denn einige der Preisrichter hatten die von ihm geleitete Holzschnitzschule schon früher bekämpft. Doch ich will keine Satire schreiben.

Auf den Ausstellungen fand man immer recht viele Namen der Ehrenden, aber selten die Namen der zu ehrenden Gefallenen, für die man die „Denkmäler“ entworfen hatte.

In der Inflationszeit gelangte an den Verleger J. J. Weber ein Angebot, die Restbestände unserer Schrift „Deutsche Heldenhaine“ aufzukaufen. Von einer Abteilung des Kriegsmini-

steriums wurde es nicht gewünscht, daß der Gedanke im Felde bekannt würde, obwohl der Königl. Preuß. Kriegsminister von Stein sich in einer öffentlichen Erklärung warm dafür eingesetzt hatte, und Hindenburgs Bekenntnis zum Heldenhaingedanken (durch die „Tägliche Rundschau" zuerst veröffentlicht) allgemein bekannt war. Kurz, bestimmte Kräfte in der Heimat haben auch hierin die Volksstimmung untergraben. Über den Widerhall, den der Gedanke an der Front und in der Heimat gefunden, hat Felix von Stenglin in der Schrift „Deutsche Heldenhaine" auf Grund der Vorlagen berichtet.

Heute scheint mir ein Wandel der Gesinnung sich vorzubereiten. Der „Türmer" mit seinem weithin schallenden Ruf zum Idealismus hat sein ehrlich Teil daran. Wieder ruft mich die innere Stimme, vor allem davon Kenntnis zu geben, was im Sinne des Idealismus von 1914 geplant war, weil es viele gibt, die trotz aller Verbreitung den Kern des Heldenhaingedankens nicht kennen; und wieder geschieht, was ursprünglich geschah, daß jeder, der einen Vorschlag zur Heldenehrung macht, unter Verbeugung vor dem Gedanken des Heldenhaines behauptet, alle „Einsichtigen" seien überzeugt von der Unmöglichkeit der Verwirklichung.

Wenn jemand seine Einwände damit einleitet, daß alle „Einsichtigen" sie teilen, so ist das nichts weiter als eine Captatio, ein Fang gegenüber dem Leser, denn welcher Leser möchte denn nicht zu den Einsichtigen gerechnet werden? Es ist dieselbe Redensart, mit der man eine Zeitlang auf dem Gebiete der „Kunst und Kultur" krebsen ging, wenn man ein bestimmtes Ziel gegen ein anderes durchdrücken wollte. Man sagte dann: Die „Besten" haben die Überzeugung, als ob nicht jeder Leser zu den Besten gehören möchte, und der Redner natürlich mit Selbstverständlichkeit gleichfalls. Es auszusprechen, zu den Besten sich zu rechnen, ist eine offenbare Taktlosigkeit, sich als Einsichtiger zu bekennen, gegen jeden anders Denkenden eine Beleidigung. Letzteres trifft mich natürlich persönlich nicht, denn dazu ist mein gartenkünstlerisches Berufswirken viel zu sicher durch den Erfolg und geschichtlich in meinen Schriften gegründet. Zur Widerlegung der Unmöglichkeit der Heldenhaine sei nur auf eins hingewiesen: Unser Plan ging dahin, daß jedem Gefallenen in seiner Geburtsgemeinde eine — „seine" — Eiche gepflanzt würde; da nun Deutschland etwa 60000 Gemeinden hat, so ergibt eine einfache Teilung der Gefallenenzahl durch die Zahl der Gemeinden, daß in der weitaus größten Mehrzahl die Pflanzung von Gedächtniseichen überhaupt gar keine Schwierigkeiten macht. Gewisse Schwierigkeiten bestehen bei ganz großen Gemeinden, also Großstädten. Aber auch diese sind, wie Berlin, vielfach in einzelne Gemeinden gegliedert, und alle diese Einzelgemeinden haben das Streben, Grünanlagen zu schaffen, schon in Rücksicht auf Sport, Spiel usw. in einer Ausdehnung, wie sie vor dem Kriege nicht für möglich gehalten war. Mit Recht! Und es brauchte nur der Wille zu bestehen, um mit allen diesen großen Anlagen die Pflanzung von Eichen zu verbinden. Es sei nur an die Sportplatz-Pläne von Berlin, Potsdam, Köln erinnert. Auch die Dauerwald-Bestrebungen bei Großstädten, Neuschaffung von Wäldern (Grunewald bei Berlin) würden Gelegenheit geben, wenn Vielschauende die Dinge zusammen sehen wollten.

Aber alles dieses und vieles mehr ist bereits in der Schrift „Deutsche Heldenhaine" vorgesehen. Schon im Vorwort heißt es: „Wir wollen unseren Vorschlag nur klar ausarbeiten und wenden uns nicht gegen irgendwelche anderen Vorschläge; insbesondere stehen wir der Mitarbeit der bildenden und bauenden Kunst selbstverständlich freundlich gegenüber". Auch wir hatten gewünscht, daß später in Beziehung zu den Heldenhainen Werke der bauenden und bildenden Kunst, die der Heldenhaine würdig wären, geschaffen würden. Die Beziehungen des Gemeinde-Weihefestplatzes in der Mitte des Heldenhaines zu vaterländischen, künstlerischen, religiösen Darbietungen sind planmäßig in der Schrift gegeben.

Hochkreuze aus Eiche (etwa 9 m hoch) sind vielfach in der Mitte des „Weihefestplatzes" auf meine Anregung errichtet worden. Wir wollen die „Kirche" nicht ausschalten, das würde ja — zum mindesten — die Preisgabe eines Kulturgutes heißen müssen; ebensowenig die „Kunst".

Die Schilderung einer Sommer-Sonnenwendfeier im Heldenhain im November-Heft 1924 des „Türmer“ gibt ja ein Beispiel aus der Verwirklichung.

Unter vielen anderen Orten ist in Soltau ein Heldenhain nach den Vorschlägen unserer Schrift durch die Stadt unter Leitung des verehrungswürdigen Herrn Willy Röders sen. geschaffen. Unbeschadet dessen hat man dort an der Kirche ein Freskogemälde zur Erinnerung an die Gefallenen angebracht. Warum sollte man denn auch nicht ein Vielfaches tun? Kann denn überhaupt der Ausdruck der Ehrung und Dankbarkeit für unsere Gefallenen und ihre Formen eine Grenze haben?

Eben lese ich von der Planung eines Heldenhaines in Kissingen mit „Wall und Graben“ und — „Kunst“! Vortrefflich!

Und wenn Herr Dr.-Ing. Koch sagt, „ein Ehrenmal müsse irgendwie mit der Natur verbunden sein“ — ist oder wird denn nicht jeder Heldenhain Natur? Und vereinigt er sich nicht als Rahmen und Grund mit jedem Bauwerk? Ganz im Sinne des Genannten gibt Dr. Johannes Speck in der Schrift „Deutsche Heldenhaine“ eine vom Schwung der Begeisterung getragene Darlegung über die Verbindung des Heldenhaingedankens in der Wirklichkeit mit allen Zielen der körperlichen und geistigen Ertüchtigung unter der Überschrift: „Heldenhaine und Jugendpflege“.

Auch Musik und Rede haben wir nicht versäumt in unsere Bestrebungen mit wertvollen Hinweisen einzubeziehen. Ja, ein allgemeiner einheitlicher deutscher Weihetag zum Gedächtnis der Gefallenen ist als weiteres Ziel schon von uns in jener Schrift angegeben. Wozu also der Kampf gegen Heldenhaine, die sich mit allem Guten vertragen!

Was die erste Anregung in der „Täglichen Rundschau“ und jene Schrift an Edelstem in unserem Volke, mit Goethe zu sprechen, „aufgeregt“ haben, mag man in ihr nachlesen. Dann mögen sich alle, die reines Herzens sind, und nicht „interessiert“ an irgendwelchen Zielen, fragen, ob sie nicht die Pflicht in sich fühlen, den Heldenhaingedanken, wo nur überall die Gelegenheit herbeigeführt werden kann, mit allem anderen zu vereinigen.

Helft, deutsche Jugend, deutsche Frauen, helft, daß deutsche Heldenhaine in die Zukunft wachsen:

Es rufen von drüben
die Stimmen der Geister,
die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
in ewiger Stille,
die sollen mit Fülle
die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!“

Willy Lange (Wannsee)



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Rückschau auf den Berliner Theaterwinter

Wenn man auf die lange Reihe der Neueinstudierungen dieses Theater-Winters in Berlin zurückblickt, so überragen nur ganz wenige den allgemeinen Tiefstand, der unser Zeitalter schlechthin kennzeichnet. Da stand am Anfang „Wallenstein“ im Staatstheater, ebenda folgte im Januar der „Prinz von Homburg“; im Schillertheater, jetzt Jeßner unterstehend, gab es „Der Widerspenstigen Zähmung“ in recht ansprechender Aufführung, und letzthin zeichnete sich eine „Coriolan“-Aufführung der Reinhardt-Bühnen wenigstens durch die Wahl der Dichtung aus. Die Volksbühne tat sich mit einer „Sakuntala“-Inszenierung hervor. Der Rest war Experiment, Neutönerei, Flachheit. Und Ausländer überall!

Es soll gewiß nicht einem einseitigen Rückgreifen auf Vergangenes, einem reinen Klassiker-Theater etwa, das Wort geredet werden. Eine brodelnde „Weltstadt“, wie es Berlin in der Vielfalt seiner Bevölkerungselemente ist, braucht ein vielfältiges Theater, wird immer ein vielfältiges Theater haben. Der Theaterdirektor — als eine besondere Art Künstler, der auf den Tag horcht und zugleich nach den Sternen des Geistes blicken sollte —, der Bühnenleiter wird seinen Spielplan je nach den Verhältnissen seines Theaters dem Zeitlauf anpassen. Ist er zugleich eine sittliche Persönlichkeit, so wird er zeitgemäße Werke der alten Kunst und Neuschöpfungen lebender Dichter unter den Tagesplan seiner Aufführungen mischen.

In Berlin ist das nun freilich anders. Hier beriefen ausgangs vorigen Jahres die Berliner Theaterdirektoren die Pressevertreter zu einer Konferenz, in der sie der Öffentlichkeit mitteilen ließen, die Theater der Reichshauptstadt stünden vor dem sicheren Ruin. Man habe sich mit „Novitäten“ und erstklassigen Darstellern die erdenklichste Mühe gegeben, es ginge aber so nicht weiter. Des Pudels Kern war: man wollte durch ein Übereinkommen die „Star-Gagen“, die Forderungen der bekanntesten Schauspieler herabdrücken.

Hier zeigt sich das Berliner „Theater-Elend“ allerdings von seiner krassesten Seite: dieses Theater ist nur noch auf „Prominente“, auf Darsteller-Größen eingestellt, mit deren „Zugkraft“ man „gute Kassen“ machen will. Ihren Wünschen wird dann oft der Spielplan angepaßt. Zugleich aber findet noch eine andere unnatürliche, unvölkische und unsoziale Anpassung statt: nämlich an eine neue internationale Oberschicht, der neuen „Finanz-Aristokratie“, deren Rasse meistens trotz aller Vielsprachlichkeit dieselbe ist . . .

„Amerika!“ heißt in diesen Kreisen die Parole! Der Jackie Coogan-Rummel im Film ist für sie bezeichnend. Auf dem Theater war es ein Stück eines Amerikaners — eine gewisse Kritik nannte ihn „den amerikanischen Hauptmann“ — „Der haarige Affe“, das als Vorbote einer neuen Kultur zu uns gelangte. Freudig wird in diesem feuilletonistischen Stück mit amerikanischem Sarkasmus die Grenze zwischen Mensch und Tier verwischt. Anfangs glaubt man in der Tat noch an eine nachgeholte Elendsdramatik im Stile des Naturalismus, aber schließlich kommt es darauf hinaus, daß dieser arme Kerl von einem Schiffsheizer, der sich in eine Millionärstochter verguckt hat, hilflos am Stahlpanzer der Millionärszivilisation abprallt. Er endet in einem Affenkäfig im Neuyorker Zoo, nachdem er den Insassen, einen Gorilla, befreit hat. Die entsprechende Kritik gibt an diesem Beispiel zu erwägen, ob es überhaupt noch „Tragik“ gäbe oder nur „körperlichen Schmerz“ . . .

Max Reinhardt, von allen einschlägigen Blättern als der große neue Magier der Bühne seit Jahrzehnten gepriesen, kehrte von seinem ehemals kaiserlichen Schlosse bei Salzburg zurück nach Berlin und eröffnet hier am Kurfürstendamm ein mit dem raffiniertesten Luxus ausgestattetes Logentheater, „Die Komödie“ genannt. Es ist derselbe Max Reinhardt, der vor Jahren einmal gesagt haben soll, daß die Einrichtung der Kammerspielbühne sein größter Irrtum gewesen sei. Er war es ja, der schon vor dem Kriege den Ruf „Zurück zum Volkstheater“ nach griechischem Vorbild hinausposaunte, der Sophokles-Aufführungen im Zirkus vor Tausenden als Ideal proklamierte, der schließlich den Berliner Zirkus „Schumann“ zu einem großen Schauspielhaus umbauen ließ. Die letzte Tat dieses Zirkustheaters war, wenn ich mich recht entsinne, in jener Ära die Aufführung der Schillerschen Räuber mit roten Fahnen. Das Ziel war erreicht, der alte Staat, die alte Gesellschaft, die Tradition in der Kultur zertrümmert, Max Reinhardt ging nach Wien und kaufte sich ein kaiserliches Schloß. Jetzt kehrt er zurück, das Intermezzo der Revolution ist vorüber, und er läßt sich unter neuauftauchenden rein kapitalistischen, von keiner Tradition belasteten Gesellschaft ein Theaterchen bauen in rotem Damast und delikater Elfenbeintönung, just wie es um 1880 schon einmal das Ideal der aufstrebenden Kreise war.

In diesem Theater nun soll nach dem Programme die Heiterkeit zu Ehren kommen, die Leichtigkeit des Geistes, mit andern Worten jene Grazie des Rokoko, die sich diese neue Gesellschaft gern anzüchten möchte. Man möchte sich so recht aristokratisch gebärden und sich wie ein verspäteter höfischer Adel mit Mozart und Goldoni unterhalten, aber auch gleichzeitig das flache Narrenspiel des bürgerlichen Zeitalters vom Schlage Offenbachs nicht entbehren. Auch das Vaudeville nach Pariser Vorbild soll hier zu seinem Recht kommen. Also — man will sich so luxuriös wie möglich unterhalten. Es ist dies das durch äußerliche Übernahme künstlerischer Traditionen verschleierte Gegenstück zum Schaugepränge und Starsystem amerikanischer Luxusbühnen. Die tiefste Unfruchtbarkeit wird offenbar. Man gibt es auf, mit einem von Geist bestimmten, aus dem Volkstum entwickelten Spielplan überhaupt erst hervorzutreten, denn man fühlt sich im Chaos wohl, man rechnet nicht mehr mit einer Zukunft, man fühlt sich im Konjunkturreichtum zu Hause, ohne Verantwortung für ein Ganzes.

Gibt es mit dieser Art Gesellschaft eine Möglichkeit kultureller Zusammenarbeit?

Von Gerhart Hauptmann, dem diese neudeutsch republikanische Gesellschaft gern huldigt, sah man neben älteren Werken letzthin in Berlin das Drama „Indipohdi“. Das Lessing-Theater unter der Direktion Rotter führte dieses Stück aus dem fernen Westen, aus dem Lande der Feuerberge und Indianer mit unzureichenden Kräften auf. Es muß allerdings dahingestellt bleiben, ob bessere Kräfte und mehr Geschmack dem Werke zu größerem Eindruck verholfen hätten. „Resignation“ hat Hauptmann jüngst durch einen Journalisten als Essenz seiner Religiosität bezeichnen lassen. Resignation — Wille ins Nichts zu sinken — ist auch der Unterton und Ausklang dieses Spätwerkes des Dichters. In unserer Zeit ein doppelt trauriger Klang! — Die Aufführung fand bei dem entsprechenden Premierenpublikum Beifall.

Was die „Jüngsten“ anlangt, so erlebten wir in einer Vormittagsaufführung einer literarischen Gesellschaft im Deutschen Theater eine höchst bedenkliche Offenbarung „junger“ Dramatik: auch ein Stück aus dem amerikanischen „wilden Westen“ von dem schon früher hier aufgeführten jugendlichen Dichter Zuckmayr „Pankraz erwacht“ oder „Die Hinterwäldler“. Ein Stück dramatisierter Wildwestromantik, angelesen aus Jugendbüchern vom Schlage Karl Mays, durchsetzt — zeitgemäß — mit perverser Erotik. Auch dieses Stück fand seine begeisterte oder à la mode mitgerissene Claque. (Man muß sich schon so ausdrücken ...)

Das Ganze: ein Trauerspiel! Trotz der vielen französischen Schwänke, die man hervorzerrt und „aufmacht“, angeblich in Ermangelung von Besserem! — Wie lange bleibt das deutsche Volk geduldig? —

C. Hotzel



Ernst Wachler, der Gründer des Harzer Bergtheaters

Man hat Ernst Wachler mit Recht einmal den Vorläufer einer „germanischen Renaissance" genannt. Er ist der Bringer einer adeligen, in Blut und Geist volkskräftig-deutschen Wiedergeburt geworden. Das Medium, das er in erstaunlich zäher Umwerbung zum Träger seiner Mission schuf, ist seine ganz und gar eigenwüchsige Sprache, der Stil einer berufen-konsequenten Persönlichkeit, der da ist: Lebensechtheit, notwendiges Zeugenmüssen, Flucht vor Manier und kalter Technik, vor klügelndem Wägen des Selbstbespiegelns, dann naive Gläubigkeit und seelische Ganzheit. Aber die feinste Essenz alles Wirkens und Schaffens ist jene letzte, große nationale Kulturidee, die wie ein festliches Transparent durch alle Formen und Gestaltungen hindurchleuchtet. Das andere gewaltige Schmelzfeuer war Nietzsches Gedankenwelt, sein Geist mußte auch in diesen Gluten sich läutern, seine Seele sich in die Sphäre diesseitsfreudiger Weltbejahung mitfortreißen lassen. Spekulation und träumende Romantik mußten innerlich überwunden werden, ein Daseinsstil ganz neuer Rhythmik war zu finden, ein Stil mitten in dem Chaos der drangvoll sich gebärenden Moderne.

Wer Wachler ideengeschichtlich und sprachpsychologisch durchverfolgt und Stoffe an seinen Lösungen mißt, wird mit wachsender Freude gewahr, welche Klarheit und welches Ebenmaß aus der doch ganz neuen Problem- und Seelenlage ihm erwuchs. Er ist vielfach in die Region des Klassischen aufgestiegen: dionysische Strebung und Innenbrand überwölbte sich in harmonischer Fügung. Der tiefe Ursinn des Wortes leuchtet aus schlichten Fassungen, altdeutsch, mattgolden und handwerkgerecht anmutend. Echt ist diese Gestaltung, die das Reich des schöpferischen Wortes in Züchten durchforscht. Hier ist der Muttergrund, aus dem Wachlers deutsches Herz seine Empfindungstiefe und leidenschaftliche Wallung zieht. Hier ist die Geburtsstätte von Wachlers Lyrismus, der seinen dramatischen Werken ihr bestrickendes Kolorit verleiht.

Wachler hat ein kulturphilosophisches Programm zu verkörpern, das Bekennen zu Stamm, Heimat, Ethos und vor allem Mythos ist ihm sittliches Gebot. Aber in einer Weise, die ihn bewahrt, ein enger Völkling, ein schollenstörriger Weltblinder zu sein. Der Typus Wachlers hat keine Vorläufer, man mag — seiner weltzugewandten und unkonfessionellen Romantik gemäß — viel eher den geistesverwandten Shelley nennen, um einen schönheitsfreudigen, pantheistischen Gegenwert zu suchen; hier wie dort der nämliche Trieb zur Versenkung in den Mythos. Daß der echte deutsche Mensch einem Goethe Tribut schuldet, ist eine Selbstverständlichkeit.

Aus Wachlers Vers und Prosa schlägt der Hauch der Wahrheit, der Berufung, der Mission. So bedeutet der Name Wachler ein Programm, das mit erstaunlicher Frühreife und Tiefe fest umrissen, bis heute in machtvoller Folgerichtigkeit sich durchsetzte. Curt Hotzel hat in seiner tiefschürfenden Studie über Ernst Wachler als eines Beitrages zur Geistesgeschichte unserer Zeit (Eddaverlag, Leipzig 1921, Moltkestr. 74) geäußert: „Nur eine starke Natur, die Volkstum in sich trägt, die aristokratisch geartet ist von unten auf, die ihr Volkstum lebt — nur eine solche Natur kann den Heimweg zu den Müttern antreten, wenn sie durch den Geist dazu geläutert ist. Die Volkskulturen, nicht die Bildungskulturen werden ihm dann als das Höchste erscheinen, dessen das Menschengeschlecht fähig ist. Der große Zug in Wachlers Streben geht auf eine Verklärung und Läuterung des Lebens dieser Welt: er ging aus, eine neue Schönheit des Gegenwärtigen zu suchen. Man kann das ein klassisches Beginnen nennen, wenn man den Begriff „klassisch" nicht historisch eng, sondern prinzipiell weit erfaßt: im Gegensatz zu einer nur sehnsüchtig rückblickenden Romantik. Aber der Reiz Wachlerschen Wesens liegt wiederum darin, daß er sich dem goldenen Gefühlsstrom der Romantik nicht verschließt, und daß seine Einstellung auf die Geschichte der Kultur ihm ständig Nahrung für sein Gegenwartsideal zuführt. Hier vermählt sich in einem realistischen Zeitalter glücklich jene romantische Sehnsucht des rückwärts auf die Hoch-

Zeiten des Lebens Gewandten mit dem Trieb des klassischen Menschen, der auf das Heiter-Gegenwärtige gerichtet ist: Das nämlich, was aus der Geschichte gewonnen werden soll für die Gegenwart, wird als das im Blute, im Trieb, als Rasse, Volkstum, Kulturerbe Überkommene verstanden. Das Germanische wiederzuerwecken, das bedeutet für Wachler zugleich: das schal und öde gewordene Leben der Gegenwart steigern, erfüllen und verschönen. Man hat Wachler in seiner „Germantik" oft falsch verstanden. Man meinte bei oberflächlicher Kenntnis seiner Bestrebungen, er wolle das alte heidnische Germanentum selbst erneuern. Davon kann nicht die Rede sein. Wohl gebraucht Wachler die Überlieferung des heidnischen Germanentums für seine künstlerischen Gebilde, wie es als Größte vor ihm Klopstock und Richard Wagner getan haben. Aber bei Wachler deckt sich durchaus nicht die Lebensgestaltung mit dem dichterischen und künstlerischen Schaffen. Hinter den Kunstgebilden jedoch verbirgt sich ihm das gleiche Urwesen, das das Leben formt und würdig, schön, edel bildet. Sein Glaube ist der Goethes: „Der geistreiche Mensch ... betrachtet alles, was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft eigensinnig versteckt." — Was Wachler mit Naturnotwendigkeit seines Wesens anstrebt, ist also: eine innere Erneuerung des germanischen Menschen aus seinem Blute heraus."

Und Wachlers Werk hat Führerkraft bewiesen kraft des Ahnenerbteils, das schaffend und strebend in ihm wirkt, unaufhörlich wirkt. Wirkt mit der unaussprechbar herrlichen, organischen Selbstverständlichkeit echter Natur. Wachler spürt das geheime, seelenverwandte Strömen in Edelkulturen wie der indischen, gotischen und griechischen. Dem Modepessimismus im Gefolge Spenglerscher Ideen stellt Wachler seinen zutiefst germanisch gesehenen Aufstieg, seinen im innersten Glauben ans Volk gegründeten Optimismus entgegen. Für Wachler, sagt Hotzel an anderer Stelle sehr zutreffend, ist eben jenes große Kulturerbe von den Liedern der Edda, über das Nibelungenlied zu Goethes Faust und Immermanns Merlin (als Gattung des hohen Weihespiels mit Liedern und Chören) kein toter Schatz, sondern ein lebendiges Stück Wesen, das fortwachsen will. Der lebendige Mythos schlummert im edelsten Geist und braucht nur Gelegenheit und Gemeinschaft, um im Kunstwerk hervorzutreten. Bäurisch-adelig-heroisch mögen die Lebensideale mit Recht genannt werden. Die eigene Lebenskurve schnitt während dieser Grundlegung einer neuen deutschen Kultur die Bahnen W. H. Riehls, Steinthals, von Treitschkes, Nietzsches, Gobineaus, Wagners, Burckhardts. Die Männer seines Freundschaftskreises haben guten Ruf und sind ein Stück deutscher Geistigkeit, da ist der Freiherr Max von Münchhausen, Richard von Kralik, Richard Benz, Alexander von Peez, Arthur von Wallpach, Albrecht Wirth, Peter Gast (Musiker und Freund Nietzsches), Friedrich Lienhard, Kurt Geucke, Karl Bleibtreu, dann aus dem engsten Kreise: Alfred Seeliger, Wolfgang Hercher und Johannes Nickol. Dr. Konrad Dürre (Eiserne Blätter, 5. Jahrgang, Nr. 51) hat das letzte Ziel Wachlerschen Wollens feinsinnig umschrieben in folgenden Worten: Nichts Geringeres wollte Wachler als die gewaltsamen Kulturbrüche, die das Germanentum erlitten hatte, wieder gutmachen. Da mußte er denn an den Stellen unserer Überlieferung anknüpfen, an denen die Eigenwüchsigkeit nordischer Denkungsart vernichtet worden war. So versenkt sich der junge Dichter in den germanischen Mythos, um hier Schätze zu heben, deren Gold die zeitgenössische Literatur läutern sollte.

Es waren auch Empfindungen tiefster Religiosität, die Wachler zu dem Brunnen der Nornen drängten. Denn die erhabene Dichtung kann des religiösen Untergrundes nicht entbehren. Mit Inbrunst suchte er für sein Volk eine Religion, die vereinbar war mit den Gestalten seines mythischen Schauens. Die alten Kultstätten der deutschen Landschaft sprachen zu ihm eine neue geheimnisvolle Sprache. Der 21jährige hat mit seinem Tiberius auf Capri eine Tragödie voll scharfer Charakteristik und dramatischer Lebendigkeit gewagt. 1897 erschien die Streitschrift Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste, worin Mangel und Notwendigkeit einer Nationalpoesie dargetan und ein eingehend kritisches und restlos überzeugendes Urteil über Wagners Kunstform versucht wird. Stoff und Stil volkstümlicher Poesie werden auf Grund



geistesgeschichtlicher Untersuchungen umgrenzt und die Gefahren der formalen Kunstdichtung, des Naturalismus, des Journalismus und der Theatermißwirtschaft scharf herausgestellt. Wachler erstrebt die originale Kultur des deutschen Geistes, das Gesamtvolk ist die bedingende Kraft des Kunstwerkes. Im gleichen Jahre veröffentlichte Wachler das liebenswürdige, mit reizender Schalkhaftigkeit geschürzte Lustspiel Unter den Buchen von Saßnitz, worin es webt und lebt von herber Seeluft, stolzen Waldhöhen, mondscheinumflossenem Märchensee. Die intim erfühlte, ewig herrliche, durchgeistigte Landschaft ist bildender Rahmen. Um die populäre, kernhaft frische Gestalt des Prinzen Friedrich Karl von Preußen kreisen allerhand Typen, aus denen der Landpfarrer sich prächtig abhebt. Alles Geschehen, so auch neben den ländlichen Szenen die Spukgeschichte am Herthasee, ist in sonnige Heiterkeit getaucht; hineinverflochten ist die hübsch ersonnene Geschichte vom Klaus Störtebeck, der Einzug der Freia, die Umfahrt der Nerthus. 1901 wurde die Schlesische Brautfahrt den „österreichischen Brüdern" gewidmet. In den Typen des nämlichen Geschlechtes ist der österreichisch-preußische Konflikt prachtvoll eingefangen und ausgetragen worden in dem Paar Wolfhard-Freiherr, das von runden und lebensvollen Figuren umgeben ist. In St. Goar am Rhein, im Hause des Dichters Hermann Friedrichs, schuf Wachler zwischen 1899 und 1901 seine Rheindämmerungen, die er Gespräche auf dem Lande zubenannte, eine Prosa von seltener Gehobenheit und seelischer Beschwingtheit. Winfrid und Klothilde, zwei Höhenmenschen, durchpilgern den ganzen Umkreis: aus Landschaftsbildern steigen Ideen, befruchtend, starkgeistig, erdschwer und volkerlösend. Zwischen den Zeilen kristallisiert eine Weltanschauung in starkem Pathos aus, eine lautere, edle Gesinnung voll hoher Kultur. Wachler sah sehr frühe die Dramatik in fruchtbarstem Wechselspiel zur landschaftlichen Eigenart, die Geister dieses Gedankenkreises waren ihm Kalidasa, Sophokles, Lope de Vega, Marlowe, Shakespeare: sein Volkstheater, das einem großen, festlichen Gemeinschaftserlebnis Erfüllung bringen will, hat unabhängig von Klopstock und dennoch ganz parallel zu dessen Idee, auf dieser Ebene sich zu gestalten gesucht. Wachlers Volkstheater ist für die Seelenwende, in der wir stehen, vielleicht der glücklichste Ort zur Neuschöpfung, zur Rettung und Heilung.

Die stolzeste, weil ureigenste Schöpfung Wachlers, ist ein zweites Bayreuth, sein Bergtheater im Harz! Herzblut und Vermögen, geheimste Wünsche und heiligste nationale Hoffnungen sind mit dieser Kunst- und Kultstätte verwoben in Opfern, die nur unbedingter Glaube bringen kann. Nahe einer altgermanischen Opferstätte am Hexentanzplatz (ursprünglich Platz der „Hagdisen"-Hainjungfrauen!) sind viele Felsenterrassen herausgeschnitten, ein Plan mit Feueraltar und Felsen als Raumbildnern und die Vorberge des Harzes als grandioses Panorama. Hier führt, zur religiösen und nationalen Festfeier geeint, die dramatische Kunst in die Kultstätte des Volkes, in das Waldheiligtum zurück. Aus den Stimmen über dieses Bühnenerlebnis sollen genannt werden: Ein solches Landschaftsbild gleichsam als kolossale Idealkulisse für ein Theater hat es gewiß noch niemals gegeben. Von vornherein wird der Sinn des Besuchers empfänglich gestimmt für alles, was mit deutscher Mythe, deutscher Sage, deutscher Geschichte zusammenhängt. (Prof. R. Steig.) — Angesichts der lauteren Wahrheit und Klarheit einer herrlichen, vom Tag in die Nacht hineinschlummernden Landschaft — solch einem Theater wohnt allerdings die Kraft inne, zu scheiden: das Echte vom Erlogenen, das Wahre vom Falschen. (E. Buchner im Hann. Courier.) — Es gibt kein Theater der Welt, in dem eine solche Akustik zu finden wäre. (Julius Urgiß im Theaterkurier.) — Alles Technische besteht hier die Probe in einer Weise, wie sie niemand erwarten kann; und wo eine geistige Wirkung damit zusammengeht, offenbart sich in der Tat das so ganz zeitfremde und eben darum zeitnotwendige Naturfestspiel als einer der ernsthaftesten Versuche zur Regeneration der zeitgenössischen Bühne. (Hochland.) — Die Wirkung ist um so stärker, je höher das aufgeführte Werk poetisch steht. (Kunstwart.) — Stimmungsvolleres, Ergreifenderes läßt sich nicht denken. Ist auch nicht zu schildern, es muß eben erlebt werden. (Deutsche Tageszeitung.) — Ich werde die Moloch-Aufführung in den Harzbergen nie



vergessen. (Prof. Adolf Bartels.) — Durch Übereinstimmung von Natur und Dichtung wurden erstaunlich starke Wirkungen erzielt. (Die Schaubühne, Berlin.)

Für diese Bühne gedacht war vor allem Wachlers Festspiel zur Frühlingsfeier: Walpurgis, 1903. Der Aufzug des Maigrafen steht im Mittelpunkt, ein bäuerlicher Kulturkreis ist darum geschlossen, das Volksleben schäumt über in der lustigen Person. Der Maireigen wird gesungen, der Maigraf nimmt Besitz von der Braut, eine fröhliche Versteigerung findet statt: die Mädchen sind das Mailehen. Hirte, Jäger, Köhler und Bergmann huldigen, Holda hat alles beobachtet und betreut; der Chor der Holden singt von dem Sinn der Zeit, der Wanderer tritt hoheitsvoll unter die festliche Menge. Die Bauern spenden nach altem heiligen Brauch, sie laden die hohen Gäste zum Mahle: Uralt-heiliger Bund wird erneuert, die neue Weihe geschieht durch das Entzünden des Holzstoßes, die Holden singen den Schlußchor.

Hoheitsvolle Sprache, in gewaltigen Chören verdichtet wie antike Wucht, zeichnet das Trauerspiel Widukind aus, 1904. Widukinds Seelenkampf hat treffliche Züge, ist innerlich wahrhaftig erlebt und erschüttert wie Germanenschicksal. Die freirhythmischen Feuer-Reigen atmen urgermanische Religionsweihe. Mittsommer und Mittwinter wächst aus der Tragik des nordischen Problems Balder-Höder-Nanna, majestätisch herbe Leidenschaften brechen hervor, Stimmungen und Weltgeschehnisse klingen in Chören der Kinder des Lichtes auf, in den hohen Maßen hymnischen Schwunges. Jocza Savits sagt von der beflügelnden Phantasie dieser Szenen: sie versetzt den Menschen, sein gesamtes Denken und Fühlen, seinen Leib und seinen Geist und damit auch seinen künstlerischen Trieb in die Natur, in die Schöpfung, in das Universum, mit dem er sich eins fühlt; es bildet sich Geschöpf und Schöpfung wieder zur Einheit, und dieses Gefühl der Einheit mit dem All erfüllt uns mit Andacht und feierlicher Sammlung.

Wachlers glänzendste Nationalgabe ist sein Roman Osning. (Osning-Teutoburger Wald.) Das erhabene Geheimnis der Germanensendung wird wie ein Gralsgeschenk wundervoll vor uns enthüllt: das Geheimnis der völkischen Wallfahrt. Wachler erstreitet Neuland. Zukunftsglaube umwittert jedwedes Wort. Wir werden in mannigfache Gesellschaftswinkel geführt, in Kneipen, Domherrnzimmer, Landhäuser, wir nächtigen im Freien, an althistorischen Stätten, der Grotenburg, den Externsteinen, der Hohlensteinhöhle. Wundersam heilige Männer in Waldtiefe und Bergesschoß reden vom kommenden Reich. Kein sozialpolitisches Programm, kein Problem der Aufartung und Rassenfrage, das nicht bildhaft eingefügt wäre. Die Sprache ist gesättigt, knapp, mit schweren Symbolen gesegnet; sie rauscht wie reife Kornähren. Rein bildnerisch schon drängt Osning zum nationalen Volksbuch. Es enthält alles in allem die Herzensgeschichte unseres deutschen Ich und seine einzig mögliche Wiedergeburt.

Die schöne Melusine erweckt als Drama Hebbelschen Geschlechterkampf, die seelischen Urtiefen des Weibes und des Ehemysteriums (vgl. meinen Aufsatz Nachdenkliches zur Melusinensage in der Zeitschrift Die Schönheit, XVI, 10. Heft). Eine geistvoll herauspräparierte Pointe im Stile Lessings eignet den temperamentvoll zugespitzten Fabeln für Deutsche 1921, die in schlagender Kürze ihre bildmäßige Ergänzung fanden in den entzückenden Scherenschnitten von Charlotte Wachler. Ein witziges, sprühendes Werkchen, die Köpenickiade persiflierend, ist das Schelmenspiel Till Eulenspiegel und der Burgemeister von Schilda. Überquellende Gefühle und Stimmungen, die wie über weite Horizonte weggedehnt sind, Aufschreie der Seele, werden von dem Lyriker Wachler in gehaltvollen Schalen eingefangen. So in Unter der goldenen Brücke 1904, dann in „Kriegsbeute" 1915, die das Dasein und seinen Sinn beschwören. Wachler wird die diesjährigen Lienhard-Festspiele vom 11. Juli bis 31. August in seinem Bergtheater leiten. Eine schöne Erfüllung seines Strebens und Sehnens ... zum Heile der deutschen Zukunft! (Wachlers Werke erschienen im Moritz Ruhl-Verlag, Leipzig.)

Prof. Hanns Schmiedel



Plan der Lienhard-Festspiele

im Harzer Bergtheater bei Thale vom 11. Juli bis 31. August 1925

In der Absicht, das dramatische Werk eines lebenden Dichters in weitestem Umfang den Zeitgenossen vorzuführen, hat sich, auf eine Anregung Raoul Francés hin, eine Anzahl von Männern zusammengeschlossen, willens, diesen Plan zu verwirklichen. Es kann ja der Entwicklung des deutschen Dramas nicht bloß mit der Aufführung älterer Meisterwerke gedient sein oder mit der vereinzelten Aufführung neuer Erzeugnisse; vielmehr bedarf es einer Befestigung der heimischen Tradition in größtem Ausmaße. Dazu aber erweist sich wohl keines Lebenden dramatisches Schaffen geeigneter als das des Elsässers Friedrich Lienhard, der gerade in dem Menschenalter, da das Deutschtum vom Fremdgeist völlig überschwemmt und schließlich verraten und verkauft wurde, ihm unverbrüchlich die Treue gehalten hat.

Die Wahl einer Schaubühne fiel auf das Harzer Bergtheater: in der Erwägung, daß Lienhards Dichtung — im Gegensatz zur großstädtischen — dem Walde entstammt und in ihm seine natürliche Heim- und Pflegestätte findet. Ging doch von dem Theater unter freiem Himmel (Thale 1905) der Siegeszug seines „Wieland" aus; und es ist kein Zufall, daß gerade die Bühnen Berlins, die Hochburgen nüchterner Sittenschilderung, der modernen Anklageliteratur im Gefolge Ibsens und Strindbergs, Shaws, Hauptmanns und Wedekinds, sich dauernd den Dichtungen des Süddeutschen verschlossen. Der Gegensatz zwischen Beobachtung und Erfindung, Verständigkeit und Phantasie, Kühle und Wärme, Zersetzung und Begeisterung liegt offen zutage: als ein unüberbrückbarer Zwiespalt. Wo der deutsche Genius seinen Platz hat, ist nicht zweifelhaft.

Harzer Festspielbund

Der Jugend gehört die Zukunft. Hat man etwas davon gehört, daß unsere Jugend sich für die Sittenschilderung des Naturalismus erwärme? Ihre Leitsterne heißen noch immer Goethe, Schiller oder Kleist. Der Schillerbund zieht alljährlich viele Tausende im Sommer nach Weimar, zu Festvorstellungen im Theater, so daß bereits ein Überschuß von Anmeldungen besteht und Unzählige zurückgewiesen werden müssen. Diesen gewährt jetzt der Harzer Festspielbund (Vorort: Wernigerode, Gymnasium) Aufnahme. Statt der Führung durch die Kunst- und Kulturstätten Weimars bietet er den Jugendlichen eine Führung durch die wichtigsten Naturschönheiten und Kulturstätten des Harzes, die auf eine Woche berechnet ist, durch bewährte Kräfte, zu geringfügigen Kosten (etwa 25 Mk.). Man wird nicht nur den Brocken, das Oker- und Bodetal sehen, sondern auch die Niedersachsenstädte: Hildesheim und Wernigerode, Quedlinburg und Goslar, die berühmten Kaisersitze des Mittelalters, die Kleinodien altdeutscher Baukunst. Damit verbunden wird der Besuch der Festspiele in Thale (für die Jugend zu Vorzugspreisen von 1.50 Mk. für die Vorstellung); und wenn diesmal auch nicht die Geschichte Heinrichs des Finklers, Ottos des Großen und Heinrichs des Löwen sich entrollt, so führt Lienhards Dichtung uns doch tief hinein in Mythos, Sage und Geschichte unseres Volkes, auf den Boden unserer großen heimischen Überlieferung. Damit aber auch über den Schaffenskreis des Lebenden hinaus der germanische Genius zu seinem Recht käme, ist der „Mittsommernachtstraum" von Shakespeare, ist „Iphigenie auf Thauris" von Goethe und als Flammenzeichen, allen Landsleuten zur Mahnung, das unsterbliche Freiheitsgedicht Kleists, die „Hermannschlacht" auf den Spielplan gesetzt. Der Schillerbund bietet drei verschiedene Dramen, der Harzer Festspielbund zwölf; jener beschränkt sich im wesentlichen auf den Kulturkreis einer Stadt, dieser umspannt den eines großen Gebirgstockes mit seinem Vorgelände; jener faßt zusammen, dieser läßt der Wanderlust und Bewegungsfreiheit weiten Spielraum: so darf man hoffen, daß er in seiner Leistung und in der Erreichung seines Ziels nicht zurückbleibt hinter dem älteren verdienten Bruder, dessen treffliche Organisation für ihn das Vorbild abgegeben hat.

Das Theater unter freiem Himmel und seine Umgebung

Das Harzer Bergtheater bei Thale, 425 m hoch am obersten Hange des Hexentanzplatzes in eine nach Nordosten geöffnete Schlucht eingebettet und ganz aus einer ungeheueren Felsmasse herausgesprengt, ist wohl die höchstgelegene deutsche Schaubühne. Ein Eichenhain bildet ihren Rahmen. Sie ist 1903 geschaffen und berühmt durch den umfassenden Fernblick, den das steile Amphitheater mit über 1000 Sitzplätzen dem Zuschauer bietet, durch das prachtvolle Landschaftsbild, das sich über Bergzüge hinweg bis zur Tiefebene vor seinen Augen öffnet. Dazu kommt eine weitere Überraschung: die erstaunliche Akustik des riesigen Raumes, die, durch mächtige, den Schall zurückwerfende Klippen und Wände hervorgebracht, der des antiken Amphitheaters nichts nachgibt. Wenn auch das Ausmaß des Harzer Theaters geringfügig ist im Vergleich mit den altgriechischen, die 10000 Zuschauer und mehr faßten, so ist doch die Anlage am Bergeshang mit tiefliegender Bühne an einem alten Heiligtum des Landes dieselbe: der ursprüngliche Baugedanke ist derselbe; denn auch die griechischen Anlagen waren ursprünglich ganz einfach und schlicht, wie die Anfänge des Dionysos-Theaters am Abhange des Burgbergs von Athen, der Akropolis, beweisen. Vermittelt wurde der Gedanke des Theaters unter freiem Himmel als der eigentlichen Fest- und Weihebühne auch der Deutschen durch keinen Geringeren als Klopstock, den Sohn Quedlinburgs, dem Schöpfer der neueren deutschen Literatur. „Wenn ich der Erbprinz (von Braunschweig) wäre," schreibt er 1770 über sein vaterländisches Schauspiel an einen Freund, „so ließe ich ‚Hermanns Schlacht' unter freiem Himmel im Harze, just auf einem solchen Felsen als zum Schauplatz angegeben, aufführen und lüde außer einigen Kennern auch einige preußische Bataillons, die sich im letzten Kriege besonders hervorgetan hätten, ein." Man darf also sagen, daß von Klopstock die Idee eines Nationaltheaters im Harz — im weiteren Sinne in unseren Berglandschaften — ausgeht. So wünschte auch Fouqué für seinen „Hermann" als Bühne kein Brettergerüst, sondern „ein freies Waldtal, etwa im Harz"; und Immermann suchte durch eine Schaubühne im Freien den schlichten alten Zuständen nahe zu kommen. Als Pfleger Klopstockischer Überlieferungen der Gegend ist der Chronist des Bodetals, der alte Theodor Nolte († 1920) anzusprechen, der den Gedanken germanischer Weihespiele uns selbst vermittelt hat.

Sieht man das Theater zur Nacht, und wird auf dem Steinaltar am Fuße der Mitteltreppe das Feuer entzündet, so erkennt der Besucher, daß das Theater ein Feuerheiligtum darstellt: worauf auch die Lichtsymbole im Giebel über dem Haupteingang deuten, deren Entwurf, in Schmiedeeisen ausgeführt, von Prof. Chr. Ferd. Morawe herrührt. Darunter ist eine Edda-Strophe eingeschnitzt, der Anfang der Völuspa, der Offenbarung der Seherin:

> Allen Edlen gebiet ich Andacht,
> Hohen und Niedern von Heimdalls Geschlecht;
> Walvaters Wirken will ich künden,
> Der Vorzeit Sagen, deren ich mich entsinne.

Die Buchstaben — Morawe zeichnete die Schrift — in gelb, der Untergrund blau, wie Sonne und Himmel: es sind die arischen Farben.

Um den Haupteinwand, dem ungünstiger Witterung, zu begegnen, ward 1907 eine geräumige Halle quer vor dem Amphitheater gebaut, die zugleich als Empfangsraum dient und mit einer Innenbühne ausgerüstet ist. Hier werden zwar nicht dieselben Dichtungen, die fürs Freie vorbereitet sind, gegeben, aber doch kleine Komödien und Schelmenspiele, die dem Zuschauer bei Regen einen Ersatz für den Ausfall bieten und ihn auf größere Wettergunst vertrösten.

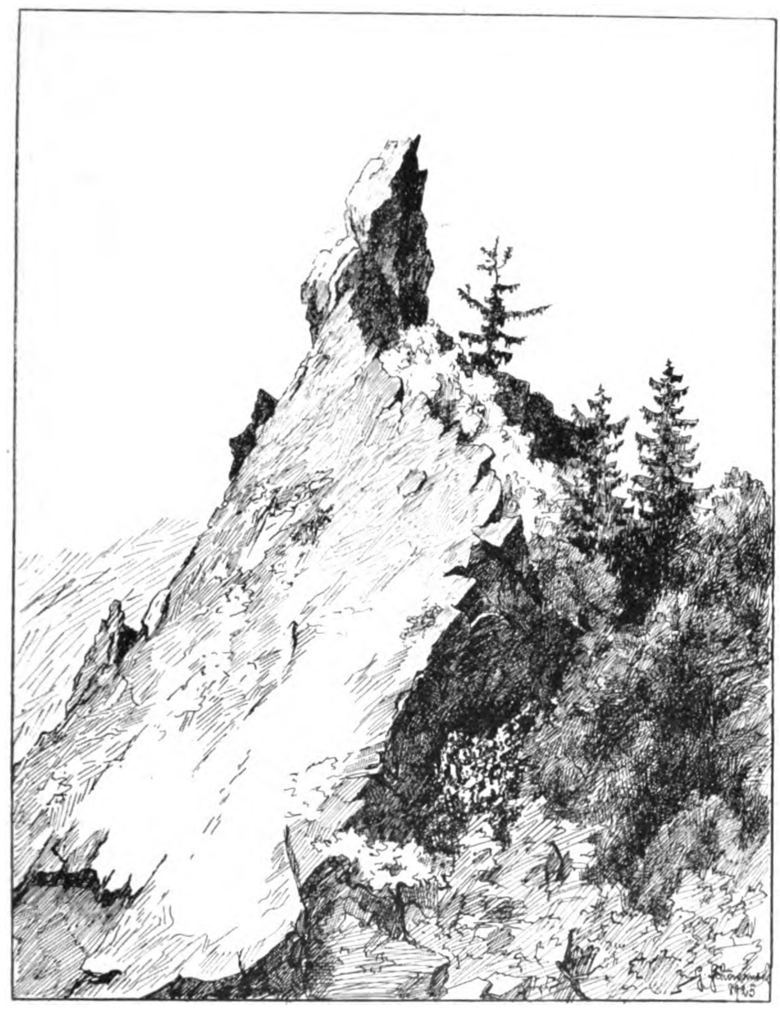
Die Umgebung des Theaters ist von außerordentlicher Schönheit: die Zugangsstraße mit dem durch eine Klamm durchbrochenen Feuerfelsen bildet einen Spaziergang von einer Großartigkeit, der an alpine Eindrücke gemahnt und wenigstens im Harz nicht seinesgleichen hat; in unmittelbarer Nähe befindet sich der Sachsenwall, eine vorgeschichtliche Befestigungsanlage, ein Opfer-




Bodetal im Harz

E. Freiherr v. Eschwege

stein, der auf eine frühe Stätte des Gottesdienstes und der Gerichtsbarkeit hindeutet, und in geringer Entfernung der Gipfel des Hexentanzplatzes — ein Vorsprung mit dem unvergleichlichen Blick über den Bodekessel und der Brockensicht: ein Punkt, der unzweifelhaft als der eigentliche Glanzpunkt des ganzen Harzes bezeichnet werden darf. Es ist dies, der Himmelsrichtung nach,



Felsen an der Teufelsbrücke (Bodetal bei Thale a. Harz)

der Gegenblick des Theaters: während man von diesem aus einen herrlichen Sonnenaufgang hat, genießt man den Sonnenuntergang am besten von der Klippe des Hexentanzplatzes aus.

Die Angabe einiger Entfernungen mag nützlich sein. Der Ort Thale, mit etwa 15000 Einwohnern und mehreren Bahnhöfen, liegt in seinem höchsten Teile etwa 3 km entfernt vom Theater: man braucht zum Aufstieg durch das Steinbachtal zu Fuß 35, zum Abstieg 20 Minuten auf verschiedenen bequemen Waldwegen, zu Wagen auf der Fahrstraße eine Stunde. Nahe am Theater liegt eine Wirtschaft (2 Minuten), der Gasthof Hexentanzplatz (mit 40 Zimmern) ist 8 Minuten entfernt.



Harzer Bergtheater bei Thale: Szene aus Shakespeares „Sturm"

Spielplan

Der Spielplan sieht vom 11. Juli bis 31. August an 52 Tagen mindestens 66 Vorstellungen vor: eine Höchstleistung, um die kurze Spanne des Hochsommers — der Ferien — möglichst auszunützen. Mit drei großen Schöpfungen, die zu den Meisterwerken des Dichters zählen, wird die Spielzeit an drei aufeinander folgenden Tagen eröffnet: „Heinrich von Ofterdingen", dem ersten Teil der Wartburg-Trilogie (deren zweiter und dritter Teil „Die heilige Elisabeth" und „Luther auf der Wartburg" besser einer thüringischen Festbühne vorbehalten bleiben), „König Arthur" und „Gottfried von Straßburg". Während „König Arthur" schon 1908 im Harzer Bergtheater aufgeführt wurde, sind die beiden anderen Werke an dieser Stätte neu; jenes gleichsam verwurzelt in der nordischen Landschaft, diese ein unvergleichlicher Ausdruck der Seele des Deutschtums — den Sängerstreit auf der Wartburg und die Kaisermacht des Mittelalters in prächtigen Bildern spiegelnd: beide ein Schatzhalter dessen, was wir verloren haben und deshalb gerade in unserer Zeit der Knechtschaft und Armseligkeit uns doppelt teuer! Es sollte keine Bühne deutscher Zunge geben, die nicht den „Gottfried von Straßburg", dies Preislied des Elsasses, aufführte, damit unsern Landsleuten Scham und Ingrimm über den erneuten Verlust dieses Kleinods dauernd im Herzen brennte. Es folgen nun Wiederholungen, an die sich jedesmal am Wochenende ein neues Werk anreiht: „Wieland der Schmied" (der als Uraufführung im Harzer Bergtheater 1905 in Szene ging), „Münchhausen", „Till Eulenspiegel". Dies Werk, in seinen einzelnen Teilen — „Eulenspiegels Ausfahrt" und „Heimkehr", mit dem Zwischenspiel „Der Fremde", ist jedoch nicht fürs Freie, sondern, seinem Gepräge nach, für die Innenbühne bei ungünstiger Witterung vorgesehen; auch „Münchhausen" kann unschwer auf sie übertragen werden; und schließlich stehen dafür noch zwei kleine Einakter „Die Bäckerin von Winstein" und „Schills Offiziere" zu Gebot. Begreiflich aber, daß die Zuschauer auf die Dar-



Harzer Bergtheater bei Thale: Szene aus Shakespeares „Sommernachtstraum"

stellung im Freien erpicht sind: daher die Innenbühne nur einen Notbehelf bildet. Im Freien kommen denn auch die Meisterwerke der Dichter zur Auswirkung, deren Rang die Zeiten überdauert hat: ein „Mittsommernachtstraum" von Shakespeare, „Iphigenie auf Tauris" von Goethe und die „Hermannsschlacht" von Kleist, dies hohe Lied unserer Freiheit, das uns heute nötiger ist denn je.

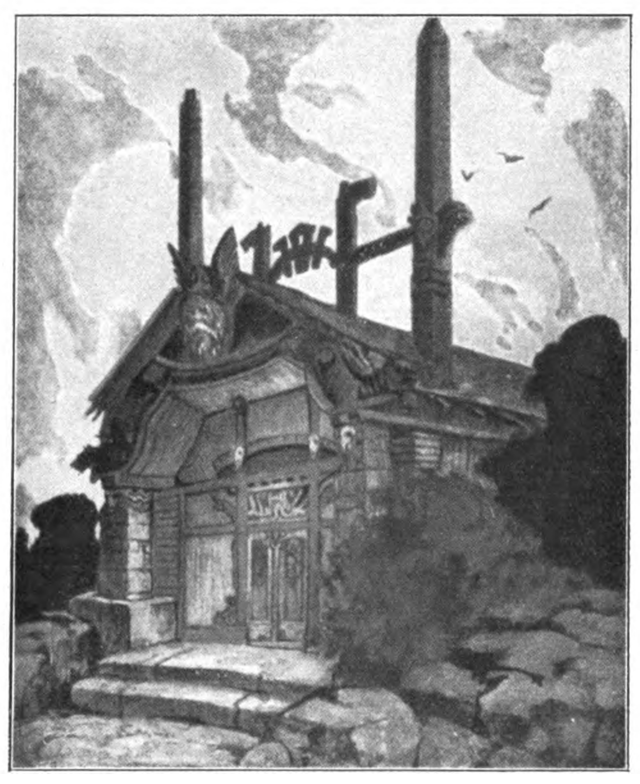
Der Spielplan rollt sich, wegen der Fülle der Neueinstudierungen, nicht sofort, sondern nach und nach auf: am Ende der ersten Augustwoche entfaltet er sich in voller Breite: dann aber wird innerhalb der Woche jeden Tag ein anderes Stück gespielt. Es kommen nur Werke hohen Stils zur Aufführung, und jede dramatische Gattung — Tragödie, Schauspiel und Komödie — ist vertreten. Die Anzahl der Lienhardschen Dichtungen, die hier vereinigt werden, ermöglicht zum erstenmal einen Überblick über den Reichtum dieses Dramatikers.

Die Darsteller und die Art der Darstellung

Die Darsteller sind Berufsschauspieler, keine Laien. Der Hauptwert wird auf die Einzelleistung wie auf das feine Zusammenspiel gelegt, nicht aber auf Massenwirkungen. Das Schauspiel darf niemals zum Schaustück erniedrigt werden; erst recht nicht im Freien! Von ersten Bühnen werden die Mitglieder gewonnen; ein ausgeglichenes, sorgsam abgetöntes Zusammenspiel zu erzielen, ist bei der Kürze der für Vorbereitungen verfügbaren Zeit keine geringe Aufgabe, die die Willigkeit und größte Hingabe aller Beteiligten erfordert. Ein Stamm erprobter erlesener Kräfte, wie ihn das Harzer Bergtheater in der Vorkriegszeit jahrelang besaß, ist heute nicht vorhanden. Die Zerrüttung der Zeit ist auch am Theater keineswegs spurlos vorübergegangen. Schwerer als je scheint es, unter dem Einfluß der verschiedenen künstlerischen Strömungen zu einem einheitlichen Stil zu gelangen. Der Versuch muß trotzdem gewagt werden.

Richtunggebend sind große Schauspieler. Man darf nicht Meisterwerke mit mittelmäßigen Kräften darstellen. Das Beste sollte gerade gut genug sein. Bedeutende Aufgaben heben den Künstler über sich selbst hinaus; und sein Feuer reißt den Zuschauer fort.

Angestrebt wird der charakteristische Stil eines abgeklärten Realismus. Jede hohle Rhetorik und Pathetik ist verbannt, aber nicht minder der Ausdruck eines überwundenen Naturalismus. Wie in der dramatischen Dichtung Shakespeare als Gipfel des Germanentums erscheint, so in der Schauspielkunst Darsteller, welche bei aller Eigenart die gleiche Naturwahrheit mit den



Walpurgishalle auf dem Hexentanzplatz Herm. Hendrich

feinsten Mitteln erreichen. Sie spiegeln, in der bunten Mannigfaltigkeit der Welt, die Individualität aus der Fülle eines reichen Herzens, aus der Kraft eines überlegenen Geistes, aus der Macht einer großen Persönlichkeit: und erst dadurch wird der Hörer unermeßlich bereichert.

Es sei gestattet, einiges über die äußeren Anordnungen hinzuzufügen. Verzichtet wird auf einen Vorhang; verzichtet auch auf Pausen, die die Illusion, die künstlerische Täuschung zerreißen: der Genuß des Schauspiels soll, nach Savits, einem erquickenden Traume gleichen. Nur die Einschnitte der Akte werden durch eine geringfügige Unterbrechung markiert. Der Ort der Handlung wird mehr angedeutet als sinnfällig ausgeschmückt: der Einbildungskraft des Zuschauers bleibt das Wesentliche überlassen, und geringe Versatzstücke bezeichnen den Schauplatz. An Umbauten und Verwandlungen geschieht nur das Nötigste. Die Phantasie des Hörers ist es, die in der knappen Spanne zweier Stunden geweckt werden soll, einen Flug über Raum und Zeit zu wagen. Jedes Zuviel ist da vom Übel.

Das Spiel am Tage, in der Dämmerung und der Nacht

Das klassische Theater der Kulturvölker spielte bei Tageslicht: warum sollten wir es nicht auch tun? Warum uns ohne Not den Zwang abendlicher Gesellschaftsräume, städtischer Unsitten auferlegen? Die dramatische Kunst der arischen Völker war ursprünglich eine gottesdienstliche Feier — jedes indische Schauspiel beginnt mit einem Gebet — und gehört von Rechts wegen an eine Fest- und Weihestätte. Wer nun in einer vollendeten Anlage vortrefflichen Aufführungen wirklicher Dichtungen beigewohnt hat, der weiß, daß das Theater unter freiem Himmel dem geschlossenen Theater in seinen Wirkungen unermeßlich überlegen ist. Und zwar hat sich, unseren Erfahrungen nach, die Phantasiedichtung hohen Stils mit groteskem Einschlag am wirkungsvollsten gezeigt (Kalidasa, Aischylos, Aristophanes, Shakespeare), während das Sittenstück am besten ausgeschaltet bleibt.

Wichtig ist der Stand der Sonne, und danach ist die Anlage des Theaters zu bemessen. Vom Beginn des Spiels ab (in Thale nachmittags 4½ Uhr) müssen Bühne und Zuschauerraum völlig im Schatten liegen, damit nicht (durch Blendung) Leistung und Genuß empfindlich beeinträchtigt werden. Der Blick des Zuschauers schweift ins Grüne; beim Beginn der Vorstellung richtet er sich auf das Spiel. Völlige Stille der Umgebung ist das erste Erfordernis für das Gelingen der Veranstaltung. Gutes Sehen und Hören erweist sich als eine weitere Voraussetzung. Durch den Aufenthalt in reinster Luft ist die Aufnahmefähigkeit außerordentlich gesteigert.

Das Spiel am Tage ist bezaubernd; geheimnisvoller noch ist das Spiel in Dämmerung und Nacht. Nichts Erhabeneres als der Wandel des Lichtes: seine Abnahme, die Heraufkunft der Nacht mit Mond und Sternenhimmel, wenn anders der Dichter diese Gegebenheiten der Natur zu nutzen weiß, oder sich eine Aufführung wie die des „Mittsommernachtstraum" oder des „Wieland" zwanglos in diesen Rahmen fügt. Unendlich das Schweigen der Nacht, einzig von den Stimmen der Darsteller, vom Klange der Musik unterbrochen; unendlich die Einsamkeit; unvergeßlich die Flamme, die auf dem Feuerfelsen emporschlägt: das sind Eindrücke, die nur die Bergwelt, niemals aber die Großstadt vermitteln kann.

* * *

Dies in kurzen Zügen ein Abriß dessen, was die Lienhard-Festspiele bringen sollen. Gewiß stellt sich, gerade in unseren Zeitläuften, die Veranstaltung als eine solche dar, die in dieser Art anderswo unmöglich ist. Als eine seltene und feierliche; als eine, die geeignet scheint, den geschändeten vaterländischen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Zu ihrer erfolgreichen Durchführung ist freilich nicht nur die Opferbereitschaft und Dienstwilligkeit der Beteiligten, sondern nicht minder die unseres Volkes von nöten! Denn das deutsche Volk ist geladen, um sich zu sammeln, nicht ein Publikum, das sich zerstreuen will, das in Klassen, Parteien, Bekenntnisse — nach alter schlechter Gewohnheit — zerfällt! Wenn die Festspiele diesen Erfolg erzielen, unser Volk durch den Hinweis auf seine Größe in der Vergangenheit mit den Mitteln der dramatischen Kunst innerlich zu einigen: dann sind sie nicht umsonst ins Werk gesetzt worden.

Dr. Ernst Wachler

Literatur: Ernst Wachler, Die Freilichtbühne (Berlin, R. Oldenburg, Wilhelmstr. 8). Savits, Das Naturtheater (München, R. Piper). Lienhard, Das Harzer Bergtheater (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Kurt Hotzel, Ernst Wachler (Leipzig, Eddaverlag, Moltkestr. 74); vgl. den Abschnitt: Um das Harzer Bergtheater. Über Akustik und alle technischen Verhältnisse enthält das Beste die Studie Gustav Böhmes: Das Harzer Bergtheater, im „Eckart", Berlin II 2, wieder abgedruckt in den „Jahreszeiten" Weimar, 1911, Heft 11. Über das Akustische und Technische siehe auch die Preßstimmen des diesjährigen Werbeblattes der Lienhard-Festspiele: Bezug durch den Arbeitsausschuß der Lienhard-Festspiele in Weimar, Berkaerstr. 25.

unter steter Beobachtung mit der Stirnlupe und öfterer Nachprüfung mit dem Doppelmikroskop durch den Konservator Prof. Dr. Gräff Millimeter für Millimeter abgeschabt. Auf diese Weise wurde mit Sicherheit verhütet, daß echte Farbteilchen mit abgingen. Schließlich wurden die an den verleimten Fugen und Rissen vorhandenen Stellen sowie die an einigen Stellen erschienenen früher schlecht verkitteten Löcher verkittet und dem Original entsprechend aufgebaut.

Der Wichtigkeit der Angelegenheit wegen haben wir geglaubt, auf die Darstellung des Ganges der Restaurationsarbeiten nicht verzichten zu dürfen. Wir sind es auch der unübertroffenen deutschen Qualitätsarbeit auf diesem Gebiete schuldig, daß wir ihre mit ganz hervorragendem Endergebnis durchgeführte Wiederherstellung eines erlesenen Kunstwerkes in das rechte Licht rücken!

Das Verdienst der Münchener Pinakothek wird nicht dadurch geschmälert, daß sich auf dem Original, wie es nach seiner Rückkehr aus dem Atelier des Konservators aussieht, an vier Stellen noch Übermalungen befinden. Jedem Betrachter des Bildes wird sofort auffallen, daß sich über dem weißen Leinenkragen am Halse eine Farbschicht befindet, die ganz unorganisch ist und die nicht dahin gehört. Durch Röntgenaufnahmen ist festgestellt, daß sich auch in der dunklen Haarpartie über der Stirnlocke ein Farbfleck befindet, der nicht von van Dyck stammt, desgleichen in dem Gewand im Raume des linken Armes. Unbedingt übermalt worden sind auch die Pupillen beider Augen. Das Glanzlicht in den Augen fehlt, und eine genaue Betrachtung der Malfläche mit der Lupe zeigt uns die später aufgetragene barbarische schwarze Farbe. Die Pinakothek hat selbstverständlich all diese Übermalungen festgestellt und wird sie, sobald sie einen dahingehenden Auftrag von dem Besitzer des Bildes erhält, ebenso gewissenhaft entfernen wie die jetzt nicht mehr sichtbaren anderen Übermalungen.

Nun zu der Analyse des Bildes und zum indirekten Beweise der Echtheit. Vorausgeschickt werden müssen einige Worte über van Dyck.

Es scheint so, als wenn die immanente Gerechtigkeit dem armen mißhandelten vlämischen Volke für das ihm auf politischem Gebiet zugefügte Leid einen Ausgleich schaffen wollte im Reiche der Kunst. Rubens und van Dyck, zwei Sonnen, glänzten zu gleicher Zeit am geistigen Firmamente dieses Volkes und kündeten der ganzen Welt von dem schöpferischen Genius der nordischen Rasse. Wir wollen gern anerkennen, daß Rubens das größere Gestirn war, daß es van Dyck überstrahlte. Aber wir wollen nicht in den Fehler anderer Autoren verfallen und van Dyck Eigengesetzlichkeit und originäre Bedeutung absprechen. Mit derselben Ehrfurcht wie bei Mozart stehen wir bei Anton van Dyck vor dem unbegreiflichen Aufflammen des Genies in einem Alter, da andere noch Kinder sind. Der 1599 in Antwerpen geborene Sohn des Seidenhändlers Franz van Dyck und der Kunststickerin Anna Cuypers, hat schon als 14jähriger Bilder gemalt, die uns entzücken, konnte als 18jähriger den Freimeistertitel der Lucasgilde führen und war mit 22 Jahren zum ersten Male Hofmaler des Königs von England. Eine ganz ungeheure, eruptivartige Schaffenskraft hat dieser Meisterschüler und Hausgenosse des Rubens gezeigt. Man begreift oft nicht, wie es dem zartgebauten, frauenhaft anmutenden Jüngling körperlich möglich gewesen ist, so viel Kunstwerke in so kurzer Zeit zustande zu bringen. Wie Mozart, hat denn auch dieser unerhörte schöpferische Rhythmus van Dyck in 2½ Jahrzehnten völlig verzehrt. Im 41. Jahre ist er ins Grab gesunken.

Im Gesamtschaffen van Dycks haben wir folgende Perioden zu unterscheiden: Die vor Rubenssche Frühzeit, die Rubenssche Frühzeit, die italienische Zeit und die englische Schaffenszeit. Es darf als gesichert gelten, daß van Dyck kraft seines Genies unmittelbar nach der Beendigung seiner Lehrzeit bei Heinrich von Balen, dessen elegante Technik nicht unterschätzt werden darf, und im ersten Stadium seiner Berührung mit Rubens auf dem Gebiete der reinen Bildniskunst Werke geschaffen hat, die in der Helligkeit des Fleischtons, im Durchschimmern des Blutes durch die Haut, in der Modellierung der feinen Kurven des Stirnbeins, in der Plastik und Leuchtkraft der Emaille des Auges, auch von den besten Porträts späterer Epochen nicht übertroffen werden. Wir legen Wert darauf zu betonen, daß das von uns veröffentlichte Bildnis höchstwahrscheinlich



dieser frühesten Schaffensperiode des gottbegnadeten Meisters angehört. Alfred Michiels erwähnt in seinem Buch „Van Dyck et ses élèves“ S. 20 jenes im Jahre 1613 entstandene Bild eines Greises, von dem der Sammler Joseph-Antoine Borgnis sagte: „La force et la vérité du coloris de cette tête, ainsi que la hardiesse de l'exécution, sont si surprenantes qu'elle paraît vivante, et que le sang y circule sous la peau. C'est pourquoi elle peut véritablement être regardée comme un des plus beaux portraits de ce grand homme.“ („Die Kraft und die Wahrheit des Farbtons dieses Kopfes, die Kühnheit der Ausführung sind so überraschend, daß er zu leben scheint und daß man förmlich sehen kann, wie das Blut unter der Haut kreist. Deshalb kann es tatsächlich zu den besten Porträts dieses großen Mannes gezählt werden.“)

Wenn van Dyck im Alter von 14 Jahren zu dieser Leistung fähig war, so wundern wir uns nicht mehr über die zahlreichen Apostelköpfe, die mit wenigen Ausnahmen gleichfalls den Stempel hoher Künstlerschaft tragen, über den in der Sammlung Johnson zu Philadelphia befindlichen Studienkopf, über die Frauenköpfe in seinen größeren Kompositionen und über sein Selbstporträt aus der Frühzeit. Im Banne der Rubensschen Kunst sind zahlreiche Werke entstanden, die bis vor kurzem einfach dem Lehrer van Dycks zugeschrieben wurden, bis man sie nach der geistreichen Analyse der Malweise des frühen van Dyck durch Wilhelm Bode (s. o.) in den Galerien als echte van Dycks katalogisieren mußte. „Im Fleisch vermeidet er die kühlen bläulichen Halbschatten und die roten Töne, die für Rubens so charakteristisch sind: seine Halbschatten sind grau getönt, gelegentlich ins Grünliche fallend, und die tiefen Schatten sind von einem warmen, zuweilen fast branstigen Braun; im Licht ist das Fleisch von leuchtend blonder Färbung, bei älteren Personen rötlichbraun. Das Kolorit des Künstlers ist von einer Glut und Kraft, wie es kaum die großen Venezianer, Tizian und Tintoretto, erreichen; freilich zuweilen auf Kosten der Wahrheit. Der Auftrag der Farben ist deckender als bei Rubens, und der Grund ist nur bei ganz großen Gemälden hier und da stehen gelassen. Die Untermalung, die dann zum Vorschein kommt, ist meist grau, die von Rubens, welche namentlich in den Halbschatten stark mitspricht, dagegen braun. Hat der Meister eine flüssige, in früherer Zeit gelegentlich etwas glasige Behandlung, so ist der Farbenauftrag des Schülers trocken und pastos; daher nimmt dieser fast immer Leinwand für seine Bilder, während Rubens mit Vorliebe auf Holz malt.“ Mit diesen Worten beschreibt Bode in dem oben erwähnten Werk Seite 274 die Eigenart der van Dyckschen Malweise bei seinen großen Bildern. Für die Bildnisse aus der Frühzeit van Dycks ist nach demselben Autor charakteristisch die flüchtige Behandlung des Kostüms, die Dreiviertel-Ansicht der Figuren, vor allem aber die außerordentliche Helligkeit und Leuchtkraft der Fleischfarbe. Die warmen, fast gleichmäßig blonden Lichter und die kühlen grauen Schatten, die in der größten Dunkelheit oft fast schwarz werden, während Rubens' Fleischfarbe gleichzeitig die bläulichen Halbtöne, bräunlichen Schatten und rötlichen Lichter zeigt. Der rote Reflexton, den Rubens in den Schatten zwischen den Fingern, im Mund, in der Ohrmuschel zur Auflichtung gerne verwendet, findet sich bei van Dyck nicht, statt dessen sehen wir oft einen undurchsichtigen tiefschwarzen Strich. Leider vergißt Bode an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß van Dyck für seine Bildnisse durchaus nicht immer Leinewand genommen hat, sondern zahlreiche Porträts auf Holz gemalt hat. (In Schäffers van Dyck-Band der Klassiker der Kunst kann man z. B. aus der Frühzeit über 20 auf Holz gemalte Porträts zählen.)

Auch unser Kopf ist auf Holz gemalt. Bei der Analyse der Maltechnik dieses Bildes finden wir nun ausgesprochen manches von dem, was Bode sagt, bestätigt: das helle leuchtende Kolorit, die blonden Lichter und die feine graue Schattierung der so wundervoll modellierten Stirn, den dunklen Strich im Nasenloch, den pastosen Auftrag der Lichter. Dagegen ist die Untermalung lichtbraun und auch die Schatten haben einen sonnigen braunen Ton. Gerade diese letzteren Charakteristika bestimmen uns, das Bildnis für den Beginn der Frühzeit van Dycks anzusetzen, und für diese Ansicht rufen wir eine andere Autorität auf diesem Gebiete als Zeugen an: Wilhelm R. Valentiner, der über die Gemälde aus der Frühzeit van Dycks in Amerika in seinem Buche

„Aus der niederländischen Kunst, Berlin, Bruno Cassirer, 1914" sagt: „Auch unterscheidet sich seine (van Dycks) Malerei durch das warme Braun der Schatten mit den zinnoberroten Reflexen um die Augen, von der des Rubens." Die Augen unseres Vlamen haben diese zinnoberroten Reflexe!

Wen mag unser Bild darstellen? Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß es das Porträt eines vlämischen Künstlers ist. Maler, Kupferstecher und Radierer aus seiner Vaterstadt Antwerpen hat van Dyck in zahlreichen Bildern verewigt. Wenn wir die von Ignaz von Szwykowski verfaßte Beschreibung der zu jener berühmten Ikonographie zusammengestellten Kupferdrucke nach Bildnissen des Meisters durchblättern, so finden wir darin mehr als eine Persönlichkeit von der Art beschrieben, wie sie zu unserem Bilde gesessen hat: Z. B. „Gerat Seghers: Geschichts- und Genremaler, Halbfigur eines schönen jungen Mannes, geboren zu Antwerpen zirka 1589: fast im Profil nach rechts, wendet den wohlgeformten Kopf dem Beschauer in dreiviertel Face mit scharfem Blick entgegen. Das volle Kopfhaar liegt ungekünstelt über der hohen freien Stirne, ein sorgsam aufgedrehter Lippenbart und ein zierliches, kurz aufgesprossenes Kinnbärtchen geben dem Antlitz ein sehr einnehmendes Wesen." Oder Lucas Uden, Maler und Kupferätzer aus Antwerpen: „Ein interessantes Gesicht ... der Kopf mit ungekünsteltem Lockenhaar gut bewachsen, das die Stirne zum Teil bedeckt, hinten aber nur bis zum Hals herabfällt." Oder Justus Sutermann: Bildnis- und Geschichtsmaler aus Antwerpen: „Ein junges frisches, schönes Gesicht mit vollem Lockenhaar umwallt; ein kleiner Lippen- und kaum bemerkbarer Zwickelbart zieren den Mund ..." In J. Guiffrey (s. o.) erinnert der auf Seite 49 abgebildete Kopf des Stechers Callot an die typische Auffassung unseres Porträts, in Michiels die auf Seite 196 wiedergegebene Radierung.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein genaues Studium der leider nicht mehr vollzähligen Kupferdrucke der Ikonographie uns Aufklärung über die auf unserem Bilde dargestellte Persönlichkeit verschafft. Das sei eine Sorge der Kunsthistoriker. Erfreuen wir uns einstweilen an dem blühenden Stück Leben, das aus jener großen Epoche vlämischer Kunst mit bezwingender Gewalt vor uns hintritt, uns mit den blauen Augen und blonden Haaren brüderlich grüßt und ein sprechender Beweis ist für die Art und Weise, wie schon der jugendliche van Dyck die Individualität seines Gegenüber stürmisch erfaßte und bei aller Achtung ihrer Sonderart seinem Porträt doch den Stempel des Genies aufzudrücken verstand.

Dr. Konrad Dürre

Anmerkung: Carl Lambrecht, der einstige Meisterschüler Theodor Hagens, darf ohne Übertreibung zu den besten deutschen Landschaftsmalern gerechnet werden. Er ist einer der wenigen, die mit trotzigem Willen ihr Leben daran setzen, um die hinter den Dingen erahnbare kosmische Idee zu gestalten. Jahrzehntelang hat dieser Norddeutsche in echt faustischem Ringen sich in seiner Kunst um die Erfassung der absoluten Werte bemüht, sich emporläuternd von Stufe zu Stufe. Im 30. Bande der Schriften der Goethegesellschaft hat Rudolf Wustmann das künstlerische Wollen Lambrechts in einem einzigen Satze klar umschrieben: „Lambrecht, der über ein Jahrzehnt lang den farbig so unscheinbaren Eindruck von Birkenstämmen im Schnee von der kleinen zufälligen Steinzeichnung bis zu großen bewußten Gemälden steigerte und über dem einen Gegenstand unwillkürlich an Kraft, Zucht und Liebe der Landschaftsdarstellung überhaupt ins Ungemeine wuchs." In der Tat hat keiner so wie L. den hoch über dem Alltäglichen liegenden Eigenwert des deutschen Waldes, den nur diejenigen recht begreifen können, die R. H. Francés Lehre von den Integrationsstufen oder Köhlers Lehre von den physischen Gestalten kennen, in seinen monumentalen Gemälden zum Erlebnis gebracht. Die starke Wirkung seiner Bilder erreicht Lambrecht vorzugsweise durch die Kunst der Zeichnung und der Komposition. Seines zeichnerischen Könnens wegen hat man Lambrecht einmal den Holbein der Landschaft genannt. Mit Recht ist ihm 1920 von der Akademie der Künste zu Berlin der Julius Helfft-Preis für Landschaftsmaler verliehen worden. Wir werden im Türmer demnächst Werke von ihm veröffentlichen.

Dr. K. D.



Türmers Tagebuch

Der Sicherheitsvertrag · Englisches Lob und englische Furcht · Französische Krisen · Painlevé und seine Leute · Reichspräsidentenwahl · Hindenburg · „Kommen ist, der's tun wird"

Auf d'Abernons Zureden haben wir einen Sicherheitsvertrag unterbreitet. Nach Stresemann streift er die Grenze des Volksmöglichen; ich fürchte, er überschreitet sie. Botschafter Sthamer war entsetzt, als Chamberlain im Unterhause die Tragweiten darlegte. Welcher gute Deutsche fühlt ihm nicht nach?

Drei-, Fünf- oder Siebenmächtepack; einerlei. Ja selbst der Dreißigmächtepack schreckt nicht mehr. Denn was wäre unser Eintritt in den Völkerbund anders?

Sogar Scheidemann hat einst den Fluch des Verdorrens auf die Hand geschleudert, die das Versailler Diktat unterzeichne. Was uns damals erpreßt wurde, das bieten wir jetzt freiwillig. Warum? Feindliche Geschicklichkeit hat derart darüber hinausgedrängt, daß die Rückkehr auf den ursprünglichen Stand schon wie ein Fortschritt erscheint; wie ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Wir wollen Ruhr und Köln freimachen, die man uns wortvergessen vorenthält. Wir wollen die Heereskontrolle abwenden, womit man dauernd zu schuhriegeln trachtet. Wir sind bereit, mit moralischer Abrüstung zu bezahlen, was uns auch ohne sie zustände. Der deutsche Hans im Unglück ist nicht klüger als der Hans im Glück des Märchens. Er vertauscht das Wenige, das ihm blieb, immer wieder gegen noch weniger.

Dafür lohnt uns freigebiges Lob jener Art, wovon wie bei Flaumfedern ein ganzer Ballen aufs Pfund geht. Chamberlain-Sohn pries unsern Vorschlag, den er selber entbinden half, als den herzlichsten und fairsten, der je gemacht worden sei. Sein Unterhaus lärmte Beifall wie im Jahre 1897, als Chamberlain-Vater, der alte Joe, ein Bündnis mit uns, „den guten Vettern jenseits der Nordsee" anregte.

Hätten wir doch damals zugegriffen! Bei einem englisch-deutsch-österreichischen Dreibunde wäre niemals der Weltkrieg entbrannt. Aber die Entschlüsse unseres Auswärtigen Amtes beherrschte die graue Exzellenz, der verhängnisvolle Holstein, und dessen Verfolgungswahn witterte in jedem Angebot eine Falle. Er war denn auch diesmal so überschlau, daß noch unsere Enkel seine Stutzigkeit verwünschen werden.

Vor dreißig Jahren hörten wir zu wenig auf England, heuer geschieht's zu viel. Statt seines Verbündeten wurden wir in der Zwangsfolge sein Gegner, sein Eingekreister, sein Niedergeboxter; nach alledem sein Werkzeug, sein Kleingeld auf dem großen Jahrmarkt der Politik.

Downingstreet fürchtet Frankreich. Sie vergleichen dort dessen Luftstärke der ihrigen mit derselben Bangigkeit, womit man einst auf die deutsche Flotte blickte. Nur mit triftigerem Grunde. Denn unsere Seemacht kam an die britische Geltung nie auch nur bis zur Hälfte heran, das französische Flugwesen hingegen ist dreimal so stark. Demgemäß steht man unter dem Alpdruck, daß ein paar Stunden nach

einem Kriegsausbruch London daläge wie das Jerusalem, auf dessen Trümmern der Prophet seine Klagelieder sang und alles Leben erstickt wäre unter den gelben Giftschwaden der Bombengase.

Diese Himmelangst macht das stolze Albion gegen den anmaßenden Nachbarn friedfertig bis zu Schimpf und Schande. Worte sollen es bemänteln, aber Worte erschüttern nur die Luft, nie die Wirklichkeit. Mag Lloyd George the most foolish peace of the world verdammen, Chamberlain dessen Durchsicht fordern; es bleibt bei dem Werturteil, denn jedes ernste Wollen wäre Krieg, und den fürchtet man mehr als die innersten Kreise von Dantes Hölle. So darf englisches Wohlgefallen uns niemals zu Hoffnungen berücken. In der Politik ist's wie nur allzu oft in der Familie: artig Kind schreit nicht, artig Kind wird gelobt, artig Kind kriegt nichts.

Mit schlauer Habgier spielt Polen daher den trotzigen Unart, den völkerbündischen Gassenbuben. Er rüstet, legt Briefkastenskandale an und droht, den Versailler Vertrag kurz und klein zu hacken, wenn er ihm nicht bis auf den i-Tüpfel gehalten würde. Keine Erdscholle dürfe abbröckeln von seinen Grenzen, die nach englischem und italienischem Zeugnis ein schändliches Verbrechen an Deutschland sind. Welcher Weise sie entstanden, darüber hat neulich Mussolinis Presse absichtsvoll aus der Schule geplaudert. Die Frau des polnischen Gesandten in Rom ließ den im „Bettelstudenten" besungenen Reiz der Polin dergestalt spielen, daß, bis über beide Ohren verliebt, der Ministerpräsident Graf Sforza ihr seine Erhörung mit der Morgengabe deutschen Landes lohnte. Unser Recht ist verbuhlt worden und hinter dem Entscheid des Völkerbundes steckt eine liederliche Weibsteufelgeschichte.

Kanzler Oxenstjerna schrieb einst an seinen Sohn, man ahne gar nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde. Das trifft jedoch nur die harmloseste Seite der Sache. Denn dem Mangel an Weitblick gesellt sich ein grauenhaftes Übermaß von Tücke und Gemeinheit. Als Jaurès die Macher des Weltkrieges Kanaillen nannte, fiel er sofort als deren blutiges Opfer; das erste von weiteren zehn Millionen. Seitdem ist die Kanaille vollauf Herr geworden im friedlosen Europa. Polen will Danzig und Ostpreußen, Frankreich den Rhein, den der Aufruf zum sommerlichen „Nationalturnfest" in Straßburg bereits ungescheut den französischen nennt. England sieht die Gefahr, die ihm erwächst, wehrt jedoch die gefräßigen Bestien immer nur ab durch das Zuwerfen deutscher Brocken. Selbst der „Manchester Guardian" wundert sich, wie duldsam, ja gefällig wir uns zu alle dem hergäben. Aber sieht er denn nicht, daß sogar der britische Leopard zittert, sobald der gallische Hahn seine gellenden Frechheiten kräht?

Die Welt sehnt sich nach der Ruhe zurück, die sie genoß, bevor Deutschland überrumpelt und niedergemacht wurde. Sie hofft vergebens, solange nicht dem lüsternen Frankreich Dünkel und Gier ausgetrieben sind. Längst wäre wieder Krieg, wenn nicht Geld dazu gehörte. Geld, Geld und abermals Geld. Trivulzios Wort ist heute zehnfach wahr. Schon daraus folgt, daß das deutsche Volk an Revanche gar nicht denken kann; das französische Angstgeschrei daher zur einen Hälfte Nervenkrampf, zur anderen spitzbübischer Vorwand ist. Denn wir sind jämmerlich verarmt, und was einkommt, überwacht mit seinen Argusaugen der gestrenge Dawes-Ausschuß.

Viel besser steht es jedoch in Frankreich auch nicht. Schamlos haben die Natio-

nalisten gewirtschaftet unter der munteren Losung, daß der Boche ja doch alles zahle. Die Gunst des Tages auszukaufen, schien daher Politik, Rache und Fettlebe zugleich. Die Auslandsschulden wuchsen durch Zins auf Zins, daneben aber häuften sich 278 Milliarden innerer Anleihe. Das konnte der Frank nicht tragen; er rutschte auf 20 Pfennige hinunter, obschon die Spießgesellen Poincarés den trostlosen Stand der Dinge zu verschleiern versuchten durch falsche Ausweise.

Dieses schlimme Erbe übernahm darauf Herriot. Sein Dawes-Abkommen vernichtete den schmeichelnden Wahn, daß Deutschland eine Zitrone sei, die man über den französischen Haushalt schmackhaft auspressen könne. Und so saß das betörte Volk plötzlich in des Teufels Siedekessel.

Wie der schwarze Tod und die Cholera, so schreitet auch die Inflation ihren unbarmherzigen Schritt von Ost nach Westen. Sie erstand in Räte-Rußland, überkam Polen und Österreich, sog dann uns aus und sucht nun Frankreich heim, das unserem Währungselend mit hämischer Schadenfreude zugeschaut. Alle die Bilder werden dort neu, die bei uns eine rettende Rentenmark verscheuchte. Das Geld fließt ins Ausland, dafür schickt dies seine Schmarotzer; der Lohnempfänger schreit nach Zulagen, aber die Kassen sind leer; dem Rentner werden die mündelsicheren Gültbriefe gekündigt, allein, was er zurückempfängt, wiegt nur ein Viertel dessen, was er gutgläubig darlieh.

Es mußte etwas geschehen. Finanzminister Clementel machte den eigenartigen Vorschlag einer Gegeninflation durch Banknoten, die keine sind, gleichwohl als solche arbeiten sollten. Der Senat verwarf indes ein Verfahren, das, um die Krankheit zu heilen, sie verstohlen steigerte und stürzte den Quacksalber. Dessen Nachfolger de Monzie verlangte gleich eine handfeste Vermögensabgabe von zehn aufs Hundert. Damit reizte er Groß- wie Kleinfinanz zu gleichem Wutschrei, und mit dem Plane fiel das Kabinett.

Herriot hatte auch sonst plump geschaltet. Günstlingswirtschaft mit einem verschrieenen Professor trieb 80000 Studenten in den Proteststreik. Die vatikanische Botschaft sollte wieder abgebaut werden, und das empörte die Klerikalen. Als er gar noch dem Elsaß die Laiengesetze aufzwingen wollte, loderte dort lange verhaltener Groll zu heißer Lohe empor. „Was der Schwob uns ließ, will der Wälsche uns nehmen?" Bischof Ruch von Straßburg weigerte die Kommunion jedem Kinde, das die weltliche Schule besuche und in diesem Falle standen alle Deutschgesinnten hinter dem berüchtigten Franzosenkopf.

Das waren Stümpereien, die nur den Widerpart stärkten. Zwar erklärte am Gründonnerstag noch die demokratische Kammer Herriot ihr unumschränktes Vertrauen. Allein am Karfreitag schon versagte es ihm der reaktionäre Senat.

Uns kann es gehupft wie gesprungen sein. Auch Herriot ist für unsere Weltfriedler ein schmerzlicher Versager gewesen. Wenn er persönlich mit dem Reiche auf den Verkehrsfuß kommen wollte, dann ließ er den guten Vorsatz sich bald von dem Volkshaß dienstbeflissen verbieten. Unwürdig spann er die widerlichen Ränke des Kontrollberichtes, um die Räumung der Kölner Zone zu vereiteln. Seine letzte Kammerrede über Deutschland hätte ebenso Poincaré halten können bei einer seiner sonntäglichen Kriegerdenkmalsfeiern. Sie strotzte von beifallshascherischer Pöbelei; gerade darum

wurde einstimmig beschlossen, sie an den Straßenecken anzuschlagen. So erlag auch er der Erbgefahr aller demokratischen Staatsmänner, dem Mangel am Mute zur Unpopularität. Wir weinen ihm nicht nach.

Ebensowenig hoffen wir jedoch seinem Nachfolger entgegen. Ganz aus demselben Grunde. Zwar ist Painlevé ein Verehrer deutscher Kunst, und für Wagner schwärmt er. Allein das sind Werte, die man verleugnet, sobald ein Ministersitz in Frage kommt. Zwar rief er sich Caillaux an die Seite, der vor dem Kriege auf ein deutsches Abkommen drängte und im Kriege als Defaitist, ja Landesverräter eingetürmt war. Um so scheuer wird er jedoch jetzt sein, wo es seinen Gegnern so leicht ist, alten schwelenden Verdacht anzuschüren. Er hätte über die Schuld am Kriege noch viel Peinlicheres zu enthüllen als der Botschafter Louys, und seine Beweise liegen diebessicher in einem schweizerischen Stahlfach. Fürs erste erschien es ihm jedoch rätlicher, mit Poincaré einen Burgfrieden zu schließen. Er ist nur als geldwirtschaftlicher Hexenmeister ins Kabinett berufen, und sein Amtsantritt schon hat dem Franken einen merkbaren Wiederauftrieb gebracht. Er wird sich behutsam auf die Finanzen beschränken. Widrigenfalls würde Aristide Briand ihm derb auf die Finger klopfen. Dieser neue Auswärtige war es, der beim Wiedergutmachungsausschuß für Frankreich allein schon die unsinnige Summe von 132 Milliarden anmeldete. Er hat den Polen Oberschlesien zugeschanzt, hat Düsseldorf, Ruhrort und Duisburg besetzt. Gegen Painlevé ist er der härtere Kopf, und die Masseninstinkte stützen ihn. Den Sicherheitspakt verwirft er, was jedoch Chamberlain nicht hindert, enge und herzliche Zusammenarbeit schmeichelnd zu erhoffen. Auf alle Fälle bleiben daher die Männer des neuen Kabinetts, was die Männer des alten waren: Les fous de la follie commune, die Narren der Volksnarrheit.

Nie haben wir uns früher um fremde Staatskrisen so sorgenvoll zu bekümmern brauchen. Nie zuvor auch hat das Ausland unsere eigenen so frech und argwöhnisch überwacht. Das Blut siedet, wenn wir hören, wie gebieterisch Jean und John, Jan und Hanusch in unsere Präsidentenwahl dreinreden.

Der Boulevardpresse erschien es bereits eine Dreistigkeit, daß wir Jarres aufstellten. Dieser hatte sich ja erkühnt, französischer Gewalttat deutsches Recht und deutsches Ehrgefühl entgegenzutrotzen.

Nun gar Hindenburg! Man tat bestürzt und war es vielleicht auch. Denn so viel Rückgrat hatte man dem nachrevolutionären Deutschland nicht mehr zugetraut. Ein stattliches Sündenregister wurde aufgemacht. Es begann damit, wie herausfordernd es für die große Nation sei, wenn die Deutschen einen Mann wählten, der schon als Leutnant geholfen, Paris zu belagern. Es gipfelte in der Voraussage, Hindenburg bedeute die Monarchie und den Revanchekrieg. Somit könne von dem Sicherheitsvertrage nun und nimmermehr die Rede sein.

Wie geschickt hier wieder getaschenspielert wird! Der Paktvorschlag war eine schier übermenschliche Selbstentäußerung Deutschlands. Paris wollte nichts davon wissen. Jetzt aber tut man plötzlich so, als ob er ein huldvolles Geschenk Frankreichs habe sein sollen; ein Lohn fürs artige Kind, der jedoch dem störrisch gewordenen erzieherisch vorenthalten bleiben müsse.

Auf der Stelle bellte auch wieder aus allen Schützennestern das Maschinengewehr

der Lüge, die verderblichste Waffe des Weltkrieges. Hindenburg habe fahneneidstreu die Erlaubnis des Kaisers eingeholt und dieser eine runde Million für den Wahlschatz gestiftet. Das erste ist nicht wahr, das zweite nicht möglich. Das kaiserliche Vermögen liegt noch unter preußischer Verwaltung, und der Besitzer lebt von den Vorschüssen, die das Berliner Kabinett darauf anweist. Er wäre gar nicht in der Lage, eine Million freizumachen.

Die amerikanische Kindlichkeit eines Ausfragers erkundigte sich, ob Hindenburg denn wirklich an den Revanchekrieg denke. Die Antwort war soldatisch rauh: „Halten Sie mich für verrückt?" Ein solcher Verdacht beleidige seine militärische Urteilskraft.

Auch die Frage, ob Kaiser oder Freistaat, ist für ihn eine Sorge späterer Zukunft und verfassungsmäßigen Reifens. Vor der Staatsform steht ihm das Staatswohl; er will sammeln, nicht zerstreuen. Das scheidet ihn von seinen Gegnern, die sich zwar den Volksblock nennen, allein dem Teile des Volkes die Beulenpest ins Gebein wünschen, der eine gesunde Monarchie höher schätzt als eine kranke Republik.

Wird er gewählt, dann schwört er den Verfassungseid. Als gläubiger Mann wird er, was Ebert unterließ, es tun unter Anrufung Gottes. Er weiß, wozu ihn dieser Schwur verpflichtet. Wer hat die Stirn, der verkörperten Ehrenhaftigkeit des musterhaften Soldaten den Bruch eines heiligen Gelöbnisses zuzutrauen?

Nichts lag ihm in wesenloserer Ferne, als ein Streben nach dem höchsten Reichsamt. Ich weiß persönlich, wie abhold er dem Gedanken war, der gleich anfangs tastend näher trat. Seine Freunde fühlten ihm nach. Der Mann war ihnen viel zu groß, zu hehr, zu gut für die Drecklinie des erbosten Wahlkampfes. Auch schien ihm selbst der Jarresblock noch nicht breit und fest genug für seine Kandidatur; er verlangte die Einheitsfront aller Vaterländischen. Es schlossen sich die bayerische Volkspartei an und die National-Sozialisten Ludendorffs; auch eine Reihe von Splittergruppen ließ die kleinen Wünsche fallen vor dem einen großen. Es kam Tirpitz und faßte den Marschall, wo er zu fassen gewesen sein Leben lang: am Portepee. „Ich weiß, es ist ein Opfer. Ein ungeheures Opfer sogar. Aber wir verlangen es und Sie müssen es bringen. Das Vaterland braucht Sie." „Fürs Vaterland lasse ich mir beide Hände abhacken." Und entschlossen griff der Willensstarke nach der Dornenkrone.

Nur einen Beding stellte er: den der strengsten Überparteilichkeit. Er will kein Klüngelgebundener sein, wie Ebert war; kein kompromißliches Austauschmännlein, wie Marx es sein würde. Er vertraut auf alle, die herauswollen aus den dumpfen Schluchten und Dickichten des politischen Sonderwesens; empor auf den Gipfel, der freien Ausblick gibt und die kräftigen Brustatemzüge vaterländischer Höhenluft. Daß der Mann aufstehe, der unser Volk dahin führt, das ist allezeit das heiße Sehnen des „Türmers" gewesen. So fühlen wir heute, wie jener Mönch, als er von Luthers Thesentat hörte: „Hoho, kommen ist, der es tun wird!"

Hindenburg hofft auf seine alten Soldaten. Und das ist kein eitler Wahn. Sie huldigen ihm aus den Gegenparteien heraus; die bayerischen Demokraten Müller-Meiningens, die nationalen Republikaner Müller-Brandenburgs, und im Zentrum grollt der Zorn gegen den Unglimpf, den die „Germania" dem Volkshelden anzutun sich vermaß.

Allein, tobt nicht die ganze Pariser Presse, als ob sie bereits am Degen Hindenburgs stäke? Laßt sie lärmen, es ist bestellte Arbeit. Es wird dort öffentliche Meinung gemacht, um die deutsche öffentliche Meinung einzuschüchtern.

Als Diktat und Ultimatum ergingen, als die Ruhr besetzt, Köln nicht geräumt wurde, da war Ebert Präsident. Können wir uns schlechter stehen, wenn Hindenburg es ist? Wird man uns besser behandeln, wenn Marx es würde? Schon jetzt gab der „Gaulois" die Antwort. Mit Hindenburg, so schrieb er, werfe Deutschland die Maske ab, mit Marx spiele es die Komödie weiter. Was wir auch immer tun, es wird also mißdeutet werden.

Hindenburgs Wahl verdirbt gar nichts; seine Nichtwahl unendlich viel. Der Abgeklärte zwar würde die Niederlage tragen wie den Sieg, ob sie gleich die erste seines Lebens wäre. Höchstens würde er, wie jener andere Vaterlandsretter Manlius, feststellen, daß vom Kapitol bis zum Tarpejischen Fels nur ein Katzensprung ist.

Allein, ich möchte den Jubel der Franzosen nicht hören, den Übermut nicht fühlen, der daraus entspränge. Einem Volke, das derart ehrvergessen handelte, würde man künftig alles zu bieten wagen. Aber auch alles.

Aus dem anderen Auslande kommen ganz andere Stimmen, die man aber in der Jerusalemer und Kochstraße leider vergißt, sich drahten zu lassen. Mussolini hat Hindenburgs Aufstellung sogar begrüßt. Denn das einzige, was uns retten könne, sei Mannszucht und Tatkraft. Die aber bringe der charaktervolle, ruhmgekrönte, schlachtenerprobte Heerführer. Der scharfe Blick des einzigen Staatsmannes von großen Maßen, den Europa im Augenblick besitzt, hat also aus der Ferne erfaßt, wofür Millionen Deutsche in der Nähe noch immer blind sind.

Warum jetzt die Fridericus-Schwärmerei? Weil der große König alles besaß und seinem Volke gab, was uns mit dem Umsturz abhanden kam. Den herzhaften Mut, die Pflichttreue, die Ordnung und die Reinlichkeit. In Hindenburg ersteht der Mann aus der eisernen Schule des kategorischen Imperativs, der Selbstbeherrschte, der einst als neu eingekleidetes Kadettlein schon die kindlichen Tränen beim Abschied vom Vater mannhaft dämpfte mit dem inneren Zuspruch: „In diesem Rock darf man nicht weinen."

Auch später hat er viel gelitten. Wortlos trug er es und verwand es tapfer in der eigenen Brust.

So tritt er nun vor uns; der starke Herr seiner selbst in die Zuchtlosigkeit unserer verworrenen Tage. Der beste Mann des alten Heeres, geschmückt mit dem Lorbeer des größten Sieges der Weltgeschichte; ein wuchtiges Sinnbild deutscher Größe, deutschen Glaubens, deutschen Gewissens, deutscher Treue und deutscher Zuversicht.

Derweil dies geschrieben wird, steht der Entscheid noch aus. Wenn die Türmer-Gemeinde es liest, dann ist die Urnenschlacht geschlagen. Es müßte die Türmer-Gemeinde nicht sein, wenn sie anders dächte. An uns ist es jetzt, Schluß zu machen mit der siechen Amfortaszeit. Der Parsifal fand sich ein: ein Greis an Jahren, ein Mann an Wollen, ein Jüngling an deutschem Idealismus. Die Zeit ist erfüllt: erglühe, du Gral der Reichsseele! F. H.

(Abgeschlossen am 24. April)

Auf der Warte

Rudolf Steiner †

Am 30. März ist nach langjährigem Leiden zu Dornach bei Basel der vielumstrittene Führer der Anthroposophen Dr. Rudolf Steiner gestorben. Dieses Hinwegscheiden von der „physischen Ebene“ bedeutet für die anthroposophische Gruppe einen schweren Schlag, wenn auch die Gattin des Dahingegangenen gewiß mit Kraft und Klugheit für Zusammenhalt sorgen wird. Steiner war tatsächlich bedeutend und der alles überragende Mittelpunkt jener Gemeinde. Man hat ihm manches Unrecht getan, hat ihn oft mißverstanden und mißdeutet. Allerdings war er eine sehr merkwürdige Mischung und gar nicht einfach zu deuten.

Nach der Literatenlaufbahn in Weimar und Berlin, wo er eine Zeitlang das „Magazin für Literatur“ leitete und seinen Ton noch nicht gefunden hatte, trat er in die theosophische Bewegung ein und übernahm bald die Leitung der deutschen Gruppe jener von Annie Besant geführten englisch-indischen Blavatzky-Theosophie. Um 1911 gab es Zwist zwischen ihm und der Hauptleitung; er löste sich und gründete die Anthroposophie. Auch Nicht-Deutsche traten ihr reichlich bei, z. B. Eduard Schuré; und es war bei den Tagungen der Anthroposophen in München und anderen Städten immer ein ziemlich internationales Gemisch von wißbegierigen, ungewöhnlichen und oft recht interessanten Menschen versammelt.

Die Frage, die bewußt oder unbewußt im Mittelgrunde stand, war diese: kann der Mensch, durch Ausbildung noch unentwickelter Organe, Einblick in die geistigen Welten erhalten? Die geistigen Welten aber waren für Steiner Welten der Bilder und Gestalten, nicht der Begriffe; auch Begriffe und Ideen wurden ihm Gestalten oder doch reale Lebensmächte. Es waren Welten des Schauens und Hörens; Welten, die man erfühlt und erlebt. Und durch bestimmte Meditationen und Übungen — so behauptete Steiner — kann Jeder die „geistigen“ Seh- und Hör-Organe dafür ausbilden, gleichsam in naturwissenschaftlicher Methode vordringend. (Vgl. sein Buch „Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten?“)

Hier setzte nun die Gefahr ein: die Gefahr einer ungeheuren Kette von Selbsttäuschungen, von Einbildungen, von Größenwahn, von dilettantischem Subjektivismus. Wie oft fielen in Steiners Vorträgen die Worte: „Die Geistesforschung stellt fest“ oder „Hier erkennt nun der Geistesforscher“ — aber diese Schauungen oder Erkenntnisse waren objektiv nicht nachzuprüfen. Wenn uns Steiner erzählte, der Prophet Elias sei als Johannes der Täufer, hernach als Raffael und endlich als Novalis wiedergeboren, so blieb das eben Behauptung. Er umrankte das mit oft sehr geistvollen, oft aber auch langatmigen Ausführungen. Man staunte; aber „bewiesen“ war nichts. Die „Geistesforschung sagt es“. Und damit war eine Autorität aufgestellt, der man glauben mußte.

Wollte man selber nachprüfen und „Einschau in die geistige Welt“ erwerben, so mußte man Steinersche Übungen anwenden. Damit geriet der Schüler immer mehr in seinen Bannkreis und Einflußbezirk; es bildete sich — vielleicht — unter Steiners Einwirkung eine Kollektiv-Schau aus. Aber ein „Beweis“ oder eine Sicherheit objektiver Wahrheit war auch damit nicht erreicht. Es ergab sich allenfalls eine Steiner-Wahrheit, eine Steinersche Schauweise.

Man beruft sich dort gern auf Goethe und Novalis; man möchte beweisen, daß Steiner Ansätze entwickelt habe, die schon in Goethe steckten. „Goetheanum“ nannte man den abgebrannten Bau in Dornach. Wenn man zum ersten Male in Steiners Kreise trat (ich stand etwa von 1910 bis 1915 der Bewegung nahe), machte man eine Zeitlang einen Rausch durch, einen Entdeckerjubel. Himmel, welche Ausblicke! Eintrittsmöglichkeit in das Reich des Unerforschten, des Übersinnlichen! Es war eine Mischung von Staunen und Befremden, von Wißbegier, Neugier, Ehrfurcht und leisem Zweifel, ob denn diese Herrlichkeit Tatsache

oder doch am Ende Phantasmagorie sei. Wer besonnen blieb, ging ungefährdet durch den Urwald der Anthroposophie. Aber der Fanatiker und bedingungslos Gläubige war verloren. Seine Urteilskraft verkümmerte.

Als dann um 1915 die Ausbreitung nach außen kam (Aktiengesellschaften, Millionenprojekte, Dreigliederung usw.), zog ich mich meinerseits in aller Stille von der Bewegung zurück. Steiner ist in seiner Gesamterscheinung eine zwar bedeutende, doch ebenso sehr gemischte Persönlichkeit. Es wird lange dauern, bis man seine Anregungen verarbeitet oder abgestoßen hat.

Vor allem muß man beachten, daß Steiner — darin von Hegel und Goethe befruchtet — eine Ganzheit oder Totalität der Lebensgestaltung anstrebte, nicht nur eine Sonderlehre für den Verstand. Er suchte alle Beziehungen mit seiner kosmisch erweiterten Betrachtungsweise zu durchdringen und den Menschen (Anthropos, daher „Anthroposophie") in seinen Gliederungen einheitlich zu erfassen. So strahlte er sich auf die Gebiete des Bauwesens (Dornacher Bau), der Heilkunde, des körperlichen Rhythmus (Eurhythmie) und überhaupt der Erziehungslehre aus. In Stuttgart gibt es eine von Steiner gegründete Waldorf-Schule. Man sagt, daß die Schüler dort mit Freudigkeit und Leichtigkeit lernen. Ein Urteil steht uns über all diese Versuche nicht zu. Ebensowenig über Friedrich Rittelmeyers, von Steiner angeregte liturgische Bestrebungen („Menschenweihe"). Der Türmer wird gelegentlich auf diese oder jene Frage solcher Art sachlich eingehen. L.

Villa Cargnacco und ihr Räuber

Der italienische Dichter d'Annunzio, zu dessen Ruhm einst Deutschland so viel beigetragen hat (leider!), hat sich in die Villa des verstorbenen deutschen Kunstgelehrten Henry Thode († 1920) am Gardasee eingenistet. Sein Besetzungs- und Plünderungs-Verfahren stellt ein so unwürdiges Verhalten dar, daß man Herrn d'Annunzio der Verachtung der ganzen gebildeten Welt preisgeben muß. Diese unritterliche Tat des Italieners richtet sich gegen einen Gelehrten, der mit zahlreichen Büchern („Michelangelo", „Franz von Assisi", „Tintoretto" usw.) für italienische Kunst gewirkt hat, der in seiner Villa Cargnacco außer einer großen Bücherei von 7000 Bänden auch wertvolle Bilderschätze sammelte: hier riß d'Annunzio nach Kriegsende die Siegel ab, drang ein und ward Hausherr. Und beleidigte damit nicht nur Thodes Andenken, sondern auch zwei lebende Frauen und damit zwei Nationen. Nachdem sich Thode in den letzten Jahren seines Lebens von seiner ersten Frau (Daniela, bekanntlich einer Tochter Cosimas) hatte scheiden lassen, heiratete er eine junge Dänin, die bisher vergeblich mit dem Dichter und Räuber um jene kostbare Villa gerungen hat.

In der Sonntagsbilderbeilage eines amerikanischen Blattes („Chicago Tribune") fanden wir das Bild einer stattlichen italienischen Villa mit der Unterschrift: „Italien bietet d'Annunzio diese Villa an und ein schönes Gelände zu Frascati bei Rom in Anerkennung seiner patriotischen Taten zu Fiume. Aber der Dichter-Krieger lehnt das prächtige Geschenk ab, indem er vorzieht, das Ende seiner Tage in der großen Villa zu verleben, die er für sich selbst an den Ufern des Gardasees erbaut (!) hat, bei Florenz (!) . . ." Des Gardasees leuchtende Fläche ist recht weit von Florenz; und ebenso weit sind die Kenntnisse dieses Amerikaners von dem wirklichen Sachverhalt entfernt. Der „poet-warrior" hat jene Villa geraubt, nicht gebaut.

Wir lesen darüber in der „Täglichen Rundschau", die freilich nur von dem Leid der verarmten jungen Dänin spricht, nicht aber von Frau Daniela, die — moralisch betrachtet — gleichfalls Anrecht auf die dortigen Kunstschätze hat, die sie persönlich sammeln geholfen. Das Blatt schreibt:

„Dieser Dichter d'Annunzio hatte die Schönheit (und den Wert) des Thodeschen Besitztums wohl erkannt. Er erschien eines Tages, als er wegen seiner politischen Abenteurerei zum Fürsten ernannt worden war, mit acht Automobilen vor der Villa, riß die Siegel der italienischen Regierung ab und nahm Besitz von dem fremden Eigentum.

O wie gefiel es ihm!



Wer in aller Welt konnte noch verlangen, daß er dieses Eigentum wieder herausgab?! Hatte er als ‚größter‘ Dichter Italiens nicht einfach Anspruch darauf? War Henry Thode nicht tot und ein Deutscher dazu?! ...

Der italienische Dichter spielte mit der (dänischen) Witwe wie die Katze mit der Maus. Zuerst, am 30. April 1920, schrieb er noch: ‚Dies Haus ist das Ihrige.‘ Dann aber wird, durch einen faschistischen Vorstoß, d'Annunzios Freund, Belotti, Handelsminister. Fünf Tage später ist d'Annunzio Besitzer der Thodeschen Villa ...

Frau Thode hoffte nun wenigstens noch einen Teil der Möbel, das persönliche Besitztum, Manuskripte, Tagebücher, Briefe, die Thomasammlung herauszubekommen ... Ein Gesetz von 1922 unterstützt sie ...

Was kümmern einen d'Annunzio Gesetze? Er holt sich sogar noch eine Kiste, die auf der Bank von Salo deponiert war, mit wertvollen Gold- und Silberwaren, Kostbarkeiten, z. B. einem Medaillon von Benvenuto Cellini.

Was er ausliefert ist ein Schubkarren voll wertloser Papiere, ein Petschaft, eine Schachtel mit einer goldenen Uhr und ein Briefbeschwerer!

Die Thomasammlung ließ er vor Jahr und Tag für 300000 Lire versteigern. Die 300000 Lire behielt er. Den Rembrandt behielt er. Die Manuskripte, das Mobiliar — kurzum alles behielt er.

Unrechtmäßig auch nach italienischem Gesetz!“

Die Dänin Karin Michaelis behandelt im „Berliner Tageblatt“ dieselbe Angelegenheit sehr ausführlich, stellt d'Annunzios Räubereien fest und schließt mit den berechtigten Worten: „Es wundert mich als Frau und Künstlerin, daß nicht sämtliche Künstler Europas und Amerikas d'Annunzio durch einen flammenden Protest verurteilt haben. Ich frage laut in die ganze Welt hinein: Gibt es denn keinen Mann, der d'Annunzio zur Rede stellen wird?!“

Wir sagen unsererseits: dies ist nur eins der vielen Beispiele, wie man mit uns Deutschen umspringen darf, seit wir versklavt sind. Wir haben leider nur die Macht der **Verachtung**. Und alle vornehmen Menschen in der ganzen gebildeten Welt teilen mit uns dieses Gefühl gegenüber jenem unfürstlichen „principe“, der sein Kriegsabenteuer durch Raub beendet und geschändet hat.

Euckens Einfluß in England

Wer in Tegnérs Heimat von Malmö nach Eslöf reist, sieht auf den Sliparebacken einen mächtigen Obelisken, der an eine im Dezember 1676 zwischen Schweden und Dänen ausgefochtene Schlacht erinnert, worin die letzteren unterlagen und die Provinz Schonen verloren. Dieses im Jahre 1876 errichtete Denkmal ist kein Sieges-, sondern Versöhnungszeichen, wie sich aus der Inschrift ergibt: „Hier kämpften einst zwei Völker desselben Stammes; Nachkommen, versöhnt, errichteten dies Denkmal.“

Ein anderes Friedensdenkmal erhebt sich hoch in den Anden an der Grenze zwischen Chile und Argentinien. Es ist ein Christusbild mit Kreuz, zu dessen Füßen man die Inschrift liest: „Diese Berge sollen zusammenfallen und zu Staub werden eher, als daß die Völker von Chile und Argentinien den heiligen Bund vergessen, den sie zu Füßen Christi geschworen haben.“

Während in Europa die unheilvolle „Entente cordiale“ entstand, die mehr oder weniger den größten Weltbrand unserer Geschichte mit verschuldet, wurde das Denkmal als Symbol eines segensvollen christlichen Friedenswerkes feierlich in Südamerika enthüllt.

Soll die Tragik des Nibelungenliedes an verwandten germanischen Völkern aufs neue sich erfüllen als ein Hohn auf das christliche Kreuz und die vielen christlichen Kirchen, — als ein Hohn auf das Lebenswerk des Heilandes und sein überliefertes Wort? Oder wird das Volk von Bonifazius und Thomas Becket, von Wilberforce und Livingstone sich auf seine christliche Sendung besinnen und im Geiste seiner großen Männer handeln, an die so manches Grab in der Westminsterabtei erinnert? Täuschen wir uns nicht über die Tatsache, daß die Rettung der Weltklutur im wesentlichen von einer praktischen Verständigung **Deutschlands** und **Englands** abhängt!

Mein vor kurzem stattgefundener Besuch in London im Interesse des **Euckenbundes** hat mir lebensfreudige Hoffnungen auf eine bessere Zukunft geweckt. Fast kaum jemand glaubt noch im persönlichen Verkehr an eine deutsche Kriegsschuld, an deutsche Kriegsverbrechen sowie an die Möglichkeit und Gesetzmäßigkeit der Durchführung des Friedens zu Versailles.

Erfreulich ist aber auch das Eintreten vieler Angelsachsen für einen weltbildenden Neuidealismus, der allen Übeln rücksichtslos auf den Leib rückt. Schon vor dem Kriege hat **Rudolf Euckens** sympathische Art in England viele Herzen gewonnen, wie aus einem an mich gerichteten Schreiben vom Mai letzten Jahres aus Putney (London) hervorgeht, worin es heißt: „Ich stimme völlig mit Rudolf Euckens Ansichten über den Zustand unserer europäischen Zivilisation vor dem Kriege überein und schöpfte zur Zeit vielen Trost aus seiner männlichen Philosophie der Lebenshoffnung. So wird es für mich eine besondere Freude sein, eins der ersten Mitglieder der Londoner Ortsgruppe zu werden. Ich habe nie zu irgend einer Gesellschaft gehört, noch denke ich daran, einer beizutreten, aber ich würde stolz sein, zu dieser zu gehören" (H. H. Carven, 116 Lower Richmond Rd., Putney, London S. W. 15). Lady Margaret Sackville schrieb mir dann unter anderem: „Ich sympathisiere vollständig mit den Ideen der Eucken Review und werde mich freuen, etwas später einen Beitrag liefern zu dürfen." Bischof Herbert Bury bezeichnete die Euckenbewegung als hoch bedeutsam, desgleichen Baron von Hügel, Rev. Maurice Watts, the Hon. Mrs. Gertrud Russell und andere, während Lord Haldane, Lord Parmoor, der ehemalige Unterrichtsminister Trevelyen usw. bedauerten, wegen anderer dringender Geschäfte unserer ersten Versammlung nicht beiwohnen zu können. Zu erwähnen ist auch das Interesse der literarischen Whitefriars-Agentur, die einen Aufsatz über die Euckenbewegung an die Provinzialpresse sandte, der auch vielfach zum Abdruck kam. Auch die sonstige Presse wies wohlwollend auf die Euckenbestrebungen in England hin.

Es wäre albern, diesen Äußerungen eine übertriebene Bedeutung beizulegen und die Stimmung der öffentlichen Meinung innerhalb der letzten 30 Jahre zu übersehen. Wertvoll ist jedoch immerhin die Feststellung, daß sich ernstdenkende Angelsachsen auf den Sinn und Wert des Lebens wieder zu besinnen beginnen und es deutschen Idealisten möglich machen, in der angelsächsischen Welt eine ähnliche Wirksamkeit zu entfalten wie ehedem vor vielen Jahrhunderten der Angelsachse Winfrid in der deutschen, nämlich das Herausheben der geistigen Welt über die natürlich-sozialen Bedürfnisse des Tages. Der Geist ist's, der lebendig macht. Hier handelt es sich um keine kirchliche, politische oder soziale Parteisache, sondern um eine innere Befreiung und Erlösung bei allen Schichten der Bevölkerung — um einen Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit —, um eine Rettung der Weltkultur. Der schwerste Sieg ist der Sieg über das eigene Ich, über den natürlichen, leidenschaftlichen Menschen mit seinen tierischen Instinkten. Der Mensch in uns soll verstummen, auf daß wir Gottes Wort hören und seine Gnadenwelt uns mit ihrem lebendigen Wirken erfaßt. Aus unserem animalischen Leben sollen wir emporsteigen zu einer geistigen Gemeinschaft, zu einer Kulturgenossenschaft, zu einem Seelenbunde. Ein Kreuzzug des Geistes, eine neuidealistische Weltbewegung soll hierzu alle Gutgesinnten der einzelnen Länder vereinen.

Dr. H. T. Schorn

Ein deutscher Muttertag

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird seit ungefähr 18 Jahren alljährlich an einem Sonntag im Monat Mai ein **Fest der Mutter** begangen. Riesenhafte Reklame, Umzüge und allerlei laute geschäftliche Maßnahmen bereiten das Publikum geräuschvoll auf diesen Tag vor. In ganz anderer Weise hat sich die gleiche Sitte einer Ehrung der Mutter in Norwegen und Schweden entwickelt. Der **Mutter als Segenspenderin der Familie** weiht man dort einen Tag der Stille und Einkehr. Hier steht der ethische Gedanke der Muttherehrung im Vordergrund. Eine Norwegerin brachte im Jahre 1922 die Kunde von dieser germanischen Sitte nach

Deutschland und begeisterte Dr. Rudolf Knauer zu seinem ersten Versuch, auch in unserem Vaterlande einen Gedenktag der Mutter einzuführen. Schon im Jahre 1923 konnte an einzelnen Orten ein würdiger Anfang mit dem deutschen Muttertag gemacht werden, da wo das deutsche Volksgemüt den tiefen Sinn dieser Feier verstanden und jede Veräußerlichung des Gedankens abgewehrt hatte. Aufgabe aller Deutschen, die noch Ehrfurcht vor der Familie und vor dem in der „Mutter" offenbarten Wesen Gottes haben, ist es nun, dafür zu sorgen, daß in diesem Jahre der Muttertag zu einem vaterländischen Weihe- und Festtag werde, an dem parteipolitischer Hader und konfessioneller Gegensatz die Deutschen nicht trennen dürfen. Wir haben so wenig Ziele jenseits der uns von Dogmen und Doktrinen gezogenen Schranken, zu denen jeder Deutsche blicken kann: das Fest der Mutter soll uns auf einer höheren Ebene vereinen. Geben wir dem zweiten Sonntag im Mai die Ehre dieses Festes. „An diesem Tage wollen wir unser Heim festlich schmücken" — sagt Dr. Rud. Knauer (Zehlendorf-Berlin, Königstraße 6) in einer feinen Denkschrift „Der deutsche Muttertag" —, „der Mutter gehört der Ehrenplatz; er werde bekränzt. Blumengrüße sollen ihr unseren Dank, unsere Liebe kund tun. Im trautesten Kreise unserer Lieben wollen wir aufs neue geloben, in Treue und Hingebung zu ihrer Freude und zu ihrer Ehre unser Tagewerk zu tun. Aus den Tiefen der Mutterseele soll unser besseres Selbst neue Kraft und neuen Mut schöpfen." —rr—

Hauptmanns „Insel der großen Mutter",

des übermäßig zum 60. Geburtstag gefeierten Dichters neuester Roman wird im „Mannheimer Tageblatt" mutvoll von einer Frau beanstandet. Dort schreibt Dr. Lenore Kühn folgendes:

„Wenn Gerhart Hauptmann, der als der deutsche Dichter unserer Zeit noch gilt, ein Thema behandelt, das die (utopische) Frauenkultur in Gestalt einer Robinsonade bringen will, so sollte man meinen, daß einige Nachdenklichkeit, dichterische Schönheit und immerhin beträchtliche Weltanschauungsprobleme dabei herausspringen. Es sei gleich von vornherein gesagt, daß sehr wenig derartiges in dem langen — und breiten! — Gespinst dieses Buches von ihm geboten wird. Das Ganze ist ein mühselig breitgetretener Einfall, in der Hauptsache satirisch aufgezogen (um nicht zu sagen satyrisch). Es ist erstaunlich und erschreckend, wie sehr Hauptmann salonisiert worden und vom fruchtbar Positiven abgedrängt und verflacht ist. Das Buch ist eines der frivolsten, das von beträchtlicher Seite in den letzten Jahren erschienen ist und von erstaunlicher, hohler Negativität. Es sei, um Irrtümern vorzubeugen, gleich bemerkt, daß dieses nicht nur deswegen gesagt wird, weil das Thema selbst heikelste Fragen und Zustände berührt: auf der Insel gibt es nur Frauen, außer einem mit ihnen geretteten Knaben, der, noch als halber Knabe — zum einzigen Fortsetzer der Inselgeneration wird, und als befruchtender Gott „Mukalinda" fast alle Bewohnerinnen beglücken muß (dies ist das „Wunder")! Diese Zustände der völligen Promiskuität — und in der 2. Generation die Geschwisterehe — notgedrungen — sind an sich schon für unser Empfinden peinlich; sie sind darum auch in einer verschleierten Weise geboten, die aber, mit ihrer Vermischung von Religion und Sexualität und mit zwinkerndem Augurenlächeln vorgebracht, oft geradezu ekelhaft ist. Überhaupt ist das Parodistische und „aufgeklärt" Zersetzende der ganzen geistigen Haltung des hier so wenig dichterischen „Dichters" gegenüber allen Werten und Heiligtümern das eigentlich Abstoßende an diesem Buch ... Zudem ist die Schreibweise von unglaublicher Umständlichkeit und oft geradezu läppisch.

Nur selten, hauptsächlich gegen Ende des Buches, finden wir in sich geschlossene großartige Bilder landschaftlicher Art, wie auch elementare Visionen von großer, rein heidnischer Schönheit. Es ist übrigens charakteristisch, daß es bei Hauptmann fast nur „Damen" und „Weiber" gibt, und auch das emphatische Lob der Fruchtbarkeit und Mütterlichkeit (die aber wiederum als völlig versagend geschildert wird,

sobald Frauenrechtsstandpunkte mitspielen) täuscht nicht über die schlecht verhehlte Verächtlichkeit gegenüber der Frau hinweg, die nur als sinnliche und ästhetische Erscheinung gewürdigt wird; die geistigere Frau, sofern sie nicht „Priesterin“ ist, wird dort nur in Gestalt bissig-geistreicher alter Jungfern gelten gelassen. Daß dabei zwei hervorragende Frauen (die eine ist jetzt schon verstorben) porträtähnlich geschildert und doch sozusagen bis aufs Hemd ausgezogen werden — dies nur nebenbei! Die vorgebrachten „philosophischen“ Weisheiten können einem tieferen Geschmack nicht imponieren; sie werden auch dem jungen, an sich sympathisch geschilderten „Gott“, „Sohn“ und „Vater“ der Insel, der dort mit primitiven Bildungsmitteln erwuchs, in ganz unwahrscheinlicher Weise in den Mund gelegt.

Im ganzen — ein höchst trauriges Dokument des alternden Hauptmann“ ...

Buchgemeinschaft

Nach Kriegsende wurden in Deutschland verschiedene Buchgesellschaften begründet mit der Aufgabe, weitesten Kreisen unter Umgehung der buchhändlerischen Geschäfte Bücher zu verbilligten Preisen zu beschaffen. Große Reklame mit entsprechenden Erfolgen machten besonders der „Volksverband der Bücherfreunde“ mit 230000 und die „Deutsche Buchgemeinschaft“ mit 80000 Mitgliedern. Im Volksverband der Bücherfreunde haben die Mitglieder jährlich 12.40 ℳ zu zahlen und erhalten dafür vier Bände. Die Deutsche Buchgemeinschaft unterscheidet drei Gruppen mit Beiträgen von 14.40, 28 und 40.80 ℳ jährlich und liefert der ersten Gruppe vier Pflichtbände, dazu unentgeltlich eine halbmonatliche Zeitschrift „Das Zeitungsbuch“ mit bedenklich minderwertigen Beiträgen. Meist werden nachdruckfreie, gelegentlich von Verlegern aufgekaufte, zuweilen auch neue Werke in gefälligen Einbänden ausgegeben. Die Auswahl bleibt den betreffenden Leitern überlassen und unterliegt entweder von vornherein erkennbaren oder absichtlich verhüllten parteipolitischen Einflüssen.

Die Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. in Berlin unter Leitung von Julius Bab, Nathanson, Ascher u. a. ist ein geschäftliches Unternehmen, will aber durch ein „Riesennetz von Hausbibliotheken das Tasten und Planen der Massenführer und das Buch für die praktische Aufrichtung der künftigen Deutschen Volksgemeinschaft wirksam machen“. Die Unternehmer wandten sich an den Reichsminister des Innern mit der Bitte um Empfehlung, erlangten auch solche, schlugen aber daraus gar zu laut Kapital. Denn der Minister benachrichtigte am 28. Juni 1924 die preußischen Minister, alle Regierungen usw., daß er von seiner Empfehlung zurücktrete, da sein Rundschreiben vom 24. April 1924 zugunsten der Deutschen Buchgemeinschaft ohne sein Wissen und gegen seinen Willen vervielfältigt und „mißbraucht“ worden sei.

In welchem Sinn die Deutsche Buchgemeinschaft auf „die geistige und sittliche Verinnerlichung und Hebung der Massen“ hinarbeiten will, läßt sich einigermaßen aus ihrem Bücherangebot (zunächst 33 Werke umfassend) ersehen. Da werden neben klassischen Werken zum Kauf empfohlen Bücher von Oskar Wilde, Flake, Harlan, Eulenberg, Deri, Stirner (mit seinem kommunistischen Evangelium!), während der Volksverband der Bücherfreunde u. a. die Bücher seiner Geschäftsführer Offenbach, Gysae u. a. bevorzugt.

Offener gibt sich von vornherein eine neugeplante Buchgenossenschaft; sie will die sozialdemokratischen Gewerkschaften mit 5¾ Millionen Mitgliedern heranziehen, ihnen einen Jahresbeitrag in Höhe von 3 ℳ, weiblichen und jugendlichen Mitgliedern die Hälfte auferlegen und mit dem Ergebnis von 14—15 Millionen Mark geeignete Bücher billig beschaffen, d. h. solche, die entweder sozialdemokratisch gerichtet oder mindestens nicht parteifeindlich gehalten sind. (Nähere Angaben über diese und andere Vereinigungen im „Buchhändler-Börsenblatt“ vom 20. Januar 1925.)

Es ist ein gutes Recht der Buchhändler, die Mängel und Schattenseiten der gedachten Buchgesellschaften darzulegen. Ernsthaftere Bedenken drängen sich vom Standpunkt des Gemeinwohls auf. Die Auswahl der Werke, deren Ankauf empfohlen oder verlangt wird,

erfolgt keineswegs von Männern, die über den Parteien und Interessen stehen und unbefangen urteilen, sondern von parteipolitisch voreingenommenen, auch geschäftlich interessierten Leuten, die der vaterländischen Sache entweder als Fremdbürtige oder als Demokraten gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüberstehen.

Der Vollständigkeit halber sei noch das Bestehen einer Evangelischen Buchgemeinschaft und des katholischen Wolframbundes für die Beschaffung guter Schriften für die Mitglieder erwähnt.

Von Reich oder Staat ist ein Einschreiten gegen die gedachten Vereinigungen nicht zu erwarten. Auch fehlt es dazu an einer gesetzlichen Handhabe. Und so wird es zu einer wichtigen und dankbaren Aufgabe nationalgerichteter Kreise, ähnliche Vereinigungen ins Leben zu rufen. Paul Dehn

Sand und Kotzebue

Die deutschen Regierungen unter Metternichs Führung machten die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand zu einer hochpolitischen Angelegenheit und benutzten sie zu schärfster Darniederhaltung der nationalen und freiheitlichen Bewegung, wie sie damals von akademischen Kreisen ausgegangen war. Man verbreitete Gerüchte über burschenschaftliche und andere Verschwörungen und suchte den Mörder Kotzebues als ihren Verfechter hinzustellen. Der badische Minister von Berstett hielt es für zweckmäßig, die Tat Sands „politisch auszubeuten“ und empfahl: „in Ermangelung von anderen Mitschuldigen Sands, wären diejenigen dafür zu halten, welche sie leugneten“.

Noch vor den Karlsbader Besprechungen von 1819 war Sachsen-Weimar als „Herd nationalistischer Demagogie“ verdächtigt worden. Karl August, Goethes Freund, hatte das politische Verbrechen begangen, der Jenenser Burschenschaft die Abhaltung des Wartburgfestes am 18. Oktober 1817 zu erlauben. Österreich und Preußen sandten Vertreter nach Jena, um (nach Aegidi, Aus dem Jahre 1819) „die ungeheuren Dinge in der Nähe zu erkunden“. Frankreich und Rußland mischten sich ein, letzteres auf Kotzebues Rat. Gervinus äußerte später: „Vier Großmächte gegen Weimar und die Studenten!“ Als Karl August durch seinen Vertreter am Frankfurter Bundestag die akademische Freiheit verteidigen ließ, wurde man in Wien und Berlin so erbittert darüber, daß man die Frage aufwarf, ob Karl August, „nachdem er die deutschen Schöngeister beschützt hatte, nun der Protektor der Aufrührer und Meuchelmörder werden wolle?“

Wie bekannt, wurden alle nationalen Regungen auf Grund der Karlsbader Beschlüsse von 1819 auf Jahrzehnte hinaus unterdrückt.

Eine deutsche Frau aus Wien, die Baronin Handel-Mazzetti, nächst der Baronin Ebner-Eschenbach und der Luise von François die vornehmste deutsche Erzählerin, bekannt durch eine Reihe kulturgeschichtlicher Romane, hat die Kühnheit gehabt, den Mörder Kotzebues, den Burschenschafter Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, Studenten der Theologie, zum Mittelpunkt des ersten Teils eines großangelegten deutschen Romans unter dem Titel „Das Rosenwunder“ (München 1924 bei Kösel u. Pustet) zu machen. Mit der trübseligen Zeit nach 1815 vertraut, gibt die Verfasserin fesselnde Abrisse aus dem damaligen gesellschaftlichen und politischen Leben der Professoren und Studenten in Jena. Oken, Luden u. a. treten auf, auch Turnvater Jahn greift ein. Sands Persönlichkeit wird geschildert und entwickelt, ein junger Deutscher, hochgewachsen, unverdorben, keusch und rein, edel, gottinnig, ein Freiheitskämpfer gegen Napoleon, voll heißer Liebe zu seinem Volke erfüllt, bald auf der Fahrt nach Mannheim, wo er sich dem verhaßten Feind entgegenstellt, dem abgelebten, geilen, verderbten, gottlosen Kotzebue, dem Verleumder und Verführer der deutschen Jugend, dem Verspotter des Nibelungenliedes, dem russischen Spitzel und Verräter des deutschen Volkes. Das Zwiegespräch zwischen Sand und Kotzebue packt. Sand wirft dem „Judas der teutschen Ehre, Schänder teutscher Sitte, Verleumder“ das Todesurteil hin und vollzieht es. Die Straße ist für Kotzebue und beschimpft seinen Mörder. Der aber

behält und gewinnt die Achtung und die Zuneigung aller, die ihm näher treten. Bewacht wird er von vier bis an die Zähne Bewaffneten. „Aber ungesehen steht zu seinen Häupten Wache ein Engel Gottes und breitet sanfte Flügel über seine Wunden und seine Nacktheit. Der Engel lächelt, daß der von Gott ihm Befohlene keuschen Herzens, keuschen Leibes ist; aber er trauert ob des Mordes, den sein Schützling in Vermessenheit und ungottseligem Stolz beging."

Sand wollte durch seine Tat Deutschland von einer sittlichen Pest befreien und wurde bitter enttäuscht, als er bemerken mußte, daß Kotzebues Geist und Kotzebues Zoten frech weiterlebten. Dabei waren sie noch milde im Vergleich mit den schmutzigen Erzeugnissen gewisser Dichterlinge der Gegenwart. Frau von Handel-Mazzetti ist eine ausgesprochene Katholikin. Neben Sand hat sie eine ihrer weiblichen katholischen Idealgestalten geschaffen und läßt sie tapfer für ihr Bekenntnis streiten. Allein echte Kunst verteilt Licht und Schatten gleichmäßig, und neben der gläubigen Katholikin erscheint der Protestant Sand nicht minder rein und edel. Paul Dehn

Die Alliance française in Norwegen

Wie Ende Februar in den Oslo-Kristianiablättern zu lesen war, hat sich nun die Alliance française in einer schmucken Villa der norwegischen Hautstadt ein Eigenheim zugelegt. Ob sich wohl unsere nordgermanischen Brüder und Schwestern darüber klar sind, was diese „Beehrung" bedeutet, deren sonst nur französische Vasallenstaaten teilhaftig werden?

Es scheint sogar, daß selbst unter den norwegischen Politikern viele sind, welche meinen, die Alliance française sei so eine Art Konversationsklub mit nachfolgendem Tanz für allerliebste Backfischchen. Nach allem zu schließen, hat man in Norwegen keine Ahnung davon, daß die Alliance française ein überaus ernst zu nehmendes **Werkzeug der französischen Staatskunst** ist.

Möglich, daß dem nordischen Volke gegenüber nur der eine Grundsatz „faire aimer la France" ausposaunt wurde (mit geistigem Vorbehalt „pour faire hair le boche").

Den zweiten Grundsatz, daß jeder Mensch zwei Vaterländer habe — wovon das eine Frankreich sei —, hat man bis jetzt wohlweislich in den Hintergrund gestellt. Mit einem solchen Gedanken wären in Norwegen mit seinem stark ausgeprägten Nationalgefühl und seiner warmen Vaterlandsliebe wenig Anhänger zu kapern.

Man muß gestehen, die Welschen kennen die norwegische Psychologie nicht schlecht. Als während des Krieges Aftenposten und Tidenstegn wohl aus übertriebenem germanischen Gerechtigkeitsinne heraus freiwillig sich auf die Seite der Alliierten stellten, als zum Verwelschungsfest der Universität Straßburg Fridthjof Nansen und Nils Collet Vogt ihre unverhohlene Freude darüber ausdrückten, daß ein nahezu rein germanisches Land wie Elsaß-Lothringen wieder zu Frankreich kam, da wußten die Franzosen: dort in Norwegen ist Neuland, da ist etwas für uns zu holen!

Was ist nun die tiefere Ursache dieser eigenartigen Vorliebe der Gallier für diese Nordgermanen?

Was wollen die Männer der Entente, vor allem Frankreich, im Lande der Mitternachtssonne?

Sie wissen, daß Norwegen ein sehr scharfes Gewissen besitzt und die Männer und Frauen seiner Intelligenz diesem sehr beredten Ausdruck zu verleihen wissen. Man kennt Norwegens literarisches Genie, auf welches die Welt hört.

Als germanisches Gebiet ist natürlich Norwegen kein reines Verstandes-Land. Echt germanisch! Das rein Gefühlsmäßige spielt dort eine große Rolle, und der Norweger ist Suggestionen durchaus nicht unzugänglich. Mit germanischer Treue verteidigt er aber das, was er einmal für Recht erkannt hat.

Die **Kriegsschuldfrage** erfordert nun gebieterisch ihre Lösung; die Welt verlangt zu wissen, wer jener oder jene sind, an denen das Blut von Millionen jungen Männern klebt, die im Weltkriege ihr Leben lassen mußten.

In diesem weltgeschichtlichen Prozeß braucht

die Entente — vor allem aber Frankreich — Advokaten zu seiner Verteidigung. Diese hofft man in Norwegen zu finden. Das dürfte wohl einer der tieferen Gründe sein für all die vielen Liebenswürdigkeiten, womit sich Frankreich in Norwegen beliebt zu machen sucht.

G. H.

Der Schlüssel der Weltgeschichte

Seit der hervorragendste Staatsmann der englischen Königin Viktoria Disraeli das berühmte und bedeutende Wort prägte: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel der Weltgeschichte", lenkt sich die Aufmerksamkeit aller ernsten Staatsmänner, Philosophen, Geschichtschreiber und Anthropologen auf die Rassenzugehörigkeit der Völker und Einzelmenschen. Wenn ein Mann, der die englische Königskrone und die indische Kaiserkrone staatsrechtlich miteinander verband, diesen Satz mit reiflichster Überlegung aussprach, so muß wohl eine tiefe Wahrheit in diesem Ausspruche liegen. Diese Wahrheit ist tief, klar und unwidersprechlich. Das englisch-indische Weltreich ist das größte aller Zeiten und umfaßt die meisten Völker der Erde. Also hatte der Staatsmann Disraeli wohl reichlich Gelegenheit zu Rassenstudien. Er konnte sich zudem auf die grundlegenden Forschungen des Normannengrafen Gobineau stützen, der mit seinem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" ein neues Zeitalter der Anthropologie und Geschichtsphilosophie einleitete. Unser Blut oder Plasma, wie Raoul H. Francé, der Schöpfer der „Objektiven Philosophie", sagen würde, ist der irdische Sitz unserer Seele, unseres Geistes, unseres Willens. Man braucht hierbei gar nicht materialistisch zu denken; denn die Gesetze des Blutes, des Plasmas sind ja von dem Schöpfer aller Dinge und Gesetze geschaffen worden. Man darf, ja man muß demgemäß die Rassenfrage streng wissenschaftlich und metaphysisch betrachten. Sie ist tatsächlich der Schlüssel der Weltgeschichte, der Kulturgeschichte, der Religionsgeschichte und der praktischen Staatsmannskunst. Die größten Staatsmänner waren ausgezeichnete Menschen- und Rassenkundige.

Nun ist ein großer Teil der Weltgeschichte gleichbedeutend mit der europäischen und die europäische Geschichte wiederum gleichbedeutend — wenigstens zum größten oder wichtigsten Teil — mit der Geschichte der Germanen und Deutschen. Wenn daher ein ernster, tiefgründiger Rassenforscher es unternimmt, die Rassenkunde des deutschen Volkes zu schreiben, dann hat er unbedingt Anspruch auf die Aufmerksamkeit aller, welche die Weltgeschichte im allgemeinen und die europäisch-deutsche im besonderen im Auge haben.

Wir Deutschen nach dem Umsturz haben nun zweifellos nichts Wichtigeres zu tun, als uns mit der Frage der Gegenwehr, Rettung und Wiedererhebung unseres zerschlagenen, verratenen, tief gedemütigten, unglücklichen Volkes zu beschäftigen. Wir haben alle Ursachen des Sturzes, alle Mittel des Wiederaufstiegs zu erforschen. Und eine ungeheure Fülle dieser Ursachen und Mittel finden wir in Dr. Hans Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes", einem ausgezeichneten Buche, das soeben in sechster Auflage in Lehmanns Verlag in München erschienen ist. Überaus tröstlich ist die Erkenntnis, daß alle Bemühungen der internationalen Geistes- und Weltmächte, die Rassenfrage zu verdunkeln, an der ehernen Wirklichkeit scheitern. Immer mehr tritt die Erörterung der Rassenfragen in den Brennpunkt der Lichtstrahlen aller Aufklärung. Und Günthers Buch hat einen großen Anteil an dieser Aufklärung.

Das reiche Wissen, die klare Sprache, die übersichtliche Einteilung, die getreue Quellenangabe und die zahlreichen beigegebenen Bilder machen das Buch zu einem Schatzkästlein aller praktischen Staatsmannskunst und Kulturgeschichte. Vor allem die geradezu genial ausgesuchten Bilder! Man denkt oft beim Betrachten dieser Köpfe an Bismarcks berühmte Forderung, daß jeder Autor gesetzlich gezwungen werden sollte, sein getreues Bild vor das Buch oder den Aufsatz zu fügen.

Günther teilt die Rassenelemente unseres Volkes in fünf Gruppen ein: Nordische, westische, dinarische, ostische und ostbaltische. Diese Rassenelemente sind zum Teil noch rein anzutreffen. Meist aber sind sie in dem Einzelmenschen unseres Volkes gemischt, indem meist

das eine oder andere Element im Antlitz, Schädelbau, Körpergerüst, in der Farbe überwiegt. Rassenauslese und Rassenausmerze sind die beiden positiv und negativ wirkenden Gewalten, die unser Volk — und alle andern Völker — gestalten, wie der Bildhauer seinen Ton. Unser zukünftiges Schicksal, unser Wohl und Wehe, aller Glanz und alle Schönheit der Kultur sind abhängig von dem Ergebnis dieser Rassenauslese und Rassenausmerze. Mit der Aufnordung steigt unser Genius, mit der Tschandalisierung versinkt er in den bodenlosen Schlamm.

Der Schluß des bedeutenden Werkes ist der wissenschaftlichen Analyse des Judentums gewidmet. Günther wird den guten Eigenschaften dieses Volkes durchaus gerecht. Aber er hebt streng und „voraussetzungslos" den Schleier, der die „übrigen" Eigenschaften dieser Fremdkörper in unserem Volke verhüllt. Günther fordert für beide Bewohner unseres Vaterlandes vollkommene Hebung des „Artbewußtseins" als Rettung und Ausgleich.

Beim Studium des Güntherschen Rassenbuches erkennt man instinktiv und blitzklar die Unzulänglichkeit selbst eines so bedeutenden Werkes wie „Der Untergang des Abendlandes" von Spengler. Man darf ruhig sagen: Überall, wo in Spenglers Buch die Rasse mit in Frage kommt, ist es bedeutend und zukunftsträchtig; und überall dort, wo die Rasse außer acht gelassen wird, ist es dem „Untergang" geweiht.

Gewiß, auch Günther, der die große Reihe der Rassenforscher Gobineau, Lapouge, Woltmann, Chamberlain schließt, hat noch nicht das letzte Wort gesprochen! Noch gewaltige Weglängen sind zurückzulegen, bis wir ans Ziel gelangen. Vielleicht kommen wir niemals an dieses Ziel? Aber darauf kommt es, wie in der Philosophie und Religion, gar nicht an: Anregung ist alles. Tue jeder in seinem Zeitalter vollbewußt das Seine!

Dr. Alfred Seeliger

Sven Hedin und Ossendowski

Der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin und der Pole Ossendowski sind in eine bemerkenswerte Fehde geraten. Letzterer schilderte in seinem vielgelesenen Buche „Tiere, Menschen und Götter" seine Flucht aus dem bolschewickischen Rußland über die Mongolei, mit einem Seitensprung nach Tibet, und zuletzt über China nach Amerika. Dort erschien sein Buch, das auch ins Deutsche übersetzt ist (Frankfurter Sozietäts-Druckerei). Als nun Sven Hedin, der Kenner Tibets, das Buch genauer besah, kam er zu der Überzeugung, daß hier bedeutend geschwindelt sei; noch mehr: daß Ossendowski gar nicht in Tibet war! Dies sprach er öffentlich aus. Es erhob sich eine lebhafte Erörterung; der Frankfurter Verlag benützte dies zu einer geschickten Reklame: er verbreitete kostenlos in Massen eine Schrift für Ossendowski; und die zu demselben Verlag gehörige „Frankfurter Zeitung" verweigerte einer Entgegnung von Sven Hedin die Aufnahme!

Damit fängt für uns Zuschauer das Allgemeingültige dieses Falles an. Sven Hedin war nun gezwungen, eine besondere Schrift herauszugeben. Und diese liegt vor unter dem Titel „Ossendowski und die Wahrheit" (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Man lese diese Schrift — und man hat einen Beitrag zur Geschichte der „Sensation". Nach Ossendowskis Bucherfolg wurde er von unternehmungskräftigen Verlegern nach Nordafrika geschickt, um auch darüber ein Buch zu machen. Denn sein Name zieht jetzt. Wer aber den nüchternen und sachlichen Germanen Sven Hedin gelesen hat, dessen Vertrauen zu des Polen Wahrhaftigkeit wird erschüttert sein. Die hanebüchenen Fehler in der Geographie Tibets und der Nachweis eines Plagiats aus einem französischen Buch über tibetanische Mysterien genügen, um jenes Buch als verwandt mit den Geschichten eines Karl May oder gar mit den Phantasien des andren Polen „Franz von Wendrin" zu brandmarken.

„Wir stehen vor einer Erscheinung," schließt Sven Hedin, „die darum gefährlich ist, weil sie aus Fälschungen besteht und Zerrbilder von der Erde und ihrer Bevölkerung liefert. Sie ist auch darum gefährlich, weil sie durch ihre Roheit und bestialische Grausamkeit gegen Menschen und Tiere die Jugend verroht und verdirbt, den Geschmack verpestet und die festen

Grundlagen wegreißt, auf denen alle Moral und alles Verantwortungsgefühl sich aufbauen müssen."

Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß wir mit aller Entschiedenheit Sven Hedin zustimmen. „Bücher dieses Schlages, zu Hunderttausenden in Europas Ländern verbreitet, vergiften die Seelen der Menschen, verwirren und beflecken ihr Denken und tragen in ihrer Weise dazu bei, sie reif zu machen für die rote Seligkeit, die vom Osten her Europas geordnete Staatswesen bedroht." Damit führt der Schwede einen Gegenschlag gegen Ossendowskis alberne Behauptung, Sven Hedin sei von den Moskowitern beauftragt oder gar bezahlt, Ossendowskis Buch zu bekämpfen.

Es wird gut sein, wenn man in unserer ohnedies ungesunden und überspannten Zeit dieser „neuen Schriftsteller-Schule" phantastischer und blutrünstiger „Reise-Erlebnisse" mit Vorsicht gegenübersteht. Nach deutschen Begriffen verlangt man von Memoiren und Denkwürdigkeiten strenge Wahrhaftigkeit.

Deutsche Schlemmer in Holland

werden von dem Dichter Börries, Freiherrn von Münchhausen in einem offenen Briefe aus Windischleuba mit Recht gegeißelt. Es ist das alte Lied vom taktlosen Verhalten mancher Deutschen im Auslande. Münchhausen ist entzückt von der Gastfreundschaft der Holländer, die er auf einer Vortragsreise genossen, und spricht seinen Dank aus, daß dort in den letzten Jahren etwa 60000 Deutsche wochen-, ja monatelang verpflegt worden sind. Dann aber stellt er fest, daß sich eine holländische Familie jetzt nur noch schwer zur Aufnahme deutscher Kinder entschließt, und fährt fort: „Ich bin vor Scham rot geworden, als ich erfuhr, daß daran schuld ist das unerhörte Benehmen deutscher Badegäste, die 1923 und 1924 in holländischen Seebädern weilten. Ich will keine Einzelheiten und keine Namen nennen, aber wenn in diesen Zeiten deutsche Herrschaften in ausländischen Bädern durch Fressen und Saufen, Schlemmerei und Luxus, Unmanierlichkeit, Lautheit und Aufdringlichkeit ein Ärgernis geben, so sollte man sie mit der Reitpeitsche züchtigen für das, was sie ihrem Volke zufügen!

Ich glaube, meine Briefe aus Windischleuba werden von ziemlich vielen Leuten gelesen und sehr häufig nachgedruckt. Ich bitte Sie, der Sie diese Zeilen in dieser Minute lesen, nachzudenken, ob vielleicht einer Ihrer Bekannten in diesen Sommern in Holland war. Schicken Sie ihm diesen Aufsatz! Vielleicht schämt sich diese Gesellschaft doch nachträglich, daß ihr widerliches Protzentum nun zur Folge hat, daß vielleicht Tausende von deutschen Kindern von jetzt ab darben und kümmern müssen.

Auch sonst hört man manches von dem ‚Taktgefühl' gewisser Leute!

Da renommiert ein deutscher Professor mit seiner reichen Verwandtschaft (mit Namen kann gedient werden!) und bittet dann, seine Kinder für einige Wochen in Holland aufzunehmen, da er mit seiner Frau nach Oberbayern zu reisen gedächte ...!

Da sagte mir ein feiner holländischer Gelehrter: ‚Wenn deutsche Männer bei uns Sekt schlemmen und ihre — Damen abends halbnackt Jimmy tanzen können, dann will ich nichts mehr von leidenden deutschen Kindern hören.'

Da wird für die Kinder gewisser unserer Mitbürger eine eigene Villa gemietet, wo sie ganz unter sich sein können. Eine westdeutsche Loge schickt Kinder her. Man erfährt, daß diese sehr reiche Verwandte in Holland haben. Die Eltern sind auf Vergnügungsreisen in einem anderen Auslande! Und man erfährt, daß diese Eltern ihre Kinder nach Holland gegeben haben, ‚damit sie auch einmal kleine Verhältnisse kennen lernen'.

Man denke doch nur, wie so etwas in einem Lande wirken muß, in dem gerade der bescheidene Mittelstand oft bis an die Grenze seiner kleinen Mittel gegeben hat, um unseren Kindern einige Monate reichliche Ernährung zu gewähren!

Ich wiederhole meine Bitte: Schickt dies an diejenigen eurer Bekannten, die es betrifft! Freilich läßt sich Herzenstakt nicht lernen, aber eine gewisse Imitation von guter Kinderstube kann auch der Ungebildete zur Not herausbringen. Ich empfehle: Unaufdringlichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit, Stille, Einfachheit."

Pfade ins Licht

Auch für die abgeklärtesten und abgeschlossensten Individualisten und Sozialisten dürfte es einem Zweifel nicht mehr unterliegen, daß wir einem entscheidenden Durchbruch an der geistig-sittlichen Front nahestehen. Ein Auf- und Vorwärts scheint nicht mehr möglich, wenn das, was wir angesichts unsrer „Kulturerrungenschaften" als Fortschritt und Gewinn zu bezeichnen belieben, überhaupt je ein Auf- und Vorwärts gewesen ist. Zwei Wegsucher, deren unsre nothafte, trübe Zeit ja so manchen geboren, Prentice Mulford und E. Coué dringen nun entschlossen empor und scheinen einen Pfad aus dem Dunkel der Wirrnis gefunden zu haben. Prentice Mulford, angeblich ein amerikanischer Journalist (von dem wir aber annehmen, daß er mit seinem gleichfalls pseudonymen Übersetzer Sir Galahad ein und dieselbe Person ist und diesseits des Ozeans lebt?, sucht in seinem Essay-Büchlein: „Der Unfug des Sterbens" (Verlag Alb. Langen, München) aus dem engmaschigen Netz überlieferter Philosopheme und landläufiger Vorurteile herauszukommen, indem er voll überlegener, witziger Geistigkeit sein unbedingtes, unerschütterliches Vertrauen zum Unendlichen verficht, es gleichzeitig zur Grundlage seiner Ausführungen machend. Alles fließt ihm aus dem Unendlichen, alles ist im Unendlichen, alles mündet ins Unendliche. Die körperliche Welt, wie Muskeln und Mienen, Gang und Gebärde werden von den Gedanken, die der Mensch denkt, von seinem vorwiegenden Gemütszustand gebildet. Denn die Gedanken und Gemütsregungen sind Kräfte, die selbst die Ereignisse um uns schaffen. So wird jeder unsrer Gedanken ein Baustein an unserem Schicksal, das wir zum Guten oder Bösen wenden können.

Wie nun aber das ideale Gedankenbild — indem wir ohne Unterlaß das Ideal unseres Ich aufbauen — sich allmählich zur Realität verdichten läßt, so kommen auch Leid und Schmerz und Unglück aus unserem Geist. Und weil einerseits der rechte Verkehr mit rechten Menschen die größte Triebkraft ist, um Glück, Gesundheit usw. zu erlangen, andererseits aber ein falscher Verkehr die größten Gefahren birgt, ist der häufige Umgang mit dauernd Leidenden und Unglücklichen zu meiden. Denn das letzte Ziel ist nur erreichbar, wenn das Wollen durch sich und das Glauben an sich nicht vermindert, sondern täglich verstärkt wird. Und da der Glaube sich in Fleisch und Blut materialisiert, muß es dereinst gelingen, den Leib durch Regenerationsprozesse so zu spiritualisieren, daß er den fortschreitenden Bedürfnissen des Geistes stets entspricht; daß also immer der nächst feinere Leib bereits geformt ist, wenn der verbrauchte, Zelle um Zelle, sich auflöst, d. h. daß das Sterben im landläufigen Sinne ein „Unfug" geworden, daß es überwindbar ist.

Wenn Mulford sein nächstes Büchlein „Der Unfug des Lebens" betitelt, könnte man meinen, daß er sich mit seinem ersten in Widerspruch setze; aber er will nicht das Leben als einen Unfug bezeichnen, sondern auf den Unfug hinweisen, den wir überbildeten Herren der Erde mit dem Leben treiben. Anstatt uns mit dem zu beschäftigen, was Leben *ist*, vergeuden wir Zeit und Kraft im Kampfe mit dem, was wir Leben *nennen*. Ein Heer von selbstgeschmiedeten Vorurteilen marschiert da auf und schnürt uns ein und preßt uns Geständnisse und Zugeständnisse ab, grausamer als es die Eiserne Jungfrau, Daumenschrauben usw. je getan. Myriaden von Alltäglichkeiten umschwärmen uns und verdunkeln uns die Sonne. Wir schlagen uns mit ihnen herum, philosophieren über die Tücke des Objekts — und unterliegen. Oder wir beschwören die Legion Notwendigkeiten herauf, die künftig von uns getan sein wollen, und schaudern vor dieser Aufgabe, weil uns — da sie noch in der Zukunft liegt — zu ihrer Lösung natürlich noch die Mittel fehlen. So schaffen wir uns Not und Sorgen, versäumen den Augenblick und fallen über das Nächstliegende weg. Wenn wir aber gläubig in die Zukunft lächeln, wird sie auch uns lächeln. Es genügt daneben vollauf, „ganz bei der Sache" zu sein. Wozu, während wir einen Nagel in die Wand schlagen, an die Keilschrift denken? Wir hämmern uns dabei höchstens auf die Finger. Sich ganz besitzen, das gilt's; nicht sich besitzen lassen, etwa vom

„Heim". Alles, was not tut, mit Freude tun (auch Stiefelschnüren), damit es schnell und sachgemäß geschehe. Dann wird sich der Schwarm alltäglicher Nichtigkeiten, dieser „Pöbel der Seele", vertreiben und die gesammelte Kraft der Ruhe auf das Denken, Wollen, Erschaffen des Ich-Ideals verwenden lassen, also daß das Gelebtwerden zum Leben umgebildet, d. h. der Tod bestanden wird. —

Das dritte Bändchen „Der Unfug des Unfugs" ist eine Ergänzung der beiden ersten und, wenn auch ohne ihre Bedeutung, doch durchaus lesenswert und anregend. Wieder und wieder wird dargelegt, wie der ganze Komplex von Denken, Fühlen, Hoffen und Wollen unser wahres Ich ist, nicht aber der Körper, und wie es deshalb wichtiger ist, sich innerlich sauber zu halten und gerade zu halten, als bloß äußerlich zu pflegen. Je mehr Wahrhaftiges (Schönes, Edles) der Geist in sich einbaut, desto empfindlicher wird er gegen alles Unschöne, Unrechte usw.

Wenn nun auch nicht alle Fingerzeige und Leuchtsignale Mulfords einen Pfad weisen, der aus der Wirrnis und Öde der Gegenwart führt, und wenn man auch gewiß nicht ohne Widerspruch den verheißungsreichen Wegen folgt, so enthalten die Essays doch so viel Bedenkenswertes, daß man sie unbedingt mit Gewinn liest. Leider läßt sich das von dem im gleichen Verlag erschienenen Roman von Sir Galahad „Die Kegelschnitte Gottes" nicht sagen, weil er in einer wenig ansprechenden Manier geschrieben ist und das Gute, das auch er zweifellos enthält, unter einem so grausamen Geschnörkel verbirgt, daß man das an sich groß angelegte und seltsame Buch mißmutig aus der Hand legt.

Dagegen liest man „Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion" von Coué (Verlag Benno Schwabe u. Co., Basel) mit ungeminderter Aufmerksamkeit bis zu Ende. Auch Coué meint, daß der Geist die alles Körperliche beherrschende und gestaltende Macht ist. Er ordnet aber die Einbildungskraft (Unterbewußtheit) dem Willen über. Nicht „ich will!", sondern „ich kann!" ist ihm das Losungswort. So vergleicht er die Einbildungskraft mit einem Roß ohne Zaum und Zügel, das alles mögliche Unheil anzurichten pflegt, aber, eingeschirrt, sich vom Reiter lenken läßt, wohin er will. Deshalb braucht der Kranke dem Unterbewußtsein nur den rechten Befehl zu geben, und ihm wird in 99 von 100 Fällen geholfen. Es ist schon früher im „Türmer" auf das Buch hingewiesen worden; und es genügt, wenn ich es hier im Zusammenhang mit dem Obigen erwähne. Leonhard Schrickel

Zukunftsbilder

Der Erlösungsgedanke liegt in der Luft. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn ich sage, daß wir heute — und gerade unsre Besten zumeist! — mehr in der Zukunft als in der Gegenwart leben. Nichts ist begreiflicher als dies, denn die Gegenwart lastet so schwer auf uns, daß wir gern in die Zukunft flüchten. Wer erinnert sich in diesen schweren Zeiten nicht der wundervollen Worte aus Wildenbruchs prophetischem Gedicht: „Deutschland, dir ward die Zukunft, weil du an sie geglaubt!" („Deutschland und die Welt".) Hätten wir nicht diesen starken Zukunftsglauben und geistige Führer, die ihn lebendig zu gestalten und zu erhalten wissen, wir müßten angesichts der düsteren Gegenwart verzweifeln. Dieser leuchtende Zukunftsglaube ist es, aus dem wir Trost und Kraft schöpfen.

Gleichwohl ist es ein eigen Ding um Zukunftsschilderungen. Es liegt tief im Charakter des Lebens als Spannungsgebilde begründet, daß uns Erdenbürgern die Zukunft nie voll und rein entschleiert werden kann und darf. Wir sollen und dürfen in dieser Hinsicht nicht unbedingt „wissen", wir sollen und müssen in „Spannung" bleiben, daß unsere geistige „Spann-Kraft" nicht erlahmt. Ungeachtet dieser notwendig zu machenden Einschränkung ist es von hohem Reiz und Wert, die beiden Zukunftsschilderungen, die mir vorliegen, auf ihren möglichen Wahrscheinlichkeitsgehalt hin einmal etwas näher zu betrachten. Es sind dies der hier schon besprochene „Erlöser-Kaiser" von Adolf Reinecke (Zwei-Welten-Verlag, Stade] und „Deutschlands Erlösung" von Gustav Adolf Müller [Verlag W. Bäßler, Augsburg]).

Was die formale Seite der beiden Werke betrifft, so hat Reinecke die Form des Romans, Gustav Müller die des dramatischen Dialogs, wechselnd mit Zustandsschilderungen und Handlungsberichten, gewählt. Rein inhaltlich ist beiden gemeinsam die Kaiser-Idee; aber in der Gestaltung dieser Idee besteht ein großer Unterschied. Beide, Reinecke wie G. Müller, vertreten die Anschauung, daß unsre zukünftige Staatsform wieder die Monarchie sein wird; aber während Reinecke uns nur eine Erneuerung der alten Erbmonarchie veranschaulicht, wobei also der neue Monarch sozusagen schon fix und fertig vorhanden ist und nur auf den Augenblick wartet, wo er zum Kaiser erklärt wird, sehen wir bei Müller in zwingender dramatischer Gestaltung die Kaiser-Idee organisch aus der Handlung erwachsen, indem der Retter des Volkes (selber ein Mann aus dem Volke, aus dem Soldatenstande) zum Kaiser erhoben wird. Zwar schildert uns auch Reinecke seinen Helden — den Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes — als Retter und Erlöser seines Volkes, aber erst nachdem er Kaiser geworden; Müller zeigt uns seinen Helden — General Zoller — als Retter des Volkes aus höchster Not, der mit gewaltigen Erfindungen begnadet das Wunder der Rettung vollbringt, und läßt ihn dann erst, aus tiefstem dankerfülltem Herzen des Volkes heraus, zum Kaiser erhoben werden.

Reineckes Held ist ein Vertreter des alten Erbadels, Müllers Held verkörpert den neuen Verdienstadel, der als solcher nicht mehr in Erbpacht genommen werden kann, sondern von jedem, der Anspruch auf ihn erhebt, durch entsprechende Verdienste (nicht durch die bloße Geburt) neu erworben werden muß. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Der Beste, das heißt, der sich wirklich durch die Tat und durch sein Leben als solcher erwiesen hat, der soll König sein. Daß dies auch der älteste leibliche Sohn des Besten sei, wird niemand im Ernst annehmen wollen. So läßt Müller seinen Helden ausdrücklich bestimmen, daß nicht sein Sohn sein Nachfolger sein darf, sondern nur der Nächstbeste nach ihm. Die Monarchie, für die Müller eintritt, ist keine Monarchie im alten Sinne mehr, sie ist Bestenherrschaft auf sozialer Grundlage — Sozialaristokratie, im Gegensatz zur heutigen Sozialdemokratie, die nur als ihre Vorläuferin im negativen Sinne angesehen werden kann.

Ohne Lösung der sozialen Frage, wie auch der religiösen, kann es für uns keine Erlösung geben. Der „Erlöser-Kaiser" löst sie im deutschkirchlichen, „Deutschlands Erlösung" im kristgermanischen Sinne, der auch die Germanen und Arier anderer Länder umfaßt.

Die religiöse Einigung erscheint in beiden Werken als die Voraussetzung unserer Wiedergenesung und Erstarkung. Ein einiger und allumfassender deutscher Kristenglaube — Gustav Müller nennt ihn Kristgermanentum — allein kann dem Wunder der deutschen Einigung und Einheit Dauer verbürgen.

Einer merkwürdigen Übereinstimmung zwischen Reineckes Werk und dem prophetischen Erstlingswerke Thomas Westerichs aus dem Jahre 1914, das kurz vor dem Kriege erschien, „Der Abgrund", möchte ich hier noch besonders Erwähnung tun. Der Held in Westerichs Dichtung heißt Friedrich der Sechste, das Widmungsblatt lautet: „Friedrich dem Sechsten, dem endlichen, einzigen Deutschmeister unserer Hoffnung" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig), und Reineckes „Erlöser-Kaiser" heißt auch Friedrich der Sechste! Sollte das ein bloßer Zufall sein? Müller hat die Frage ganz offen gelassen, welchen Namen unser zukünftiger Kaiser und Erlöser tragen wird.

Es sei dem Fühlen und Denken gereifter Leser überlassen, welcher Schilderung sie die größere Wahrscheinlichkeit zubilligen können und wollen; lesenswert und von einer Fülle guter aufbauender Gedanken und stärkster Anregungen sind beide (ebenso wie Westerichs „Abgrund"), wenn ich auch für meine Person nicht anstehe, Müllers Schilderung, was ihren inneren Kerngehalt betrifft, am höchsten zu stellen. Gustaf Hildebrant

Neues von der Romantik

Wer die vor einigen Jahren im Türmer gewürdigte, nunmehr in zweiter überarbeiteter Auflage vorliegende Deutsche Mystik

von J. L. Schellenberg gelesen hat (Berlin-Lichterfelde, H. Bermühler; geb. 3.20, ungeb. 1.80 M), mußte die Überzeugung gewinnen, daß der Verfasser der Mann sei, der auch eine treffliche Kennzeichnung der Romantik zu bieten vermöchte, in der ja die Mystiker, besonders in dem milden und innigen Jakob Böhme eine Auferstehung feierten. Denn feinnervige Einfühlbarkeit, lyrisch-musikalische Empfindungsweise und ein Blick, der sich durch Reichtum und Unaussprechlichkeit der Farben doch nicht verwirren läßt — Eigenschaften, die an jenem Buche unverkennbar waren, sind auch Voraussetzungen, um die bunten, sich oft im Überfluß drängenden, oft auch widerspruchsvollen, aber immer mehr fühlsam als heldisch gestimmten Sehnsüchte und Strebungen auszudeuten, die man unter dem vielumstrittenen Begriffe Romantik zusammenfaßt. Nunmehr ist die voraussehende Erwägung zur Tatsache geworden: das Buch deutscher Romantik, ein Buch deutscher Freiheit von E. L. Schellenberg (ebenda. In verschiedener Art der Bindung 15—35 M) liegt in schönem, sonderartigem Einband auf dem Büchertisch, um, wie vorausgesagt werden kann, viele Kunstfreunde durch Neuartigkeit der Auffassung und Darstellung zu erfreuen.

Nicht in scharfer Trennung zwischen älteren und jüngeren Romantikern und ihren einzelnen Gruppen tritt der Verfasser an seine Aufgabe heran; auch umgrenzt er sein Gebiet nicht in Sorge um die leidige Vollständigkeit, sondern so, wie ihn sein Herz drängt und seine Gedankenwege es verlangen. Doch auch auf solche Weise erreicht er, immer den Wurzelgeheimnissen nachspürend, vielerlei Bereicherung und Vertiefung der Meinungen, die gerade dieses künstlerisch-philosophische Gebiet mit seinen Dämmerungen und Untiefen, Irrzeichen und Klippen, Brandungen und Widerströmungen stark umleuchten. Einer, der die Meinung von Novalis ablehnt: „Es liegt an der Schwäche unserer Augen, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken“ — also ein schollenhafter, wirklichkeitsfroher und formverlangender Geist könnte, verdrießlich gemacht durch manche bedenkliche Begleiterscheinung wie ungezügelte Fabulisterei, Ablösung aus erdsicherer Bedingtheit, Hinneigung zu verzwitterten Unformen, der großen und bedeutungsvollen Bewegung leicht unrecht tun, vergessend der Wahrheit, daß alles Ding sein Maß in sich selbst trage. Anders der stille und einfühlsame Schellenberg. Er durchdringt seinen Gegenstand nicht kühl beobachtend und selbstherrlich kritisch das Allzu-Menschliche aufzeichnend, sondern als Bluts- und Sippenverwandter, verstehend und nachschaffend, womit indessen nicht die Meinung erweckt werden soll, als ob er alles gutgeheißen und aufs neue erfüllt wissen möchte, was in jenem Überschwang von Kräften zutage gedrängt und, oft nur künstlich belebt, als lebendig gepriesen wurde. Die Abgelöstheit jener älteren Romantiker vom nährkräftigen Wurzelgrund und ihre Verflogenheit in symbolische Traumzonen, ihre klösterliche Versponnenheit und ihr Wohlbefinden in geistverengender Dunkelheit des Mittelalters, das von Heine als Machenschaft des Jesuitismus verdächtigt und von dem alten, lutherisch klaräugigen J. H. Voß mit scharfer Waffe bekämpft wurde („Wie ward Fritz v. Stolberg ein Unfreier?“), ihr Mangel an künstlerischer Selbstzucht, einer der Gründe, warum Goethe nicht in Fühlung mit den Romantikern bleiben konnte, obwohl sein Wilhelm Meister einst als pfadweisendes Werk gefeiert worden war — all dies und anderes wird von Schellenberg nicht unter Lob versteckt. Aber er sucht die Wirrnis der Ranken als Ergebnis gewisser Voraussetzungen zu verstehen, das Verstrickte zu lösen und gegeneinander Strebendes zu besänftigen — kurz, er scheint lieber den Vorwurf allzu großer Güte, die unter Umständen eine tugendeifrige Überheblichkeit als Vollendung persönlicher Wesensausprägung hinnimmt, als den der kühlen Richterlichkeit tragen zu wollen. Und damit tritt er in Gegensatz zu denjenigen Literarhistorikern, die in der Behandlung ihrer Aufgabe die eigene überlegene Geistigkeit beweisen möchten; ja er verzichtet, wo es immer angängig, sogar auf die Dolmetscherstellung, damit die Glieder seiner romantischen Gemeinde um so mehr Gelegenheit finden, sich selbst kritisch, dichterisch, malerisch oder musikalisch zu äußern.

In dem Gesagten ist bereits angedeutet, daß

sich Schellenberg nicht wie Haym auf die literarische Seite der Romantik beschränkt, auch nicht wie Ricarda Huch ihr Aufblühen und Vergehen verfolgt, sondern eine stimmungsmäßige Darlegung ihrer Leistungen auf den verschiedensten Kunstgebieten zu geben sich bemüht. Sein eigenes Schaffen deutete nach vorwiegender Erfassung des literarischen, besonders des lyrischen und epischen Teiles, und es war zu erwarten, daß ihm Persönlichkeiten wie Novalis, Hölderlin, Brentano besonders nahe am Herzen liegen würden. Auch hier trog die voraussehende Erwägung nicht: die Bilder, die er vom Wesen der drei entwirft, zählen in ihrer tiefen, versonnenen Gesamtstimmung wie auch in der weichen Ausprägung der Einzelzüge zum Besten, was das Buch enthält, während die dramatischen Tiefen Kleists, namentlich die des Prinzen von Homburg (durch eine Beziehung zu Schillers Lehre vom Erhabenen ließe sich manche neue Erkenntnis gewinnen), nicht in gleicher Weise ausgeschöpft erscheinen. Nach der wundervollen Würdigung Bachs in der Mystik war anzunehmen, daß dem Verfasser auch der musikalische Zweig des großen, schönen Baumes nahesteht, und in der Tat erweist er sich den romantischen Tonkünstlern wie Schubert, Schumann, E. T. A. Hoffmann und Weber gegenüber als ein ungemein feiner Ausdeuter.

Wenn also Schellenbergs eigene Veranlagung mehr nach den beiden erwähnten Kunstgebieten hinweist, so ist es um so höher anzuschlagen, daß er auch den Malern der Romantik gegenüber, sowohl was die Darlegung ihrer künstlerischen Einsicht im allgemeinen, als was die Kennzeichnung der einzelnen Persönlichkeiten mit ihren Sonderzielen anlangt, einen über Erwarten glücklichen Standpunkt gewinnt. Durch nachfühlende Versenkung in die seltsame Natur jener vielfach so weltflüchtigen Künstler erreicht er, daß die Overbeck, Veit, Fohr, Horny, die — auch einer der inneren Widersprüche der Romantik — mit deutschem Heimweh im Herzen das römische Heilsidol suchten, und neben ihnen die heimattreueren Norddeutschen Runge und C. D. Friedrich, die Italien niemals sahen und nur aus deutscher Landschaft und aus deutschem Leben schöpften, vor dem Leser lebendig und liebenswert auferstehen. Das ganze Buch ist mit einer Fülle guter Bilder durchschossen: zeitgenössischen Bildnissen von Romantikern aus allen Kunstgebieten, Nachbildungen von Handschriften verschiedener Tonsetzer und bezeichnenden Werken der Nazarener und der norddeutschen Gruppe, darunter Bilder, die bisher überhaupt noch nicht vervielfältigt waren. Besonders gut ist neben Schwind der wahrhaft große und einzigartige C. D. Friedrich vertreten; auch von dem früh verstorbenen Horny bringt das Buch Arbeiten, und zwar von so bedeutender Art, daß sie eine Sonderschrift über den bisher nur wenigen Kunstfreunden bekannten Künstler als wünschenswert erscheinen lassen. —u—

Lienhard-Festspiele

Aufrichtigen Dank allen Förderern unserer guten Sache! Über Umfang und Bedeutung der Veranstaltung gibt der in diesem Heft veröffentlichte Aufsatz: „Plan der L.-Festspiele" einen guten Überblick. Von zahlreichen Lesern hören wir, daß sie ihre Zahlkarte verloren haben. Wir legen diesem Heft nochmals eine Zahlkarte bei und bitten um beschleunigte Einsendung des Betrages.

Arbeitsausschuß für die Lienhard-Festspiele

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Waldeinsamkeit — E. Ernst Heinsdorff



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | Juni 1925 | Heft 9

Das deutsche Volk bedarf des Waldes. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unsern äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nötiger sein. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Wilhelm Heinrich Riehl

Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam, wie oft in den vorhergehenden dreißig Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten; dort fühlt man sich mitunter wie unter Larven die einzige fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich nie einsam, das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Leben so viele Förster kennen gelernt haben wie ich; aber ich habe vorwiegend zufriedene Förster gekannt. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben.

Bismarck

Wehr und Weihe des deutschen Waldes

Von Willi Ludewig

„Wer besitzt, der lerne verlieren!" Wohl selten hat ein Wort die Weite seines Inhaltes dem einzelnen wie seinem ganzen Volke so klar und wahr gekündet wie dieses Wort für unsere Zeit.

Wir hatten — um nur von wenigem zu reden — Besitz in Fülle an Wehrmacht und an Nährkraft: groß war die Zahl der Wehrfähigen, stark die Macht der Waffenschmiede — einzig waren die Funde an Nährsalzen (Kali) im eigenen Lande, bedeutend die Zufuhren an Nährstoffen aus unseren Kolonien.

Erst ein Weltkrieg mit seinen ungezählten Feinden konnte uns diesen Besitz verlieren und vernichten lassen und mit ihm so vieles, was wir heute als verloren buchen und beklagen müssen.

Und doch ist noch längst nicht alles verloren! Wenn es auch nur wenige sind — aber dafür die Besten —, denen Glaube und Wille an eine reine und starke deutsche Zukunft unerschütterlich geblieben, so ist allen, ohne daß sie es vielleicht ahnen, doch ein großer Besitz erhalten: das ist der deutsche Wald.

Und diesem Besitze aller Deutschen gilt mehr denn je das eine Wort:

„Wer besitzt, der lerne verlieren!"

Grade weil unsere Höhen und Täler, Ebenen und Auen noch den Schmuck und die Spuren des Waldes tragen, sollten wir uns seines drohenden Verlustes rechtzeitig klar werden und wissen, was wir mit dem deutschen Walde verlieren — — alles: das Vaterhaus und die Mutterbrust.

Wie eine rechte Liebe zum Elternhause nie erstirbt und in Zeiten der Not uns Sehnsucht nach der Mutter packt, so ist in keinem wahren Deutschen bis heute die Liebe zum deutschen Walde erstorben.

Als deshalb die Axt aus Rachgier der Feinde im Westen und aus Geldgier der Feinde in der Heimat in der Nachkriegszeit durch deutsche Wälder fuhr und lebendiges Wachstum vernichtete, da regte sich der Unwille, da packte manchen der Zorn. Und viele begrüßten die Gründung des Bundes „Deutscher Wald", der in dieser Notzeit im Norden unseres Vaterlandes der alten Waldsiedelung „Hamburg" (Hamme-Burg, d. h. Wald-Burg) geboren ward, und traten ihm bei, um Baum und Strauch mit schützen zu helfen.

Da nun der Wald noch stehen geblieben, sind manche wieder lässig geworden; mit dem Erlöschen des Feuers der Begeisterung haben sich viele wieder verstricken lassen in die kleinen und kleinlichen Sorgen des Alltags und in die Gier des Genusses. Sie haben nicht gehört und nicht verstanden, daß der Bund auch noch einen Zu- oder Unternamen hat, der einen tieferen Sinn verkündet. Er will sein ein „Bund zur Wehr und Weihe des Waldes". Und in diesem gleichsam unsichtbaren Bunde sammeln sich alle die, denen die Kunde vom drohenden Verlust deutschen Waldes in seiner tieferen Bedeutung aufgegangen ist. Denn: deutscher Wald verloren, deutsches Volk verloren!

Und darum wollen wir im Bunde „Deutscher Wald" dem Walde „Wehr" sein

gegen Angriffe seiner Feinde und „Weihe" geben dem, was er für uns Deutsche bedeutet.

Der schlimmste Feind des Waldes ist der Kapitalismus. Er beutet allüberall aus; er zerstört, wie es der Krieg, das grausamste Kind des Kapitalismus, an Menschen, Tieren und anderen Werten bewiesen hat. Er steht schon lange und noch unbeachtet auch im deutschen Walde.

Allüberall, wo wir gleichaltrige und gleichartige Bäume des Waldes sehen und einen Kahlschlag dazwischen, der ja kein Wald mehr ist und doch gedankenlos noch zum Walde gezählt wird, gebietet der Kapitalismus: die Ausbeutung. Denn schnell und viel soll der Boden dem gierigen Menschen liefern, während er ihm alles an Stoffen durch die ständige Holzwegnahme für Nutz- und Brennzwecke, durch die Laub- und Nadelsammlung für Streunutzung und in der Wegspülung durch Wasser und Aushagerung durch die Sonne im Kahlschlag raubt.

So muß der deutsche Wald der Gewinnsucht erliegen und ist schon geschwunden, wie er war und sein sollte: der alte deutsche Gemeinschaftswald, der ewige Wald, der Dauerwald.

Es ist deshalb höchste Zeit, daß sich die Besten um die Erhaltung des natürlichen Waldes bemühen, ihren Weg zu Mutter Natur und zu der Erkenntnis ihrer Schöpfungs- und Gestaltungsgesetze zurückfinden.

Und mit dem deutschen Walde und seiner Wiedergeburt muß auch der deutsche Mensch wieder werden, was er gewesen: ein echtes Kind einer gesunden Mutter. Denn wie der alte deutsche Wald eine Fülle von Farben und Formen zeigt, so ist der deutsche Geist reich und vielgestaltig wie kein anderer; und wie des Waldes Inneres heilig und geheimnisvoll, so die deutsche Seele voll Tiefe und Schönheit; und wie endlich der Wald in seiner zweckvoll abgestimmten Gemeinschaft ein Vorbild unverwüstlicher Kraft und ewigen Seins, so das deutsche Volk in seiner wahren Einheit stark und stetig!

Wer deshalb „Wehr" dem deutschen Walde sein und „Weihe" des Waldes erhalten will, der gehe jetzt in den Frühlingsmonden hinaus und höre in heiliger Stunde aus dem Rauschen der Buchen und Eichen, dem Wehen der Fichten und Föhren, dem Murmeln und Plätschern der Wasser, dem Singen und Pfeifen der Vögel, dem Summen und Zirpen der Kerfe das Wort des deutschen Waldes! Ein Geheimnis ist es um den Wald. Noch immer wissen erst die Wenigen, was ein Wald ist — und verwechseln ihn mit einem Forst.

Der Wald als Forst ist beutegierigen und kapitalistischen Zielen und Zwecken dienstbar, wobei natürlich eine planmäßige Behandlung Schlimmstes verhüten kann. Er ist gepflanzt in drangvoll fürchterliche Enge, damit er in der Not um das Licht schnell wächst und nur das Eine tut: Holz und Balken liefert — und kein Leben und keine Gemeinschaft um und unter sich duldet. Das ist euer Nadelforst, den ihr alle aus euren Wanderungen kennt: eine Holzfabrik für den Kapitalismus.

Der echte Wald lebt in euren Märchen, euren Liedern, euren Bildern mit dem Moos- und Gräserteppich, auf dem die vielen Blumen in weiß und blau und rot und gelb als Glöckchen und Schlüssel, als Stern und Strahlen, als Kelche und



Becher blühen. Und es schwirren darüber die Käfer und Fliegen, Immen und Bienen und Schmetterlinge. Und über diesen Lebensgemeinschaften — klein und fein — lebt und webt eine Fülle andrer in Kraut und Busch und Baum mit all ihren Tieren aus Vogel-, Wild- und anderen Welten. Welch eine Fülle vielfältigen Lebens. Vom kleinsten Lebewesen, dem Bazillus an der Wurzel der altknorrigen Eiche — ohne den sie nicht leben kann — bis zu ihrem Wipfel, über dem sich Aar und Bussard in der Luft wiegen!

Alles dieses hat auf den uralten Gemeinschaftsgeist eurer Väter und Urahnen eingewirkt, der seine schönste Blüte in der Wehrpflicht fand (die deshalb von euren klügeren Feinden auch beseitigt wurde) und nicht mit dem öden und leeren, falschen und fremden Wort „Sozialismus" — in dem doch nur Parteimilitarismus herrscht — zu nennen ist. Und dieses Urgesetz, das bei uns lebt, jahrtausendelang, lautet: „Einer diene dem andern! Alle für einen, einer für alle!"

Denn wie keins der Waldgewächse, etwa der Baum, nicht ohne Strauch und Busch und Kraut und Gras und Pilz und Moos und Flechte und Alge leben kann und will, so auch die Volkheit. Und wie sie so unter- und übereinander auf sich angewiesen sind, so alle auf den Grund und Boden, auf dem sie geboren und aus dem sie geworden.

Und du, deutsches Volk, bist aus deutschem Walde geboren! Deshalb warst du nur dann stark und stolz und von gesammelter Kraft, wenn du dem Walde treu geblieben im Geiste der Gemeinschaft edlen Dienens!

Deshalb grüßen dich noch heute die größten deiner deutschen Männer mahnend aus dem Walde: stehend im Teutoburgerwalde, mahnend und warnend mit erhobenem Schwert und seiner Wahrheit: „Deutschlands Einheit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht!" Armin oder Hermann, der Cheruskerfürst — und ruhend im Sachsenwalde, mahnend und warnend mit erlebtem Wort und seinem Glauben: „Du Deutscher, fürchte Gott, sonst nichts auf dieser Welt!" Bismarck, der edle Recke!

Zwischen diesen beiden Helden erheben sich viele andere große Männer, die mit Wald und Wachstum oder Sonnendrang zu verbinden sind; vor allem auch Luther, aus Waldbauernblut, der sein Werk auf der Wald-Wartburg in schwerer Zeit begonnen und durchgeführt hat; und desgleichen Friedrich, der in den Waldpark von Sanssouci gehört.

Sie standen fest wie starke Eichen, als der Feind eures Volkes Freiheit bedrohte und Versklavung und Vernichtung eures Landes und eurer Wirtschaft, euren Geistes und eurer Art erzwingen wollte. Sie waren eingewurzelt fest und treu in ihrem Deutschtum, in ihrem Volkstum.

Deshalb kann und wird uns aus unsrer jetzigen Not und Nacht der Knechtung und der Knebelung nur der Mann befreien, der aus dem Wesen des Waldes emporgewachsen ist: aus deutschem Blut geboren, in deutschem Boden gewurzelt, von deutschen Brüdern verständnisvoll getragen!

Lasset uns einander still und stark die Hände reichen! Wer wollte fehlen als echter Deutscher zur Zeit der Not?! Wir vereinigen uns im „Bunde zur Wehr und Weihe des Waldes" und hüten und hegen, was Gott uns selber so huldvoll

geschenkt hat: unsre reinste Eigenart. Wir wollen wieder aufbauen und retten, was bedroht ist: den deutschen Wald — und mit dem deutschen Wald das deutsche Volkstum. — —

Nachwort. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der Vorsitzende des Bundes „Deutscher Wald“, dessen wichtige Aufgaben aus den obigen Ausführungen deutlich erhellen (Hamburg, Hallerplatz 1) und von dem an andrer Stelle dieses Heftes noch berichtet wird. D. T.

Vier Wald-Sizilianen

Von Fritz Alfred Zimmer

Meine Märchenwiese

Liegt eine Abendwiese tief im Duft.
Der Mond zuckt übern Berg. Die Tannenwände
Verschatten — Schleierwurf aus jeder Schluft —
Des Sommertages letzte Goldlichtbrände.
Sacht aus dem Wald in blaue Dämmerluft
Tritt dort und sinnt versonnen ins Gelände
Die Sehnsucht. Und zu Traum und Märchenduft
Zieht sie mein Herz und reicht mir stumm die Hände.

Waldmorgen

Den blauen Morgen in der Wälderweite
Weckt wipfelwärts ein jäher Häherschrei.
Ein Keiler stößt auf hoher Heidebreite
Und hart darauf ein Brackhund wild vorbei.
Und Stille. Bis dann durch die Föhrenleite
Des Hirsches Brunstruf brüllt. Es schreckt der Weih
Vom Baum. Im Jungwald auf der Felsenseite
Flüchtet verstört und rot die schöne Fei.

Drohendes Wetter im Wald

Ein Habicht kreist hoch überm Felsengipfel,
Wo noch das Blau schaut aus dem Wolkenschlitz.
Bald schießt auf jedes Nest in dem Gewipfel
Ein Regenpurzelbach in Sturz und Flitz.
Dann packt der Sturm den Wald beim grünen Zipfel
Und schüttelt ihn und lacht zum groben Witz.
Sieh, donnerdunkel sitzt im Wolkenwipfel
Er schon und freut sich auf den ersten Blitz!

Der Wald

An deinem dunkelgrünen Wipfelschweigen
Verlärmt des lauten Lebens toller Tanz,
Wenn alle deine stillen Blüten neigen
Sich zu des Heimatherzens buntem Kranz.
Hier lebt, was einmal ach, so treu mein eigen,
Verjüngt in altem Glück und frischem Glanz —
Steht Wacht, wenn draußen rings die Stürme steigen,
Ihr alten Riesen meines Kinderlands!

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

(Fortsetzung)

Wolfgang durfte fliegen. Durch Ernst Moritzens Vermittlung droben im Oberland und zusammen mit ihm als Gast. Er wußte nachher nimmer, wie das vor sich ging, als er neben dem Freund unter den breit gespannten Flügeln saß, zwischen dem Gestänge und Gedrähte beim Führer in dem engen Sitzkasten, wie der Motor aufbrummte, das Fahrzeug zitterte, der Propeller die Sensenflügel regte und wie es dann hinging. Er geriet in einen Vorgang und wurde sich selber genommen. Er stieg nicht auf, die Erde sank nicht hinunter. Es wurde nur gelind trennender Raum dazwischen, bis der bebende Vogel oben war und über das Wiesengelände weggeführt wurde. Luft strömte um sie wie rasches Wasser.

Er sah das Weichbild eines Dorfes. Streifen um Streifen rollte sich auf und blätterte auseinander: Die Landstraßen, welche Städtlein und Dörfer gleich Herzkammern suchten, die Sonnenlehnen der Weinberge und Ackerhügel, die dunklen Haufen der Wälder, die glitzernden Irrläufe der Bäche. Alles sonderbar geteilt und doch zauberisch einander brauchend; wie von tausend Gedanken zerstückt und wie von einem hohen einzigen wieder ineinandergefügt. Er dachte: Die ganze Erde haben die Menschen so geteilt und so gefügt. Wie werde ich anders sehen, wenn ich wieder drunten bin, und wie anders sein?

Es ging über den See. Seine Augen sahen einen Spiegel. Aber nicht aus totem Glas, sondern den lebenden Spiegel ihrer Fahrt. Seitab unten ging darin der Schatten des Vogels neben her, als flöge dessen dunkles Geschwister im Tiefen. Merkwürdig schwammen die weißen Kissenwolken, welche unbewegt um den Horizont lagerten, im Wasser, am Rand, den gleichen Weg.

Da sahen seine Augen in den See, hinein in den See. Von den flachen Ufern bis zu den Abstürzen des inneren Beckens stufte und grenzte sich der Wasserstand ab durch tiefdurchsichtige Farbenfelder. Was sich sonst vom Land, vom Boot aus schimmernd breitete, war schichtweis zerlegt, bernsteingelb, grün wie Quellenmoos, anders und aber anders grün wie dunkler Schwarzwaldteich, bis in die Rinne des Rheins, der durch den See trieb. Wolfgang sah dem Bodensee in seine Stockwerke und Kammern hinein, und den Gezeiten der Erdgeschichte.

Sie stiegen. Die Landschaft wurde Land. Noch weiter hinauf, dachte der Entdeckende wieder, das Land würde Reich, das Reich Kontinent, der Kontinent Erdball, der Erdball Stern.

In hoher rauschender Einsamkeit hielt der Entführte sein Herz und griff nach der Hand des Freundes. Mit ihm durfte er fliegen, in dem Raum Gottes mit ihm fliegen.

Sie fuhren vierter Klasse heim in einem vorzeitlichen Eisenbahnwagen, dessen lange Fensterreihen klapperten, und inmitten stand noch ein schwarzer Ofen. Der fortrollende Raum ließ einen, wenn man sich verschloß, immer noch irgend-

wie fliegen; wie zwei Funken glommen die beiden Lichter an der Decke unter den halbgesenkten Lidern.

War es schön, wie die Schatten den schwindenden Schein des Tages durchlagerten, oder traurig? Viel wurde um sie hin und her geredet, auch gleichsam zwischen Dunklem und Hellem, zwischen Trübnis und Frohmut. Er sah inwendig in die allerlei Menschen, wie diese nach einem Licht verlangten, das nicht kommen wollte.

Ein Feldsoldat stieg ein, ein schwerer großer Mann, gestiefelt, in voller Ausrüstung. Er trat als ein Ereignis herein, obschon da und dort Kameraden saßen. Mit ihm kam eine kleine zartgliederige Frau, ländlich dunkel gekleidet.

In dem sonst gefüllten Wagen waren auffallend zwei Bänke leer. Dort setzten sich die beiden gegenüber und schauten einander schweigend an. Den Ballen des Tornisters hatte der Mann heruntergelassen, doch ließ er sich umgürtet von dem breiten gebauschten Ring der Patrontaschen, des Flaschen-, Beutel- und Schanzzeugs. Das Gewehr stellte er an die Wand und neben dem Tornister klirrte der Stahlhelm auf der Bank. Der Laut ging durch die entstandene Stille wie ein leichter Schreck.

Wolfgang dachte, das gebe gewiß eine Trennung; unverwandt blieben die vier Augen des schweigenden Mannes und der schweigenden Frau ineinander gerichtet.

Aus einem fernen Bänkepaar fingen Mädchen zu singen an, gewiß den Gekommenen zu Ehren. Das Herz der Einfachen und Guten sang mit, in zwei Sopranstimmen und zwei Altstimmen.

Neue Lieder aus dem Krieg kamen hervor, eines zuerst vom Liebsten auf der Wacht; dann von der Mutter, die ihr Kind einschläfert, das Kind frägt in jeder Strophe nach dem Vater, der in der fremden Erde — schläft; und schließlich von einem Mädchen, das nächtlich nicht weiß, wo es nach seinem Getreuen hindenken soll, über den Garten, über die Gasse, ob zu diesem, ob zu jenem Stern, nach Polen oder nach Flandern hin ...

Welch ein weiter Himmel der Wünsche und Sorgen war über Deutschland ausgedehnt! Wie viele Mädchen sangen in dieser Abendstunde solche Lieder? Wann war so viel Abschied auf der Welt und so viel Scheidung lieben Menschenblutes?

Die Sängerinnen ließen die Köpfe sinken, verschüchtert von ihrem eigenen Geschenk. Die Frau des Soldaten stieg an der nächsten Haltestelle aus, er ging mit ihr hinaus. Man sah durch das Fenster, wie sie ihm draußen im Laternenlicht die Hand gab und ging. Aber nach dem ersten Schritt mußte ihr Herz noch einmal zurück. Der große, schwere Mann nahm die kleine, zarte Frau in die Arme, daß sie wie ein Vogel, wie ein Blatt an der mächtigen Gestalt hing. Als der Schaffner zum Einsteigen rief, und die beinahe Verschwundene sich löste, schien sie noch kleiner geworden, etwas von ihr an dem Scheidenden geblieben zu sein.

Der Soldat setzte sich auf seine Bank zurück und schaute stumm vor sich hin, immer noch dorthin, wo die Ausgestiegene gesessen war.

Wie ein Blatt hat sie sich von ihm gelöst. Er wird nimmer kommen. Warum muß das sein? Niemand konnte gegen die Welle solch bitterer Gedanken helfen.

Wolfgang ging einmal an der Bank des Mannes vorbei, nur um unvermerkt seinen Ärmel zu streifen.



Der verbannte Dichter auf Java war am Heimweh gestorben. Seine Witwe zeigte es aus Schweden in der Zeitung an. In der Anzeige stand, er habe den Heimweg zum Himmel gefunden.

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Ich habe früher Einzelnes gelernt und jedes für sich. Da war wenig Freude dabei. Jetzt lerne ich in allem nur Eines. Ich fühle, wie nichts mehr nur um seinetwillen ist, weder das Latein, noch das Griechisch, noch das Deutsch. Die Sprachen durchleuchten einander. Doch alles wird wie eine Sprache, alles andere auch, sogar die Mathematik. Eine feine Gleichung etwa gerät mir zu einem schönen, dem Blick aufgeschlossenen Satz. Und die Naturkunde! Wenn ein Versuch mir in der Chemie oder Physik eine Überraschung bringt, so lüftet sich auch in mir irgend etwas; Gesicht und Gefühl wird weiter, die ganze Welt um mich lockerer. Ich weiß nicht, wem ich danken soll dafür ... Vielleicht werde ich bald auch Vaters Werk besser verstehen.

Dann wieder: Oh, ich fühle die Erkenntnisse gleichsam in mir werden, ein Tag ist wie der Keim des nächsten Tages, oder ich selber war gestern der Keim dessen, was ich heute bin und morgen sein werde. Rauscht draußen der Krieg, um uns daheim im Frieden die Dinge lichter zu zeigen?

Und weitergesponnen: Ist es, weil ich geflogen bin? Ich las einmal, wer auf dem Berg stehe, sehe alle Wege. Ich kann auch schon mich sehen, als wäre ich aus mir gestiegen. Wenn mich der Weg solcher Gnade hoch dahin führte, wo das Auge Gottes schaut?

Zärtlich schrieb er jetzt jede Zeile aufs Papier. Gern ließ er die Sonne über ihr Gitterwerk scheinen.

Wolfgang und Ernst Moritz saßen einmal bei Professor Haller in dessen Stube; Trübsinn dämmerte um das Gespräch. Da holte der Lehrer ein Buch Gedichte aus dem Schrank und las:

Den Eichendorff unterm Kopfkissen

Das ist so um des Wanderns Zeit.
Man hört im Schlaf die Quellen gehn,
Die Flüsse glänzen tief und weit,
Auch in dem Schrank scheint was geschehn.
Da steht gewiß der alte Stecken grün
Und wird am Ende morgen blühn,
Und draußen sind dieweil auch allerorten
Die Menschen alle schön und gut geworden.

„Aber das ist ja nicht wahr!" zitterten zugleich zwei Stimmen.

„Weil ihr es anders seht, soll es darum nicht wahr sein?"

Sie glaubten. Er sagte: „Wenn es nicht wahr wäre, stürben die Menschen der Erde in diesem Augenblick."

Dann suchte er in seinen Büchern ein Wort aus Goethe: „Es ist ein Zeichen von Wahrheitsliebe, die Welt schön zu finden."

Nach einer Weile wurde wieder gesprochen.

„Und das mit der blauen Blume?" frug Ernst Moritz, den eine Leidenschaft zu überfallen schien, geheimer Dinge teilhaftig zu werden.

Da konnte Wolfgang antworten. Er hatte die Stelle im Heinrich von Ofterdingen auswendig gelernt: „Die ungenannte blaue Wunderblume, die dem Hirten, wenn er sie unversehens aufgesteckt hat, plötzlich seine Augen öffnet und den bisher verborgenen Eingang zum Schatz entdeckt, erscheint desto geheimnisvoller, weil sie gar nicht angegeben werden kann."

Der Lehrer sagte: „Aber sie öffnet uns die Augen. Hinter dem Geheimnis muß das Klare sein."

Wolfgang wußte aus dem Korinther 13: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt kenne ich's stückweis; dann aber werde ich erkennen gleich wie ich erkannt bin."

„Ja, auch das werden wir finden, wenn wir uns die Augen rein waschen zur letzten Offenbarung."

Des Professors Reden gingen durchsichtig, wie in Glasräumen einen neuen Gedanken vor dem andern herschiebend gingen seine Reden. Und immer war es, man trete mit ihm auf Stufen empor.

Vom Verlust seiner Füße sprach der Invalide nie.

„Unser Weg geht ins Geistige, zum heiligen Geist", sagte er, wenn er mühsam vom Sitz aufstand und mit den beiden Stöcken ins Licht des Fensters stieg.

Seine Kammer schmückte Wolfgang gern mit Bildern, die er aus Zeitschriften ausschnitt.

Gerade heftete er ein Blatt an die Wand: Eisgang im Winterwald, eine Kanone stak noch halb umfroren in der Erde, oben auf dem Rohr aber saß eine Meise und zwitscherte in die Luft. Ernst Moritz schlüpfte herein. Man betrachtete von der Mitte der Stube aus den neuen Schmuck. Der Besuch ließ die Augen auch noch sonst herumlaufen, bis er plötzlich sagte: „Du, das sind ja lauter Bilder, worin etwas vom Frieden ist."

Ein Zettel des Vaters sagte am andern Morgen: Sohn, was da draußen geschieht, ist schaurig. Nach einem Marsch haben wir noch einen Graben genommen und haben todmüd auf toten Feinden geschlafen. Wie Säcke auf Säcken sind die Leute gelegen und haben geschnarcht. Ich bin aufgewacht und saß inmitten im Finstern. Wie ein Tier kam der Krieg über mich gekrochen. Am Ende sind wir doch nur Werkzeuge eines sinnlosen Mordes und ganz von Gott verlassen? Wolfgang, pflege dich und wachse für den Frieden!

Als Nachsatz des Briefes stand der Wunsch: „Schaut heut nacht um zehn Uhr nach dem Orion, ich schaue auch dorthin."

Annemarie und Gottfried durften aufbleiben. Als es von Vaters Kommode zehnmal schlug, standen die Kinder um die Mutter geschart im Fenster beim Schreibtisch. Fromm gingen ihre Gedanken und Gefühle zu dem hohen Himmelszeichen, das jetzt fern in die Augen des Vaters glänzte.

Seitdem wurde dann manchmal dieses Stelldichein der geliebten Herzen ausgemacht.

„Ist nicht jeder Stern droben ein Brückenlicht für irgendwen in der Heimat und Fremde?" dachte Wolfgang.

Ins Tagebuch wurde geschrieben: Wir haben nicht genug zu essen. Aber ich machte mir den Zwang leicht und schön. Ich sage nicht, ich hungere, sondern ich faste. Die Heiligen haben es gezeigt.

Wer auch befiehlt mir zu sagen: Ich muß. Siehe: ich will müssen! Das Gesetz des Schicksals setzt sich in mein Herz; und ja, die Not wird meine Tugend.

Ein Hauptmann besuchte die Mutter; er ging morgen ins Feld zurück und wollte dem Vater, der in seiner Kompagnie war, Grüße mitnehmen.

Der blonde magere Mann trug an der rechten Schläfe eine große tiefe Narbe, hinter deren Haut der Knochen fehlte und das ungeschützte Hirn lag. Beim Sprechen zitterte die dünne Haut.

Erst spät in der Unterhaltung drängte es Frau Berta nach der erregenden Stelle zu fragen, es kam nur ein knapper Bescheid: Querschläger, Gehirn eingedrückt, zehn Tage bewußtlos, aufgegeben und dennoch gerettet. Das war wie ein Bericht über einen alltägigen Vorgang, ungeschmückt, streng, doch keineswegs von jener künstlichen Sparsamkeit, die hervorheben will. Aus einem Notizbuch schien es gesprochen.

Wolfgang spürte plötzlich, es sitze ein sinnbildlicher Gast unter ihnen. Er sah immer nur die Haut der Narbe zittern und dachte immer nur, wie der Tod dort seinen Finger hinein gelegt hatte.

Der Hauptmann erzählte vom Vater, die Mutter kehrte sich dabei nach dem Bild auf der Kommode, und unvermerkt, magnetisch gedreht, saßen alle dorthin gerichtet, als der Erzähler, jetzt feierlich geworden, sagte: „Er hat mich aus dem Gefecht getragen, aus schwerstem Feuer."

Annemarie hatte sich nahe an den Offizier gerückt und in seinen Arm geschmiegt. Die Uhr schlug aus Vaters Stube golden heraus.

Die Geigerin hieß wirklich Cäcilia, wie er beschlossen hatte. Auch sie sah man eines Tages schwarz gekleidet aus ihrem Haus treten; sogar die Freudebringerin, die der Himmel den trüben Menschen schickte, traf das Leid? Gequält mußte Wolfgang mit den grausamen Widersprüchen ringen.

Aber bald glaubte er zu bemerken, die Musik habe sich in das still gewordene Wesen zurückgezogen und töne, jetzt, da die Hand keinen Bogenstrich mehr tat, dort schöner fort.

In seiner Kammer hatte er eine eigene Dichterecke. Dort hingen in lauter gleichen grauen Papprähmchen seine Lieblingsdichter. Solches Rähmchen kostete früher zwanzig Pfennig. Jetzt wollte er noch dem Heinrich Kleist eines kaufen. Aber im Laden verlangte man ihm eine Mark zwanzig Pfennig ab. Hinten auf der Rückwand vor dem Zwanziger, wie es früher ausgezeichnet war, stand mit weicherem Bleistift ein Einser vorgesetzt: 1.20 — hieß es jetzt frech.

Da sah Wolfgang entsetzt den Wucher hingeschrieben in der Ziffer. Er wurde für die Ladnerin rot. Haben sie es im ganzen Laden so gemacht an aller Ware? Wieviel gibt das zusammen? Geht die Gier durch alle Läden, durch das Land, durch jeden, der im Reich Handel treibt? Ist das eine Krankheit, eine Seuche, daß alle Augen und Hände so nach dem Geld greifen? Und wer nicht greift, verdirbt?

Er ging daheim zur Bibel. In der Wüste und unter Feinden brachte Moses dem Volk das Gebot, nicht Wucher noch Übersatz zu nehmen, „denn ich bin der Herr, euer Gott, der euch aus Ägyptenland geführt hat", und wiederum, „daß ich euch das Land Kanaan gäbe".

Wolfgang mußte die Ziffer an dem Rähmchen wegradieren und die Hände waschen, wie immer, wenn Unsauberes ihm ins Gefühl gekommen war.

Abends las er den Seinen aus dem Büchlein der Dichterin vor, die sich als Opfer dargebracht hatte, um das Gemeine zu sühnen.

Ins Tagebuch wagte er nichts von dem Erlebnis zu schreiben. Schaudernd erfuhr er, was der Vater von ihm wollte, und die Handschrift in der Schublade, und Professor Haller.

Ein alter Bekannter kam wieder. Der Tiroler Franz Schweigel, der „Einhänder". So hatte sich der muntere Mann selber geheißen, wenn er in Bergtracht mit seinem Kram in die Häuser hausieren gegangen war.

Wolfgang war bei ihm, als besonders Vertrauter, in eine Art Nebenschule gegangen; niemand in der Stadt wußte so allerlei von den Handwerken gleich ihm, der keines ausüben konnte. Wie Tuch gewoben wurde? Franz Schweigel nahm einen kleinen Fleck in die Zähne, zog ihn mit den Fingern auf und legte ihn, Zettel, Einschlag, Einschlag, Zettel, wieder ineinander; dabei baute er mit Worten und Gebärden den Webstuhl auf, daß man das Gehäus ganz deutlich sah und hörte.

Trotz des Mangels war er ein berühmter Schütze gewesen und hatte sich damals im August heim zu seinem Regiment gemeldet.

Jetzt kam der Schnauzbart auch ohne die andere Hand zurück. Durch die Schießscharte schoß sie ihm ein Italiener in Stücke. Aber sonst etwas an ihm zu treffen, vermochte auch diese Kugel nicht. Nun folgten zwei traurige Armstümpfe seinen farbenreichen Reden in die Luft, und sein Ehrgeiz ging dahin, für die „Leidensgenossen" eine künstliche Hand zu erfinden, wie sie noch keiner erfunden habe. So eine wie die Faust vom Götz von Berlichingen im Schloß Jagsthausen. Schon übte er mit Hilfe einer Steckhülse das Zeichnen der „Mechanik".

Und Schellings gegenüber wohnte ein ausgedienter Major, der als Leutnant Anno Siebzig in Frankreich gewesen und jetzt wieder draußen war, nicht in Garnison und Etappe, sondern an der Front bei der Landwehr in den Argonnen.

Jahr für Jahr am Tag von Champigny hatte er aus dem Reutlinger Oberamt seinen einstigen Burschen kommen lassen, im Gasthaus ein Festmahl und einen schweren Trunk mit ihm eingenommen und ihn um einen Hundertmarkschein reicher entlassen.

Eine ganze Stube voll Vögel war in dem Haus gewesen. Stundenlange Gespräche hatte man den alten Herrn durch die Käfige halten sehen. Dann, als er ausmarschierte, wurde es langsam stiller drüben. Wie in Kummer starb einer der Lieblinge um den andern hin, und schließlich fütterte Regine, die Haushälterin, noch einen Kanarienhahn, bis diesen jetzt ein Urlauber dem Herrn in die Argonnen holte.

„Ein langsames kleines Trauerspiel ist da ausgegangen", sagte Frau Berta, und wie Trauer legte sich etwas ringsum in die ganze Straße.



Ins Tagebuch kam die Bemerkung: Professor Haller ohne Füße ... Franz Schweigel ohne Hände ... Gott, ach nimm uns nur nicht das Herz!

Im Gartensand, in geschützter Ecke, wo nur die Sonne hinkam, waren noch Vaters Fußspuren zu sehen, vom letzten Wandelgang durch die Rabatten. Wenn Mutter aus dem Fenster schaute, sah sie jedesmal auch diese Zeichen der Erinnerung. Gottfried hatte sich stillschweigend zum Wärter des Winkels gemacht; um nicht hineintreten zu müssen, holte er mit einer selbstgemachten langen Holzschere niedergefallenes Laub weg und begoß vorsichtig den Sand, auf daß der Sand ja nicht verfliege.

Eines Morgens zog er seinen Schulrock an und dachte, ihn betrachtend: ich war vielleicht damals, als ich ihn zum erstenmal anzog, noch ein wenig eitel in dem Staat, jetzt denke ich nimmer, wie ich mich ausnehme, sondern ob mein Menschliches heute darin rein bleibt und etwas Gutes tun wird.

Dann gingen seine Gedanken lustvoll aufgeweckt spazieren und sahen eine Herde auf der Weide, die ihm von lebendigem Leib ihr lebendiges Kleid dazu gegeben hatte. Seine Hand griff zufällig durch die Weste ordnend auf das Hemd; dies stammte von einer Staude aus Ägypten oder Florida oder Indien. Ein Tier und eine Pflanze hatten ihm sein Gewand geschenkt. Die Fragen liefen weiter. Wo wurde es gesponnen, wer wob es, zog einen Lohn aus der Arbeit daran, wer handelte das Tuch? Spürten sie nicht alle, daß ihnen jetzt einer dankbar und verbunden war? Zuletzt sah Wolfgang den Schneider, der das Gewand gemacht hatte, der den Vater und ihn seit je anzog. Der Getreue lag jetzt in Flandern.

Fritz Merk, Wolfgangs Schulnachbar, wurde von dem Mathematikprofessor gern ein mathematisches Genie geheißen, wie es nur alle hundert Jahre eines gäbe. Bei ihm, dem Lehrer, könne der Schüler nichts mehr lernen, und bald sei es vielleicht umgekehrt so, daß der Lehrer Schüler werde.

Die ganze Klasse hatte vor dem so unheimlich Begabten einen unterirdischen Respekt. Man sah, mit ihm sprechend, in seine Augen; man mußte ihm in die grauen Augen sehen unter der steilen Stirn, und stand immer gleichsam vor dem Vorhang von Erkenntnissen, die sonst keinem erreichbar waren.

Einer frug ihn einmal: „Kannst du nichts vom Frieden berechnen, wenn der kommt."

„Und ob wir siegen?"

Der Gefragte wurde rot und schwieg.

Professor Seilknopf, ein schrulliger Graubart, ließ jeden, der etwa an der Tafel eine Aufgabe trefflich erledigte, aus seiner Dose schnupfen. Zu dem Vorzugsschüler aber meinte er komisch verzweifelt: „Mit Ihnen werde ich nimmer fertig, da stelle ich das Gefäß des edlen Weisheitspulvers lieber gleich offen neben Sie hin."

Fritz Merk löste auch die von einer Hochschulfakultät ausgeschriebene Preisaufgabe aus der höheren Analysis; er wollte Astronom werden. Was in der Welt geschah, rechnete er nach Gezeiten, bis sein Vater fiel und die Nachricht den jetzt Vereinsamten in tiefen, doch stummen Schmerz warf.

An diesem Tag, als der Nebenmann schwarz kam, bemerkte Wolfgang, daß schon zehn Mann der Klasse Trauerflor am Arm trugen.

Dann kam Professor Seilknopf in die Stunde und sagte: „Junge Freunde, am letzten Sonntag hat mein einziger Sohn sein Leben für das Vaterland gelassen."

Wie wenn auf einmal zwei Hämmer in die Stube gefallen wären, trafen die Worte. Der Unterricht ging ernst vorüber.

Das nächstemal blieb der Professor wieder vor den Bänken stehen zu der Mitteilung: „Junge Freunde, ich habe Fritz Merk, euren Kameraden, gefragt, ob er mich als Vater haben will. Er hat ja gesagt. Ich glaube, der Entschluß wird der Klasse Freude machen."

Wie eine Kompagnie schossen alle aus den Sitzen hoch, und feierlich führte Wolfgang den Nachbar in die Hand des Lehrers vor.

Professor Günther gab darauf Geschichte und sprach von der Entstehung des Deutschen Reiches. Er saß auf dem Pult wie ein Lehrer der Universität. Man sah die Stämme der Germanen von Ost und Nord über Europa kommen, das Römerreich zerbrechen und das Reich des christlichen Mittelalters, des frommen, hohen Zeitalters der Gotik tragen.

Es waren keine Knaben mehr, die ihm zuhörten, wenn er von den Staufen sprach und den Ottonen, vom Nibelungenlied, von den Minnesängern, wenn die Kreuzritter zum heiligen Land zogen, Konradin in Italien hingerichtet wurde, wenn seine Worte Burgen bauten, Klöster und Dome, Bürgerstädte ummauerten, sie mit dem Glanz ihrer Zünfte und Handelsgeschlechter füllend, wenn er aus den Schriften mystischer Mönche vorlas, aus Ekkehard und Seuse.

Groß gewordene Augen waren auf ihn gerichtet, wenn er die Thesen Luthers an die Wittenberger Kirchentüre schlug und zeigte, wie in ewigen Kriegen um seine Seele und seinen Gott das deutsche Land zerbröckelte, verarmte und ausstarb. Bis der Alte Fritz Preußen schweißte, in Weimar das Reich des deutschen Geistes wuchs, das nie zerstörbare, tempelhafte, und bis dann die Dichter und Philosophen das Volk wider Napoleon aufriefen.

Die Atemzüge hoben sich unter dem Wind der Jahrzehnte, da aus Süd und Nord die Wünsche der Einigung zusammenschossen, Uhlands Stimme tönte.

Und warum kam dieser Krieg? Aus gehämmerten Sätzen stieg das Verhängnis auf, wie man es noch in keiner Zeitung, in keinem Buch gelesen hatte: „Inmitte des Erdteils, aus scheinbar verwürfelten, widerstrebenden Stücken entwuchs das neue Reich, treibhausrasch, von Fabelkräften plötzlich gefüllt. Es wurde die Mitte des Erdteils, wo vordem gewohnter lockerer Schauplatz war für Eingriffe von West und Nord und Ost, die Wiese aller fremden Sicheln, die Tenne aller Drescher.

Das Gebild entsprang aus dem Kampf mit einem geschwächten Nachbarvolk, das den vierzehnten Ludwig und den Korsen in seinen Träumen trug, und noch den Rhein den gallischen Strom nennt.

Es stieß mit seinen gesproßten Gliedern in die Welt. Vor dieser aber lag der Angelsachse, dem's nimmer auffiel, wie er die Straßen der Welt und die trächtigsten Erdenländer seit Jahrhunderten beschlagnahmte.

Dann im Osten, hat euch dort die Karte nicht schon als Buben geschreckt? Da hing Rußland herein, ein dumpfes Ungeheuer.

Wer staunt noch, wenn ringsum die gestörten Augen einen Stein des Anstoßes

schauten, wenn den Ungeschulten, denen auch unsere rauhe herrliche Sprache die Einsicht ins Wesen wehrte, sich ein Emporkömmling in der Netzhaut festsetzte.

Und unsere Schuld? Im 2. Buch Mose wird sie genannt, als Aaron das goldene Kalb goß. Auch in den Trauerspielen der Griechen steht von ihr, als von dem großen Inbegriff aller Schuld: Ὕβρις.

So wurde der Krieg, in dem jetzt die Welt grauenhaft gegen uns liegt."

Wolfgang konnte später, selber darüber staunend, beinahe Wort für Wort in sein Tagebuch eintragen. Gefesselt von dem Mund des Sprechers hatte er vergessen, nachzuschreiben, während ringsum die erregten Bleistifte übers Papier eilten.

Zu Ernst Moritz sagte er beim Heimgang: „Das war eine Stunde für dich und deinen Namen."

Aber darauf kam eine merkwürdige Antwort: „Ich denke jetzt nicht an das Reich, wie es geworden ist, sondern was daraus werden wird. Die Worte Professor Günthers haben mich erschreckt."

Das sagte der Herzhafteste der Klasse? Dann jedoch bog er ab: „Vielleicht machen uns alle großen hohen Worte ein wenig bang."

Fritz Merk, stand im Tagbuch, besuchte mich und eröffnete mir: „Du, ich habe dir noch nie recht sagen können, wieviel du mir giltst; auch bist du ja Roschmanns Freund, da wollte ich mich nicht dreinmischen. Aber etwas sollst du doch wissen, als mein neuer Vater mich das mathematische Genie hieß, da freute ich mich um deinetwillen, weil du neben mir saßest; und wie du mich heute morgen aus der Bank herausgezogen hast, da hab' ich mich wehren müssen, daß mir das Wasser nicht aus den Augen gelaufen ist. Nachher habe ich doch geweint."

Wir haben dann Freundschaft geschlossen.

„Ich kann treu sein, meinte er noch, und mir scheint, vielleicht kannst du von deiner Art später einen von meiner Art gut brauchen."

Es ist seltsam, Fritz Merk, der sich immer vor den andern hinter seine Vorhänge verzogen hat ...

Das nächste Blatt sagte: Beim Heimgang ist mir heute nicht recht wohl neben Ernst Moritz gewesen. Nimmt man einem geliebten Menschen etwas, wenn man noch einen andern lieb gewinnen soll? Oder wird es durch den dritten nicht schöner? Der Freund ist mir doch auch noch teurer geworden, seit ich an Kordelia denke.

Ein drittes Blatt: In der Klasse geht mein erster Blick immer nach dem Platz Ernst Moritzens. Ist er in der Schulstube dabei, dann ist die Luft gut und freundliche Kräfte weben durch die Stunde. Könnte mir das ebenso mit Fritz Merk geschehen?

Ein viertes Blatt: Heut sah ich auch Kordelia in der Stadt gehen. Sie geht dort, wie wenn sie auf einer Wiese ginge, still und abgelöst unter den Menschen.

Der Vater schrieb: ich lese im Unterstand oft vor, Geschichten und Gedichte. Sie sind alle dabei und ganz still; ich sehe schier, wie meine Worte in die Männer um mich hineingehen. Neulich hätte einer, den ein Sprengstück am Arm getroffen, ins Lazarett zurücksollen; er blieb da, um nichts zu versäumen. Es ist ein

Bauer aus dem Hohelohischen. Und ein anderer putzt mir jedesmal feierlich die Brille.

Manchmal kommt auch etwas Bekanntes, ein Lied, das wir sonst singen. Wie sie das jetzt so ganz einfach gesprochen hören, so wird es plötzlich etwas ganz Neues und noch einmal so Schönes wie vorher.

Gestern habe ich Uhland gelesen und zum Schluß das Gedicht:

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein
Lieg ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Das las ich in unserer, von Leichengruben umlagerten Felsenstube. Ich habe noch nie solche gerührten Augen gesehen, wie die um mich aufgegangenen.

Wolfgang hörte, der Schneider, an den er jüngst gedacht hatte, sei an diesem Tag gefallen.

Wieder schrieb der Vater: Unsere Stellung gehörte vor zwei Jahren den Engländern. Ein Erdtrichter in der Geländesenke war wie ein kleiner Weiher voll Wasser gelaufen und diente uns die Zeit her als Zisterne. Jetzt im Hochsommer ist das Wasser langsam gesunken, dann auf einmal über Nacht vollends versickert in einen Minenstollen hinunter. Gestern Morgen fanden wir auf dem Grund des Trichters die Leiche eines Schotten liegen. Der Kopf zum Schädel geschrumpft, die Kleider und Weichteile verschlemmt, kreidige Kruste über den Beinen. Wie gekreuzigt lag der Tote da, ein Riese von nahezu zwei Metern. Auch ich habe manchmal, wenn von hinten kein Quellwasser vorgebracht werden konnte, aus diesem Brunnen getrunken ... Oder trinken wir nicht alle Tage hier Verwesung?

Professor Haller hatte an trüben Stimmungen zu leiden. Auf einem der ganz langsamen Spaziergänge kaufte er sich den Tagesbericht. Die Feinde berannten gerade wieder unsere Front. Nach langem Schweigen kam dann, gedämpft, um kein fremdes Ohr zu treffen, die Frage aus seiner Brust hervor: „Wenn es einmal ganz ernst würde?"

Wolfgang erschrak tief und wußte nur zu antworten: „Ist es nicht Sünde, daran zu denken?"

„Vielleicht wird's morgen Pflicht!"

Stumm ging man weiter; es begann zu regnen, bis man ans Haus Schelling kam. Da sagte der Invalide: „Deine Mutter, Wolfgang, gibt uns Zuflucht."

Der Professor war zu Tisch geladen; es gab richtige Pfannenkuchen, für jedes ein Ei darin. Die Kostbarkeit auf den Tisch absetzend, sagte sie: „Das schickt uns Herr Professor Schelling aus Frankreich."

„Frisch von der Pfanne weg?" frug Gottfried, der immer Hungrige, und reckte schon die Gabel.

Frau Berta aber wurde wieder ernst: „Annemarie, bete! Heute gilt's für die Soldaten, die Äcker und Stall schützen.“

Nachher erzählte sie, Vater habe vom Garten ein Hämpfelein Stuttgarter Erde in einem Säcklein mitgenommen und einen Zettel dazu: Das sollten sie ihm aufs Herz legen, wenn er draußen einmal begraben werden müsse.

Das Säcklein habe sie genäht.

Ernst Moritz schob sich einhakend in seinen Arm und gab das Geheimnis preis: „Du, jetzt werde ich genommen, bei den Olgagrenadieren, der Vater hat zugesagt, und der Befund lautet k. v., prachtvoll entwickelt und kerngesund.“

Wolfgang erschrak und dachte, von einem Zwang betroffen: „Im nächsten Frühjahr wird er fallen? Hat er das nicht selber gesagt?“

Heftig setzte sich Angst auf ihn. Er mußte die vertraute Hand in seine beiden Hände herübernehmen, wie eine Frucht, die man vor dem Sturz bewahren will.

Diesmal gab es keine Schwertleite. Der Rekrut wollte nur von dem Freund zur Kaserne begleitet werden. Dessen Herz hätte jubeln mögen, als der Wunsch ihm offenbarte, wie nahe ihm das Herz des andern gekommen war.

Vor dem Kasernentor stand Kordelia. Die Schwester hatte schon daheim Abschied genommen, jetzt brachte sie noch zwei Rosen für den Bruder; auf der Elektrischen vorausfahrend, war ihr die Überraschung gelungen.

Ernst Moritz steckte die eine der beiden Rosen in Wolfgangs Knopfloch.

„Das hast du doch so gemeint, Kordelia?“ frug er dabei. Ihr Kopf nickte, vielleicht sank er auch auf die Brust.

Am übernächsten Tag kam ein Brief, ein Gedicht lag darin, das lautete:

Ein Mädchen wurde vor Dir rot.
Du standst und warst geweiht.
Ging nicht Dein Herz und all Dein Blut
Wie tief gebenedeit?

Es wuchs ein fremder Wunderbaum
In einer lauen Nacht.
Weh, wenn der graue Morgen ihm
Für Tau den Reif gebracht.

Es hat sich Dir der junge Schoß
Des Lebens aufgetan.
Und Deine eigne Mutter sieht
Dich stumm und segnend an.

Das Auge des Unbekannten war wieder um ihn gewesen!

Er brachte das Gedicht der Mutter. Sie las einmal, zweimal; dann geschah, was in den Versen am Ende stand. Wolfgang fühlte, wie das Gnadenlicht ihrer Augen sich um ihn legte.

Nachher frug sie: „Kordelia?“

Er bekannte: „Ja, Ernst Moritzens Schwester.“

Und schlüpfte in ihre Arme. (Fortsetzung folgt)

Wasserfall — Georg Broel

Der heilige Baum

Von Raoul H. Francé

Mit drei Originalzeichnungen des Verfassers

Fern von ihren Stammesverwandten, eingekeilt in das Völkergemisch des Balkans, leben Deutsche in Südungarn, das auf dem wechselvollen Weg der Geschicke nun zum Land der Serben geworden ist. Sie sind einst freiwillig hinuntergegangen nach dem Südosten mit dem großen Schwabenzug aus der Übervölkerung ihrer Heimat und haben es im ganzen nicht schlecht getroffen im überreichen fruchtbaren neuen Land, dessen Segnungen sie zu vervielfachen wußten. Nur eines mußten sie dauernd dort entbehren in all dem Wohlleben, das sie sich durch ihren Fleiß zu schaffen wußten. Und das war der heimische deutsche Wald.

Auf der durchsonnten, übertrockenen Steppe kann der Wald nicht Fuß fassen. Und da ereignete sich eines der größten Herzenswunder, deren die deutsche Seele nur fähig ist: War es auch nicht möglich, einen Wald zu schaffen, nach der sie sich sehnte, so schuf sie doch wenigstens den „heiligen Baum".

Vor dem Dorf pflanzte jeder, dem ein Kind geboren wurde, mit dessen Taufe zugleich ein Bäumlein. Es ist der heilige Lebensbaum des Neuankömmlings, und er wird nicht weniger betreut und gepflegt als das Kind selbst. Knüpft sich doch an ihn der sinnige Glaube, wenn er verdorre, dann ziehe er auch den Menschen nach sich, dem er geweiht ist.



Ein heiliger Baum, der dem Dorf als Erinnerungshalle und Weihestätte gilt

Und so umgibt die deutschen Dörfer in der eintönigen Tiefebene überall ein Hain von rauschenden und oft hundertjährigen Bäumen und spendet Kühle und seelische Erquickung und hält ein Stück des besten Deutschtums aufrecht von einem Jahrhundert ins andere.

Manchmal ist in jenem Land des Ostens der heilige Hain wieder dem Maisfeld und dem Gold der Weizenäcker gewichen, und nur mehr der eine oder andere Hundertjährige erzählt noch von vergangener Sitte. Dann wird der aber erst recht zum „heiligen Baum". From-

mer Glaube hängt Weihesprüche an ihm auf, ein Muttergottesbild, das gerahmte Bildnis des im Felde gefallenen Sohnes, und so verwandelt er sich allmählich in eine Kapelle für Andächtige, die zu seinem Schatten wallfahren kommen und aus dieser einfachsten und natürlichsten aller Kirchen nicht weniger getröstet heimgehen zu ihrer Arbeit, wie wenn sie in einem prachtvollen Dom geweilt hätten.



Bergahorn am Wolfgangsee

Und es ist auch ein prachtvoller Dom, so ein alter Baum, das läßt sich das deutsche Gemüt nirgends und niemals rauben. Ob er nun als vielhundertjähriger Bergesalter, etwa als breitwuchernder Bergahorn den Eingang des Alpenwaldes beschützt, oder ob er schlank und in edelste Formen geprägt wie die wunderbaren Schwarzföhren, die ich dem Skizzen- und Erinnerungsbuch meiner schönsten Waldwandertage entnehme, zierlich und doch voll verhaltener Kraft uns Menschen ein Vorbild ist: das Haupt der Ewigkeit des Himmels zugewendet, aber doch fest und untrennbar im Irdischen und Heimischen wurzelnd ...

Als Dom haben wir den Wald deshalb immer empfunden, weil wir das „Waldvolk" vor allem sind. Und Waldland, der Boden der heiligen Bäume, ist das deutsche Land, das uns hervorgebracht hat, stets gewesen.

Immer wurden die Deutschen in dem Maße vom Unglück verfolgt, in dem sie diese unverlierbare Wahrheit vergessen hatten; immer aber haben sie zu ihrer besten Kraft zurückgefunden, wenn sie wieder einmal sich auf diese Heimat und diesen Waldursprung ihrer ganzen Kultur besonnen haben. Deshalb erweckt die neue Jugendbewegung in uns, die wir dieser Überzeugung sind, soviel gegründete Hoffnung, weil sie wieder hinausgegangen ist in den Wald und seine Natürlichkeit mit Adlern und Falken, Pfadfindern und Wandervögeln, mit der manchmal überschäumenden, aber stets schlichten und naturfrohen Art von Naturkindern, die sie angenommen hat.

Rein wissenschaftlich gesprochen ist es fest bewiesene Tatsache, daß unser heimischer Boden und Himmel in allem und jedem von dem Charakter eines Wald-

landes durchprägt ist. In der Sprache der Wissenschaft heißt das, auch Deutschland gehört zum **paläarktischen Waldgebiet**, das in mehrfacher Fazies von dem Baltikum und Polen bis England, von Skandinavien bis zum südlichen Alpenland reicht und ziemlich genau mit dem Gebiet zusammenfällt, das in der großen Eiszeit unter dem Einfluß der Gletscher lag.

Nordfrankreich und das südöstliche Österreich, auch das Karpathenland gehört noch dazu. Aber das südliche Frankreich, die Poebene, das ungarische Tiefland sind dem „Waldland" ebenso fremd wie die große südrussische Steppe und das eigentliche Weißrußland überhaupt.

Eine ganze Politik ist in dieser Umgrenzung eingefangen, die unverrückbar ist, sich immer ausgesprochen hat und sich auch immer geltend machen wird, weil man die Weltgesetze der Wirklichkeit eben einfach nicht umstoßen kann. Sie machen sich geltend, auch wenn man von ihnen nichts weiß, und man darf sie nicht mißachten, weil sie mit der Kraft des Ganzen wirken, der gegenüber wir nur der vergängliche Teil sind.

Man achte darauf, wie gerade diese Grenzen ziemlich genau mit dem Begriff der germanischen Völker und der germanischen Kultur zusammenfallen, wobei man sehr wohl weiß, daß auch Slawen ebenso zur großen germanischen Völkerfamilie gehören wie die Flamen oder die aus den Franken hervorgegangenen Nordfranzosen.



Schwarzföhre, der Charakterbaum der Ostalpen

Im Norden prägt der Nadelwald, im Osten die Kiefer und Birke, im Süden Buche und (ehedem) die Eiche das Bild dieses Waldlandes, soweit nicht die natürliche Besiedelung ein Mischwald mit dazwischen gesprengten Wiesen, Heiden und Mooren war. Denn auch jener Irrtum ist vor der neuen Erkenntnis gewichen, als sei die ursprüngliche Natur unserer Heimat ein einziger undurchdringlicher Urwald gewesen. Das Waldland Europas war stets dem Ackerbau zugänglich und war auch bebaut schon in den ältesten Zeiten, aus denen Zeugen der Vergangenheit sprechen.

Gemäß den Eigenheiten des Waldklimas war dieses ganze Gebiet von einem ziemlich einheitlichen Klima, und zwar von einem mit gemäßigtem Charakter beherrscht. Der Wald mildert die Extreme, er läßt weder

Trockenperioden, er läßt keine Wüsteneien und keine Staubstürme aufkommen, noch erlaubt er, daß die Abtragung das Felsenskelett der Erde bloßlegt. Er wahrt ihr überall dauernd die grüne Decke, die Humusbildung und damit die Fruchtbarkeit. Mangel an Temperaturextremen, genügend Niederschläge und Fruchtbarkeit sind aber die Vorbedingungen einer Zivilisation, und so kann es nicht wundernehmen, daß in dem harmonischen Waldland auch eine ausgeglichene harmonische Zivilisation sehr früh entstand und sich dauernd halten konnte.

Sie hat nach den Völkern, die sich herausbildeten, verschiedene Ausprägungen erfahren, aber diese bereicherten sie nur, änderten jedoch nirgends ihren Kern. Stets war diese Zivilisation an den „heiligen Baum" gebunden. Waldland hatte eine „Holzkultur" und hat sie dem Wesen nach immer noch. Man baute mit Holz, der gotische Stil ist ein Waldstil, man lebte halb als Jäger, halb als Ackerbauer, man war durch den Wald zur Zerstreuung und Einzelsiedelung gezwungen, man kam dadurch zur Nachdenklichkeit, Besinnlichkeit, man schuf sich eine Waldreligion, lebte in Naturverehrung und Naturliebe, — in hundert Beziehungen, deren reizvolles Sich-ausdenken ich gerne meinen Lesern überlasse, war man vom Walde abhängig. Er redete in alles hinein, er prägte durch und durch den deutschen Geist. Und so ist er uns auch heute noch die Mutter, zu der wir verirrten Kinder immer wieder zurückfinden müssen, soll nicht das Beste, das eigentlich Schöpferische unserer Seele verdorren.

Darum muß auch jeder von uns irgendwie einen „heiligen Baum" pflanzen und ihn hegen, und sei es nur im Land seiner Seele, denn nur dann findet er die letzte und wirkliche Einordnung in unsere Welt, unser Volkstum und die ewige Kraft von Erneuerung, die von ihm ausgeht.

Das haben die Altvorderen gewußt. Darum nahmen sie den Hut ab vor alten Bäumen und verehrten in heiligen Hainen das Unaussprechliche, das uns ins Leben ruft und mitschwingen läßt im Kreise der großen Geheimnisse, die vor dem Leben waren und nach ihm sein werden.

Schweigen im Walde

Von Jutta Wilfing

Um hohe Stämme weben Abendschleier,
Als wär's ein leiser Hauch von Müdesein.
Der ganze Wald hält tiefe Andachtsfeier:
Er betet flüsternd und dann schläft er ein.

Jetzt muß sich irgendwo das Wunder zeigen:
Jetzt reitet, um die Stämme biegend, bald
Mit sammetdunklem Frageblick das Schweigen
Auf seinem weißen Einhorn durch den Wald.

Die Waldstraße

Von Walter Schweter

Wenn der Laubwald wieder sein grünes oder goldenes Kleid trägt, dann verschwindet die Straße, aus der Ferne gesehen, schon gleich hinter dem letzten Hause der Stadt. Sie läuft aber auch im Frühling, in den schönen Sommertagen und zur Herbstzeit immer tapfer weiter und läßt an den ersten Wiesen des abseits liegenden großen Bauernhofes sogar die Sonne, so oft sie will, breit und behaglich auf ihr ruhen.

Nach einer halben Stunde springt sie zwischen dichten Haselbüschen und Erlen über den Bach und steigt dann langsam, immer im Hochwald, unter den Armen mächtiger Buchen und Eichen bergan. Sie bekommt jetzt in den bemoosten Felsen ein hartes, runzliges Gesicht, das sich oben auf der Höhe vor dem schönen Waldhause des Försters aber wieder glättet.

Hier macht sie sich's bequem, schlendert gemächlich am Pflanzgarten des Jägers vorüber und dann an einem kleinen, im Sommer immer ausgetrockneten Waldteich. Jetzt läßt sie sich eine gute halbe Stunde lang wie eine Waldkönigin von zwei Reihen hoher, stolzer Fichten und Lärchen begleiten, hinter denen der Hochwald, ärgerlich über die Absperrung, hervorschaut.

Bald ist unsre liebe Waldstraße bei den schönen Wiesen der Hochebene, die einen Blumenreichtum haben, wie man ihn sich da nicht hätte träumen lassen, und wo Rehe und Hasen immer ihren Tisch gedeckt finden; auch im Winter bei den Brombeerhecken und Ginstern.

Nun geht's ein Stück abwärts zwischen den großen Büschen uralter Heckenrosen, zwischen Wacholderpyramiden, Schlehengesträuch und den glatten Stämmen der Vogelkirsche. Hier duftet es im Frühling wundersam nach Veilchen und oft auch schon nach Schlüsselblumen und Raps, wenn der Wind vom Westen kommt. Dort wartet auch der alte Waldbrunnen auf dich mit dem morschen, steinernen Leib und dem festen, eisernen Munde und dem schönen roten Ziegeldächlein auf dem müden, grauen Kopfe.

Wieder kommen Wiesen. Sie sind aber nicht so voller Blumen wie die ersten der Hochebene, dürfen dafür aber lustige krumme, schön grün bemooste Obstbäume tragen. Die Straße windet sich dann mühsam um drei Hügel, die bucklig und felsig sind und voll Dorngestrüpp, aber auch voller Vogellieder. Sie kommt an ein hohes Kreuz, das die müde Gestalt des Heilandes hält, und läuft nun zwischen Äckern und Wiesen, zwischen dicken Nußbäumen, vorüber an Apfel- und Birnbäumen und einer kleinen, alten Kapelle, flink zu Tal. Jetzt ist sie auch keine Waldstraße mehr und hat ihr waldfrisches Gesicht verloren. Es ist hart und trocken und ohne Besonderheit.

Warum ich wohl erzähle von dieser einfachen Straße? Weil ich sie von meinen ersten Kindheitstagen her gut kenne und sie lieber habe als jede andere, die ich schon gewandert bin. Und das sind viele im lieben deutschen Vaterland und auch fern im Süden, weit drüben im Westen und Osten über seinen Grenzen. Sie gehört ja auch mit zum besten Teil meiner Heimat, und manch fremder deutscher Wanderer wird sie auch in seiner Heimat finden.



Es wird wohl wenig Menschen geben, die so oft in den Jahren der Kindheit ihre Waldstraße gegangen sind, wie wir Förstersbuben und -mädchen. Nur eine ganz kurze Strecke haben wir sie oft gemieden. Das war dort, wo sie um den höchsten und breitesten Bergrücken herumlief. Es sollte zwar aussehen, als hätte sie nicht über ihn hinweg können; ich glaube aber, sie hat den Umweg dem jungen, helläugigen Bache zulieb gemacht, der auch um den Bergabhang herumsprang.

Wir Kinder hatten's auf dem Schulweg immer eilig. Am Nachmittag lockten die Düfte, die um der lieben Mutter Kochtöpfe spielten, und am frühen Morgen — die Schule, dachtest du? Nein, in der Frühe hatten wir durch unser erneutes Herumwälzen im molligen Bette, oder zu langes Verweilen am Frühstückstische keine Zeit zum Bummeln. Und so kam's, daß wir, um den Weg zu kürzen, über den Bergrücken liefen und die liebe Straße eine Viertelstunde lang mit dem Bach allein ließen.

Den Bergpfad hatte der Milchbub Toni von einem unserer Talnachbarn getreten, der auch als strammer Bursche, der er zur Zeit unserer Freundschaft war, noch immer der Milchbub hieß und — noch heute nach fast vierzig Jahren.

Schon dieses Menschenkind, das jahraus, jahrein, Sommer wie Winter, im Hellen und Dunkeln, bei Regen und Schnee geduldig und vergnügt den langen Weg lief, bergauf und -ab mit zwei großen, schweren Milchkannen am Joch über der Schulter, ist es wert, daß ich von der Straße erzähle. Der Toni gehört dazu wie das Kind zur Mutter.

Er ging die Straße unverdrossen alle die vielen Jahre, auch am schönen Sonntag noch und immer so früh, daß wir am Wintermorgen im Schnee von Toni schon den Weg gebahnt fanden. Erst spät am Nachmittag kam er aus der Stadt zurück in seinen armen, zwischen Felswänden, kümmerlichen Äckerchen und mageren Wiesen steckenden elterlichen Hof. Dort gab's dann aber noch keine Ruhe. Nach dem kargen Essen war noch bis spät in den Abend hinein fest mit anzugreifen, so, als wäre der gute Toni eben erst aus den Federn gekrochen und hätte keinen solchen Marsch und kein so mühseliges Milchrumschleppen in der Stadt hinter sich. Ob dabei auch heute jemand noch frisch und fröhlich in die Welt schauen würde, wenn er auch so wenig Lohn bekäme wie der Toni, der gar keinen erhielt?

Ja, und dann waren die vielen Handwerksburschen noch, die zu der Waldstraße gehörten. Sie fanden im Schutze des grünen Gezweigs ihre Nachtruhe und in dem Beerengesträuch ihre Nahrung, wenn sie nicht schon von den Äpfeln und Birnen und Mohrrüben satt waren, die ihnen die Bäume und Äcker der Hofbauern gutmütig gegeben.

Es gab Tage, an denen meine gute Mutter in Verzweiflung geriet, weil sie nicht wußte, was sie mit den vielen armen Reisenden nur anfangen sollte. Keinen wollte sie unbeschenkt von ihrem mütterlich gütigen Herzen lassen, zumal im Winter, wenn die armen Kerle vom Frost durchschüttelt, vom Sturm durchblasen und vom Hunger gequält im Türrahmen erschienen.

Wie froh werden alle gewesen sein, wenn sie endlich das Waldhaus haben vor sich auftauchen sehen und am Türpfosten die Geheimzeichen fanden, die ihnen ein paar Löffel warme Speise verhießen!

Ich sehe sie fast alle noch im Geiste auf der zweituntersten Stufe der in die oberen Forsthausräume führenden Holztreppe sitzen und heißhungrig und beglückt die guten Dinge aus Mutters guter Küche löffeln. Wie müd und bestaubt, oder durchnäßt, wie zerfetzt und oft auch gefährlich sahen die Brüder aus! Und wenn wir Buben alle in der Schule waren, die Magd im Felde und der Vater weit fort im Revier, da mag die arme Mutter wohl manches Mal tief aufgeatmet haben, wenn sie die Landstreicher wieder los war.

War der Herr Förster im Hause, dann mußte der gute Wandersmann schon sehr gut aussehen, wenn er nicht durch ein einziges Donnerwort aus der Tür fliegen wollte. Mit Zigeunern hätte er einmal einen bösen Strauß bekommen, wenn die braunen Gesellen gewußt hätten, daß im Hause niemand anderes war als zwei Frauen und Kinder. Sie hatten sich im Graben unserer Wiese gelagert und ein paar ihrer Weiber bei der Mutter einen nicht belang- und auch nicht behanglosen Schinken erpreßt. Sie waren gerade dabei, sich in Stall und Scheune, verlockt von dem lustigen Hühnergegacker, die Eier dazu zu holen. Da erwischte sie der Vater. Er trieb sie vor sich her wie die Hühner aus den Gartenbeeten und bekam dann draußen die ganze wilde Bande auf den Hals. Er, der schon ein halbes Dutzend Wilderer zur Vernunft gebracht hatte, war auch hier der Stärkere. Die braune Rotte brach fluchend das Lager, das sie schon für die Nacht eingerichtet, ab und zog davon. Hätte er aber erfahren, daß nachher sein Ältester, verführt von der Fiedel des einen Burschen und dem bunten, fremdartigen Aussehen der ganzen Horde, die böse Sache durch Mitlaufen bis zum nächsten Dorfe wieder gut zu machen gedachte, dann hätte es doch noch einen bösen Strauß gesetzt zwischen dem Vater und mir.

Ganz mit der alten Waldstraße verwachsen waren auch des Vaters Waldfuhrmann Bär und unser lieber, dicker Bäckermeister aus der Stadt, der von Herzen froh war, daß unser Backofen im Hof nichts mehr taugte.

Dem grauhaarigen Fuhrmann mußte die Waldluft ganz besonders behagen, denn er lief, was damals etwas Seltsames war, zu jeder Jahreszeit ohne Hut herum, aber auch seine sechs Knechtlein, seine sechs Töchter. Sie ließen ihr Haar, das aber schön jung und kraus und schön braun und schwarz und goldblond war, der Waldluft gern zum Spiel und waren die schönsten Dirnlein im ganzen Waldgebiet. Sie sind gesund geblieben und haben ihre feinen, blühenden Gesichtlein lange behalten trotz der harten Arbeit beim Vater, der die mächtigen Stämme zu Tal schaffte und jede Mannesarbeit auch von seinen Mägdlein verlangte, der fluchen konnte wie ein Türke, wenn er auch sonst gutmütig war und bescheiden. Ihre Hände zwar sahen aus wie die Rinde der Eichen, die sie auf den Wagen heben halfen. Ihre Körperlein aber blieben zart und schlank und biegsam wie eine Haselgerte.

Unser bester Freund und zugleich der Straße war und blieb bis zu seinem Tode der gute, treue Bäckermeister. Jede Woche, mochte es schneien oder regnen, hageln oder stürmen, kam er mit seinem Ochsengespann aus der zweieinhalb Fahrstunden entfernten Stadt. An dem alten Waldbrunnen machte er Rast und stärkte sich und seine Öchslein durch einen frischen Trunk. Er brachte uns nicht nur Brot und die einzigen Brötchen in der Woche, auf die wir Kinder uns freuten wie auf den schönsten

Kuchen, sondern auch das sonst noch Notwendige vom Krämer. Er hatte immer einen vollen Wagen, denn wir waren dort oben im Walde neun hungrige Mäuler und, wenn die Erntezeit da war, oft mehr als ein Dutzend.

Einmal, bei einem schweren Gewitterregen, kam er hemdärmlig, naß wie aus dem Wasser gezogen an. Er nahm, als sei gar nichts selbstverständlicher, Rock und Weste vom Backwerkkorbe, dessen knusprigen Inhalt er so vor der Nässe geschützt hatte, und trocknete sich und sein Gewand erst, als alles richtig abgeliefert war. Spät am Abend kam er heim, legte die verdienten Groschen beiseite und freute sich noch einmal über den schönen Weg und über Vaters gute Zigarre, die ihm draußen eine Weile die Zeit vertrieben hatte.

Was wäre noch alles zu erzählen von denen, die jahraus, jahrein unsre liebe Waldstraße gegangen sind, nicht zu reden von Fuchs und Has, von Reh und Wildkatze, von den unzähligen Eichhörnchen und beflügelten Bewohnern. Doch genug!

Deutscher Wald

Von Heinrich Leis

**Mit deines Domes grünumwölbten Räumen
Stehst du, ein Atmender, im großen Schweigen
Und bist der Hort von schattendunklen Träumen.**

**Du siehst die Sonne und die Sterne steigen
Und Wolkenflug ob deinen Wipfeln schweben,
Die sich im Spiel der sanften Winde neigen.**

**Du birgst im Dämmer vielgestaltig Leben
Und bist von Leben kraftvoll selbst durchglüht;
Du schaffst unendlich mit dem dunklen Weben**

**Der Schöpfung, die aus deinem Schoß erblüht.
Du bist der Riese altvergangener Zeit,
Die starke Burg, dahin die Sehnsucht flieht,**

**Des fernetrunk'nen Wandrers treu Geleit.
Von deines Wachstums herber Kraft geschwellt,
Ragst du ins Licht, ein Wall der Ewigkeit
An dem der Jahre Flutgebraus zerschellt.**

Das deutsche Recht des deutschen Waldes

Von Arnold Wagemann

Es gab eine Zeit — und sie hat Jahrtausende gewährt —, da stand der europäische Mensch dem Walde gegenüber als dem gefürchteten Herrn, der ihm Halt gebot und seinem Ausdehnungsdrang unüberwindliche Schranken setzte. Die flachen Wellen fruchtbaren Lößgebiets waren die Stätten menschlicher Siedelungen; wo der Wald begann, da endete menschliches Leben, menschliche Kunstfertigkeit und menschlicher Forschungsdrang. Dort wohnten Kräfte, die dem unerfahrenen Menschen weit überlegen waren; die gewaltigen Dome des frei erwachsenen Waldes waren ihnen die Wohnstätten der Göttlichen, die sie nicht kannten, deren Vorhandensein sie aber in scheuer Ehrfurcht empfanden. So war ihnen der Wald das Heilige schlechthin, dem sie zwar befangen, aber guten Willens sich näherten.

Und der Wald erwies sich dankbar für die Verehrung, welche ihm dargebracht wurde. Drohte feindlicher Einfall, so nahm er die Flüchtigen in seine schützenden Arme und lehrte sie, auch der Gabe sich zu erfreuen, welche er zu bieten hatte. Holz gab er ihnen zum Bauen und Brennen, Wild, Beeren- und Wurzelnahrung zur Stillung des Hungers und heilende Kräuter für die Wunden, die ihnen das Leben schlug, Eichelmast für die Schweine und Weide für Groß- und Kleinvieh. Aber vor allem bot er dem an Arbeit und Gefahr gebundenen Menschen die Ruhe des Gemüts, die innere Sammlung, welche der Sproß arischen Bluts nicht zu entbehren vermag.

Aber — nicht der Wald als solcher gestattete diese freundliche Annäherung, nein, nur ein kleiner Teil desselben, nur der äußerste Rand, welcher an die Siedelungen grenzte, war der Freund des Menschen geworden. Diesen hatte er zum Genossen seines Lebens gewandelt, wie es mit dem Vieh geschehen war, und bald gab es keine Siedelung mehr, die nicht einen Teil des Waldes in ihre Grenzen aufgenommen hätte zu sorgender Pflege. Sie hatten es verstanden, das Göttliche als Gast dem eigenen Hausfrieden einzugliedern. Aber das waren, wie gesagt, verhältnismäßig kleine, räumlich beschränkte Stücke des Waldes, die sie zu zähmen vermochten; hinter ihnen erhob sich immer noch die Masse des freien Waldes, der nach eigenem selbstherrlichem Bedürfnisse sein eigenes Leben führte. Es ging dem Menschen mit dem Walde, wie es ihm mit dem Feuer gegangen war. Beide traten in ihrem freien Wachstum ihm gegenüber als Ehrfurcht gebietende Mächte, die, an sich eine Gefahr, doch in ihren äußeren Ausstrahlungen eine starke Hilfe boten für den von Kälte und Unwetter bedrängten Menschen. So lernte er es, die Gefahr zu meiden, aber die Wohltat sich zu erhalten, indem er das Feuer zähmte zum Herdfeuer und den freien Wald zum Nutzwald. Freies Feuer und freier Wald waren und blieben noch für lange Zeiten selbstherrliche Mächte, denen er das überantwortete, was sich für sein friedliches Streben als unbrauchbar erwies. Die Stätten feindlichen Lebens, die als Drohung auftraten, wurden verbrannt und das Unbotmäßige hinausgewiesen aus dem Frieden der Heimat. Einsam und wurzellos mußte er sich scheiden von dem vertrauten Kreis, um als Waldgänger ein furchtbares Ende zu finden.

Und die Zeit schritt weiter. Wege wurden gebahnt durch das Dickicht des Waldes. Erst schmale Pfade, wurden sie allmählich zu fahrbaren Straßen, auf denen der Händler die Waren des Südens dem Norden brachte und die Erträge des Nordens dem Süden zuführte. Damit war der erste Schritt getan zur völligen Überwindung des Waldes, und es nahte die Zeit, in der auch dieses freie, selbstherrliche Wachstum vom Menschen erobert wurde zur Einfügung in die wirtschaftlich-sittliche Ordnung, die bestimmt ist, dem Schädlichen zu wehren, das Nützliche zu fördern. Aber dieser letzte Schritt ging Hand in Hand mit einer gefährlichen Abkehr der derzeitigen Hüter der Ordnung von der altgermanischen Ehrfurcht vor dem Natürlichen. Wie das möglich wurde, bedarf einer kurzen Erklärung.

Wie kommt ein Volk dazu, von seinem innersten seelischen Bedürfnis abzuweichen? Nie aus sich selbst, nur durch unzulässiges Eindringen von Wesensfremdem, sei es in der Form einer nicht naturgemäßen Blutmischung, welche die Kräfte des gesamten Volkskörpers zerfrißt, sei es durch Abfall der Herrschenden von dem zwingenden Volksempfinden, zu dem fremde Beeinflussung sie verführte. Für uns handelte es sich zu unserem Heile um die zweite, nicht wesenswichtige und darum vorübergehende Störung. Woher sie kam und wie sie entstand, ist heute klar erkennbar.

Die Ehrfurcht vor der Natur, die den nordischen Menschen, den Arier, den Germanen, den Deutschen als tiefstes seelisches Bedürfnis erfüllte, war keine allgemein menschliche Empfindung, vielleicht nie gewesen, vielleicht unter besonderen Umständen verloren gegangen. In den weiten Gebieten des Südostens, die wir als Orient bezeichnen, war sie jedenfalls infolge des Irrtums wahlloser Blutmischung geschwunden und hatte der Auffassung Platz gemacht: Soweit die physische Macht des einzelnen Menschen reicht, hat alles minder kräftige Leben sich ihm zu fügen. Er ist der Herr, die Natur der Knecht mit all ihrem irdischen Wachstum bis zum schwächeren Menschen hinauf.

Damit war die Natur ihres natürlichen Rechts entkleidet und das Gelüst des gewalttätigen Einzelnen zum Lenker des Lebens erhoben. Diese, dem arischen Wesen aufs heftigste widerstrebende Anschauung schritt langsam aber unaufhaltsam über ganz Europa dahin und unterwarf eins der durch falsche Blutmischung zermürbten Völker nach dem andern, erst Hellas, dann Rom, dann Spanien, Gallien und den Weststreifen Germaniens und hielt mit dem fränkischen Königtum auch ihren Einzug in das bisher unberührte germanische Land, das östlich des Rheins sich dehnte. Aber hier sah der Irrtum sich auf die zweite schwächere Auswirkung beschränkt, denn das aus gesunden Blutmischungen hervorgegangene deutsche Volk lehnte ihn nicht nur im Anfang, sondern bis heute unerschüttert ab; nur diejenigen, die sich gewaltsam zu den Herrschenden gemacht hatten, waren ihm verfallen. Das schuf eine Zeit schwerer völkischer Drangsal, aber auch eine immer sich verstärkende seelische Rüstung dem aufgezwungenen Unwahren und Wesensfremden gegenüber.

So kamen Jahrhunderte, in denen auch der Deutsche seinem Walde zwangsweise entfremdet wurde. Aus der Stellung eines Freundes seiner Seele war er mit jedem Jahr mehr hinausgedrängt worden und zum orientalischen Fronsklaven erniedrigt, der seine Kräfte erschöpfen mußte, um der aus dem Irrtum entsprunge-



nen Gier nach dem Gelde Genüge zu tun. Nicht der Wald schwand, aber sein innerer Aufbau wurde von seinen natürlichen Bedingungen gelöst und künstlich geregelt nach dem Grundsatz: füge dich in die Form, in der du den höchsten Gewinn, d. h. möglichst viel Geld abzuwerfen vermagst. So schwanden die nach eigenen Bedingungen gewachsenen Wälder mit ihrem naturgemäßen Werden und Vergehen, es schwand das altersschwache und das Unterholz und damit die Heimat der Vögel und des scheuen Wildes, es schwanden die nährenden Beeren und die heilenden Kräuter bis auf geringe Reste. Dagegen entstanden die heutigen Industriewälder, welche, wie die Söldnerheere in Reiter und Fußvolk, geteilt waren in Laubwälder und Nadelwälder, um in Reih und Glied gestellt die Kämpfer zu liefern für die Jagd nach dem Gelde.

Der Wald als äußere Erscheinung war erhalten, aber es war ihm, wie das stets die Folge des Irrtums ist, seine Seele geraubt. Aus dem schützenden und fördernden Freund war er zum Werkzeug erniedrigt für die niedrigen Lüste körperlicher Genußsucht. Und er blieb nicht mehr ein freies Geschenk der Natur, er wurde eine Kunstschöpfung der Menschen. Wir hätten heute kaum noch Wälder, hätte nicht der Mensch sie immer neu wieder aus seinem Willen entstehen lassen. Durch künstliche Aufforstung, die abhängig geworden war von der Einsicht und dem guten Willen des lebenden Geschlechts, entstanden die heutigen Wälder. Wohl uns, daß wir sie noch besitzen, aber rücksichtslosen Kampf gegen den Irrtum, der meint, daß der Wert des Waldes sich nach seinem Gelbertrag bemäße. Wir müssen anerkennen, daß der Wald nur als freies Wachstum seine wichtigste Hilfe dem Menschen zu bieten vermag, als sich selbst verjüngender Quell seelischer Befriedigung. Wir müssen bei Neuschöpfung unseres Waldes wieder beiden Seiten seiner Wirksamkeit Rechnung tragen und dem heutigen Raubbau endlich sein verdientes Ende bereiten. Bewußt und klug müssen wir den größeren Teil des Waldes zurückführen in die Form, die ihm die natürliche ist, in die des gemischten Waldes, der alles zu bieten vermag, was Boden und Klima frei entstehen lassen, wie es z. B. die Bewaldung des Hainberges bei meiner Vaterstadt Göttingen uns so unsagbar reizvoll vor Augen führt. Immer nur ein voranschlagsmäßig zu bestimmender, verhältnismäßig kleiner Teil wird weiter als Diener des Wirtschaftsbedürfnisses in der heutigen ertragbringenden Form zu erhalten sein.

Das deutsche Recht des deutschen Waldes verlangt, daß er wieder in doppelter Form ins Leben tritt, als freier Wald, der nur der ordnenden Hand bedarf, und als Nutzwald, der uns die Sicherheit gibt, daß wir das uns Nötige nicht zu entbehren haben. Ihr gebt dem deutschen Volke mit dem freien Walde die Heimat seiner Seele zurück und damit das Lebenswichtigste, ohne das der nordische Mensch sich auf die Dauer nicht in seiner eigenen Kraft zu erhalten vermag. Brecht die Ketten der Gewinnsucht und gebt auch der Natur wieder das Recht, das unsere Vorväter ihr rückhaltlos zuerkannten!

* * *

Das deutsche Recht begann seine Erwägungen nicht, wie das heute bei uns herrschende römische, mit der Berechtigung, also mit der Frage; was habe ich vom Recht zu verlangen?, sondern prüft zunächst die wichtigere Frage: was hat das



Recht von mir zu verlangen? — und ließ erst aus der Erfüllung der in dieser Frage liegenden Forderungen die Berichtigungen als Entgelt getaner Pflicht entstehen. So ergab sich für eine deutschrechtliche Prüfung der Stellung zum deutschen Walde von selbst die Zweiteilung, wie sie in der Trennung meiner beiden Ausführungen zum Ausdruck gekommen ist.

Um für die Beurteilung der zweiten Frage den Boden zu gewinnen, müssen wir uns kurz klar machen, wie die Besiedelung unserer Heimat mit Germanen, mit deutschen Menschen sich vollzogen hat. Stammweise drangen sie in grauer Urzeit von Norden her in die deutsche Tiefebene ein, nicht mehr als Nomaden, sondern als durch lange Übung erfahrene Ackerbauer, die nicht Weide suchten für ihre Herden, sondern fruchtbaren Boden für den Pflug. Denn sie waren schon lange, lange Zeiten seßhaft gewesen, und nur der Mangel an Frucht für ihre gewaltig angeschwollene Jungmannschaft trieb sie in die Fremde. So war die Zusammenfassung zum Stamm als einer körperlichen Einheit nur für die Wanderung bedeutsam. Sobald sie sich über die Wahl der neuen Wohnstätten schlüssig geworden waren, löste der Heerhaufe des Stammes sich wieder auf, und jede Familiengruppe, die Freundschaft oder Sippe zusammenhielt, siedelte für sich und begann wieder ihr eigenes Leben als selbständige Persönlichkeit, als neue Heimatgemeinde. Vom Stamm blieb nichts Sichtbares übrig, er lebte aber im Bewußtsein der Angesiedelten weiter und einte sie zu gemeinsamer Beratung und zu gemeinsamem Handeln, wenn Schädigungen oder Gefahren sie alle betrafen oder bedrohten. Der Stamm war nicht der Herr der Gemeinden, die zu ihm gehörten, er bildete nur die natürliche Grenze des Bündnisses zu gemeinsamem Schutz.

Das Gebiet, das die Gemeinde in Besitz nahm und durch feste Grenzen als ihr „Eigen“ kennzeichnete, war so groß gewählt, daß nicht nur die Siedler, sondern auch ihre stets wachsende Nachkommenschaft auf lange Zeiten hinaus auf ihm durch ihre eigene Arbeit erhalten werden konnten. Es umfaßte nicht allein den Acker, der ihnen das tägliche Brot gab, sondern auch die ihn umschließenden weiten Strecken an Wald und Triften, an Wasser und Bruch. Das alles war gemeinsames Eigen der Gesamtgemeinde, über das sie allein zu verfügen hatte und das sie in sorgsamer Obhut hielt, damit das Recht der Dinge und das Recht der Menschen gewahrt bleibe. Aber den Acker hatte sie ihren Familien zu Lehen gegeben, das heißt zur eigenen Nutzung unter dem Schutz der Gesamtheit mit der Verpflichtung, nach dem gemeinen Bedürfnis von den Erträgen der eigenen Arbeit abzugeben. Wald und Weide, Wasser und Bruch blieben dauernd in der Nutzung der gesamten Hand und standen dem Zugriff jeder Familie und jedes Einzelnen nach Bedürfnis offen, während die Gemeinde nur die Formen regelte, in denen die Nutzung sich dem Recht der Dinge anzupassen hatte, die also mit anderen Worten eine schonsame Inanspruchnahme gewährleisteten. Gemeinden ohne eigenen Wald hat es wohl nirgends gegeben, ein Unterschied zeigte sich nur in der äußeren Erscheinung, je nachdem es sich um vereinzelte Gehölze handelte, die ganz in den Eigenbezirk der Gemeinde aufgenommen waren, oder um benachbarte Teile des Urwaldes, welche sie sich angegliedert und den Bedürfnissen der Nutzung entsprechend umgewandelt hatten zu zahmem Wald, welcher, den Haustieren gleich, seine Kräfte der mensch-



lichen Erhaltung dienstbar machte. Wohl Jahrtausende haben die hier geschilderten Verhältnisse sich ungekränkt erhalten, bis mit Einführung des orientalischen Herren- und Sklaventums durch Karl den Großen die Bahn frei gemacht war für die furchtbarste Schädigung, welche unser Volk je betroffen hat. Es ging seines eigenen Rechts verlustig und wurde zwangsweise einem fremden Gesetz, dem römischen, unterworfen, dem das Recht der Dinge verloren gegangen war. Dieses sog. Recht hatte sich im Lauf seiner abschüssigen Entwicklung völlig zum Diener der Wünsche gemacht, die bald nicht mehr dem Bedürfnis entwuchsen, sondern von der durch die Phantasie genährten Gier zu immer maßloserer Unvernunft getrieben wurden. Diejenigen, die sich mit Gewalt zum Herrscher gemacht hatten, nannten dieses fremde Gesetz ihr Recht und gaben ihrer Willkür den Namen „Eigentum", das bis zum späteren Mittelalter in Deutschland unbekannt gewesen war. Von jeder sozialen Bindung befreit war dieses „Recht" zum Götzen geworden, der täglich blutige Opfer fordert und im Wege rücksichtsloser Gewaltanwendung heute die ganze Welt unterjocht hat. Vergeblich suchte der deutsche Bauer in den Bauernkriegen und in den Freiheitskämpfen der Schweiz die eingedrungene rechtlose Gewalt mit Gewalt zu überwinden, das römische Gesetz und das römische Eigentum gingen als Sieger aus dem rein körperlichen Kräftemessen hervor.

Damit war auch die Stellung der Gemeinde zu ihrem bisherigen Besitz völlig verändert, sie war ihrer Rechte entsetzt, und käufliche Richter entschieden, daß es von Rechts wegen geschehen sei. Der zur Macht gelangte Herrscher betrachtete sich jetzt, wie seine orientalischen Vorbilder, als den unumschränkten und verantwortungslosen Herrn von Land und Leuten seines Gebiets und gab die fleißigen Bewohner der Dörfer mit gnädiger Handbewegung seinen Günstlingen zu Sklaven. Jetzt wurde auch der freie Wald zum Knecht der Gier gemacht, wenn auch in einem anderen Sinne wie heute. Nach der herrschenden deutschen Rechtsauffassung kannte er keinen Herrn; wurden Teile von ihm den Menschen zu eigen, so konnte das nur durch die schwere Arbeit der Rodung geschehen, sonst war er frei in seiner eigenen Herrlichkeit. Jetzt war er zum Sklaven gemacht. Die dem Walde gesetzten Zwingherren sahen in ihm nichts anderes als einen willigen Diener ihres Gelüsts. Sie erklärten ihn als ihr ausschließliches Jagdgebiet, das damit seinen Zweck erfülle, daß er der Mordlust der Großen Gelegenheit zur Befriedigung gebe. So war der freie Wald ein neuer Schrecken für die wehrlose Bevölkerung geworden, die durch Wildschaden und Treiberdienste um Zeit und Lohn für ihre Arbeit betrogen wurden. Das Heilige des Waldes war damit verschwunden und ist bis heute nicht wiedergekehrt. Wald und Kultur waren in einen neuen Gegensatz gebracht, jetzt aber nicht mehr aus natürlichen Gründen, sondern aus menschlicher Unvernunft und zügellos erwachsener Begierde. Erst sehr allmählich wurde das Bild etwas gemildert, indem man das Leben der deutschen Auffassung wieder anzunähern suchte; aber in seinen rechtlichen Umrissen ist es das gleiche noch wie im späteren rechtlos gewordenen Mittelalter.

Wollen wir zum deutschen Recht zurückgelangen, müssen wir den Anspruch der Arbeit auf Lohn auch in unserem Verhältnis zum Walde wieder zu voller Auswirkung bringen und keine Berechtigungen mehr anerkennen, die nicht durch erfüllte



Pflichten erworben worden wären. Soweit der Wald einen Teil des Wirtschaftsgebiets der Gemeinden bildete, muß er dem Recht der Gemeinden als Eigen wieder zugeführt werden; wo er verloren ging, muß er durch Aufforstung ertragloser oder ertragsarmer Flächen neu geschaffen werden. Soweit es sich um den freien Wald handelt, kann nur die gesamte Hand als Inhaber des Eigen an ihn in Frage kommen, regelmäßig der Stamm und nur, soweit der Wald diese Grenzen überschreitet, der größere Verband. Für Privatwälder bietet das Deutsche Reich keinen Raum. Diese Verbände erlangen damit zunächst nach deutscher Auffassung keine Rechte, sondern Pflichten. Sie haben den als Nutzwald in Frage kommenden Teil in sorgsamer Pflege zu erhalten und für die gerechte Verteilung der Erträge innerhalb ihres Verbandes Sorge zu tragen. All den Wald aber, der bisher über das eigene Bedürfnis hinaus zum Mammonsdienst herangezogen war, haben sie nach und nach wieder in die ursprüngliche Form des gemischten Waldes zurückzuführen, dessen Erträge als freie Gabe der Natur der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen haben. Zugleich haben sie die Pflicht, das der Heimat als natürliches Wachstum angehörige Wild zu hegen, daß es in seiner Eigenart nicht verloren gehe, und zu zügeln, daß es sich nicht zum Schaden der Landschaft vermehre.

Deutsches Recht erstrebt die Neuerweckung deutscher Eigenart auf dem eigenen deutschen Boden. Dieser Erfolg wird ihm nicht versagt bleiben. Ein starker Schritt zum Ziel liegt in der Rückkehr zur deutschrechtlichen Auffassung vom deutschen Walde, von seinen Rechten und von seinen Pflichten.

Der Schwarzwald im Mondschein

Von Franz Cingia

Es träumt die Nacht, und alle Quellen rauschen
Gar leis und sanft geheimnisvolle Lieder.
Und lieblich glänzt das goldne Mondlicht nieder,
Ein stilles Grüßen mit der Welt zu tauschen.

Von hohem Berg laß ich die Blicke schweifen —
So traulich seh' ich Tal an Tal sich schmiegen.
Hell überströmt von Licht die Wälder liegen
Und zauberhaft der Straßen weiße Streifen.

Die Lüfte tragen wundersames Raunen,
Aus allen Fernen scheint Gesang zu dringen,
Und jeder Waldrand lebt im Elfenreigen;
Mein Herz verfällt in andachtvolles Staunen,
Und leis fängt meine Harfe an zu klingen —
Wie im Gebet muß ich mich stille neigen.

Trauerspiel im Bergwald

Von Reinecke-Altenau

Die Wolkenstürmerin

Wenn ich von merkwürdigen Bäumen höre, denke ich an wohlumgitterte, ehrwürdige Riesen. Eisenringe pressen sich um berstende Stämme. Hohle Baumleiber sind mit Steinen und Zement vermauert.

Viel eindringlicher aber kommen mir andere in den Sinn, die niemand hütet und um die nur der Waldläufer weiß. Sie schirmt kein Schutzgesetz. Kein Provinzialkonservator rührt um ihretwegen den Finger. Es wären ihrer zu viele, die die Laune des Waldgottes schuf vom Urberg bis hinauf zum Brocken. Sie sterben ungekannt, vergessen.

Den Vergessenen gehört meine Liebe.

In den Wäldern der Tiefe ist jedes Wachstum ein Aufwärtsstreben ohne Sorgen. Den Bergwald halten Sturm und Wolken mit Fäusten nieder. Was auf Höhen leben will, muß kämpfen.

Huhiu! schreit der Sturm. Wehr' dich, Fichtenbaum, duck' dich! Kralle deine Wurzeln ins Erdreich! Huhiu, ich knicke dir Wipfel und Ast. Trotz nur, nichts wird dir helfen. Mein bist du, — heute oder morgen oder übers Jahr ...

Das Holz vom Urberg bis hinauf zum Brocken ist Krüppelwald geworden, ein Heer von Invaliden. Wer ohne Nachgedanken hineinschaut in dies Gewirre von Lufthopsern, Verrenkungen, Verzerrungen und Schnörkeln, mag den Bergwald für eine ausgelassene Gauklerbühne halten, hinter deren Vorhängen der Waldschratt kichert. Oder für ein Narrenhaus der Natur. Der Nachdenkliche aber liest aus dem Gesicht dieser Geknickten, Zerknitterten und Gebeugten das stille Trauerspiel des Bergwaldes heraus. Ihm ist jeder Stammbuckel wie das stöhnende Aufbäumen eines um sein Leben Ringenden, jede Windung ein Ächzen und jede Drehung ein verzweifeltes Rettungsuchen. Jede Bruchnarbe tut weh wie ein Klageschrei. Jeder sturmzerspellte Wipfel ist eine gestorbene Hoffnung auf Leben.

Viele der Wetterkämpen verloren den Mut, als ihr Wipfel berstend niederkrachte. Sie grünten ihren Daseinsrest aus und verdorrten. Andere hielten den Herabstürzenden mit einem letzten zähen Spänebündel fest. Ein Rindenstreifen schuf spärlichem Saftstrom den Weg. Der hängende Wipfel bog sich, dem Drange des Wunderbaren und Geheimnisvollen folgend, wieder empor, bis ihm Sturm oder Schneelast zum Schicksal wurden. Und da sind solche, die aus ihren Ästen Notwipfel aufwärtstrieben, einen, fünf, sieben, dreizehn. Oder mitten aus gebrochenem Stamm strebte wagemutig ein junger Gipfeltrieb in die Höhe, keck den Kampf aufzunehmen, dem der alte unterlag. Not und Drang gebaren tausend seltsame Irrungen. Lebenswille läßt sich nicht töten. Solange im Zellenbau noch Säfte kreisen, sucht Urkraft sich trotz Hemmungen und Widerwärtigkeiten ihren Weg. —

Kennt ihr die Wolkenstürmerin?

Es ist unehrenhaft, etwas Liebgewordenes zu verraten. Und so sage ich euch auch nicht, wo ihr sie findet. Sie ist in Ehren gestorben. Sie soll in Ehren ruhen. Aber ich will euch von ihr erzählen. Ihr sollt eine Heldin kennen lernen.

Als die Wolkenstürmerin noch junges Ding war und im Stürmerdrang ihrem ersten Wipfel den Weg zum Himmel wies, ahnte sie nicht, daß sie dreizehnmal diesen Weg beschreiten, dreizehnfache Hoffnungen begraben und dreizehnmal dennoch den Himmel nicht erreichen würde. Wie sie auf ihren Standort gekommen ist, weiß die Wolkenstürmerin nicht mehr. Sie entsinnt sich nicht, ob sie der Wind als fahnenwirbelndes Samenkorn aus irgendeinem Tannenzapfen nach hier entführte oder ob ein Tannepflanzerjunge sie in seiner Kiepe auf den Urberg trug. Und ihren Geburtstag hat sie auch vergessen. Sind's hundert Jahr, hundertfünfzig? Ihre Vergangenheit verliert sich im Urbergnebel. Aus ihrer Jugend ist nur die Erinnerung an das Unglück mit ihrem ersten Wipfel in ihr brennen geblieben. — Prächtig schoß der Wipfeltrieb empor. Seine Spitze war eine strotzende, verheißungsvolle Knospenkrone, von der herab das Rotkehlchen sein Lied in die Abendröte sang. Der Gipfelquirl gedieh wie ein fröhlicher Strahlenkranz. Mannshoch war sie schon geworden. Auf dem ganzen Heidelbeerplatz gab es keine stolzere Jungfichte. Da geschah es, daß an einem warmen Frühlingsmorgen der alte Zehner durch den Bergwald trollte. Es prickelte ihm in den Rosenstöcken, und er fühlte ein Gelüsten, das schwere Geweih abzuschlagen. Ach, daß ihm die junge Wolkenstürmerin in den Weg treten mußte! Sie bebte bis in die Wurzeln. Es ging wie scharfe Schnitte durch ihre Rinde. Quirlzweige brachen. Borkenfetzen wurden herabgerissen ... Als die Sonne aufging, beschien sie ein glattgeschältes, todwundes Fichtenwipfelchen. Auf weißem Holz blänkerten Harzperlen. Die Wolkenstürmerin weinte ihre ersten Tränen. Ihr Stolz war dahin. Der Leidensweg der Urbergfichte begann.

Aber das junge Leben kannte kein Verzagen. Es regte sich in der Gipfellosen. Säfte gärten und suchten. Und als zum zweiten Male der Frühling mit Zippenflöten und Auerhahnbalz wieder in den Urberg zog, strebte schüchtern ein neuer Wipfel zum Licht. Er sollte sich nicht ausleben. Der Kuhhirt zog durch den Urberg. Eine Kuh zerscheuerte den Wolkenstürmersproß. Der Zug der Herde trampelte ihn zunichte.

Da übernahm ein Quirlast die Rolle des Gipfels. Sein Aussehen freilich konnte sein Vertretertum nicht verleugnen. Ihm fehlte der Stolz. Dennoch war er sich seiner Aufgabe bewußt. Er strebte tapfer nach oben und wies den aufbauenden Kräften ihren Weg. Unter seiner Führung ward die Jungfichte zum Baum. Mit Glück überstand er Sturm und Wetternöte. Die ersten Wunden waren längst vernarbt. Da drückte ein Nachwinter den Stamm zu Boden. Der Pseudowipfel brach... Die Wolkenstürmerin verlor sich nicht in Trauer. Die hohe Zeit ihres Lebens war gekommen. Mit verzweifeltem Zeugungswillen trieb sie ein paar Notwipfel, an denen ihre Hoffnung sich zum Himmel spann. Ein niederbrechender Nachbarbaum machte die Hoffnungsfreude zuschanden. Aber zu stark drängte das Leben: Her mit dem Himmel! Hinauf in die Wolken! Vier grüne Kerzen wuchsen aus dem niedergebeugten Stamm. Und es war, als sollte die Oftenttäuschte ihre Wünsche erfüllt sehen. — Einen der vier hieb ein Holzfuhrmann heraus, dem der Reitel zum Wippen fehlte. Und er sah sich die andern drei an, ob sich nicht eine Bremse daraus hacken ließe oder ein Leiterbaum. Aber er ging zu seinen Pferden zurück. Und die Wolkenstürmerin, der das Herz stehen geblieben war, atmete auf. Straff reckten sich drei Wipfel in die Luft. Sie überragten alle Bäume in der Runde.

Der höchste konnte über die Wälderweiten des Urbergs hinweg in blaue Fernen gucken.

Wolkenstürmerin! Dein Glück ist zu groß!

Alle drei zerspellten in einer Nacht. Es war ein Tannapfeljahr gewesen. Schwere braune Last zog die Wipfel nach unten. Der Winter kam. Auf den Zapfensegen türmten sich Rauhreif und Schnee. Regen platschte dazwischen. Frost folgte. Nadeln und Geäst froren zu klirrendem Eis. Und dann, huhiu! sprang's auf aus Nord und West. Huhiu! Wehr' dich, Wald, bieg dich, Baum, — mein bist du, mein seid ihr alle! Durch den Bergforst ging ein Krachen. Der Schmerzensschrei von tausend Getroffenen durchschnitt die Luft. Unter den Trauernden weinte die Wolkenstürmerin.

Doch noch einmal und noch einmal hinauf zum Licht!

Den Zehnten knickte ein Wirbel. Den Elften zerspellte der Blitz. Der Zwölfte ward das Opfer des wilden Jägers, der in einer Novembernacht über die Wälder jagte. Als sich der Dreizehnte mit der Verzagtheit der Hoffnungslosigkeit emporhob, war die Wolkenstürmerin längst eine todgeweihte Greisin geworden. Sie starb mit ihrem letzten Sproß. Eine abgekämpfte Heldin, die im Trauerspiel des Bergwaldes unterlag.

Nun frißt in ihrem ausgedörrten Mark der Wurm. Der Schwarzspecht ist bei ihr zu Gast. Aus grauer, rissiger Borke, darauf Moos und Flechten wuchern, quellen bernsteinfarbene Harzgallen. Bleiche Äste sind über den Boden gestreut. Heidelbeeren und Heide wuchern darüber. Zwischen Borstengras und Seggen nickt der Wachtelweizen, schlingt der Bärlapp seine grünen Strähne.

Die Wetterecke

An den Hangnasen nach Nordost und Nordwest hat der Bergwald seine Feldwachen ausgestellt. Seit Urzeiten muß er auf der Hut sein vor dem Wälderfeind, der wie Unheil in allen Himmelsecken lauert, immer angriffslustig, stets kampfbereit. Seine Vorhut ist schwarzes Gewölk, das sich hinter Bergen duckt. Sein Kriegsgeschrei Brausen über den Wäldern. Er kommt, um auf Biegen und Brechen in offener Feldschlacht zu streiten, oder prescht wie ein heimtückischer Wegelagerer aus dem Hinterhalt hervor. Er weiß, wo er den grünen Gegner zu packen hat.

Die Hangnasen nach Nordost und Nordwest sind die verwundbaren Stellen in der Kampffront des Bergwaldes. Hier verblutet sich die Kraft seiner Geschlossenheit. Die Fichten der Wetterecke kämpfen auf verlorenem Posten. Die hier stehen, sind mit grausamer Bestimmtheit Todgeweihte. Auf sie trifft die Wucht des ersten Anpralls. Hier sucht der Feind die Bresche zu legen, durch die er sein Vernichtungswerk in den Bergwald wälzt. Mit zielbewußter Tücke setzt er seinen Angriff immer wieder auf diese Stelle an, bohrt, stößt, sprengt und drängt, bis er über Gefallenen seinen Weg findet.

Die Kämpen an der Wetterecke recken sich. Hoho, wir trotzen dir! Wir sind des Berges Wache. Sie krallen sich im Steingebröckel fest und stemmen dem Stürmenden ihre Speere entgegen. Lassen sich wirbeln und biegen und wanken nicht. Der Sturm knickt ihnen die Wipfel und reißt prasselnd im Geäst. Er zaust die Stämme glatt. Er duldet nicht, daß an der Wetterseite ein Zweiglein grünt. Er taucht sie

in nasse Wolken. Nebel nimmt ihnen den Atem. Er überfällt sie schwarze, schwere Nächte lang mit Eisnadelgepriclel, daß das Leben friert bis ins Mark und ein wehes Stöhnen durch den Wald geht. Er häuft Schnee und Rauhreif über sie, daß sie sich wie Unterworfene zu Boden ducken. Mit der Unerbittlichkeit grausamer Urgewalten bedrängt er sie ohne Unterlaß, führt aus unerschöpflicher Machtquelle immer neue Heersäulen gegen sie an, bis der Widerstandswille der Tapferen gebrochen ist. Zerknirscht strecken sie die Waffen vor dem Unüberwindlichen, sterben stolz und bleiben stehen wie starrgewordener Trotz. An ihren totenknöchernen Leibern zerreibt sich der Sturm, bis der letzte ragende Rest des fahlen Palisadenwalles zerfällt und Stumpf und Stamm zu Staub werden.

Aus ihrem Moder wächst neues Leben: junge Garde, die auf Feldwache zieht an der Wetterecke.

Der tote Wald

In der Einsamkeit des Urbergmoores wächst wild und unbekümmert ein junger Fichtenhorst. Der ahnt kaum noch, daß sich auf seinem Platz vor nicht gar langer Zeit ein Wälderschicksal erfüllte. Bleiches Baumgetrümmer ragt über das Jungfichtenvolk hinaus. Wie etwas Gestorbenes, das nicht vergehen kann, weil es noch eine Aufgabe zu erfüllen hat.

Als der tote Wald noch sein grünes Leben trug, war er ein weltentrücktes Moormärchen. Ich liebte ihn. Und wenn ich an ihn zurückdenke, ist's in mir wie Trauer um einen verlorenen Freund. Der alte Fichtenhorst wuchs an einer Stelle, die im Windschatten lag. Der Wälderfeind übersprang ihn. So geschah es, daß er sorglos gedeihen konnte und den Wolken näherkam als alle Bäume in der Runde.

Sein Standort war ein trockener Moorbuckel. Rings um diesen Hügel breitete Morast einen schwammigen Saum, dessen Wässer just am Waldrande an grünen Algensträhnen herab in einen Moorquell sickerten, sich zu einem Bächlein sammelten und unter Seggen, Borstengras und Torfmoos sich ein heimliches Rinnsal ins Tal gruben. Wenn Sonne in den Moorquell schien, war's auf seinem Grunde wie altes Gold.

Menschen fanden selten den Weg ins Moormärchen. Selbst den Wilderern und Vogelstellern schien die braune Breite aus Sumpf und Bruch an dieser Stelle zu trügerisch. Sie hüteten sich, mit Karabiner oder Leimruten in schwarzen Löchern zu versinken. Die Heidelbeergänger stapften im weiten Bogen darum herum. Und es reiften doch nirgends blauere Beeren als in dem Sonnenwinkel des Moormärchens. Zuweilen verlor sich ein Einsamkeitssucher in den Fichtenhorst. Und das Erscheinen dieses Menschen war etwas so Erschreckendes, daß das Rotwildrudel entsetzt auf das Moor polterte und die Auerhenne, von Bestürzung gebannt, im Heidelbeerkraut sitzen blieb und den Eindringling mit ungläubigen Lichtern anäugte. Der Schwarzspecht stob davon. Aufgeregt flatterten Dompfaff und Graudrossel durch das Gezweig. Und so selten ward die Heimlichkeit dieses Idylls gestört, daß der eben einfallende Kuckuck, der Ängstliche und Menschenscheue, unbekümmert seinen Ruf über das Moor läutete und sich gar nicht denken konnte, daß kaum drei Flügelspannen unter ihm ein Waldläufer zwischen Kronsbeerblüten hockte und sich just an Brockenmyrthe und Goldmoos erfreute. Hier grünte ein Stücklein Unberührtheit, das der Waldgott schirmte.



Aus dem Oldenburger Urwald — Gerd Schniewind

Das Schicksal der Bergwälder schien den Fichtenhorst vergessen zu haben. Er sah viel Wipfel brechen und viel grünes Leben vergehen. An ihm schritten Tod und Verderben vorüber. Es war wie ein unglaubhaftes Wunder. Und es sollte Vermessenheit sein, daß in seiner Dämmerheimlichkeit ein Traum vom ewigen Wälderfrieden seine Gaukelfäden zu spinnen begann. Das Unglück geschah. Es war Frühsommer. Wintersnot lag dahinten. Die Glückszeit der Berge lächelte ihr kurzes Lächeln. Wald und Moor atmeten auf wie Bürdebeladene, die für eine gemessene Spanne ihre Last zur Seite stellen und sich auf sich selbst besinnen dürfen. Es war Hoffen und Sprießen überall. Und mitten in diesem Frieden brach das Unheil herein.

Im Westen braute sich ein Wetter zusammen. Schwarze Wolken wuchsen in den Himmel. Sie legten Grauen und Finsternis über die Berge. Ihr Schatten lastete wie eine bange Vorahnung auf allem Geschöpf.

Eine Stille ward im Wald, unheimlich, bedrückend ... Mit Heulen sprang der Sturm auf. Blitze rissen grelle Feuerstrahlen in die Luft. Die Hölle stieg nieder mit Krachen und Knätern, als habe sie alle Vernichtungsgewalten gesammelt in diesem Wirbel, der die Wälder des Oberharzes auf Meilen knickte und einen Weg über das Gebirge zeichnete, den Jahrzehnte nicht überwachsen sollten.

Der Zyklon fand auch den Fichtenhorst im Moor. Er brauchte nicht die Faust weit auszuholen, um ihn zu zerschmettern. Ein Handstreich, mit dem man etwas Unbedeutendes abtut, war genug.

Das Moormärchen hatte ausgeträumt. Seine grüne Fichtenherrlichkeit lag zerschlagen am Boden. Aus einem Wirrwarr von zersplissenen Ästen, Hecke, Splittern und Wipfelstümpfen stachen kahle Stämme in die Luft. Wurzelgeflecht griff mit gekrampften Fingern ins Leere. Zwischen herabstürzenden Baumkronen starb das Hirschkalb. Mit zerbrochenen Läufen ging das Alttier neben seinem Jungen ein im toten Wald. Der Dompfaff, den das Ungewitter verschonte, rief klagend nach Weibchen und Nest. Mit dem Wald starb sein Leben.

Der Förster kam, schüttelte den Kopf und ging mit blutendem Herzen heim. War auch einer von denen, die das Moormärchen lieb hatten. Er schickte seine Holzhauer nicht, den toten Wald aufzuarbeiten. Es wäre ohne Sinn gewesen. Über das Moor ließ sich kein Fahrweg bauen. Es wurden keine Holzbansen aufgeschichtet. Es kam kein Fuhrmann, so oder soviel Festmeter Holz zu holen. Und kein Invalide kam, sich Äste auszuhacken und im Handwägelchen heimzufahren. Der Fichtenhorst im Moor blieb liegen wie ein gestorbenes Stück Urwelt. Verging, wie er vergangen wäre in Zeiten, da noch keine Forstordnung den Wald zum Holz machte und Tod und Leben im Wald nicht Menschenwille, sondern Schicksalgewolltes war. Und das ist es, das mich mit dem Ende des Moormärchens versöhnt.

Die Bedeutung des Waldes im Rahmen der Volkswirtschaft

Von Oberförster Früchtenicht

Der im Sommer den grünen Wald durchwandernde forstliche Laie, insbesondere der Stadtmensch, betrachtet diesen in der Hauptsache nach seinen Schönheitswerten, als Schmuck der Landschaft, als Aufenthalt der erholungsbedürftigen und schönheitdürstenden Menschheit. Man beneidet allgemein den Forstmann, dessen Tätigkeit nach Ansicht der meisten Menschen darin besteht, fröhlich die Wälder zu durchstreifen und das Wild zu erjagen. Wohl nur wenige Eingeweihte wissen, daß der heutige Förster mehr Büro- und Aktenmensch ist, als ein naturfroher Weidgesell. Der Wald ist ein Wirtschaftsgebiet, dessen Betriebsführung und Verwaltung heute eine hochbedeutsame Wissenschaft ist, die keineswegs mehr wie etwa vor 200 Jahren nur so aus dem Handgelenk bewerkstelligt werden kann. Ein Oberförster muß nicht nur Naturwissenschaftler sein, der das Wachstum seiner Waldkinder mit wissenschaftlichem Verständnis überwacht und fördert, sondern soll daneben als gewiegter Geschäftsmann die Walderzeugnisse, insbesondere das Holz, so vorteilhaft wie möglich verwerten.

Auf das letztere kommt es jetzt nach dem Kriege gerade an. Wir sind ein armes Land geworden. Aus allen Wirtschaftszweigen muß herausgewirtschaftet werden, was nur immer möglich ist.

Deutschland braucht Holz. Vor dem großen Kriege wurden jährlich verbraucht 43 Millionen Kubikmeter Nutzholz. Davon wurden 15 Millionen Kubikmeter aus waldreichen Nachbarländern, vor allem Rußland, Polen und Schweden, eingeführt. Heute ist der Bedarf kaum geringer geworden, dagegen ist die Holzeinfuhr teils infolge unserer Zahlungsunfähigkeit, teils durch das politische Verhältnis zu den nächsten Nachbarländern stark zurückgegangen. Es muß also versucht werden, den Bedarf an Nutzholz möglichst im eigenen Lande hervorzubringen.

Wie ist denn das möglich, wird man fragen, wie kann man auf derselben Fläche mehr Holz erzeugen, als sie bisher hervorgebracht hat? An die Umwandlung von fruchttragendem Ackerland zu Wald wird doch wohl niemand denken.

Das letztere ist allerdings richtig. Es hieße den Teufel mit Beelzebub austreiben, wollte man landwirtschaftliches Gelände der Landwirtschaft entziehen. Allein der Wald kann bei richtiger Behandlung durch gesteigerte Holzerzeugung auf gleicher Fläche wesentlich mehr liefern als bislang. Genau so entwickelungsfähig, wie sich durch gründliche Bodenbearbeitung, Saatgutzucht, künstliche Düngung usw. unsere Landwirtschaft gezeigt hat, die heute das Mehrfache erzeugt wie noch vor 50 Jahren, genau so ist es auch die Forstwirtschaft. Sie muß und wird in absehbarer Zeit sich so entwickeln, daß der einheimische Holzbedarf von der eigenen Waldwirtschaft gedeckt wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus harrt der deutschen Forstwirtschaft eine große Aufgabe, die schon allein ihre Bedeutung dartut. Im folgenden soll versucht wer-

den, dem geneigten Leser einige Bilder vorzuführen, die ihm den Begriff Wald in einem anderen Lichte beleuchten, als er ihn landläufig zu sehen gewohnt ist.

Wie nahe der Deutsche, das deutsche Wesen mit dem Walde verknüpft ist, ahnen wohl nur die wenigsten. Unsere Vorfahren, die Germanen, waren ein reines Waldvolk, das in weiten Urwäldern und zumeist von der Jagd lebte, das nicht in Tempeln und Prunkbauten, sondern unter alten Eichen seine Götter verehrte, Jahrtausende hindurch. Erst das von Süden vordringende Christentum änderte die Sitten. Mönche machten zuerst größere Wälder urbar. Nur widerstrebend ergab sich das germanische Volk den Neuerungen, gezwungen vom Schwerte Karls des Großen und späterhin durch die Bedürfnisse einer zunehmenden Bevölkerung. In der Stille jedoch und im Innern blieb es noch lange treu seinen Waldgöttern und allen jenen Gestalten des Waldes, die noch heute in Sage, Dichtung und im Aberglauben des Volkes fortleben.

Die Anschauung des Deutschen, daß der Wald Gemeingut sei, ist seit alters her so festgewurzelt, daß dem durch alle Zeiten hindurch selbst vom Gesetz Rechnung getragen werden mußte. Noch heute bei unseren haarscharf festgelegten Begriffen vom Eigentum werden Entwendung von Walderzeugnissen von Gesetzes wegen milder beurteilt als andere.

Ebenso haben wir neben der Liebe zum Walde noch viele von jenen Tugenden ererbt, welche unsern germanischen Urvätern eigen waren, Mannesmut, idealen Sinn, Vasallentum.

Diese Eigenschaften, insbesondere der Idealismus, unterscheiden uns wesentlich von den Völkern des Ostens, den Steppenvölkern. Sie lieben nicht den Wald, sondern die Steppe, auf der von alters her ihre Herden weiden. Sie selbst lebten zu allen Zeiten vom Handel mit Vieh, wie überhaupt vom Schacher. Schon im Mittelalter kamen sie einzeln zu uns ins Land und verseuchten mit ihrem Schachergeist die Städte. Heute beherrschen sie fast unser ganzes Volk. Der deutsche Idealismus hat krassestem Realismus weichen müssen. Die Städte, insbesondere die Arbeiterschaft läuft jenen Asiaten scharenweise nach und blindlings in ihr Verderben hinein. Der Asiate haßt nicht nur den Wald, weil er ihm fremd ist, sondern auch weil er ein mächtiger Wall gegen seine Bestrebungen ist, sich die Weltherrschaft anzueignen, weil er die Waldvölker gesund und widerstandsfähig erhält, ihm zu trotzen. In Rußland hat jener Geist gesiegt. Die Folge: Jeder erreichbare Wald wird abgeholzt, eine Steppe bleibt übrig.

Auch unser deutscher Wald ist in Gefahr. Deutscher, hab' acht!

Man hat neuerdings mehrfach versucht und versucht es immer wieder, allen Wald zu verstaatlichen, angeblich aus sozialen Gründen. Laß dich nicht fangen, Deutscher! Das ist einer von den geschickten Winkelzügen jenes Schacherers. Nicht um den Wald ist es ihm zu tun, nicht um ihn zu retten und erfolgreich zu bewirtschaften, nein, er ist nur Mittel zum Zweck, sich die Massen gefügig zu machen, nur um sie nachher desto sicherer unter sein Sklavenjoch zu bringen.

Der Wald, wie er jetzt ist, ist gut verteilt, jedenfalls ist der jetzige Augenblick der ungeeignetste, durch Besitzwechsel mit ihm Versuche zu machen. Auf alle plötzlichen Veränderungen antwortet der Wald so, daß seine Fähigkeiten und sein Ertrag auf



Menschenalter hinaus zurückgehen. Das ist nicht nur so bei technischen Eingriffen, sondern todsicher noch mehr bei politischen.

Aber wie wir eingangs sahen, kann sich unsere Wirtschaft derartige Versuche nicht erlauben; wir brauchen eine Mehrerzeugung. Diese kann niemals von politischen Parteibonzen, Parlamentariern, selbst nicht von Juristen erreicht werden, sondern hier kann nur der Techniker, der Forstmann helfen.

Seit dem Jahre 1920 weht durch die forstliche Wissenschaft ein frischer Wind, seit Professor Möller in Eberswalde (ein forstlicher Kant oder Darwin) die Lehre vom Dauerwalde begründete. Es regt sich mächtig unter den Forstleuten, die mit Begeisterung sich die Erfahrungen der alten Meister zu eigen machen und an dem Bau der forstlichen Kenntnis rüstig weiterarbeiten. Auch auf dem Gebiete der Holznutzung, des Fällens und Fortschaffens der Bäume, in der Pflanzenerziehung, in Saat- und Pflanzweise, bei der Verwendung von Maschinen- und Motorkraft wird emsig gearbeitet.

Es gilt vor allem auch, den kleinen bäuerlichen Waldbesitzer, der bislang den Wald noch am unwirtschaftlichsten behandelte und der mit seinen geringen Erträgen den ganzen Privatwald in falschen Ruf gebracht hat, aus seiner Schwerfälligkeit aufzurütteln und ihm mit Rat und Tat beizuspringen.

Als großer Erfolg ist es zu buchen, daß auf den landwirtschaftlichen Hochschulen und an den landwirtschaftlichen Winterschulen neuerdings Vorlesungen über forstliche Gebiete und Fragen gehalten und die jungen Landwirte über Wesen und volkswirtschaftlichen Wert der Wälder aufgeklärt werden. Doch damit ist noch nicht genug geschehen. Weit hinaus in die Massen des Volkes muß das Wort vom Walde dringen. Unsere Volksgenossen müssen zurückgeführt werden zu der Wurzel, dem ihre Vorfahren entsprossen sind, sie sollen den Wald wieder als Heimat ansehen, als Jungbrunnen, an dem unser krankes Deutschtum genesen kann. Dem Bunde „Deutscher Wald“, e. V., in Hamburg ist es nicht hoch genug anzurechnen, daß er gerade diese Bestrebungen verfolgt und darin so stetig und erfolgreich weiterschreitet.

Allein, so hoch auch der geistig-seelische Wert des Waldes anzuschlagen ist, in unserem eisernen Zeitalter dürften doch die greifbaren Vorzüge und die wirtschaftlichen Erträge ausschlaggebend für sein Ansehen sein. Mit einem Loblied auf die Waldpoesie würden wir bei unseren im harten Leben stehenden Zeitgenossen nicht sonderlich viel Beachtung erwecken. Sie wollen klingenden Erfolg sehen oder sonstige Beweise vom unbedingten Werte der Forsten für Land und Volk.

Wir sahen bereits, daß unser jährlicher Nutzholzbedarf 43 Millionen Kubikmeter beträgt. Dazu kommen 30 Millionen Kubikmeter Brennholz. Mithin kann im großen und ganzen etwa 1 Kubikmeter Holzverbrauch pro Kopf der Bevölkerung gerechnet werden.

Der verehrte Leser wird fragen: „Wo ist das auf mich entfallende Kubikmeter?“ (1 Kubikmeter Holz wiegt übrigens 800—1000 Kilogramm.)

Nun, du liesest diese Zeitschrift. Abgesehen vom geistigen Inhalt besteht sie im wesentlichen aus Holz und Druckerschwärze. Sammle einmal deine Zeitungen, Zeitschriften, Verzeichnisse, Drucksachen eines Jahres, du wirst staunen über das End-

ergebnis. Eine heutige Wahlschlacht und Präsidentenwahl mit ihren Flugblättern verzehrt Wälder.

Du sitzest im Winter in einem warmen Zimmer. Sofern der Ofen oder die Heizung nicht mit Holz gespeist werden, nimmt man dazu Kohle. Zu deren Gewinnung aber braucht der Bergmann Grubenholz, mit dem die Wände und Decken der Schächte und Stollen abgesteift und gestützt werden. Unser Bedarf an Grubenholz ist gewaltig, er allein beträgt $^{1}/_{10}$ unseres jährlichen Holzverbrauchs.

Fährst du auf der Eisenbahn, so sieh dir einmal den Bahnkörper genauer an. Die Schienen ruhen auf Schwellen, welche zumeist aus Holz bestehen. Auf jedes laufende Meter kommt etwa eine Schwelle, das macht bei einer doppelgleisigen Strecke von nur 100 Kilometer 200 000 Stück. Liegen auch nicht alle Eisenbahnen auf Holzschwellen, sondern vielleicht ein Drittel auf eisernen, so bleibt der Bedarf für ganz Deutschland doch groß, 6 Millionen Kubikmeter jährlich.

Auch sonst ist die Eisenbahn eine große Holzverbraucherin. Betrachte die Güterwagen, die Inneneinrichtung der Personenwagen, überall wirst du Holz entdecken.

Sieh dich auch in deiner Wohnung um! Hast du dir in deinem natureichenen Herrenzimmer schon einmal überlegt, daß die Eichen, aus denen die Möbel gefertigt sind, schon den Siebenjährigen Krieg erlebt, vielleicht den Alten Fritz persönlich gekannt haben?

Die kunstseidenen Vorhänge deiner Fenster stammen aus dem Holz thüringer Fichten, denselben, die vielleicht ihr Harz zum Lackieren deines Ofenschirmes hergaben.

Die Chemie macht aus Holz die wunderlichsten Dinge: daß sie Schießbaumwolle herstellt als Sprengstoff für Torpedos, Bomben usw. ist noch nicht so verwunderlich in Anbetracht dessen, daß schon Berthold Schwarz im 13. Jahrhundert zur Erfindung des Schießpulvers Holzkohle verwendete; doch daß man den Zellstoff des Holzes heute gar zu Stärkemehl, Zucker und Alkohol umformen kann, wird manchen in Staunen versetzen. Und wir stehen auf diesem Gebiete noch mitten im Forschen darin; wer weiß, welche Überraschungen unser noch harren.

Ist das Holz auch bei weitem das wertvollste und vornehmste Walderzeugnis, wie es in dem technischen Worte „Hauptnutzung“ zum Ausdruck kommt, so sind die „Nebennutzungen“ mancherorts gleichfalls von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung.

Die Heidelbeere, an sich ein forstliches Unkraut, das der Forstmann ungern im Walde sieht, und das er mit Feuer und Schwert bekämpft, weil es ihm den Waldboden verdirbt, kommt in manchen Gegenden Deutschlands in den Wäldern so zahlreich vor, daß es für die Bevölkerung geradezu ein Gewerbe ist, die Beeren zu sammeln und in den Handel zu bringen. Bei weitem nicht so bedeutend, doch vielfach nur ungern entbehrt ist die Ernte der übrigen Waldbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Preißelbeeren. Im Jahre 1908 ist die Ernte an Beeren allein in den preußischen Staatsforsten auf 20 Millionen Mark geschätzt worden.

Wer ist in den knappen Kriegszeiten und in der Inflationszeit nicht auf die Pilzsuche gegangen? Gar mancher hat damals erst den Wert eines guten Pilzgerichts kennen gelernt. Heutzutage sind zwar wieder Sahnenschnitzel und andere bessere

Sachen zu haben, allein für die ärmere ländliche Bevölkerung spielt der Pilz noch immer eine gewisse Rolle. Was allein Berlin an Steinpilzen, Pfifferlingen und anderen verbraucht, kann man zur richtigen Jahreszeit staunend in den Markthallen beobachten, wo, in der ganzen Provinz aufgekauft, wahre Berge davon feilgehalten werden.

Mehr für die bäuerliche Bevölkerung, darum aber nicht minder wichtig, ist in vielen Waldgebieten die Viehweide. Im Harz und in den Thüringer Bergen werden große Herden Rindvieh in die Wälder getrieben, auch wieder sehr zum Ärger des Forstmanns; denn seine Forstkulturen und Naturverjüngungen fördern sie keineswegs. Jedoch ist die an sich nötige Viehhaltung in Gebirgsdörfern ohne Ackerländereien geradezu von der Waldweide abhängig.

Auch die sogenannte Waldstreu, d. h. abgefallenes Laub, Nadeln, Heidekraut, Moos, Schilf und anderes wird von der Landwirtschaft vielerorts sehr in Anspruch genommen. In bäuerlichen Kiefernwaldungen kann man gar zu häufig beobachten, daß Jahr für Jahr die letzte Nadel säuberlich aus den Beständen herausgerecht wird. Forstlich ist das ein großer Unsinn, denn damit wird dem Walde das bißchen Dung, was er selber hervorbringt, noch genommen. Die unausbleibliche Folge übermäßiger Streuentnahme ist ein entsprechend verminderter Holzzuwachs und Bodenerkrankung.

Im Kriege konnte man in vielen Wäldern die Gewinnung von Harz beobachten: An alten Kiefern und Fichten, welche demnächst geerntet werden sollten, waren in der Längsrichtung des Baumes schmale „Lachten" durch Entfernen der Rinde angebracht. Das in diesen Lachten hervorquellende Harz wurde gesammelt und zu technischen Zwecken verarbeitet. Früher bezogen wir das Rohharz billiger aus Amerika und Frankreich, erst die Not des Krieges hat uns wieder zur Selbstgewinnung gezwungen. Das erlangte Material wird durch „fraktionierte Destillation" weiterverarbeitet und liefert Terpentinöl zur Lack- und Firnisbereitung und zur Erzeugung des künstlichen Kampfers, und Kolophonium zur Herstellung von Kitt, Siegellack, Harzseifen und Brauerpech und anderem.

Die Rinden mancher Bäume enthalten Gerbsäure, sie werden zum Gerben von Leder benutzt. So z. B. die Rinde der Eiche, der Birke (Juchtenleder) und Fichte. Früher hatten wir ausgedehnte Waldgebiete, besonders in Westdeutschland, die eigens zur Gewinnung von Eichengerbrinde angelegt und bewirtschaftet wurden, die sog. Eichenschälwälder. Heute sind sie sehr zurückgegangen, weil die chemische Industrie billigere und bessere Gerbmittel liefert.

Für manche Gegenden Deutschlands sind einige Waldfrüchte von Bedeutung, Eicheln und Bucheln. Zur Zeit der Reife werden Schweineherden in den Wald getrieben, die sich an den herabfallenden Früchten mästen. Aus den Buchen wird außerdem ein hervorragendes Speiseöl gepreßt. Leider tragen die Bucheln nur alle 7 bis 10 Jahre „Mast", so daß Buchöl eine gar seltene Ware ist, und nur verhältnismäßig wenig Sterbliche in dessen Genuß treten. Mit Eicheln gemästete Schweine werden schon mehrere gegessen haben, den Ursprung des guten Geschmacks wohl kaum ahnend.

Der Wald übt aber in seiner Gesamtheit Wirkungen aus, die dem ganzen Lande

und allen Bewohnern zugute kommen. In erster Linie dürfte es wohl sein Einfluß auf den Wasserhaushalt in der Natur sein.

Es gibt weite kahle Gebiete in Europa, wo es keinen Wald gibt. Besonders sei gedacht an die gebirgigen Teile der Mittelmeerländer Spanien, Italien, Griechenland, Kleinasien. Ziegenherden haben hier seit alters die Wälder vernichtet, der Regen hat den freiliegenden Nährboden fortgespült und unfruchtbare Steinöden sind zurückgeblieben, in denen nur ärmliche Hirtenvölker leben. Brütet wochenlang die Hitze über diesen Steinhalden, dann verdurstet und verdorrt alles Lebende, kommt danach ein strömender Gewitterregen, so fließt jegliches Wasser schnell wieder ab, sammelt sich zu reißenden Gießbächen, führt Steine und Geröll mit und ergießt sie weiter unten über fruchtbares Ackerland.

In Waldgegenden, wo Berge und Hänge mit Wäldern bedeckt sind, wird der Regen festgehalten. Der Waldboden wirkt wie ein Schwamm; er kann große Mengen Wasser aufnehmen und gibt sie nur langsam weiter oder durch Verdunstung an die Luft zurück. Im Walde herrscht selbst bei langanhaltender Dürre eine angenehme Kühle. Die festgehaltenen Wassermengen speisen jahraus, jahrein gleichmäßig die Quellen. In trockenen Zeiten, wenn Steppenwind zu uns herüberweht, können die über größeren Waldgebieten sich bildenden Wasserdampfmengen hin und wieder erquickende Regenschauer veranlassen.

Heilige Wälder sind die Bannforsten im Hochgebirge. Kein Mensch darf sie mit Beil und Säge betreten, kein Vieh darf darin geweidet werden. Sie liegen über den Ortschaften als Damm gegen Lawinen; der Wald ist das einzige, was ihre Gigantengewalt brechen kann.

Am Meere und zum Teil auch im Binnenlande sind es Sandmassen, die als Flugsand und Wanderdünen früher blühende Ortschaften verschüttet haben. Erst nach Jahren kam ein Dorf wieder zutage, wenn der Sandberg darüberhin gewandert war. Dieser Gefahr ist man durch Anlage von Dünenaufforstungen Herr geworden, die einmal den Flugsand binden, sodann aber auch die Gewalt des frei streichenden Windes abschwächen.

An der Ostsee gibt es weite Landstrecken, die einst gefährliche Sandwüsten waren, eine stete Gefahr für viele Fischerdörfer bildeten und nichts einbrachten. An ihrer Stelle sieht man jetzt ertragreiche Waldungen, in denen wohlstandbringende Kurgäste ihre städtischen Nerven erholen.

Ja, der Wald und der Großstädter! Wohl niemand weiß die Waldesstille, die Ruhe einsamer Forsten mehr zu schätzen als der nervenzerschundene Geschäftsmann, Büromensch und Arbeiter. „Die Lungen der Großstadt" hat man den Wald genannt; das stimmt; denn jeder Mensch kann hier den Fabrik- und Aktenstaub ausatmen und sich Lunge und Geblüt mit frischem Sauerstoff füllen.

Von diesem Gesichtspunkt aus sieht der Forstmann selbst die Butterbrotpapier und Flaschenscherben verstreuenden und weniger schön als laut singenden Vereine gerne im Walde und verzeiht ihnen manche Untugend. Gesundheitlich gehört der Wald dem ganzen Volke, dem er Erholung und Gesundung bringen soll. „Zurück zur Natur"! lautete einmal ein Schlagwort, mit dem seinerzeit viel Mißbrauch getrieben ist. Hier ist es am rechten Platze. „Zurück zur Natur!" möchte ich besonders



unserer Jugend zurufen, „fort mit allem Parteistunk, mit dem man eure Seelen vergiftet! Zurück zur Natur, in den Wald! Hier werdet ihr wieder Menschen, tüchtig an Leib und Seele, hier werdet ihr stark und atmet den Geist Armins, des Cheruskers. Er wird euer geistiger Herzog sein. Wie er seine Mannen einst siegreich gegen die welschen Kohorten führte, so wird, will's Gott, sein Geist mit eurer Hilfe uns wieder zu freien Deutschen machen."

Eichendorff

Von Ludwig Bäte

Der Wald läßt seine alten Brunnen rauschen,
Die Vögel singen, Wälderwipfel tauschen
Mit Reh und Nixe ihre frommen Träume.
Kornfelderwogen schlagen an die Grenzen,
Und sehnsuchtsvolle Sommerwolken glänzen
Verloren durch die weiten Himmelsräume.
Die Ströme gehn mit starkem Flutengang,
Und über heißen Straßen liegt der Klang
Seliger deutscher Wanderlieder.
Der Väter Dome steigen ragend auf,
Die Sage spinnt vom grauen Turmesknauf
Die feinen Fäden in die dunklen Gassen.
Von Worms her treibt ein milder Rebenduft,
Des Fiedlers Weisen zittern durch die Luft,
Beglückte Hände, solches Gold zu fassen!
Des Südmeers Wunder blauen küstenfern,
Verliebte Worte flüstern, Mandolinen girren.
Doch über allen Träumen, Bildern und Gestalten,
Verwehten Stimmen, nächtlichen Gewalten
Enthüllt sich seines Dichtens letzter Kern:
Im tiefen Abendrot die goldne Stadt.
Und während schwere Glockenschläge schwingen,
Hebt adlerruhig seine weißen Schwingen
Das Heimweh, das sein Heim gefunden hat.

Rundschau

Bismarck und der Sachsenwald

Begreiflicherweise erregt das Heim eines bedeutenden Mannes bei gewöhnlichen und ungewöhnlichen Sterblichen ein lebhaftes Interesse. Die Art, wie er wohnt, wie er in seiner Wohnung lebt, wie er sich einrichtet, und oft auch schon das Äußere, das seiner Behausung eigen, ist ja vielfach charakteristisch für sein ganzes Wesen. Goethes schlichtes, schindelgedecktes Gartenhaus mit den zahllosen Veilchen im Rasen des alten Gartens war beispielsweise ein Dichteraufenthalt, wie man ihn sich romantischer kaum denken kann. Aber wollte man ähnliche Schlüsse vom Äußeren des Heims auf das Innere des Besitzers ziehen, so käme bei der Betrachtung des Schlosses zu Friedrichsruh unser Altreichskanzler schlecht weg, denn das Gebäude mit seinem unschönen, weißlichen Verputz und seinen hohen Schornsteinröhren macht viel eher den Eindruck einer Fabrik oder einer Bierbrauerei als den eines Fürstensitzes. Bismarck mochte das selbst empfinden, als er seinen Besuchern einst vom deutschen Journalisten- und Schriftstellertage fast wie zur Entschuldigung erklärte, an einen gründlichen, architektonischen Neubau des Schlosses habe er wegen seines Alters nicht mehr denken können, vielmehr habe er sich darauf beschränken müssen, die vorhandenen Gebäulichkeiten nach und nach zu erweitern, wie es die Zweckmäßigkeit erforderte.

Ja nüchtern ist das Heim des eisernen Kanzlers im Sachsenwalde. Ursprünglich war es ein an Stelle eines in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts niedergebrannten Jagdschlosses erbautes Wirtshaus, das unter dem Namen „Fraskati" den Hamburgern, denen der Sachsenwald überhaupt ein bevorzugter Tummelplatz war, als beliebter Sommeraufenthalt galt. Es diente seinem Zweck noch zu der Zeit, da bereits Bismarck in den Sachsenwald eingezogen war und sich weiter unterhalb am Lauf des Aue-Flüßchens in dem ehemaligen Herrenhause einer Tuchfabrik, das nachmals zur Oberförsterwohnung eingerichtet wurde, häuslich niedergelassen hatte. Später ist dann durch Um- und Ausbauten aus „Frascati" wieder ein Schloß „Friedrichsruh" entstanden. Den Ort des Schlosses aber umschwebt noch ein gewisser Hauch von Romantik. Erbaute das alte Jagdschlößchen Friedrichsruh sich doch im 18. Jahrhundert ein ritterlicher Herr, der Fürst Friedrich von der Lippe, der hannoversche Statthalter von Lauenburg, um hier in Waldeseinsamkeit dem Waidwerk obzuliegen. Sein liebstes Wild gatterte er in einem hübschen Schlößchen ein, welches er ein paar tausend Schritte von seiner Behausung am Teiche der Aumühle errichten ließ.

Romantisch, wie die Erinnerungen und Sagen, welche die Gegend mit geheimnisvollem Licht umweben, ist der ganze Sachsenwald, welcher dem fürstlichen Ruhesitze das ersetzte, was dem Schlosse fehlte. Schon der herrliche, alte Waldbestand aus Eichen und Buchen, die Eschen im Talesgrund und die Erlen am Rande des Aue-Flüßchens, welches sich durch schmale Wiesen hinschlängelt, gewähren dem Auge einen schönen Anblick, der durch den dunklen Spiegel des aufgestauten Teiches vor dem Schlosse noch reizvoller gemacht wird. Zahllose Seerosen schwimmen auf der Flut, in der sich die Front des Schlosses und die hohen Bäume geheimnisvoll spiegeln. Eine eigentümliche Ruhe, etwas Märchenhaftes fast, liegt über der Umgegend dieses Waldheimes, zugleich aber schon etwas nordisch Herbes und Ernstes. Es gehen dort in gespenstiger Heimlichkeit noch unsere altdeutschen Götter um. Ein verstorbener Schriftsteller behauptet, der Glaube an die alten Götter habe sich dort bis in die Neuzeit an einzelnen Orten des Sachsenwaldes erhalten, und er führt zum Beweis eigene Erlebnisse an. So wurde er bei einer Nachfrage über den „Waul" (Waude = Wodan), die er bei Waldarbeitern hielt, allen Ernstes an einen alten Tagelöhner Möller am Südrand des Sachsenwaldes gewiesen, der den „Waul" mit

eigenen Augen gesehen hätte. Der Tagelöhner erklärte bei einer Anfrage, nicht den Gott habe er erblickt, wohl aber einen seiner Hunde (Wölfe). Der „Waul“ hätte nämlich, als er bei einem schweren Herbststurm ein nahes Haus durchfuhr, einen dieser vierbeinigen Begleiter unter der Bettstatt liegen lassen, und Möller selbst hätte das unheilige, äußerlich einem Jagdhunde ähnliche Tier im folgenden Sommer mehrfach gesehen. Kam ihm jemand nahe, „denn gnurr he; he wull nich weg; wo he leg, de leg he“. So war's ein Jahr lang, bis zu den nächsten heiligen 12 Nächten, da fuhr der „Waul“ wiederum im Sturm daher und nahm den verlorenen Gefährten mit sich, den von da ab keiner mehr sah.

Ist es nicht eigentümlich, daß sich in diesem stillen Waldwinkel Niederdeutschlands, wo sich der Glaube an Altvater Wodan noch so erhalten hat, der alte Besitzer von Friedrichsruh in der deutschen Phantasie mit dem alten Heidengott sich ein wenig identifiziert hat? Aus dem eisernen Kanzler ist der „Alte vom Sachsenwalde“ geworden, auf den die Mehrheit des Volkes mit Begeisterung und ehrfurchtsvoller Scheu blickte. Dachte man sich den Wodan noch in christlicher Zeit als einen mantelumwallten, einsamen Wanderer mit großem Schlapphut, unter dessen Rande das Auge hervorglänzte, so braucht man nur an die riesige Gestalt unseres Einheitsschmiedes zu denken, wie er, begleitet von seinen mächtigen Doggen, mit weitem Mantel angetan und den Schlapphut auf dem Haupte, unter den Eichen seines Forstes einherschritt, braucht sich nur an seinen Blick zu erinnern, und der Vergleich mit dem alten Hauptgott unserer Ahnen liegt nahe. War Bismarck, dieser Einsame im Sachsenwalde, Deutschland ein starker Helfer, ein Einiger und ein „Mehrer des Reiches“, so war er das auf seinem eigenen Besitz. Er war ein guter Haushalter. Schönhausen, sein Stammgut, hatte er sich zurückerworben, Varzin kaufte er sich von der Dotation für 1866, und der Sachsenwald bildete die Dotation für die herrliche Frucht, welche Bismarcks Weisheit 1870/71 für uns einheimste. Kaiser Wilhelm I. forderte die Stände Lauenburgs, des Ländchens, das Bismarcks Politik zuerst dem preußischen Staate zuführte, auf, aus den Domänen des Herzogtums ein Gebiet im Werte von mindestens 1000000 Talern auszuscheiden, und mit großem Geschick vollzogen die Stände ihre Wahl und schieden die wohlabgerundeten Domänen des Amtes Schwarzenbeck aus, ein herrliches Forstrevier in bester Verkehrslage an der Bahn Hamburg—Berlin, 15 km von der größten deutschen Seestadt. 6820 ha Boden umfaßte die Schenkung, doch erweiterte der Fürst den Besitz noch durch Ankauf einiger anliegender Güter und Ländereien, so daß der ganze Fideikommiß etwa 34000 Morgen umschloß. Hatte der Besitzer es doch verstanden, durch zweckentsprechende Anlagen und geeignete Reformen die beste Ausnutzung des riesigen Besitzes zu ermöglichen.

Mit Bismarck war für seine Untergebenen nie gut Kirschen essen, und seine Selbstherrlichkeit oll vor dem Erscheinen des Oberförsters Peter Lange in 5 Jahren 7 Oberförster in den Sachsenwald kommen und gehen lassen haben, bis er dann in dem Rheinländer den rechten Mann fand. Freilich kann ein Revier wie der Sachsenwald einen rechten Forstmann auch wohl zum Ausharren unter erschwerenden Umständen bewegen. Der zusammenhängende Bestand, in welchem Buchen und Eichen vorherrschen und die Fichte durch eine rationelle Forstwirtschaft Boden gewinnt, ist prächtig. Mag sein, daß es dem Walde, der in der Umgegend nur kleine Hügel hat, an landschaftlichem Reiz fehlt: im einzelnen aber hat er ihn, zumal an seinen beiden fischreichen Flüßchen, der idyllischen Aue und der schnellen, am Westrande des Waldes zwischen wildzerrissenen Ufern in abenteuerlichen Windungen dahinrauschenden Bille, wohl aufzuweisen.

Trotz mancher Reibereien mit den Sachsenwäldern hatte sich Bismarck bald die größten Sympathien der Bevölkerung erworben. Diese hatte dem Fürsten manche wirtschaftliche Besserung zu verdanken. So rücksichtslos er in der Verfolgung seiner Pläne sein konnte, so gut wußte er sich unter Umständen mit geringen Leuten abzufinden. Einmal beabsichtigte Bismarck, die Forsthüterei auf der ehemaligen Kupfermühle eingehen zu lassen, und erklärte das dem Inhaber des Postens. Aber da fand der Herkules des 19. Jahrhunderts seinen Überwinder. „He wull mi verdriven,“ sagte der alte Brandt, „aber ik sä to em: Herr Bismarck, ik sta up minen Runteratt.

Ick häw en Kunteraht, dat ik hir tid Lewens bliwen kann. Da sä de Herr Bismarck to mi: ‚Wenn Se en Kunteraht hebben, denn kann ik da nix gegen maken; denn bliwen Se da wanen, so lange Se lewen.'"

Heute drängt sich unwillkürlich die Frage auf: hätte Deutschland wohl seinen tiefsten Sturz erlebt, wenn der treue Eckardt einst auf seinem Posten geblieben wäre und sein Auge über Deutschland weiter gewacht hätte?!...

Dr. Otto Weddigen

Naturschutz und Kultur

Die wissenschaftliche Erforschung des Naturgeschehens, oft ohne praktischen Endzweck, nur aus Erkenntnisdrang begonnen, hat unser Zeitalter zu dem der gesteigerten Naturbeherrschung gemacht. Das erscheint uns jetzt schon fast selbstverständlich nach den Erfolgen der Luftstickstoffgewinnung, der Luftschiffahrt, des Funkverkehrs.

Der erhöhte Einfluß des Menschen auf die Natur zeigt sich vor allem auch in der beschleunigten weitgehenden Umgestaltung der natürlichen Landschaft durch seine kultivierende Tätigkeit. Wenn wir uns in unserem Vaterlande umschauen, so finden wir kaum noch eine Gegend, in der sich nicht dieser Einfluß irgendwie geltend machte. Längst ist der Urwald, die für unsere Breiten normale ursprüngliche Vegetationsform, gerodet, oder, soweit man ihn als Wald erhielt, nach den Grundsätzen der Forstwirtschaft mehr oder weniger verändert worden. Moor und Heide, bisher nur sehr extensiv genutzt, werden in steigendem Maße umgewandelt; und wo mineralische Bodenschätze das Aufblühen der Industrie begünstigen, da drückt diese der Landschaft weithin ihr Gepräge auf. Die freilebende Tierwelt wurde um viele ihrer eigenartigsten Gestalten ärmer.

Das alles ist eine notwendige Erscheinung, aber nur bis zu einem gewissen Grade! Vielen zwar erscheint es als der erstrebenswerte Gipfel menschlicher Kultur, diese Entwicklung bis zum letzten Endpunkt durchzuführen, das letzte Restchen eigenwüchsiger Natur dem Zweckwillen des Menschen zu unterwerfen. Der Kulturmensch, einst selbst aus der Natur hervorgegangen und völlig von ihr abhängig, sie liebend und fürchtend zugleich, wie heute noch die „Wilden" in manchen Teilen unserer Erde, ist gewissermaßen seiner „Mutter Natur" über den Kopf gewachsen, glaubt vielfach sich berechtigt, sie bis zum Äußersten, bis zur völligen Vernichtung ihrer Eigenart zu seinen Zwecken ausnützen zu dürfen. Mit der Furcht verlor er nicht selten auch die Ehrfurcht!

In unseren Zeiten wagt die Naturschutzbewegung sich dagegen zu wenden. Ihr Ziel besteht, allgemein ausgedrückt, darin, zwischen den materiellen und ideellen Ansprüchen des Menschen an die Natur einen möglichst harmonischen Ausgleich zu schaffen. Sie will dafür sorgen, daß bei der notwendigen und erfreulichen, der Erhaltung und Verbesserung unseres Lebens dienenden Ausnutzung des Bodens nicht ganz der Zusammenhang verloren geht mit der seit den Urtagen der Erde in steter Entwicklung auf uns gekommenen, frei von menschlicher Beeinflussung lebenden, kämpfenden und immer neu sich gestaltenden Natur.

Denn dieser Zusammenhang muß uns bleiben. Nicht nur aus Gründen der Pietät. Der Forscher, der Künstler werden ihm immer wieder neue Erkenntnisse und Anregungen verdanken, und die starken Eindrücke, die von einer solchen Natur auf viele Menschen ausgeübt werden, stehen an Bedeutung denen nicht nach, die von der Religion, von der Musik und überhaupt jeder Kunst ausgehen können. Sie werden sich vielfach in erhöhte Lebensfreude und in sittliche Energie umsetzen. Das bedeutet auch eine Vermehrung der produktiven Arbeitskraft, sodann können wissenschaftliche Ergebnisse, die durch die Beobachtung und Erforschung ursprünglicher Natur gewonnen wurden, der Land- und Forstwirtschaft neue Wege zu besseren Erträgen weisen. So ergibt sich hierbei auch ein materieller Nebenerfolg, wenn er sich naturgemäß auch nicht so in



Zahlen ausdrücken läßt, wie etwa der Ertrag eines Ackerlandes. Aber dieser materielle Gesichtspunkt darf für die Beurteilung der Naturschutzbestrebungen nicht ausschlaggebend sein, denn das gehört ja gerade zum Wesen einer Kultur, daß sie nicht alles nach dem materiellen Nutzen beurteilt, sondern, soweit als möglich ideale Bestrebungen, auch um ihrer selbst willen unterstützt.

Zur Erreichung seines Zieles arbeitet der Naturschutz in zwei Richtungen; einmal ist er bestrebt, innerhalb der gewöhnlichen Kulturlandschaft für die Erhaltung solcher Naturformen einzutreten, die der Kulturwirtschaft nicht hinderlich sind. Vielfach werden Tiere und Pflanzen nur aus Unverstand in ihrem Bestand bedroht, vermeintliche Schädlinge ausgerottet, die in Wirklichkeit der Wirtschaft nützlich waren. Es würde zu weit führen, hier auch nur annähernd die Fälle aufzuzählen, in denen ein Schutz von Naturformen selbst innerhalb intensivster land- und forstwirtschaftlicher Nutzung ohne Schaden, oft mit Nutzen möglich ist, man denke nur an die Singvögel, an unser Wild, an viele freiwachsende Pflanzen, die unserer Kulturlandschaft Abwechslung und Schönheit verleihen. Auch ist man bemüht, manche Tier- und Pflanzenarten, einzelne Bäume, Felsen usw. zu erhalten, selbst wenn damit geringe materielle Einbußen verbunden sind, sofern ihre Seltenheit oder der in ihnen steckende wissenschaftliche oder Schönheitswert ihren Schutz als „Naturdenkmäler" rechtfertigt.

Diese Seite des Naturschutzes geht in engster Fühlung mit dem Heimatschutz, läßt sich vielfach von ihm kaum trennen.

Doch das angestrebte Ziel wird hierdurch nur zum Teil erreicht. Denn es gilt ja nicht nur einzelne Naturformen im Bereich der menschlichen Kulturwirtschaft zu erhalten, sondern auch die Natur in ihrer ganzen lebendigen Fülle, in dem seit Urzeiten herausgebildeten Gleichgewicht der aufeinander einwirkenden Naturkräfte und Lebensformen jenseits der menschlichen Begriffe des „nützlich" oder „schädlich".

Diesem Zwecke dienen die Naturschutzgebiete und „Nationalparks", in denen man ein ganzes, je nach den Verhältnissen kleineres oder auch sehr großes Gebiet dem Einfluß der menschlichen Wirtschaft entzieht. Bekannt ist der amerikanische Yellowstonepark, der ein Gebiet von mehr als 8600 Quadratkilometern in seiner vollen Urwüchsigkeit erhält, außer diesem finden wir in Nordamerika einschließlich Kanadas noch eine ganze Anzahl riesiger Naturparks. Aber auch in anderen Ländern hat man zum Teil in großzügiger Weise ansehnliche Naturgebiete geschützt. Selbst im dichtbesiedelten und weitgehend kultivierten Europa sind schon mehrere große, Hunderte von Quadratkilometern umfassende urwüchsige Naturgebiete unter Schutz gestellt worden, so zum Beispiel in Schweden, Italien, in der Schweiz. Auch in Deutschland liegen eifrige Bemühungen in dieser Richtung vor. Die Einrichtung des Naturschutzparks bei Wilsede in der Lüneburger Heide durch den Verein Naturschutzpark, Sitz Stuttgart, bedeutet einen erfreulichen Erfolg. Die weite baumlose Heide zeigt allerdings schon das Ergebnis einer extensiven menschlichen Einwirkung auf die örtlich bedingte Natur durch die uralte Form der Heidschnuckenwirtschaft. Diese wird auch in dem Schutzgebiet weiter beibehalten, so daß es hier also mehr der Erhaltung einer eigenartigen, noch sehr primitiven Halbkulturlandschaft gilt. Den Wert der Bewahrung dieser Landschaft, deren tiefe Eindrücke einen Löns zum Dichter machten, wird man wohl erst dann ganz ermessen, wenn die heute auch außerhalb des Schutzgeländes noch in weiter Erstreckung vorhandenen Heideflächen restlos in eintönige, unnatürliche Kiefernforsten oder magere Äcker umgewandelt sein werden.

In Oberbayern wurden ferner zwei größere Gelände zu Pflanzenschutzgebieten erklärt, in denen aber auch nur ein teilweiser Schutz der Natur stattfindet. Insbesondere wird der Wald weiter bewirtschaftet.

Sodann ist der Verein Naturschutzpark bemüht, in den österreichischen Alpen am Nordhang der Hohen Tauern durch Ankauf und Pachtung von Ländereien ein größeres Naturschutzgebiet zusammenzubringen, was natürlich ohne staatliche Hilfe immer nur in beschränktem Umfange möglich ist.

Daneben finden wir in Deutschland kleinere Naturstellen mitunter ganz von der Bewirtschaftung ausgeschlossen, um sie als Naturdenkmäler zu erhalten — wie zum Beispiel ursprüngliche Moor- oder Waldteile. Immer aber handelt es sich hierbei nur um bescheidene, oft nur nach wenigen Hektaren messende Flächen. So wertvoll und erfreulich das überall zutage tretende Bestreben ist, die Natur wenigstens in solchen „Denkmälern“ zu erhalten, so ist es doch bedauerlich, daß man immer noch davor zurückscheut, staatlicherseits auch größere Gebiete vollständig der Nutzung zu entziehen. Und gerade die Erhaltung großer Naturschutzgebiete ist uns notwendig. Denn nur in größerem Umfange läßt sich die Natur für lange Zeiten in ihrer vollen Eigenart erhalten, nur in großen Naturgebieten empfinden wir die Natur noch als lebende Gegenwart, können wir ganz in ihr aufgehen, stehen wir nicht nur noch den Resten vergangener Größe gegenüber.

Es ist falsch, wenn dagegen eingewendet wird, daß wir uns bei unserer großen Bevölkerungsdichte die Ausschließung größerer Flächen von der Produktion nicht erlauben können. Gerade umgekehrt ist es notwendig, daß wir uns in Anbetracht dieser Dichte unserer Bevölkerung und der dadurch bedingten intensiven Ausnutzung des kultivierten Landes einige genügend große Gebiete unverfälschter, eigenwüchsiger Natur erhalten! Wir müssen uns immer vor Augen halten, wie gering der Ertrag selbst von großen, nach Quadratmeilen bemessenen Flächen gegenüber den Riesenzahlen der Wirtschaft eines Sechzigmillionenvolkes ist. Das mag ein Beispiel erläutern. Der volle jährliche Ertragswert — also nicht nur der Reinertrag — von hundert Quadratkilometern mittleren Roggenbodens erreicht noch nicht diejenige Goldsumme, die an das Ausland abgeführt wird, wenn jeder Einwohner Deutschlands jährlich eine Apfelsine genießt!

Wenn wir auch heute in Deutschland leider kaum noch größere, gänzlich unberührte Naturgebiete haben, so gibt es doch noch in manchen Gegenden unseres Vaterlandes größere Strecken, in denen die Natur erst wenig durch menschliche Tätigkeit angegriffen worden ist, die immer noch als ursprünglich gelten dürfen. So stehen in manchen unserer Gebirge noch Wälder, die aus ihrem jahrhundertelangen Urwaldtraum erst seit wenigen Jahrzehnten durch Axt und Säge herausgerissen wurden, in denen aber immer noch auf weite Erstreckung hin jeder Kahlhieb unterblieb. Im sogenannten „Plänterbetrieb“ wurden nur einzelne Bäume aus dem uralten Bestand entfernt, dem so seine Eigenart erhalten blieb. Ursprüngliche, nur wenig beeinflußte Natur haben wir auf weite Erstreckung hin in Heide und Moor, sowie in den ostpreußischen Wäldern, die unsere letzten Elche bergen; manches Beispiel ließe sich noch hinzufügen. Hielte man solchen Gebieten weitere Eingriffe fern, so würden die von Menschenhand geschlagenen Wunden vernarben und die Natur sich selbst wieder herstellen. Das würde keine Lüge bedeuten wie es der Fall wäre, wenn man etwa ein bereits kultiviertes Land wieder sich selbst überließe, denn das würde nur noch einen verwilderten Garten ergeben. Aber in jedem Jahre wird auch in den noch vorhandenen urwüchsigen Gebieten der Zusammenhang mit der alten, selbstgewachsenen Urnatur weiter zerstört, wenn nicht bald in genügend großem Umfange Einhalt geboten wird. Nur winzige Naturdenkmäler würden erhalten bleiben, um späteren Geschlechtern zu zeigen, was selbst in unserer Zeit noch an unersetzlichen Werten um eines — verglichen mit den Erzeugnissen des ganzen Reiches — lächerlich geringen Nutzens willen zerstört wurde.

Niemals aber können künstliche Parkanlagen und wohlgepflegte Forsten das ersetzen, was die in großzügiger Weise dem menschlichen Einfluß und Nutzungswillen entzogene Natur uns nicht zuletzt an seelischen Werten zu geben vermag. Vergessen wir nicht, wie stark unsere germanischen Vorfahren in der Natur das Göttliche empfanden und verehrten. Dort hatten sie ihre Heiligtümer, mit Ehrfurcht nahten sie ihren unangetasteten heiligen Hainen und Wäldern. Mit der Vernichtung der germanischen Naturreligion wurde auch dieses tiefinnerliche Verhältnis zur Natur gestört. Man gewöhnte sich daran, sie nur noch als ein Feld für die Betätigung des menschlichen Herrscherwillens zu betrachten. So wurde eine natürliche Veranlagung unseres Volkstums wurzellos — das sollte man gerade in der Gegenwart bedenken.

Dr. H. Nietsch

Der Harz in der deutschen Geschichte

Von den landschaftlichen Schönheiten des Harzes braucht man keinem Deutschen mehr zu erzählen; durch die günstige Lage dieses Gebirges zu den Großstädten der Ebene ist es wohl zu dem bekanntesten deutschen Mittelgebirge geworden. Wenigen Besuchern des Harzes aber kommt es zum Bewußtsein, wie reich seine Höhen und Täler an vaterländischen Erinnerungen sind. An einer zusammenfassenden, wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Geschichte der Harzlande fehlt es trotz vieler fleißiger Einzelforschungen bis heute; diese kurze Skizze will nur in weiten Umrissen einige der großen Augenblicke dieser Geschichte miteinander verbinden.

Der Harz ist schon in der ältesten vorgeschichtlichen Periode, der Altsteinzeit, vom Menschen betreten worden, der damals im Kampfe lag mit dem Höhlenbären, dem Riesenhirsch und dem Elch. Spuren aller drei Tiere fanden sich schon im 16. Jahrhundert in der zuerst erschlossenen Tropfsteinhöhle des Harzes, der Baumannshöhle; sie haben die lebhafte Aufmerksamkeit Leibnizens erregt. Vor 30 Jahren entdeckte man Feuersteinspitzen und vom Menschen bearbeitete Knochen jener Riesentiere in der Baumanns- und der Hermannshöhle: Zeichen des hohen Mutes des Urzeitmenschen, der seine tierischen Feinde bis in ihre Schlupfwinkel verfolgte.

Die jüngere Steinzeit zeigt die Harzvorlande bereits reich besiedelt. Der Harz tritt in sie ein als Grenzgebiet zwischen den Nordindogermanen, die von Südschweden her sich bis ins Innere Deutschlands ausbreiten, und den Trägern einer Kultur, die an der mittleren Donau ihre Hauptsitze hat; bis sich ein Ausgleich bildet, von dem wir nicht wissen, wieweit er zugleich eine Rassenmischung mit sich brachte. So wissen wir auch den Vorgang nicht zu deuten, der am Anfang der Bronzezeit zu einer stärkeren Besiedlung am Nordharzrand führte.

In der letzten Epoche der Bronzezeit, ums Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung, erkennen wir aus den Grabformen und den Beigaben der Toten, daß zum zweiten Male von Südschweden, den dänischen Inseln, Jütland und Schleswig-Holstein her eine Volksgruppe sich über die Elbe südwestwärts nach Mitteldeutschland vorschob. Das sind unsere Vorfahren im engeren Sinne, die Germanen gewesen. Im 7. und 6. Jahrhundert sind sie bis an den Harz vorgedrungen, er ist die Grenzscheide zwischen Germanen und Kelten geworden. Um 500 aber, mit dem Bekanntwerden des Eisens, setzt die große Bewegung der deutschen Stämme ein, die Deutschland zur Heimat der Germanen gemacht hat.

Zwei große und berühmte Stämme reichten mit ihren Siedelungen an den Harz heran, zwei Stämme, denen ein sehr ungleiches Schicksal beschieden war. Vom Nordwesten des Harzes bis ins Weserland hatten die Cherusker ihre Sitze, der Helden- und Befreierstamm im Römerkrieg. Klopstock hat mit dichterischer Freiheit in seiner Hermannsschlacht die eigene Vaterstadt Quedlinburg zur Wohnstätte des Befreiers gemacht. Das Los Armins und der Cherusker ist ein deutsches im schlimmsten Sinne geworden; Armin fiel im Sippenzwist von der Hand feindlicher Verwandter, die Cherusker rieben sich auf im Kampf der Nachbarstämme; ihr Name verschwindet aus der Geschichte, ihre Reste sind, wie man annimmt, vor allem in den Sachsen aufgegangen Ganz anders das Schicksal der Hermunduren oder Thüringer, die das Land zwischen dem Thüringerwald und dem Harz eingenommen hatten. Ihr Reich blühte jahrhundertelang und scheint zur Zeit seiner größten Ausdehnung von der Elbe bis zur Donau, von der Grenze Böhmens bis zum Main gereicht zu haben. Der gewaltigste germanische Volkskönig, Theodorich der Große, hat eine Tochter einem thüringischen Teilkönig vermählt. Auf die Machthöhe folgte der jähe Sturz: im Jahre 531 hat in einem furchtbaren Kriege der militärisch und politisch begabteste germanische Stamm, der der Franken, dem Thüringerreich ein Ende gemacht; mit der Einnahme seiner Hauptstadt Burgscheidungen an der Unstrut war sein Fall besiegelt. Der Südrand des Harzes wurde damit dem Frankenreiche einverleibt. Über das lange schwankende Geschick

des Nordharzes entschied der Sieg des mächtigsten Frankenkönigs, Karls des Großen, über den Stamm der Sachsen.

Karl beherrschte das gesamte Harzland. Er und seine Nachfolger brachten ihm die straffe politische und zugleich die kirchliche Organisation, mit dem Bischoffsitz Halberstadt als Mittelpunkt. Christliche Mönche bekehrten die heidnischen Bewohner und rodeten den Wald; Wernigerode ist eine solche Rodung von Corveyer Mönchen; in der Gegend des jetzigen Thale entstand in karolingischer Zeit das Kloster Wendhusen.

Mit Karl dem Großen sind wir in die glorreichste Epoche deutscher Geschichte eingetreten, die Kaiserzeit, in der Deutschland die Vormacht des christlichen Abendlandes bildete. Jede der drei ersten Dynastien, die das heilige römische Reich deutscher Nation von ihren deutschen Pfalzen aus regierten, hat ein anderes, besonderes Verhältnis zum Harz gehabt.

Den Karolingern galt es als eine ferne Grenzmark, die erobert, organisiert, christianisiert wurde. Für die Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause war es die geliebte Heimat. In Quedlinburg, der Grabstätte Heinrichs I., wo ihm einst die Königsabzeichen überbracht sein sollen, in Wallhausen, wo dem großen Vater der größere Sohn, Kaiser Otto, geboren wurde, in Werla, wo Heinrich dem Ungarnsturm standhielt, und in Memleben, wo er starb: rund um den Harz herum liegen die Lieblingspfalzen der Ottonen. Sie haben aus dem Harzgebiet ein Bollwerk Deutschlands für die Entscheidungskämpfe gegen die östlichen Nachbarn, die Slawen, gemacht. Ihr Gehilfe in dieser Politik war Gero, der Gründer der jetzigen Harzstadt Gernrode, wo er in der herrlichen romanischen Kirche, dem Seitenstück des Quedlinburger Doms, begraben liegt.

Auf das sächsische folgte das fränkische oder salische Herrscherhaus. Nicht sein Herz, sondern sein bewußter politischer Wille klammerte sich an das Harzer Land. Zum festen, starken Mittelpunkt der deutschen Königsmacht, die unter den Saliern ihren Gipfel erreichte, wollten sie es machen. In Goslar, unter den Ottonen durch Silberbergbau emporgekommen, errichtete sich Konrad I., der erste Salier, eine Pfalz. Sein Sohn, der gewaltige Heinrich III., der als weltliches Haupt der Christenheit in Rom vier deutsche Päpste nacheinander einsetzte, erkor Goslar zur Hauptstadt seines Reichs; dort erbaute er sich das im neuen Reich wiederhergestellte Kaiserhaus und den Dom, zu dessen Einweihung Papst Victor II. über die Alpen eilte. Vom Weihefest zogen Kaiser und Papst in den Harzwald, um der ausspannenden Jagd zu pflegen, und auf der Burg Bodfeld bei Elbingerode ist am 5. Oktober 1056 der mächtigste deutsche König, erst 38 Jahre alt, in den Armen des deutschen Papstes gestorben. Ein schwarzer Tag in der an tragischen Abstürzen so reichen deutschen Geschichte! Unvollendet hinterließ er sein Werk dem sechsjährigen Heinrich IV., der es, mündig geworden, wieder aufzubauen suchte aus den Trümmern, welche die eigennützige Vormundschaft der Fürsten übrig gelassen. Am Harz errichtete er sich drei Burgen: den Sachsenstein, die Harzburg und die Heimburg, insgesamt eine mächtige Festung. Gegen sie erhoben sich in altem deutschem Stammestrotz die Sachsen. Mit dem Kampf um die Harzburg und ihrer Zerstörung durch die sächsischen Edelinge und Bauern begann der Bürgerkrieg, in welchem das deutsche Fürstentum im Bunde mit dem welschen Papsttum die Kaisermacht zermürbte. Heinrich V. suchte sie wiederherzustellen. Am Harz fiel die Entscheidung. Bei Warnstedt, zwischen Blankenburg und Quedlinburg, unterlagen 1113 die Gegner des Königtums; aber zwei Jahre später erlitt dieses einen Schlag, von dem es sich nicht wieder erholte; in der Schlacht am Welfesholze, im Nordosten des Harzgebietes, wurde Heinrichs bestes Heer vernichtend geschlagen, sein Feldherr Graf Hoyer II. von Mansfeld, dem als Siegespreis das Herzogtum Sachsen gewinkt hatte, blieb auf der Walstatt

Noch einmal richtete das glanzvolle Geschlecht der Staufer das Ansehen des Reiches empor; es wirkt wie ein Symbol, daß Friedrich Barbarossa die Harzburg wieder aufbaute. Aber die Hohenstaufen suchten den Schwerpunkt ihrer Macht in Italien. In Deutschland traten ihnen mit ebenbürtiger Macht die Welfen entgegen. Ein Welfenkaiser, Otto IV., hat in den Mauern der



Harzburg sein Leben beschlossen. Im Bruderkampf der Welfen und Waiblinger ging die Herrlichkeit des Reiches dahin.

Auf die Kaiserzeit folgten die Jahrhunderte größter Zersplitterung unseres staatlichen Lebens. Nicht die Volksstämme hatten den Vorteil von der Vernichtung der Einheit, sondern die weltlichen und geistlichen Fürsten, die Grafen und Herrn, Reichsabteien und Reichsstädte. Der Harz bietet in dieser Epoche ein rechtes Deutschland im kleinen, ein Spiegelbild der deutschen Vielstaaterei. Das Bistum Halberstadt, das Reichsstift Quedlinburg, die Reichsstädte Goslar und Nordhausen suchen sich neben- und gegeneinander zu behaupten, vor allem aber die „Harzgrafen“, die unserem Gebiet in dieser Epoche das Gepräge geben. Es sind die Inhaber der Gerichtsgewalt und der Grundherrschaft, die zu Landesherren geworden sind und von ihren Burgen aus Berg und Tal im Umkreis regieren: die Grafen von Woldenberg, von Wernigerode, von Regenstein und Blankenburg, von Falkenstein und von Mansfeld, von Stolberg, Hohnstein, Lohra, Klettenberg, Lauterberg und Scharzfeld und wie sie heißen. Am Fuße ihrer Burgen entstanden Städte wie Blankenburg, Mansfeld und Stolberg. In Fehde und Bündnis haben sie tapfer ihren Mann gestanden, im Verein mit den Städten das Raubrittertum bekämpft, Landwirtschaft und Bergbau, Kirchentum und Geisteskultur im kleinsten Kreise befördert.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat dieser Kranz von Kleinstaaten am Harz noch zwei kulturelle Leistungen vollbracht. Die eine auf wirtschaftlichem Gebiet: Die Metallgewinnung erlebte einen starken Aufschwung; allein die Reichsstadt Goslar besaß damals 19 Silber- und Erzgruben und 26 Schmelzhütten, und der Mansfelder Kupferhandel ging über ganz Europa. Die andere in der großen religiösen Bewegung der Zeit. Der geniale Führer der maßvollen, rein kirchlichen Reform, der Sohn des Mansfelder Hüttenmeisters Hans Luther, und der schwärmerische Vorkämpfer der radikalen religiös-sozialen Revolution, Thomas Münzer aus Stolberg, beide sind sie Söhne des Harzlandes. Luther hat die Beziehung zu seiner engeren Heimat immer gepflegt, über der Schlichtung eines Streites seiner „lieben Landesherrn“, der Mansfelder Grafen, ist er in Eisleben gestorben. Von Thomas Münzer aufgestachelt, haben die empörten Bauern die herrlichen Harzklöster Walkenried, Ilfeld, Michaelstein, Himmelpforte, verwüstet oder ganz zerstört. Nachdem der Sturm vorübergebraust war, ist durch die Harz-Grafen und -Städte die lutherische Reformation durchgeführt worden — in achtunggebietender Überzeugungstreue dieser schwächsten Reichsstände angesichts der drohenden Ungnade des mächtigen katholischen Kaisers.

Der Bauernkrieg, der von den größeren Reichsständen niedergeworfen wurde, hatte klar gezeigt, daß die Kleinstaaten nicht imstande waren, ihre Untertanen vor ernsteren kriegerischen Gefahren zu schützen. Ihre Rolle war ausgespielt. So wie im Reich die mächtigsten Dynastien um die Vorherrschaft kämpften, so erhalten die letzten Jahrhunderte der Harzgeschichte ihr Gepräge vom Kampf der Welfen, der Wettiner und der Hohenzollern um den Besitz des Harzes. Die Welfen waren zuerst zur Stelle. 1551 brach Herzog Heinrich die Macht der stolzen Reichsstadt Goslar; gegen Ende des Jahrhunderts zog Braunschweig als erledigte Lehen das Erbe zweier ausgestorbener Harzgrafengeschlechter, der Blankenburger und der Hohnsteiner an sich. Schon vorher hatte Mansfeld, durch den Niedergang des Kupferbergbaus und zahlreiche Erbteilungen bankerott, seine Selbständigkeit, größtenteils an Kursachsen verloren. Im 18. Jahrhundert unterwarfen sich die Stolberger Grafen in Stolberg und Roßla der Staatshoheit des Hauses Wettin.

Als letzte erschienen die Hohenzollern auf dem Plan. Vom Mittelalter her stand ihnen nur die Lehnshoheit über die Grafschaft Wernigerode zu. Die umsichtige Politik des Großen Kurfürsten erwarb im westfälischen Frieden das Bistum Halberstadt, sowie Lohra und Klettenberg am Südharz. Die hausväterliche Staatskunst König Friedrich Wilhelms I. konnte dazu von dem geldbedürftigen August dem Starken die Schutzherrschaft über Quedlinburg und Nordhausen erkaufen. Die Welfen suchten und fanden den Glanz der Königskrone in England, die Wettiner

in Polen, die Hohenzollern in der deutschen Ostmark Preußen. Der polnische Anspruch kettete in der Franzosenzeit die Wettiner an Napoleon und führte zur Teilung Sachsens auf dem Wiener Kongreß. Dadurch wurde der ganze sächsische Harz preußisch. Als es endlich 1866 zum Entscheidungskampf der Hohenzollern und der Habsburger um Deutschland kam, ging der welfische Mittelstaat Hannover seiner Unabhängigkeit verlustig. Nur das Herzogtum Braunschweig behielt seinen staatlichen Bestand und seinen Anteil am Harz. Von den alten Harzgrafengeschlechtern waren noch zwei übrig: die Askanier, die im Laufe der Jahrhunderte in die Ebene hinabgestiegen waren und zum „anhaltischen Harz“ ein Herzogtum an der Mittelelbe hinzu erworben hatten, und die Grafen von Stolberg auf ihren Harzschlössern Wernigerode, Stolberg und Roßla. Durch die Einigung Deutschlands im Kampf gegen Frankreich rechtfertigte Preußen seinen dynastischen Ehrgeiz und erwarb sich die deutsche Kaiserkrone. Im Dienste dieser Einigungspolitik stand der bedeutende Vertreter des letzten Harzgrafengeschlechts, der Graf, spätere Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode; als erster preußischer Oberpräsident von Hannover, als Botschafter in Wien und Vizekanzler in Berlin hat er den stolzen Reichsbau Wilhelms I. und Bismarcks hochrichten und festigen helfen.

Auf die Einigung Deutschlands folgte jener dreiundvierzigjährige Friede, an dessen Segnungen auch das Harzgebiet seinen vollen Anteil erhielt. Der steigende Reiseverkehr des rüstig schaffenden deutschen Volkes ließ die Orte am und im Harz als Erholungsstätten emporblühen. In der Zeit von 1871—1914 haben viele ihre Bevölkerung verdrei- und vervierfacht; den armen Dörfern auf der Hochfläche des Harzes, Schierke, Braunlage, Hahnenklee, Sorge und Elend kam diese Entwicklung vor allem zugute, zumal seit der Wintersport hinzutrat. Zu den Stätten leiblicher Erfrischung kam als Pflegestätte echter deutscher Geisteskultur das 1903 von Ernst Wachler begründete Harzer Bergtheater, das Vorbild aller Freilichttheater des deutschen Sprachgebietes.

Der stolze Reichsbau Wilhelms I. und Bismarcks ist zusammengebrochen, aber der Zerfall Deutschlands ist — zum erstenmal in einer so großen nationalen Katastrophe — verhütet worden. Im Wirtschaftsleben des verkleinerten Deutschland kommt dem Harz eine vergrößerte Bedeutung zu. Seine musterhafte Forstkultur steigt im Wert durch den Verlust waldreicher Ostgebiete; unter seinen Bodenschätzen haben allein schon die Kalilager am Nordrand unschätzbare Bedeutung gewonnen; seine weite Entfernung von den bedrohten Grenzen hat manches industrielle Unternehmen dazu bewogen, sich in den Schatten seiner Berge in Sicherheit zu bringen.

Daß unser Harzland, wie am materiellen, so nicht minder am geistigen Wiederaufbau Deutschlands seinen Anteil nehme, ist Wunsch und Hoffnung aller derer, denen die Pflege der geistigen Güter in den schönen alten Harzstädten anvertraut ist

Dr. Wilhelm Herse

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Kirche und Religion

Vorbemerkung. Der gleichnamige Aufsatz von Dr. Rothe im Aprilheft hat eine Reihe von Zuschriften hervorgerufen, mit deren Wiedergabe wir heute beginnen. D. T.

I.

Hering i. Odenwald, den 16. April 1925

Sehr geehrte Schriftleitung!

In der Aprilnummer des Türmers, den ich seit 20 Jahren lese, findet sich eine Abhandlung von Dr. Rothe, worin der Kirche Rückständigkeit vorgeworfen wird. [So haben wir jene Abhandlung nicht aufgefaßt; es wird dort nur sachlich auf den Nicht-Zusammenklang zwischen Kirche und Gebildeten bedauernd hingewiesen. Auf dieses Problem geht diese Zuschrift zu wenig ein, sofern sie nur die Gebildeten anklagt. D. T.] Die Vorwürfe sind ja aus Interesse an der Kirche erhoben, enthalten aber Unrichtigkeiten und Schiefheiten.

Es ist unwahr, daß die evangelische Kirche unter Glauben das Fürwahrhalten von antiken Weltvorstellungen versteht. Schon in der Volksschule bekommen die einfachsten Dorfkinder gesagt, daß Glauben im evangelischen Sinne nicht Fürwahrhalten von Lehrstücken bedeutet, sondern auf Gott vertrauen, was schon Luthers Ansicht gewesen ist und im Neuen Testament seine klassische Formulierung gefunden hat in der Stelle Hebr. 11, 1: „es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet". Unsere Kinder bekommen auch schon im Religionsunterricht gesagt, daß man unterscheiden muß zwischen dem Weltbild der Bibel und dem religiösen Inhalt der Verkündigung der Propheten und Jesu. Im Gegenteil, je größer die Welt geworden ist durch das moderne Naturerkennen, desto größer ist uns auch Gott geworden.

Wenn geistig hochstehende Leute aus den angegebenen Gründen die Kirche ablehnen, so haben sie eben keine Sachkenntnis. Es ist ja eine Tatsache, daß auf keinem Gebiet unter unseren Gebildeten eine so große Unwissenheit herrscht wie auf dem Gebiet der Religion. Mit Recht wirft ein unverdächtiger Zeuge wie der Jurist Hilty in seinem „Glück" den Religionsverächtern unter den Gebildeten vor, daß sie eine an sich wertvolle Sache unbesehen verwerfen. Dies gilt auch hinsichtlich der Kirche. Was Dr. Rothe an der Kirche vermißt, ist alles schon längst da in den Errungenschaften der modernen Theologie, die sich darüber beklagt, daß sie so wenig Erfolg bei den Gebildeten gehabt hat. Und die Ergebnisse der modernen Theologie werden überall in Predigt und Unterricht verwertet. Sonach liegt es nicht an der Kirche, sondern an den Gebildeten unter ihren Verächtern, die sich nicht die geringste Mühe machen, eine Sache, über die sie urteilen, richtig kennen zu lernen. Mit Recht sagt wohl Rothe, daß die Masse der Gebildeten nach der Konfirmation keinen Gottesdienst mehr besuchen. Das hat aber seinen Grund darin, daß das im Religionsunterricht Gelernte wieder vergessen wird, und daß unter dem Einfluß des Alltagsmilieus, sei's im Elternhause, sei's im Berufsleben, die alten Vorurteile gegen Kirche und Christentum auf dem unreifen Standpunkt des Konfirmationsalters stehen.

Ganz abzuweisen ist die Ansicht, daß der Hochgebildete die Religion weniger nötig habe als der Mindergebildete. Dies widerspricht dem Wesen und der Würde der Religion, die alles andere ist als ein Polizeigesetzbuch, um das Volk im Zaume zu halten. Es ist dies eine ein-



seitige Überschätzung des Intellekts, an der unser ganzes Zeitalter krankt. Weder geistige noch künstlerische Bildung machen den Menschen sittlich besser, die tatsächliche Wirklichkeit zeigt das Gegenteil. Man lese auch hier einmal nach, was der erwähnte Hilty in seinem „Glück“ über das einfache Volk sagt im Vergleich zu den sogenannten „Gebildeten“, wobei letztere nicht gut wegkommen! Unsere Gebildeten sind eben mehr überbildet und verbildet als gebildet. Im übrigen ist auch das Christentum keine Massenreligion und kann immer nur von wenigen in seiner Tiefe erfaßt werden, d. h. nur von der allein wahren Aristokratie, der des Herzens, die in allen Ständen und Schichten zu finden ist

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener
Friedrich Pabst, evang. Pfarrer.

II.

Das Mysterium des protestantischen Gottesdienstes

(Eine Einzelfrage als Beitrag zu Dr. Rothes Aufsatz „Kirche und Religion“ Aprilheft)

Der intellektualistisch-kranke Mensch von heute hat vergessen, daß es nicht in seiner Willkür steht, ob er „Andacht“ hält oder nicht. Es ist ihm die Ureinsicht verdunkelt, daß die Andacht der eine Lebenspol ist, ohne den der andere, der Arbeit und des sich differenzierenden Lebens, wie ein wurzelloser Baum gleichsam in der Luft schwebt. Es liegt nicht in der Willkür der Pflanze, einen unterirdischen Lebenspol zu haben oder nicht.

Reden wir ganz schlicht ohne theologische Ausdrücke, so ist die Andacht die Heimkehr ins „Einfache“ aus der Entfaltung, die Heimkehr ins Urtümliche aus der Mannigfaltigkeit, das Hinabsteigen in die Wurzeln gegenüber dem Hinaufsteigen in Zweig und Krone, das Zurückkommen zu dem „Einen“ aus dem Vielerlei. Die Andacht ist die Heimkehr zur Nacht, die „Eins“ ist, zum „Metaphysischen“, das die verborgen-unsichtbare, aber wirklichste Welt ist, zu Gott als Einfachem, aus dem Mannigfaltigen des Tages.

Wer keine Nacht hat, hat auch keinen Tag; wer nicht aus dem Tage der Oberflächenwirklichkeit zur innersten, verborgensten, metaphysischen Wirklichkeit kommt, lebt nicht als ganzer, vollwertiger Mensch. — Es steht nicht in unserer „Willkür“, die Nacht zu übersehen. Und so steht es ja auch nicht in unserer Macht, ohne „Andacht“ zu leben.

Und diese „Heimkehr“ ist zugleich, wie jede wahre „Heimkehr“: Ruhen und Anziehen neuer Kräfte. Unser Geschlecht kennt keine Andacht mehr, kein Hinabsteigen in das Dunkel der „hintersinnlichen“ Welt, darum ist es dem Tag des Lebens nicht gewachsen, darum kann es nicht rhythmisch, vollwertig ausschwingen zwischen beiden Polen. Aber bei dieser „Heimkehr“ muß wirklich das „Mysterium“ der übersinnlichen Wirklichkeit uns umwittern. Gott muß da sein, daß wir „in ihm“ „versinken“.

„Gott ist gegenwärtig — lasset uns anbeten ...“, singt der Mystiker Tersteegen; der Tag muß in Wahrheit auch verschwinden und das „Dunkel Gottes“ die Seele umschauern.

Kommt dem allem nun nicht der katholische Gottesdienst viel mehr entgegen mit dem Dämmern der katholischen Kirchen, mit all den Symbolen, die gegenüber dem grellen Tag das „Andere“ darstellen, mit dem Geheimnis „der Wandlung“ der Elemente vom Brot und Wein in dem gegenwärtigen Gott? Das ist die Frage. Ist da nicht „Nacht“, „Dunkel“, „Mysterium“?

Und ist demgegenüber nicht der protestantische Gottesdienst lauter greller Tag, daß er gar kein „Gottesdienst“ und kein „Nachhausekommen“ in die Nacht und ihr Mysterium ist? Wo ist das „Dunkel“, das Einfache bei der wohleinstudierten Predigt, die die Probleme



des Tages „klar" macht und wobei die Eitelkeit des klugen Kopfes, des guten Redners nur allzu oft spürbar durch die Kirche wandert? Ist nicht alles greller Tag in dem hellen, protestantischen Gotteshaus, in dem die Seele nicht zu dem andern Lebenspol der unsichtbaren Welt hinschwingen kann? — Ist überhaupt im Protestantismus ein „Gottesdienst" möglich, wo „Nacht" ist? Will der Protestantismus das überhaupt? Soll nicht alles klarer Tag sein, ist er nicht der Gottesdienst des „Wortes"? Und ist das Wort nicht „Tag"?

Hat der protestantische Gottesdienst ein „Mysterium"? Und wenn ja, wo ist es? Und welches ist sein Fortschritt über den römischen Gottesdienst hinaus?

Das ist die Frage. Gehen wir daran, sie zu klären. Der Gottesdienst, die Andacht ist, wie alles Lebendige, dem Gesetz des Wachstums unterworfen. Wir könnten eine „Gestaltlehre" der Andacht schreiben, die die primitiven Formen bis zur höchsten nachzuweisen sucht, vom Kultus der Urmenschen, soweit wir ihn bei den ursprünglichen Völkern erheben können, bis zur „Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit".

Soweit wollen wir nicht ausholen. Wir wollen nur, wie gesagt, den römischen und evangelischen Gottesdienst ins Auge fassen und sie gegeneinander abgrenzen und fragen: kann in dem einen oder andern die Seele am reinsten zur „Heimkehr", zum andern Lebenspol, zur Wirklichkeit der unsichtbaren Welt, zu „Gott" kommen? Dabei fassen wir nur die „Idee" ins Auge, nicht ihre mehr oder weniger vollkommene Ausführung in der Oberflächenwirklichkeit.

Das eine ist zweifellos, daß im katholischen Gottesdienst starke Hilfsmittel verwandt sind, um die Seele zur „Nacht" zu „stimmen" und den Gegensatz zum „Tag" des Lebens „darzustellen". Wir nannten sie schon kurz. Wir könnten sie vervollständigen: das Dämmern in den Kirchen, das bis zum Halbdunkel geht, die Symbole, die sich nicht nur ans Auge, sondern an den andern Sinn, den Geruch wenden: Weihrauch, ewiges Licht, die künstlerischen Darstellungen, die gegenüber dem „Tag" fremde Gewandung der Priester und Meßknaben, die geheimnisvolle Pracht, die „Einheit", die alle Gläubigen in der einen Form verknüpft, die „Wandlung" der Elemente, so daß nun „Gott" wirklich eingekehrt sein soll in den Raum — das alles sind starke Hilfsmittel, die auf das Gemüt wirken und es umfangen sollen mit dem Mysterium „der Nacht", dem Dunkel der unsichtbaren, wirklichen, metaphysischen Welt.

Wir müssen aber den Begriff der „Nacht" schärfer ins Auge fassen. Es gibt eine Stellung, ein Umfangenwerden von der Nacht, da liegt in der Nacht für uns etwas „Unheimliches", Fremdartiges, Drückendes, Heterogenes. So stehen wohl Kinder zur Nacht und die primitiven Menschen zum Geheimnis der metaphysischen Welt, die sie überall umwittert. Sie „lastet" auf ihnen. Da ist etwas, das „drückt" sie. Die Nacht ist ihnen nicht ganz „homogen", und in ihrem Gefühl von der Nacht ist ein Fremdkörper, eine Gefühlsmasse, die nicht „durchdrungen", durchglüht ist und in ihnen rein aufklingt. Das ist das „Furchtbar-Unverständliche", Ungeheuerlich-Mirakelhafte, Unverständlich-Fremdartige. Da ist die „Nacht" nicht das „mütterlich" Umhüllende, Bergende, „väterlich" Schützende allein, sondern eben zugleich das eben bezeichnete andere.

Ist ein solches Moment im „Gottesdienst", dann ist die reine Form der Andacht getrübt, denn zur reinen Form der Andacht gehört, daß die Seele zur Nacht geht und rein aufklingt, ganz zur Ruhe kommt, ganz sich versenkt ohne die Gefühle des Schreckens und der Angst und des völlig Unverständlichen. Es ist dann die Andacht kein reines „Nachhausekommen", das volle Ruhe und „Erquickung" gibt, kein „Schlafen", wo doch alle Sinne wach sind, am Herzen des Vaters.

Das ist nun der Tatbestand, daß solche heterogenen Elemente im römischen Gottesdienst verborgen sind, die als fremdartige Gefühlsmasse nicht rein aufklingen können. Nur eins als Beweis.

Das Mirakelhafte und Unverständliche wird mit Absicht beibehalten und gepflegt. Es werden zum Beispiel die Worte, die der Priester bei der Wandlung spricht, dem Volk nicht mit-

geteilt. Das sind „Geheimworte", die niemand, als nur der Priester allein, wissen soll. Von der Wandlung selbst als einem Mirakel wollen wir nicht reden, um niemandem zu verletzen. Wir Protestanten lehnen das ja auch ab.

So ist also der römische Gottesdienst „Mysterium", aber kein „reines" Mysterium.

Ist nun der evangelische Gottesdienst auch „Mysterium"? Und wo ist dasselbe verborgen?

Auch der evangelische Gottesdienst ist, als Ideal gefaßt, Mysterium, denn es ist die Stunde, da „Gott" „gegenwärtig" ist. Ist das etwa nicht das gewaltigste Mysterium, das man denken kann? Gott ist nicht nur gegenwärtig im Augenblick der „Wandlung", Gott ist vom Beginn bis zum Ende da und erfüllt die Kirche, und nicht die Kirche als bloßen Raum, sondern die Kirche, in der „Andächtige" versammelt sind. „Ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl und sein Saum füllte den Tempel." Jesaja 6. Das sollte von jedem evangelischen Gottesdienst gelten. Am schönsten hat Tersteegen das Geheimnis des evangelischen Gottesdienstes verkündet in dem Lied:

Gott ist gegenwärtig,
lasset uns anbeten
und in Ehrfurcht vor ihn treten;
Gott ist in der Mitten,
alles in uns schweige
und sich innigst vor ihm beuge;
wer ihn kennt,
wer ihn nennt,
schlägt die Augen nieder,
kommt, ergebt euch wieder.

Gott ist gegenwärtig,
dem die Cherubinen
Tag und Nacht gebeuget dienen.
Heilig, heilig, heilig
singen ihm zur Ehre
aller Engel hohe Chöre;
Herr, vernimm
unsre Stimm',
da auch wir Geringen
unsre Opfer bringen.

Und zwar will Gott zunächst gegenwärtig sein — das ist die Idee — nicht in den Elementen, sondern in dem Leiter des Gottesdienstes, in dem Liturgen und Pfarrer! Dafür sollte derselbe mit unablässigem Ernst und Gehorsam, Demut und Wahrhaftigkeit Sorge tragen, daß er ein Gefäß, ein Tempel ist, in dem Gott „gegenwärtig" sein kann.

Die Protestanten berufen sich auf die Heilige Schrift, nach ihr haben sie die Kirche erneuert. Und in derselben heißt es: „Wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen."

Das ist also das Dunkel der unsichtbaren, wirklichen Welt, die der evangelische Gottesdienst ausbreiten soll in der Kirche und mit der er die Stunde erfüllen soll: die heilige Nacht der wahrhaften Gegenwart des „Allmächtigen". Diese „Nacht" muß allerdings wirklich „da" sein. Es muß fluten und wogen, es muß rauschen und weben, es muß die erhabene Stille des Ewig-Lebendigen den Raum füllen; was Tersteegen singt, muß in der Welt der realen Tatsachen vorhanden sein. Um es noch einmal mathematisch auszudrücken: Diese 4. Koordinate, diese neue Dimension muß im Unterschiede von der sichtbaren Wirklichkeit in dieser Stunde gezogen sein.

Da muß die Person des Liturgen und Predigers freilich völlig in den Hintergrund treten. Da darf keine „Eitelkeit", die sich selbst bespiegeln will in hinreißender Rede, da sein. „Gott widerstehet den Hoffärtigen."

Das ist die große Versuchung, der die protestantische Kirche weithin erlegen ist: die Predigt. In der Predigt trat der „Versucher" zu ihr und sprach: „Ringe darnach, ein guter Kanzelredner zu werden, der eine volle Kirche aufweist."

Und nach der Predigt und vor der Predigt sprach der Versucher: „Du hast eine gute Predigt gemacht und getan." Damit hat die evangelische Kirche einem größeren Götzendienst gehuldigt — wenn ich das Wort aus den Reformationskämpfen brauchen darf —, als etwa in der Wandlung liegen könnte. Denn der Mensch, der eitle Mensch erfüllte jetzt die Stunde und den Raum mit seiner Eitelkeit und seinem eitlen Wort, dem Wort des Tages und nicht der „Nacht".

Gott aber kam nicht herab, und sein Saum füllte auch den Tempel nicht. So war — trotz der biblischen Formen, die gerade als „leere", nicht metaphysisch „erfüllte" Gefäße den Freudenwein der Ewigkeit für die Durstigen um so schmerzlicher vermissen ließen — der Gottesdienst kein Mysterium. Die neue Koordinate, der andere Lebenspol war tatsächlich nicht da. Und es ist nicht zu verwundern, daß die wahrhaft Durstigen ihre „Andacht" anderswo suchten.

Wiederholen wir noch einmal: nicht das „Wort" der protestantischen Predigt, das doch den eitlen, kleinen, unzulänglichen Menschen allzu gefährlich enthüllt, ist das Wort, auf dem die evangelische Kirche ruht, sondern auf „dem Wort", in das Gott seine Gegenwart einhüllt. Dieses Wort ist reines Mysterium. Und dieses „Wort" ist viel eher das Wort der Liturgie, das „gereift" ist und die Form von vielen Geschlechtern trägt.

Darum sollte man die „Predigten", die die große Versuchung und die große Gefahr sind, wenigern, und reine liturgische Hauptgottesdienste halten mit der Aufgabe, sie mit Seele, mit „Nacht" zu erfüllen. Das wäre die große Erziehung zur Demut.

Denn das sei noch gesagt: die „Predigt" ist nur möglich für Propheten, nicht für jeden Kandidaten der Theologie von 25 Jahren. Damit legt die Kirche eine Last auf und eine Versuchung, die ungeheuerlich ist und der der Durchschnittsmensch nicht gewachsen ist.

Die Predigt ward zur großen Versuchung und Gefahr auch für die Gemeinde.

Auch zu ihr trat der Versucher und sprach: „Was willst du in der Kirche? Du willst doch eine schöne Predigt hören!"

Damit war die Aufmerksamkeit von Gott weg auf den Menschen gerichtet. Die „Liturgie" wurde „überstanden"; dem Prediger strömte das unsichtbare Fluidum der ihn stumm fragenden Menge entgegen: „Was sagst du — nicht, was sagt ‚Gott' heute; wir sind gespannt auf das, was du sagst." In diesem ausgespannten Netz verfing sich die Seele des Predigers völlig.

Auch die Gemeinde erniedrigt den „Gottesdienst" zum „Menschendienst", zur „Sensation", wenn ich ganz hart rede, zum „Götzendienst". Weil sie „Gott" nicht sucht in dieser Stunde, nicht die „Nacht" und das Dunkel, konnte Gott auch nicht zu ihr kommen. Es bleibt darum diese Stunde — bei allen Formeln der unsichtbaren Welt — doch völlig ein „Diesseits" des Tages, in der Oberflächenwirklichkeit gebannt, und der neue Lebensraum der unsichtbaren Welt wurde nicht aufgeschlossen.

Denn das ist evangelische Gottesdienstidee, daß auch die Gemeinde „Wohnung" Gottes sein soll, daß darum — genau so ernst wie der Pastor — die Gemeinde darum ringen soll, daß Gott in dieser Stunde bei ihr Wohnung macht. Und es gibt wenige, die bereiten sich so für den Gottesdienst. Und zu ihnen kommt „Gott", ganz unabhängig von Predigt und Prediger. Wie kann Gott das aber bei Menschen, die gar nicht für ihn offen sind?

Ist eine Gemeinde da, die sich so zum Gottesdienst rüstet, ist ein Pastor da, der so innerlich verfaßt ist, daß Gott in ihm Wohnung machen kann, dann senkt sich Gott, die metaphysische Nacht aus Gnaden, auf beide herab, dann wogt und wallt es in dieser Stunde von Gottes Gegenwart, dann „erbeben" die Schwellen des Tempels und „Gottes Saum" füllt den Raum. Dann ist der evangelische Gottesdienst „reines Mysterium".

Darum ist der evangelische Gottesdienst noch immer Weissagung und noch nicht Erfüllung, keine Gabe, sondern Aufgabe für Pfarrer und Gemeinde, kein Anlaß zum Danken, sondern zu ernster Buße.

Darum haben wir nicht das Recht, auf die katholischen Brüder herabzusehen wie stolze „Pharisäer", die „gerecht" sind, sondern uns zu demütigen wie der Zöllner, denn wir haben in 400 Jahren wenig die Aufgabe erfüllt, die uns gestellt war: einen neuen Lebensraum zu schaffen, der von dem Dunkel der verborgenen Wirklichkeit rein erfüllt ist.

Pfarrer Heinrich Heider (Müsen, Westfalen).

III.

Der Protestantismus der Mündigen

(Zu den Fragen Dr. Rothes im Aprilheft des Türmers)

Sagte mir da neulich jemand: „Das Religiöse ist für mich selbstverständlich, aber die Kirche ..." Religion ist diesem Jemand eine gefühlsmäßige Mythologie der „Naturgesetze", der Gedanke an einen „persönlichen" Gott löst in ihm Mißbehagen aus, und die Kirche gilt ihm für eine herrschsüchtige Verdummungsanstalt. Nun, ich denke, die Menschen haben den Gott oder Götzen, die Kirche oder das Bildstöckl, den Glauben oder Aberglauben, den sie verdienen. Wer so unschöpferisch ist, wie mein Jemand, so unpersönlich und lebensunkräftig, daß er sich „geschehen läßt", ein reines Passivum, für den ist gewiß ein persönlicher Gott unfaßbar; erschauernd steht er vor der formlosen Allmacht der „Naturgesetze", ohne zu ahnen, daß diese halb theologischen Begriffe aus der Bibel entlehnt sind, ohne zu sehen, was für gegensätzliche Reihen die eine Natur zerklüften: er fühlt sich hinter dem populären Gitter monistischer Phrasen so wohl wie eine Schildkröte im Zoologischen Garten. Zum Glück sind nicht alle so, sonst wären wir noch Höhlenbewohner, allen Schrecknissen der Wirrwelt preisgegeben, die ja doch wohl ganz naturgesetzlich sind. Nur ist ein gehöriges Stück Troglodytentum noch unüberwunden und läßt uns noch immer in der „Macht", in der Allmacht etwas Göttliches anstaunen, begehren und fürchten. Aber die Furcht führt uns immer nur bis zum Götzen, erst die Sehnsucht führt uns zu Gott. Wollen wir nun zitternde Marionetten eines Götzen sein, oder mitkämpfende Lehnsmänner Gottes, unmündig oder mündig?

Die Zukunftfrage der Kirche des Protestantismus ist: ob sie für Unmündige oder Mündige da sein soll. Protestantismus ist doch wohl das Recht der Seele, wenn ihr die alte Kirche nicht mehr entspricht, für sich und ihre Lebensgenossen eine neue zu bauen, wäre es zunächst auch nur im Geiste und stillen Kämmerlein oder grünen Walde, bis sich in mehreren das geistige Gemeinschaftsleben zu neuen eignen Formen der Erkenntnis, der Schauung, der Andacht klärt und dann auch eine Stätte der Weihe gewinnt und endlich inmitten der Andersgläubigen ein Bundesgefüge über den trennenden Raum hinweg entsteht. Der Einsiedler hat sein seelisches Recht; wer aber mit seinem Weltbekenntnis andern helfen und sein Pfund nicht vergraben will, betritt damit einen Weg, an dessen Ende eine — „Kirche" steht; es kommt ja auch wirklich nur darauf an, ob diese auf einem Gipfel als freie Warte ragt oder aber in eine dumpfe Kluft eingezwängt ist. Hatten wir nun bereits diese Protestantische Kirche und Wartburg der Freiheit?

Die wahre Frage nach der Zukunft der protestantischen Kirche lautet: Haben die Reformatoren schon wirklich den unverrückbaren Geistesgrund gelegt, auf dem eine Kirche der Mündigen, der in Freiheit Gottgläubigen zu stehen hat? Denn für die Unmündigen ist ja die Kirche des Katholizismus prächtig und mächtig, bequem und strenge da.

Die Reformatoren, will mir scheinen, haben noch nicht ermessen, welch eine ungeheure Absage an das Alte Testament in Christus geschehen ist, haben nicht die Tragik des Christentums eingesehen: daß der Katholizismus ganz wesentlich eine römisch-disziplinarische Durchführung des alttestamentlichen Geistes unter Verschüttung der Frohen Botschaft Christi ist, die letzte Logik des Glaubens an den sühneheischenden Allmachtgott vom Sinai. Die evangelische Freiheit eines Christenmenschen konnte gar nicht durch eine Rückkehr zum Urkatholizismus eines Paulus gewonnen werden, dessen gradlinige Fortsetzung — Loyola heißt; die Reormation ist also nur erst begonnen, sie kann nur in der Ausführung dessen, was Christus sein wollte und wofür er hingerichtet wurde, ihrem Ziele zuschreiten: den Mündigen einen freien Gott der Liebe zu offenbaren. Bisher war die vielhäuptige protestantische Kirche nicht viel mehr als eine katholische Sekte, auch wenn katholischer Kultus und Disziplin über Bord geworfen wurden: sie war von demselben Geiste starrer Unterwürfigkeit und Gottesfurcht besessen. Ich bin in einem streng lutherischen Elternhause herrnhutischer Tönung aufgewachsen und kenne

daher die seelische Unduldsamkeit des in der Bibel verankerten Protestantismus nur zu gut Frei und unkatholisch war der Protestantismus eigentlich nur in der Zersetzung des Bibeltextes, um dessen Widersprüche, Schiebungen und Fälschungen er sich zu streiten gestattete; als ob dadurch der Weg der Seele zu Gott frei würde! Aber wie zerfahren sind nun all die nicht-mehr-orthodoxen Protestanten, die immer noch, in aller Negativität, der Bibel verhaftet sind! Mit der Auflösung der Urkunde, der Lehre muß nun freilich auch die protestantische Kirche, wie sie bisher war, eine katholische Halbheit, zu Ende gehen. Und doch wäre ihr Verschwinden ein Unheil, ein Triumph der Unfreiheit, der Christentümlichkeit über Christus.

Ich sage „Christentümlichkeit“ und meine damit die bisherige geschichtliche Auswirkung des Geistesphänomens Christus, wie es uns aus dem dreifaltigen persönlichen Erleben von Petrus, Johannes und Paulus überliefert ist, zusammengeflossen und durcheinandergeschichtet im Neuen Testamente, dessen seelischen Urkundenwert für die Wirklichkeit Christi nur ein seelisch Blinder leugnen, aber auch nur ein seelich Unmündiger für bindend und alleingültig erklären kann. Sollten mit diesen drei Christusbildern die Möglichkeiten, Christus zu erleben, erschöpft sein? Mit nichten! Nur sind es heute ganz andere Wesensrichtungen als ehedem, die ein neues, den Urkunden ganz frei gegenüberstehendes Christusbild erfordern und ermöglichen. Was Paulus freistand, der Christus persönlich nicht gekannt hat, das steht auch heute jedem frei, weil Christus ein ewiges Phänomen ist. Nur daß das neue Christusbild ein neues Gottesbild, ein neues Weltbild voraussetzt; der alte biblische Schlauch ist am Zerreißen, wie Christus es vorausgesagt hat, wenn er auch fest genug war, solange vorzuhalten; aber die Geschichte der christentümlichen Kirche ist ja die einer ununterbrochenen Gärung — daher die beständigen großen und kleinen Schismata in Konfessionen und Sekten, die Räuberkonzilien, die wiederholten Reformationsversuche „an Haupt und Gliedern“, immer vergeblich, so lange der alttestamentliche Geist des Allmachtwahnes das Wort hatte, so kirchlich wie naturwissenschaftlich, und die Seele als nichtige Kreatur zur ewigen Unmündigkeit verdammte.

Es geht um die Seele, heute mehr denn je und für den deutschen Menschen mehr denn für die andern. Es geht um die Wesensstellung der Seele zu Gott, zu den Mitseelen und zur Arbeit an der Wirklichkeit des Lebens. Die Schöpfung eines Alleingottes bedarf sie, als vollkommen (Gen. 1, 31), einer weiteren Arbeit? — Oder dürfen wir am kommenden Reiche Gottes (Luk. 11, 2) inmitten der Macht des Bösen mitarbeiten? Ist Gott der Seele Tyrann oder ihr Freund? Ist die Seele ein passives „Gefäß“ (Röm. 9, 21) oder ein tätiger Quell? Ist sie eine hörige Kreatur, rechtlos und unverantwortlich, oder ein unerschaffnes Eigenwesen, souverän-ewig, daher selbstverantwortlich, rechts- und pflichtfähig? Das sind alles keine Schul-, sondern brennende Lebensfragen, von deren Beantwortung das zukünftige Gottes- und Christusbild abhängt, die Zukunft eines Protestantismus der Mündigen, Aufrechten, Freien.

Daß Jehova, der Herr, der Allein-Seiende, mit den vergänglichen und rechtlosen Kreaturen nach seiner Willkür schalte: das war Altes Testament und — paulinischer Prädestinationsglaube. Christus ist aber, in seinem lebendig freien Verhältnis zu Gott, der Gegensatz zu jenem Glauben, auch wenn seine alttestamentlichen Jünger das nicht erfaßten und ihn, wo es irgend ging, dem Alten angliederten; genug des Gegensatzes zum Alten ist denn doch erkennbar, und Kaiphas, ja der hat es erfaßt, was in der Verknüpfung Menschensohn und Gottessohn lag, und darum zerriß er seinen Mantel. Christus — der Lästerer ... wessen? Gottes oder — Jehovas? Nun: als Christus die Versuchung dessen abwies, der als Herr dieser Welt ihm alle Macht und Herrlichkeit anbot: wer war für ihn dieser Machthaber der Natur? Nicht Gott! Auch in dem Wunder von Bethesda lag eine vernichtende Kritik der Willkür Jehovas, der doch alle Kranken sofort gesunden lassen konnte, aber (echt paulinisch) nur dann und wann einen Engel sandte, um das Wasser zur Heilung zu erregen. Auch die Vertreibung der Händler aus dem Tempel durch Christus war eine Lästerung Jehovas, denn wider dessen Willen konnte doch wohl in seinem Tempel nichts geschehen an Krämerei. Ja, da doch all und jedes Geschehn ein Ausfluß des alleinen

Urhebers Jehova ist — wer durfte und darf noch über ein Verbrechen sich empören, wer darf helfen, wer darf einem Unrecht wehren und Jehova in den Arm fallen? Ist die ungeheuerliche Konsequenz des alten, von Christus mit Wort und Tat befehdeten Allmachtwahnes noch nicht klar?

Ich rede nicht von Eignem, wenn ich nun auf das neue Christus-, Gottes- und Weltbild hinweisen möchte, das mir die Freudigkeit wiedergegeben hat, als ich nach dem Bruche mit der Bibel mich in einem Atheismus von unüberbietbarem Pessimismus verkrampft hatte, wie meine „Bücher Kains" es zeigen. Ich zeuge einfach für eine Tatsache, wenn ich, wieder und wieder, auf die Klare Kunde hinweise, wie der baltische Denker, Dichter und Bildner Elisarion (Elisario von Kupffer) sein in frühem Leide geborenes, in tiefer Sehnsucht erschautes, klar durchprüftes und licht gestaltetes Weltbild genannt hat (und das für die außerdeutsche Welt „Klarismus" heißt). In der Klaren Kunde habe ich die Würde meiner Seele und die Heilige Hoheit Gottes gefunden.

Die vorchristliche Welt hat die Frage der Willensfreiheit gar nicht so gekannt, wie sie die christentümliche bewegt. Die unfruchtbaren Streitigkeiten über den Determinismus haben aber immer am Kernproblem vorbeigeredet, das von Augustin sehr empfunden wurde, Luther nicht zur Ruhe kommen ließ und Pascal gegen die Jesuiten trieb. Bei Augustin lautet es: der Mensch ist zwar fähig zum Bösen, aber unfähig zum Guten, außer durch Gottes Gnade. Fähig zum Bösen heißt: fähig, sich Gott zu widersetzen und somit aus eignem Wesensgrunde zu handeln. Aber damit hört ja der Mensch auf, eine prädestinierte Kreatur Gottes zu sein, und es ist nur bibelhafte Schiebung, die „Willensfreiheit" als ein nachträgliches Geschenk Gottes an seine Kreatur hinzustellen, der keine Sklaven (mehr) gewollt hätte, gleichwohl dann aber den Gebrauch der Freiheit, der ihm nicht paßt, mit Höllenstrafe ahndet. Die Freiheit kann nur ganz urprimär und wesenhaft sein — oder überhaupt nicht. Nein, nicht Frei„gelassene" Jehovas sind wir, sondern, wie Elisarion es mit der ganzen Leidenschaft seines aufrichtigen und klaren Herzens bekennt, Freigeborene, die wider Gott handeln können und frei sind, fern von ihm zu bleiben, in eigner dunkler Einsamkeit und Qual, die er aber zu sich aus liebender Gnade hinlenken kann, wenn wir es ersehnen; und dann werden wir zu Kindern Gottes erhoben. Diese einfache, zwingende, alle Widersprüche der zerspaltnen Wirklichkeit umfassende Erfüllung des Willensproblems liegt in Elisarions axiomatischem Bekenntnis:

„Ich weiß, ich bin ein Eigenwesen ..."

wie das schlicht-große Credo in seinem „Neuen Fluge" anhebt (1911). Im „Heiligen Frühling" (1912) gestaltete er seine Welt- und Gottesschau weiter aus, wiederholte sie, anklagend, 1920 in „3000 Jahre Bolschewismus", um in „Wirrwelt und Klarwelt" sie noch einmal abgerundet darzustellen; ich habe die geistige Befreiung und Klärung, die mir durch den Geist der Klaren Kunde nicht nur für die Welteinsicht und die Willensrichtung, sondern auch für meine kulturphilosophischen und naturwissenschaftlichen Fachgebiete geworden war, dankbar weiterreichen dürfen, als ich in der „Zukunft der Natur" die ganze erkenntnistheoretische, naturphilosophische, pädagogische und politische Tragweite dieses Weltbildes von Elisarion erforschte, das an die Stelle qualitätloser Nullen lebendige Tatmächte setzt und allen Zahlenwahn der Naturmessenschaft beseitigt.

Eigenwesen, Wirrwelt, Klarwelt: das sind die drei Wertpunkte der Klaren Kunde. Eigenwesen: das ist die unerschaffene Seele, aus deren leidvoller Ur-einsamkeit all der anarchische Egoismus stammt, dann aller Zwang und Krampf der Massen, die ganze fressende, zerstörerische, gierige Wirrwelt-Natur. Wir ewigen Eigenwesen allesamt sind die Urheber der Natur, und wir dürfen nicht länger Gott die Schuld an Pestilenz, Krieg, Erdbeben, Mord, Schändung, Lüge, an Tod und Geburt zuschieben, als wäre er ein Dämon voll Zäsarenwahnsinn, der alle Übel auf die Geschöpfe seiner Allmacht losließe. Da wäre ein franker Atheismus noch anständiger. Doch inmitten der sinnlosen Greuel der Wirrwelt erleben wir da nicht nun

auch das Gegenteil? Wir erfreuen uns an Güte, Liebe, Einklang, Schönheit, Opfermut. Woher stammen die? Sie zeugen von einer zweiten Wirklichkeit, der wir aus der ersten leidvollen Wirklichkeit zustreben, was wir nicht brauchten, wenn überall nur eine einzige Weltordnung herrschte. Aber eben, bekennt Elisarion, es gibt im Universum eine Zwieordnung, und die uns anspornende und in Ahnung beglückende Wirklichkeit, die ist göttlichen Ursprungs, Spur der Klarwelt Gottes inmitten der Wirrwelt. So erhebt sich im Weltbilde der Klaren Kunde gegenüber der Wirrwelt der Eigenwesen die Klarwelt, das Reich des Ewigen Weltenkünstlers, dessen ach! so spröder Rohstoff unsre Seelen sind. Aber wenn sein Geist in der Seele wach wurde, dann will auch sie, gleich Gott, inmitten der Wirrwelt an der Klarwelt schaffen und Ordnung, Einklang, Frieden, Schönheit stiften, wo nur erst Zwist, Zerstörung, Haß und Häßlichkeit ist — Wirrwelt. Aus Gott stammt in den zu ihm wiedergeborenen Eigenwesen der Drang, die Rohnatur zu überwinden, das Eigenwesen zu läutern, in Selbsterziehung an der Kultur zu wirken. Eine Gottesnatur brauchte keine Kultur, und Kreaturen brauchen nicht, können nicht, aber Eigenwesen müssen sich überwinden: das ist der wahre Sinn des Eigenlebens, das ist ehrlicher Kampf mit der Wirrwelt im Namen Gottes, gegen den eignen alten Adam der Naturgebundenheit.

Und ein schöpferischer Kämpfer im Namen Gottes war Christus. Wider wen sollte er kämpfen, wenn alles aus Jehova wäre? Aber er kämpfte gegen die doch wohl von Jehova prädestinierte und naturgesetzliche Verknöcherung der Seele, die sich ein Wahnbild der Rache, Allmacht und der Menschensatzungen errichtet hatte, und er fiel durch die Hand der Hüter dieses Wahnbildes. Ihm nachfolgen, heißt einen steten Kulturkampf wider die Roheit der Wirrwelt, den Blick auf die Klarwelt Gottes gerichtet, führen und die Frohe Botschaft des Ritter-Heilandes, wie Elisarion Christus nennt, im Geiste der Klaren Kunde erfüllen, als mündige Mitarbeiter und Lehnsmänner Gottes. Wäre das nun nicht ein Programm für den künftigen, unverlierbaren Protestantismus? Dr. Eduard von Mayer (Locarno-Muralto).

[Weitere Aufsätze werden folgen. D. T.]



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Fritz Bley

Als Fritz Bley am 23. Juli 1923 seinen 70. Geburtstag beging, feierte man ihn als einen schöpferischen Menschen von ungewöhnlicher Vielseitigkeit. Man zeichnete das Bild seiner Persönlichkeit, nannte die Stätten und kennzeichnete die Weise seines Wirkens. Man erzählte, worin er ein Meister und wohin er ein Führer gewesen war. Aber nur wenig oder nur beiläufig berichtete man, daß er auch zum Führer und Meister wurde über die Grenzen der Zeitgenossenschaft und des Zeitgeschehens hinaus, nämlich als Dichter, der das Einzelne ins All hineingibt und im Einzelnen das All mitschwingen läßt. Da dieses Heft dem Walde gewidmet ist, so gebührt gerade hier dem Dichter Fritz Bley eine ins Allgemeine empordringende Würdigung.

Das Schauen und Schaffen Fritz Bleys hat etwas Faustisches. Doch nicht dahin treibt es ihn, daß nichts in der Welt ihm fremd sei, sondern dahin, daß im Ding die Kraft, die es bildete, und in der Gestalt der Geist, der sie bewegt, ihm als Kraft und als Geist der Allkraft und des Allgeistes offenbar werde. Ihn lockt ein unfaustisch-faustisches Verlangen. Er sucht die Erlösung weder im eigenen noch im fremden Ich. Der Mensch an sich bildet weder den Ausgang noch das Ende seines Schaffens. Er fühlt sich als Weltenwelle, die Mensch wurde, die aber — der Bedingung wie der Bedeutung nach — ebenso gut tiergewordene, pflanzengewordene, stein- und erdgewordene Weltenwelle hätte sein können. Trotzdem und eben darum ist ihm Selbstbehauptung zugleich Welterfüllung — und Welterfüllung ist ihm oberstes Gesetz.

Seine dichterischen Werke sind von dreifacher Art. Er bescherte uns Lieder, Tiergeschichten, Natur- und Jagdbilder.

Das erste Liederbuch trägt die Aufschrift: „Hochlandminne“. Es bietet neben einer Reihe jägerlicher Gedichte Fritz Bleys die ins Neuhochdeutsche übertragenen Lieder der Sänger Alttirols von Leuthold von Seben († 1182) bis Oswald von Wolkenstein († 1445). „Horridoh“, sein zweites Liederbuch, ist derartig eigene Gabe, daß nur der Dichter selber weiß, wie sehr es mit dem Untertitel des Buches „Ein Weidmannsleben in Liedern“ seine Richtigkeit hat. Wir finden darin rein lyrische Klänge („Schweig still, mein Herz“ — „Sternschnuppen“ — „Schlummerlied“), schlicht volkstümliche Weisen („Hinaus in die Welt“ — „Spielhahnlieder“) und jägerliche Lieder („Aufbruch zur Jagd“ — „Im Gamsgewände“ — „Weidmannsruhe“), wir haben darin sowohl Spruchweisheit („Höchste Weihe“ — „Gotteskindschaft“) als auch persönlich geschaute („Im Bodetale“ — „Sauerland“ — „Mecklenburg“) und allgemein geistig durchwirkte Landschaftsbilder, die (z. B. „Die Steppe“ — „Tropennacht“) in eindringlich tiefer und starker Farb- und Stimmungskraft dargeboten sind

Alle diese Versdichtungen zeigen, daß Fritz Bleys Einstellung zur Welt zu sehr männlich-aktiv geartet ist, als daß er vornehmlich lyrischer Dichter sein könnte. Er fühlt sich in seinem Schauen und Erleben stets der Allheit näher als der Einzelheit. Das Tönen und Schwingen des inneren Menschen gilt ihm so stark als allhafte Bewegtheit, daß er es als Erscheinung und Wert für sich nicht sonderlich achtet. Ihm erwächst das Gefühl innerster Erhobenheit nicht nur aus der schöpferischen Lebenserneuerung, aus der dichterischen Hingerissenheit im Schaffen, sondern auch aus dem Erkennen im Forschen und dem Weltplan-Erfüllen im Handeln überhaupt. Das ist seine höchste Lust: in Übereinstimmung mit dem Weltwillen atmen und leben, fühlen und hoffen, wirken und wachsen, rasten und ruhen.

Die zweite Art seiner Dichtungen finden wir in den Tiergeschichten. Es sind Tierdarstellungen, die vermöge ihrer All-durchdringenden Weite Ausschnitte aus der Erd- und Weltgeschichte bilden. Fritz Bley sieht das Tier als ein Geschöpf, dessen körperliches und seelisches Sein sich sowohl als Artwesen wie als Einzelwesen in der Gestaltungsmäßigkeit des Alls entwickelte. Er stellt es daher als ein empfindend-denkendes Triebwesen dar, das in rückwirkend-wirkende Lebensgewalten hineingegeben ist. Als Tierdichter zeichnet er also keine zum wissenschaftlichen Gedankengebilde erstarrte Gattungsvertreter, sondern vollwirklich-lebendige Tierpersönlichkeiten, die durch die Lebensbedingungen ihrer heimischen Landschaft und durch die eigenen Erfahrungen in ihr das werden, wozu sie kraft ihrer ererbten Art- und Sonderfähigkeiten die Entfaltungsmöglichkeiten in sich tragen. Wir haben in Fritz Bley nicht nur den Altmeister der deutschen Tiergeschichte, sondern auch den Großmeister der deutschen Tierdichterzunft.

Die Fülle seiner bisherigen Tiergeschichten faßte er in vier stattliche Bände zusammen: „Von wehrhaftem Raubwilde", „Von freiem Hochlandwilde", „Von nordischem Urwilde", „Vom Edelen Hirsche". Ganze Scharen unter den deutschen Jägern und Naturfreunden, die an kernig frischer und besinnlich zarter Dichtung ihre Freude haben, werden kaum ahnen, welche Schätze ihrer hier harren. Es spricht aus ihnen nicht nur der naturvertraute Dichter des Waldes und des Wildes, sondern auch der hochgemute Weidmann, der vier Erdteile jagend durchstreifte, und der selbständige Forscher, der aus allseitigem Verstehen und Wissen heraus zum Anwalt und Fürsprecher der Tierwelt wird.

Die dritte Art der Dichtergaben Fritz Bleys bietet uns das Buch „Avalun" dar. Hier zeigt er sich ganz und in schöner Geschlossenheit als das, was er innerlich überhaupt ist, als kosmischer Dichter, und dieses Werk ist daher sein dichterisch tiefstes und stärkstes. Hier — in diesen „Geschichten aus allerhand Paradiesen" — sprießt die Einzelheit mit besonderer Kraft und Innigkeit aus der Allheit auf und damit empor ins Heldische. Wir lauschen dem Herzschlag der Welt, wir lernen kosmisch sehen und kosmisch fühlen, wir empfangen einen „Heiltrunk des Ewigkeitserlebens" (Eberhard König).

In allen diesen Werken erwuchs das Schaffen Fritz Bleys so voll und so geradlinig aus den Ursprünglichkeiten des menschlichen Wesens, daß man meinen könnte, es wäre ihm ein bereits ins Allgemeine gehender Erfolg beschieden gewesen. Das ist jedoch nicht der Fall, — und eine kurze Überlegung wird genügen, es begreiflich zu machen.

Fritz Bleys feine und zugleich starke Fähigkeit ist die, Lichtsucher und Lichtkünder für Erdgeborene zu sein, Vergangenes und Künftiges gegenwärtig zu machen und Verborgenes sichtbar. Er schaut und deutet, er sinnt nach und ruft auf. Hat er die Einheit des Schauens und Schaffens — daß er selber Führer und Geführter ist —, dann dringt er ebenso kühn wie zäh vor bis ans Ziel. Darin liegt für einen Herrenmenschen nach zwei Seiten hin eine Gefahr, und als Dichter ist Fritz Bley weder der einen noch der anderen immer und völlig entgangen.

Die innere Gefahr ist diese: den Schwung des lebhaften Temperaments auch als Schwung innigster Ergriffenheit hinzunehmen, den Zwang leidenschaftlichen Ansichreißens auch als Zwang der gestaltenden Erneuerung und die aus urkräftigem Erkennen und Handeln aufblühende Erhobenheit auch als stimmungsmäßige Erhobenheit der schönheitsfrohen Seele. Denn in jedem Glück der Selbstbehauptung wie der Selbsthingabe erlebt er zugleich ein Glück der Wesens-Mitbehauptung des Weltwillens, sein eigenes Menschendasein durchlebt er zugleich in suchend sicherndem Einklang mit dem zielzügig waltenden Werdesinne der Unendlichkeit. Indem er lebt und wirkt, denkt und dichtet er — denkt es und dichtet es in ihm. Wohl schlägt er Brücken zwischen Bildern und Gedanken, aber er arbeitet nicht bewußt nach bestimmten Stilgesetzen. Wo ihm das dichterische Werk durch und durch glücklich geriet, da war es gleichsam Fügung, nicht die Frucht ästhetisch-künstlerischen Bemühens. Und daß dieses Gelingen ihm oft und in reichem und hohem Maße zuteil wurde, — woran lag's? Er nahm seine Stoffe beinahe stets zwiefach in ein Feuer der Läuterung: persönlich forschend und persönlich teilnehmend.

Die Menschen aber, die nur zufällig seine Leser sind, fragen nicht nach den inneren Notwendigkeiten in des Dichters Wesen. Sie wollen sein Werk genießerisch schlürfen und es nicht erwerbend sich zu eigen machen. Fritz Bleys Werke aber geben sich nicht von selber jedem müden Zeitgenossen, der lediglich ein Sproß und Glied der Masse ist. Denn der Durchschnittsmensch von heute hat in der Tat nicht die starke, frische und edele Linie der Ursprünglichkeit innegehalten wie das unverdorben aus dem All aufwachsende Naturgeschöpf. Die widernatürliche Beengung und Vermassung brachte den Menschen Entselbstung und Entartung und machte sie unedel und haltlos. Und wenn Fritz Bley in freier und stolzer Menschlichkeit hinauszog in die weite Welt, weil er in ihren lebendig wirklichen Gestalten den Hauch der Unendlichkeit witterte, wenn er in tausend erdzügigen Einzelheiten Allzügigkeit erahnte und in seinen Bildern anschaubar machte, so können das viele unter den heutigen Menschen wirklich nicht begreifen. In den meisten von uns rauscht nicht mehr der große, unwandelbare Werdewille des Alls, sondern nur noch das Rinnsal des Einzelwesens und der Born des Ichseins. Selbst die Wertvolleren unter uns Heutigen sind viel mehr auf ein innig zartes Darinsein eingestellt als auf ein umfassend großes Darübersein. Es bestehen Gegensätze, die sich nahezu ausschließen, wie etwa Herdentum und Heldentum.

Damit kommt für Fritz Bley zu der inneren Gefahr die äußere: in manchem Leser machen sich Hemmungen geltend, daß er des Dichters Werk nicht in sich nachzuschaffen vermag. Während also eine Gruppe unter den Lesern seine dichterische Bedeutung allzu wenig empfindet, sieht eine andere — bildlich gesprochen! — allzu sehr die Fehler seiner dichterischen Tugenden.

So bildet Fritz Bleys schöpferisches Menschentum in seiner besonderen Ausprägung zwar die Quelle seines Dichtertums, aber auch die Ursache der Tragik dieses Dichtertums. Freilich ist diese Tragik keine selbstverschuldete und daher unerträgliche. Denn im Sein und Werden der Welt hat es von jeher auch Kleinheit und Schwäche, Starrheit und Enge, Verfall und Untergang gegeben. Mag äußere Tragik den Dichter bedrücken, den kosmischen Dichter kann sie unmöglich niederdrücken. Sie hat auch Fritz Bleys Schaffensfreudigkeit und Schaffensfähigkeit bis hinein ins Greisenalter keinen Abbruch getan. Das zeigt mehr als deutlich sein zuletzt erschienenes Werk „Vom Edelen Hirsche". Wer die beiden Liederbücher Fritz Bleys kennt, seine drei vorherigen Tierbücher und sein Avalunbuch, vor dessen Augen rundet und schließt sich hier an vielen Orten und in immer neuen Stücken der Lebenskreis eines Menschen, der in seinem Denken und Dichten, in seinem Trachten und Tun wahrhaft ein ganzer Mann war, der aber das Lied seines überreichen Lebens noch längst nicht ausgesungen hat. Gerade aus dem jüngsten seiner Bücher, der Schöpfung des Siebzigjährigen, tönt deutlich die frohe Kunde, daß wir noch weiterhin Köstliches von ihm erwarten dürfen.

Adolf Glupe

Die Kleiderseller

Über Wilhelm Brandes für den „Türmer" zu schreiben, hatte ich selber im Sinn: für das Juliheft, als der Dichter seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Da trat die Bitte an mich heran, seine Würdigung für die Festnummer der Mitteilungen unserer Raabe-Gesellschaft zu übernehmen, und ich sagte dort zu.

Um so mehr freut mich, daß das Februarheft nachholte, was ich damals unterließ. Es hat jeden erquickt, der den viel zu bescheidenen und daher viel zu wenig gewürdigten Mann liebt und ehrt.

Nur ein Satz reizt den Widerspruch. Der mir unbekannte Verfasser kommt naturgemäß auch auf die „Kleiderseller" zu sprechen, jenen geselligen Kreis, dem in Braunschweig sowohl Wilhelm Raabe als auch Wilhelm Brandes angehörten. Indes tut er ihn mit einem Schaltsatz ab, der ebenso geringschätzig wie falsch ist. Es seien „erzbrave, aber ziemlich unbedeutende Bierbank-

philister“ gewesen. Sie hätten wenig Ahnung gehabt, welchen Geist sie in Raabe unter sich sitzen hatten; nur einen, nämlich Brandes, ausgenommen.

Dies Werturteil verrät, daß „P. M.“ nicht im Bilde ist. Er kann nicht einmal gastweise seine Füße je unter unseren Tisch gestreckt haben. Er kennt aber auch offenbar weder, was Brandes 1907 im 12. Heft des „Eckart“, was ich 1910 in meinem Raabe-Büchlein, noch was soeben Heinrich Spiero in seiner feinsinnigen Biographie unseres verewigten Freundes darüber geschrieben. Da wir alle drei selber dabei waren, Brandes dreißig Jahre, ich etwa halb so lange und Spiero als häufiger, gern gesehener Besuch von auswärts, so sind es drei Zeugen, denen man doch glauben darf.

Die Kleiderseller waren allerdings kaum mehr als ein Stammtisch. Sind die Beisitzer eines solchen darum schon notwendig Bierbankphilister? Wie weit gerade unsere Genossame davon entfernt war, das wäre leicht zu beweisen. Man brauchte bloß ihren Geheimschrank, die arca Circitorum, zu öffnen, in der eine Überfülle von Ernst und Laune, beides aber von gleichem poetischen Dufte begraben liegt.

Sie fand sich vor sechzig und einigen Jahren zusammen. Die alte Hansestadt Braunschweig hatte soeben ihren tausendsten Geburtstag begangen. Das wirkte auf den geschichtlichen Sinn zurück, der bislang geschlummert. Ein städtisches Museum erstand und ein städtisches Archiv zu pfleglicherer Hut des vorhandenen Urkundenreichtums.

Leiter des ersteren wurde Dr. Karl Schiller, ein Mann voll selbstloser Heimatliebe; bereits hochverdient um die Geschichte der Stadt und der Literatur. Denn er hat über Lessing und dessen Braunschweiger Umgang ähnliche Kleinarbeit geleistet, wie etwa Wilhelm Bode über Goethe und das Goethesche Weimar. Daß das Lessinggrab auf dem Magnikirchhof überhaupt noch da ist, verdankt man Schiller, dessen rastloser Spürsinn es unter Moos, Efeugestrüpp und dem Schachtgeröll der Nebengräber endlich wieder auffand. Auch das Lessingdenkmal Rietschels unfern dem Sterbehause war seine Tat, und er hielt die Festrede, als die Hülle fiel.

Zum Archivar aber machte man den dreißigjährigen Ludwig Hänselmann, einen Historiker aus Droysens gewissenhafter Schule. Wie dieser sich in die Sielen legte, darüber verbreitet sich ein festlicher Ansang des bestallten Altbarden Brandanus:

Hei, junge Lust am alten Werk
Nun ward gesucht, gefunden,
Gebucht, gedruckt ein ganzer Berg
Von Ur- und andren Kunden.
Zwei schwere Bücher Chronika,
Werkstücke auch daneben,
Mit Lust und blassem Neide sah
Man Schatz auf Schatz ihn heben.

Aber Hänselmann war auch ein Dichter und ein sehr feiner sogar. Wunderbare Novellen aus Braunschweigs Vorzeit erschienen im „Daheim“ und dann in dem Sammelband „Unter dem Löwensteine“; meisterhaft in Fabel, romantischer Stimmung, Kulturfarbe und ziseliertem Kunststil.

Das Museum war da; es brauchte Altertümer. Emsig spürte Schiller nach Möbeln, Waffen, Geräten, Uniformen und Trachten. Als erpichter Genosse half Hänselmann, und diese Kaperfahrten setzten bald auf einen vertrauten Fuß mit der vielseitigen Zunft der Althändler; in Niedersachsen Kleiderseller genannt. Dieser Umgang färbte auf die beiden Erbstückjäger ab. Man traf sich in einer Wirtschaft am Gieseler und siehe da — das Bier war gut. Daher wurde es schließlich Selbstzweck für Abendbesuche. Als Wissenschaft und Durst auch verwandte Seelen lockten, da war „der Kleiderseller“ (ursprünglich bezeichnete nämlich der Name den ganzen Tisch. Erst später griff er auf die Leute über und nun siegte die Mehrzahl) gegründet; bald auch feucht-

fröhlich getauft. Wirkliche Althändler waren es so wenig, wie die Freimaurer wirkliche Bauleute sind.

Gerade im Mobilmachungstummel des Jahres 1870 kehrte Wilhelm Raabe aus Stuttgart nach Braunschweig zurück. Häusliche Nachbarschaft auf dem Krähenfelde machte ihn bald mit dem gleichalterigen Hänselmann bekannt und dieser teilte ihn für die anregende Runde. Er hat ihr vierzig Jahre Treue gehalten; bis zum Tode.

Im Laufe eines Menschenalters wurde mehrfach das Stabsquartier gewechselt; vom Gieseler ging's zum Sack, von da zum grünen Jäger, zum Gewandhaus in die alte Klippstube der Stadtjunker; zum Lessingzimmer im Weghaus vor Klein-Stöckheim an zwei Sonnabenden des Monats; dazwischen entstand auch in der letzten Zeit der inoffizielle tägliche Abendschoppen in Herbsts Weinstube, wo man wenigstens zwei bis drei, sicher aber Wilhelm Raabe antraf. Natürlich war unter den Tischgenossen das Gehen und Kommen des menschlichen Lebens. Was indes stets blieb, das ist der alte Geist mit seinem geschichtlichen, literarischen und künstlerischen Gepräge.

Dafür sorgte schon Ludwig Hänselmann. Ich habe nie einen zweiten Menschen gekannt, dem so wie ihm das Mittelalter Fleisch und Seele geworden. Er lebte und webte darin, selbst auf seine Sprechweise hatte es abgefärbt, und seine rührende Gottinnigkeit fußte in Eckehart, Tauler, Seuse, Kempis, besonders aber in „ain Theologia teutsch". Weltabkehr freilich hatte dies alles nicht gewirkt; unser Archivarius blieb immer offenäugig und offenherzig, nur nicht offenhörig; denn er war leider stocktaub, dabei aber heiter, schalkhaft und trunkfest.

Ferner Bernhard Abeken, der Jurist und nationalliberale Abgeordnete; von Neigung obendrein Dichter und mit Paul Heyse von Kindesbeinen her befreundet. Wo man auch in der Weltliteratur antippte, da fand man ihn beschlagen und wenn es etwas zu feiern gab, da erwies er sich als ein gewappneter Tischredner.

Auch Louis Engelbrecht war Jurist und Poet dazu. Er hat viele Dramen verfaßt; so oft das Hoftheater oder eine patriotische Feier eines Vorspruchs bedurfte, da wandte man sich an seine flüssige, schwungvolle Lyrik. Professor Karl Mollenhauer forschte und schrieb über Justus Möser, las aber unterweilen auch gern kleine Skizzen vor von schnurriger Erfindung und urwüchsig derbem Witz. Eugen Sierke war Hauptschriftleiter des „Tageblatts", später der „Braunschweigischen Landeszeitung"; seine Leitartikel gingen scharf ins Zeug und seine geistvollen Theaterkritiken bereiteten der Schminke manch herben Kummer. Sein Buch über die Schwärmer und Schwindler der Illuminatenzeit ist ebenso gründlich wie flott geschrieben. Der Wolfenbüttler Archivrat Zimmermann, Vorsitzender der niedersächsischen Geschichtsvereine und Herausgeber des braunschweigischen Magazins, trug wie Hänselmann die Fackel der Forschung in das Dunkel vaterländischer Vorzeit. Der Bibliothekar Milchsack hat sich verdient gemacht um Gutenberg, Burkhard Waldis und Johannes Faust; ein gewiegter Kenner der deutschen wie lateinischen Weihnachts-, Fastnachts-, Passions- und Osterspiele. Selbst der Ingenieur Heinrich Stegmann hatte für die Mußestunden besondere Lieblingsstudien. Ohne sein Buch über die Fürstenberger Porzellanfabrik hätte sich, wie ich aus Raabes eigenem Munde weiß, dessen schon lang gehegter „Hastenbeck"-Stoff nie gerundet. Dankend hat dieser ihn daher im Eingang des siebenten Kapitels erwähnt. Kürzlich erschienen in der Zeitschrift „Niedersachsen" seine Tagebuch-Vermerke über Gespräche mit Raabe. Sie kennzeichnen ihn als einen feinsinnigen Mann und bilden, da sie aus der früheren Zeit stammen, eine wertvolle Ergänzung dessen, was ich aus den meinigen veröffentlichte. Er wird dadurch der vierte Kronzeuge gegen unsere vorgebliche Bierbankphilisterei. Zu den Aufgezählten tritt natürlich Brandes; aber nicht, wie „P. M." meint, als ein Mann ganz anderen Schlages, sondern nur als der feinste Ausdruck eines durchaus einheitlichen Gepräges. Am Tische der Kleiderseller fand sich eben das ganze literarische Braunschweig zusammen.

Allerdings waren auch noch andere da; Leute, die kein „Wer ist's?" verzeichnet. So Theodor Steinweg, Raabes Jugendfreund. In Neuyork war er zu einem Steinway und durch seine

weltberühmten Flügel zum reichen Manne geworden. Dies alles müßte ihn schon vor dem Spießer-Verdachte schützen; selbst wenn er nicht 1859 der Festredner beim Wolfenbüttler Schillerfeste und allzeit ein schwärmerischer Vorkämpfer Richard Wagners gewesen wäre. Der olle „Kaptein" Römer schaute sogar auf ein bunt abenteuerliches Leben zurück. Er hatte auf Sumatra Tabak gepflanzt, in China Zölle verwaltet, in Arabien Mekkapilger geleitet und dann auf dem Meere in englischen Diensten Sklavenhändler gejagt. Er ist's, der die Farben zum Meister Autor lieferte, ohne daß einer es merkte, bevor der Roman herauskam. Denn Raabe sprach niemals über werdende Werke.

Ulrich Kirchenpauer war der Sohn eines der berühmtesten Bürgermeister Hamburgs. Als Offizier im verfehlten Beruf, auch kränkelnd und daher trotz Kaiser Friedrichs Förderung militärisch bald als Bezirksadjutant kaltgestellt; vielseitig, doch nirgends bis zu schöpferischen Graden begabt, blieb er eine tragische Natur. Aber er suchte diese Erkenntnis zu übertäuben und gerade das sichere Vorgefühl frühen Todes trieb ihn oft zu einem ausbrüchigen carpe diem quam minimum credulus postero. Wenn auf dem grünen Jäger die Lebenslust schäumte, dann schwang sicherlich keiner wilder als er den Thyrsosstab.

„Es waren rundum Nägel genug, um jedwede Kappe daran aufzuhängen", hat Raabe einmal von den Kleidersellern gesagt. Aber in den Köpfen, auf denen diese Kappen saßen, wohnte der deutsche Idealismus. Ziemlich alle gehörten den akademischen Ständen an; Pastoren, Juristen, Oberlehrer, Redakteure, Architekten und dergleichen. Zu geben hatte jeder etwas, zumal für Raabe, der Menschen aller Stände brauchte, um Menschen aller Stände darzustellen. Und selbst wenn es Philister gewesen wären, dann hätte er sie mit dem Abu Telfan-Worte getröstet, daß der deutsche Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum ziehe.

Aber es waren keine. Die Plattgesellen aus Butzemanns Keller, dem goldenen Weinfaß, dem Brummersum oder bei der Witwe Wetterkopf in Wanza sind anderswo geschaut. Alle wußten genau, welchen Geist sie in Raabe unter sich sitzen hatten; ein jeder kannte jedes seiner Bücher viel besser als die ganze übrige Welt von damals; oft besser sogar als der Dichter selber, der seine älteres Werk erst dann wieder las, wenn die Korrekturbogen einer neuen Auflage dazu zwangen. Das aber war in jenen Tagen noch ein seltenes Erlebnis. Und wie ein Mann waren sie bei der Hand, als es galt, den siebzigsten Geburtstag des verehrten „Raabenvaters" würdig vorzubereiten. Nicht Brandes allein, dessen überragende literarischen und rednerischen Verdienste um das Gelingen anzutasten freilich Schnödigkeit und Undank wäre. Allein er selber wird mir bestätigen, daß das Geschäftliche von Justizrat Engelbrecht mit Geschick und hellem Eifer besorgt wurde.

Bier- oder weinphilisterlich ist es nie zugegangen. Ich darf Raabes eigenes Urteil aufrufen: „Wir sind Leute, so rühmte er bei der Rede zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages, die frei hindurchgehen durch die Philisterwelt." Kaum je kam es vor, daß Pan gestorben schien und der Humor einschlummerte. Auch dann wurde er durch Knuff oder Kniff bald wieder geweckt. Man liebte es viel zu sehr, „einander die Putzen aus den Schwären zu drücken, stets mit herzinnigem Vergnügen, nie mit Schadenfreude". Demgemäß war der Ton „rauh, aber herzlich", wie heute das geprägte Schlagwort sagt; Raabe bezeichnete ihn damals als „bescheiden und frech, still und großschnäuzig".

An Bierbankphilister ohne Widerklang hätte weder Hänselmann seine entzückenden Stanzen und verblüffend echt vorgetäuschten Archivfunde, noch Brandes seine Sellerlieder vergeudet. Wie oft hat deren geistvoller Übermut dem „Gevatter Sumsala" ein schlagkräftiges Pereat gebracht!

„Zum Teufel Pfarrer und Barbier,
Ich halt's mit Don Quichoten;
Wer's anders hält, dem sei mit mir
Absag' und Fehd' geboten."

Indem ich in diesen sorglich verwahrten Sonderdrucken einer seligen Zeit blättre, stoße ich auf ein Gedicht, das den wahren Geist unserer Tafelrunde in einem ausgesponnenen Vergleich auf das echteste kennzeichnet. Drum sei es Stimmungsprobe, Prüfstein und Abschluß.

Es feiert „das glückhaft Schiff der ehrlichen Kleiderseller; am Tage St. Wolfgang anno Domini M. D. C. C. C. X. C. VI (1896), da sie in Wolfenbüttel Anker geworfen. In der Staffelsteinweis getreulich abgeschildert durch Brandanus, den Altbarden, nunmehr im Ruhstand".

Ein Luftschiff weiß ich sondrer Art,
Ist seit schier dreißig Jahren,
Wochein, wochaus dieselbe Fahrt
Hinauf ins Blau gefahren.
Es trägt ein wundersames Volk
Aus Erdenlärm und Wehe,
Durch Nebeldunst und Regenwolk'
Empor zur Sonnennähe.

Von allerlei Humoren schwillt
Die bunte Kugel droben;
Jed' Wort, das aus dem Herzen quillt,
Gibt einen Ruck nach oben;
Und weht dazu ein frischer Wind
Und läßt die Gondel schwingen,
Ob zwei, ob zwölf im Schifflein sind,
Die Auffahrt muß gelingen.

Die Fährlichkeiten dieser vorzeppelinischen Sellerkunst werden herzbewegend geschildert. Es ging sogar mancher über Bord, „hat nicht Adies gewunken". Allein

Für jeden, der von hinnen schwand,
War neu ein Maat gewonnen,
Der wieder fest in Lüften stand,
Den Blick gekehrt zur Sonnen.

So blieb denn doch immer Vollschiff und wenn allwöchentlich der ersehnte Donnerstag kam,

Dann schwebt mit Sang und Kling und Klang
Das schwärmende Gewimmel
Ein halbes Dutzend Stunden lang
Hurra im siebten Himmel.

Zeigte sich dann freilich, daß auch das wunderbare Sellerschiff nur ein Fesselballon war und die kecken Luftikusse doch wieder zurückmußten auf den nahrhaften Boden der Erde, was verschlug's?

Item, solang wir oben sind,
Soll uns kein unten kränken;
Frei pocht das Herz, der Wind geht lind
Und will uns wacker schwenken!
Drum sei mit heller Liedermacht
Trotz Paukenschlag und Böllern,
Dem Schiff ein donnernd Hoch gebracht,
Ein Hoch den Kleiderfellern.

Dr. Fritz Hartmann (Hannover)

* * *

N a c h w o r t. Der Verfasser hatte einen Durchschlag seiner obigen Ausführungen auch an Herrn Oberschulrat a. D. Prof. Dr. W i l h e l m B r a n d e s geschickt und ihn gebeten, sich darüber zu äußern. Dieser Berufenste der Berufenen tat es in einem Nachwort, das wir hier folgen lassen. Beide Beiträge vereint, lassen keinen Zweifel mehr an dem, was „der ehrliche Kleiderseller“ wirklich gewesen ist und wie er daher aufgefaßt werden muß. D. T.

Die vorstehende Ehrenrettung der „ehrlichen Kleiderseller“ aus der Feder und dem Herzen eines kundigen Mitgenossen unvergeßlich schöner Vergangenheit kann ich nur in allen wesentlichen Stücken freudig unterschreiben.

Eigentlich wollte ich sie von vornherein selber übernehmen und hätte es wohl auch tun sollen. Aber man wird verstehen, wie schwer es einem altem Menschen ankommt, einem Glückwunschartikel zum siebzigsten Geburtstage mit öffentlicher Kritik entgegenzutreten, und während ich noch erwog, wie das anzufangen, ohne zu kränken, war mir schon Freund Fritz Hartmann zuvorgekommen und ersparte mir nun die Einleitung.

Wie der Artikelschreiber „P. M.“ aus seiner örtlichen und zeitlichen Ferne zu einem solchen Fehlurteil über die Kleiderseller gekommen ist — diese „Vereinigung menschlicher Menschen“, wie Wilhelm Raabe die Braunschweiger Lebenskameraden in Briefen an auswärtige Freunde gern bezeichnete —, ob etwa infolge eines engsinnigen Mißverstehens feuchtfröhlicher Gellerdrucke, entzieht sich meiner Kenntnis. Schon jene allbekannte, auch in die Gesamtausgabe aufgenommene Rede Raabes an seine „lieben Herrn und Freunde“, die „frei durchgehen durch die Philisterwelt“, hätte ihn vor der argen Verirrung bewahren können, ganz zu schweigen von anderen Zeugnissen gleicher Art, die er kennen mußte. Die persönlichen Materialien aber, insbesondere meine „Lebensdaten“, die ich ihm auf seinen Wunsch im vorigen Frühjahr als Unterlagen zu einem Vortrage über mich in einer Ortsgruppe der Raabe-Gesellschaft unbedenklich mitgeteilt hatte, enthielten auch nicht einen Ton, der dazu irgend hätte Anlaß geben können.

Daß es mich danach auf das empfindlichste berührt hat, mich auch noch auf Kosten der verunglimpften trefflichen Freunde — und gar als „einzigen“ — herausgestrichen zu sehen, brauche ich nicht erst zu versichern: alles, was ich in einem Menschenalter über Raabe und die Kleiderseller habe drucken lassen, zuletzt noch in der Festnummer unserer „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes zum 90. Geburtstag des Dichters“, stellt die geistige Bedeutung der andern ins Licht und wird mich auch bei Fernstehenden vor schnödem Verdachte schützen, als hätte ich mich in den Vordergrund schieben oder schieben lassen wollen. Die lieben Toten wissen, wie fern mir dergleichen liegt. Von den Lebenden aber will ich gern noch einmal e i n e m, Louis Engelbrecht, bezeugen, daß er vor uns andern allen es gewesen ist, der unserm Meister jene wundervolle Jubiläumsfeier von 1901 in Braunschweig und durch Deutschland zugerüstet hat, und zwar nicht bloß nach der geschäftlichen Seite hin, sondern in jedem Betracht: er hatte Plan und Programm entworfen, er setzte sich mit den heimischen Behörden und Helfern ins Einvernehmen, knüpfte und unterhielt alle Verbindungen nach außen, hielt die Begrüßungsansprache an den Jubilar und die Ehrengäste — kurzum er war die Seele vom Spiele.

Das dürfte zur Sache ausreichen. Da ich aber einmal beim Richtigstellen bin, so kann ich auch nicht umhin, noch einen Protest einzulegen gegen die mir ganz unbegreifliche wehleidige Charakteristik der Summe meines Berufslebens: „ein Lehrer- und Erzieherdasein wie alle: von vielen verkannt und mißachtet, von wenigen geschätzt und geliebt.“ Das klingt vollends, als hätte ich mich über Gott weiß was zu beklagen und hätte mich wohl gar wirklich beklagt, was mir nie auch nicht im Traume einfallen konnte. Denn in Wahrheit bin ich ein glücklicher Schulmeister gewesen und mein Leben lang von Kollegen, Schülern, Behörden und der ganzen Heimat so bis zur Verwöhnung lieb angesehen und freundlich behandelt worden, daß ich der undankbarste der Sterblichen wäre, wenn ich das nicht auch hier nachdrücklich anerkennen wollte.

Damit nun aber auch genug von mir und übergenug. Nur zum guten Schluß noch ein letztes Wort über die Kleiderseller, und zwar wieder aus Raabes wahrhaftigem Munde. Es steht in

den eben jetzt im Märzheft der Zeitschrift „Niedersachsen" veröffentlichten Aufzeichnungen aus dem Nachlasse unseres Freundes Heinrich Stegmann. Da heißt es unter dem 28. März 1889 (und ich entsinne mich auch aus eigener Erinnerung des wundersam bewegten Abends wieder): „Heute haben wir Theodor Steinweg begraben ... Die Kleiderseller haben einen Palmenwedel mit einer Schleife: ‚Ihrem treuen Freunde die Kleiderseller' gewidmet. Am Abend waren wir fast vollzählig auf dem Grünen Jäger versammelt, denn die Beisetzung fiel auf einen Donnerstag ... An diesem Abend hörte ich auch von Raabe zum ersten Male eine Art Rede, wenn auch nur eine sehr kurze. Er sagte etwa folgendes: Eines Abends im Winter sei Steinweg noch spät auf den Grünen Jäger gekommen und habe erzählt: ‚Ich hatte eigentlich noch einer Einladung zu folgen; aber ich nahm doch ohne weiteres gleich am Bahnhofe einen Wagen und fuhr hierher, denn ich hatte Sehnsucht.' ‚Das, meine Herren,' sprach Raabe mit erhobener Stimme, ‚das ist der Kleiderseller', womit er das Wesen unserer Vereinigung ausdrücken wollte."

Wolfenbüttel. **Prof. Dr. Wilhelm Brandes**

Geschichte der deutschen Musik

Hans Joachim Moser veröffentlichte soeben den letzten Band seiner nun abgeschlossenen „Geschichte der deutschen Musik": vom Auftreten Beethovens bis zur Gegenwart, dessen erste beide Teile an dieser Stelle besprochen wurden. (Im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1924.) Wie bei der erschöpfenden und stets fesselnden Schilderungsart des Verfassers nicht anders zu erwarten, ist dieser Schlußstein die würdige Krönung des Ganzen geworden und der riesige Stoff gerade dieses letzten Teiles mit Meisterschaft gebändigt, wobei eine gewisse „objektive" Subjektivität den Lebenden gegenüber nicht zu umgehen war. Hierbei mußte der Takt des Gegenwart-Chronisten manches vielleicht noch schärfer empfundene Urteil mildern in dem Gefühl, sich vielleicht später korrigieren zu müssen. Wie sehr Moser, der ebenso Künstler wie Gelehrter ist, diese Gefahr voraussah, deutet er im Vorwort an, und gerade aus diesen Ausführungen spricht die Vorsicht und Zurückhaltung des produktiven und nachschaffenden Künstlers, der die Wandlungen des „Zeitgeschmacks" aus eigener Anschauung kennt. Nur-Objektivität ist hier vom Übel und eigentlich auch schwer möglich, viel weniger noch seitens einer ausgesprochenen Persönlichkeit wie Moser, der die Möglichkeiten des Irrens denn auch auf sich nimmt.

Wir erleben die Zeitalter Beethovens und Richard Wagners, als drittes die Gegenwart. Entgegen seiner früheren Gepflogenheit, bei der er anfangs den Stoff nach Umwelten, später nach Zeitstilen einteilte, wählte Moser hier die Disponierung nach beherrschenden Persönlichkeiten, da „von Beethoven an in einem Maße die schöpferische Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, daß die Orts-, Zeit- und Gattungsstile dagegen auch bei den kleineren Meistern fast völlig verschwinden". Auf Rubrizierung nach dem Prinzip des „-ismus" verzichtete er bewußt. So nannte er die drei Kapitel des Beethoven-Zeitalters: „Beethoven und Schubert", „Die romantische Oper" und „Die Konzertmusik der Romantik". Diese Weise der Zusammenfassung hat den Vorzug der grundlegenden Übersicht, kann aber leicht in den Verdacht kommen, Höhen (Schubert, Weber, Marschner) als Hügel gegenüber dem Koloß Beethoven erscheinen zu lassen, während mindestens die ersten beiden als wirkliche Gebirgsteile zu bewerten sind. Auch Mendelssohn und besonders Schumann haben es unter dieser Rubrizierung schwer, sich als Eigengrößen zu behaupten. Doch unterliegt Moser der Versuchung, Sklave seines eigenen Systems zu werden, nicht, und läßt schließlich jeden dieser Meister doch wieder aus sich selbst sich entwickeln und nach eigenen Gesetzen, wenn auch eingeordnet in den ewigen Zusammenhang des musikalischen Weltwandelns. Im „Zeitalter Wagners" kommen zunächst „Liszt und der



Fortschrittsgedanke", dann „Wagner und Bruckner" und schließlich die „Konservativen um Brahms" zur Abhandlung, wobei sich weniger Möglichkeiten bedenklicher Wertungen ergaben. So erscheint dieses „Sechste Buch" auch vielleicht als das in sich einheitlichste, übersichtlichste des Bandes, während die „Gegenwart" mit den Unterabteilungen: „Das Schaffen der jüngsten Vergangenheit", „Die Gliederung des deutschen Musiklebens" und „Rückblick und Ausschau" an den oben angedeuteten, doch im ganzen glücklich umschifften Klippen leiden mußte, die manch anderem Fährmann auf so weitem Meere verhängnisvoll geworden wären.

Was dem nunmehr abgeschlossenen Werke zum besonderen Vorzug gereicht, ist die persönliche Note, die aus ihm klingt. Werturteile werden gegeben, die in ihrer lapidaren Fassung überzeugen; mag dies und jenes Wort auch manchmal eher den Künstler als den Wissenschaftler verraten, so gilt uns das mehr als trockene Analyse, die wir sattsam genug besitzen. Urteil aus innerem Erleben heraus hallt klangreicher nach als Nur-Abwägen, und Sonderung von Licht und Schatten ist auch bei den Größten von Wichtigkeit. Kann es ein treffenderes Wort über Beethoven geben, den er als „gut und opferwillig für seine Kunst und großdenkend, doch kleindenkend über die Menschen" bezeichnet, als das: er war „das Weltgewissen der Musik in seiner leichtfertigen Zeit?" Dann sagt er von Schuberts H-Moll-Sinfonie so richtig: „Kaum je seit Seb. Bach ist das Jenseitige, Überirdische des H-Moll-Bereiches so ausgeschöpft worden wie in dieser Sinfonie." Und reizvoll bleibt es weiter, diese und jene Periode zu durchblättern und allenthalben Aussprüchen und Urteilen zu begegnen, die zum Nachdenken anregen und vielleicht auch schon selbst Durchdachtes bestätigen. So heißt es: „Weber erreicht in der romantischen Oper, was Hoffmann (Undine) vorgeschwebt." Mendelssohn gilt ihm als „Tonmeister rein geistiger Leidenschaft". Über die scharfe Kritik an den letzten Schumann-Werken (die Bülow freilich sogar nur bis op. 50 gelten lassen wollte) darf mancher wohl anderer Meinung sein, obwohl das Nachlassen der Schöpferkraft des damals bereits Kranken natürlich nicht zu leugnen ist. Liszts Verhältnis zu den beiden Schumanns empfindet Moser sehr richtig als tragisch, durch innere Gegensätze begründet. Ziemlich mild urteilt er über die Art des Kampfes derer um Brahms gegenüber der neudeutschen Richtung, wobei sogar der berüchtigte Entwurf mit Unterschriften prominenter Musiker (im Berliner „Echo" durch Vertrauensbruch abgedruckt) nicht schlecht wegkommt. Liszts „Faustsinfonie" erscheint Moser nicht mit Unrecht als dessen gelungenstes und „am ebenmäßigsten durchhaltendes" Werk, und von Wagner stellt er „Tristan" und „Meistersinger" am höchsten. Vorbildlich sind die Tabellen zum Beweis der Gesetzmäßigkeit des „Ringes", ebenso die knapp gehaltenen Analysen der übrigen Wagnerwerke. Die Ansicht Mosers, Geyer sei des Bayreuthers Vater gewesen, teilt er mit so manchem Zeitgenossen, wodurch die These freilich nicht bewiesener wird.

Von Wagner zu Bruckner ist nur ein Schritt; der große Sinfoniker ist ihm „der Religiöse der deutschen Sinfonie" im Gegensatz zu Beethoven, den er als den großen Ethiker bezeichnet. Brahms erscheint ihm im „Deutschen Requiem" und dem „Violinkonzert" am größten, Mahler erkennt er nicht als „großen deutschen Musiker" an. Richard Strauß' „Selbstvergötterung" im Werke unterzieht er einer scharfen Kritik bei aller Anerkennung der Leistung („Salome" u. a.). Auch der völlig anders geartete Robert Franz muß sich manch scharfes Wort gefallen lassen, teilweise auch Reger, dessen Mozart-Variationen er aber mit Recht sehr hoch stellt. Schrekers Partituren sind ihm „technische Höchstleistungen eines ungewöhnlich phantastischen Klanggenießers".

An diesen Proben persönlichst erfühlter Abwägungen ist der Geist des Werkes zu erkennen, der aus jeder Zeile überzeugend spricht, und der eine ungewöhnlich ernst denkende und künstlerisch selbständig empfindende Seele enthüllt. Gerade diese Tatsache wird ihm die Würdigung seitens der „zünftigen" Kritik nicht leicht machen, da die Herren Kollegen sich gegenseitig nichts schwerer vergeben als das Aus-der-Manege-Springen. Und doch tut uns gerade not das selbständige, von Tradition nicht überschwer belastete Urteil!

Zum Schluß sagt Moser bei Behandlung des deutschen Musiklebens treffend: „Wenn man bedenkt, welche deutsche Kulturmacht die heutigen rund 50 Opernhäuser und vielleicht 150 Orchester von Rang darstellen, die unser Volk im Gegensatz zu allen anderen Nationen trotz dem Zusammenbruch von 1918 immer noch besitzt und mit Mühe erhält, so kann man es wohl verstehen, daß der Feindbund zeitweilig mit dem Neidgedanken gespielt hat, bei der uns aufzuerlegenden Haushaltsaufsicht zunächst alle staatlichen und städtischen Unterstützungen an diese ‚Luxusinstitute' zu verbieten; man weiß drüben recht wohl, daß gerade den besten Deutschen unsere Musikdramatik und Sinfonik ein innerstes Lebensbedürfnis, eine stärkste Quelle seelischer Widerstandskraft darstellt, und hätte diese mit besonderer Lust zu verstopfen versucht — — möchte solcher ‚Kulturkreuzzug' nie gelingen!" Richard Wintzer

Zu unsrer Musikbeilage

Aus den zahlreichen, aber leider meist schon technisch äußerst geringwertigen Noteneinsendungen an den „Türmer" freuen wir uns diesmal zwei Stücke herausheben und der Leserschaft vorlegen zu können, die als vielversprechende Talentproben eines bisher ganz Unbekannten bezeichnet werden dürfen. Es sind Vertonungen von zwei der schönsten Gedichte Hölderlins für mittlere Stimme und Klavier, Stücke, die von vornherein durch die klare, zielbewußte und vornehme Melodieerfindung gefangen nehmen und eine harmonisch unterstützende Klavierausdeutung erfahren, die ebenfalls durch logische Führung der Stimmen wie durch Stimmungsreiz der Klänge fesselt und Kraft auch im Zarten beweist. Der Tonsetzer ist ein junger Schullehrer in Stuttgart, der am 11. November 1903 in Tuningen, Oberamt Tuttlingen (Württemberg), geborene und auf dem Lande bei Heilbronn aufgewachsene Volksschullehrerssohn Theodor Laitenberger. Den ersten Musikunterricht erhielt er erst mit 14 Jahren auf dem Eßlinger Lehrerseminar und studiert seit einem Jahr bei Dr. Hugo Holle, dem trefflichen Herausgeber der Stuttgarter Neuen Musikzeitung. Die vorliegenden Stücke stammen aber noch aus der Zeit vor Beginn seiner jetzigen, höheren Musikstudien, und es ist ein gutes Zeichen von künstlerischem Verantwortlichkeitsgefühl, wenn er mir schreibt: „Gedruckt ist bis jetzt noch nichts von mir, und ich beabsichtige auch nicht, in den nächsten Jahren wieder etwas zu veröffentlichen, da ich noch sehr viel lernen möchte." Hoffen wir also, daß da in der Stille aus dem alten Liederboden Schwabens ein Talent zu vollem Ausreifen gelangt. Daß aber so jemand infolge des Beamtenabbaus als Lehrer bei der Schutzpolizei in der Gehaltsklasse I (ich glaube, die Straßenkehrer stehen in einer höheren) darben muß, ist eines der wenig erfreulichen Zeichen unserer heutigen Zeit, und der Württembergische Staat sollte ihm ein Stipendium geben, „auf daß er reisen könne", wie der alte Neefe einmal wegen eines nicht ganz unbegabten Schülers geschrieben hat.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Altdanziger Lieder

Neben den großen Meistern vergangener Jahrhunderte, die als unvergängliche Marksteine in der Geistesgeschichte stehen, ist das Gedächtnis jener verblaßt, die nicht als Genies einem Zeitalter ihr Gepräge aufgedrückt haben und in der Gefolgschaft jener Führer wandeln. Aus zweierlei Gründen ist indes die Beschäftigung mit jenen Sternen zweiter Größe in der Vergangenheit notwendig: um zu sehen, wie sich die neuen Ideen der Genies in der Allgemeinheit auswirken, hier gewissermaßen in kleinere Münze umgewechselt werden, ferner



aber, um die Grundlagen zu erkennen, aus denen heraus jene großen Meister geworden sind. Es wachsen, um ein vielzitiertes Wort Hermann Kretzschmars zu gebrauchen, keine Eichen in der Wüste, und es entsteht kein Genie ohne vorbereitendes Milieu, ohne Einflüsse seiner Vorfahren in geistiger Beziehung. Ist so die Erforschung des Milieus ein unentbehrlicher Teil der Musikgeschichte, so ist sie auch lohnend. Die gesamte Musikproduktion des 17. und 18. Jahrhunderts vorzugsweise ist in einer Weise organisiert, die für die Gegenwart in mancher Beziehung vorbildlich sein könnte. Wir sehen in jenen Zeiten die Blüte der in gutem Sinne handwerksmäßigen Musik, die ohne ästhetische Spekulationen für einen bestimmten Zweck geschaffen ist, der Gebrauchsmusik im besten Verständnis des Wortes, wie wir sie noch bis zu Mozart antreffen können. Daß ein großer Teil der so entstandenen Werke nur Augenblickswert hat, ist selbstverständlich, aber ebenso, daß auf der gesunden Grundlage dieses Musikbetriebs gesunde, natürliche Musik entstanden ist.

Unsere Musikbeilage gibt zwei Proben aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die hier zum ersten Male einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden. Es sind Lieder aus der Anfangszeit des deutschen Liedes, in jenem Stile gehalten, wie ihn Heinrich Albert in Königsberg aufgestellt hatte. Das Ziel jenes Stiles ist Einfachheit, Natürlichkeit und Volkstümlichkeit in Text und Musik, verbunden mit pädagogischen und moralischen Wirkungen. Der Komponist, Thomas Strutz (latinisiert Strutius), ist 1621 in Stargard geboren, und war von 1642—68 Organist an der Trinitatiskirche in Danzig, darauf noch ein Jahrzehnt an der großen Orgel zu St. Marien in Danzig. Die beiden Lieder, aus den Sammlungen „Vierfache Musikalische Dienstwilligkeit“ und „Musikalisches Freuden-Gedichte“ entnommen, sind zum Gebrauch in den Danziger Schulen geschrieben. Sie werden in ihrer Frische und Natürlichkeit auch außer dem historischen Interesse Anspruch auf Beachtung erheben können.

Dr. Gotthold Frotscher

NB. Die Lieder, von denen hier gesprochen wird, sind bereits im Märzheft den „Lautenliedern“ beigefügt worden. D. T.



Türmers Tagebuch

Hindenburg · Eintracht und Zusammenarbeit · Der Kommunismus · Die Polenfrage · Der Vater aller Hindernisse · Der Anschluß Österreichs · Die deutsche Akademie · Ora et labora!

Es war am Freitag abend vor der Reichspräsidentenwahl. Eine fremde Spannung legte sich über unsre Städte. Die Straßen wurden merklich leer; wer nur konnte, der drängte nämlich zum Rundfunk. Auch die öffentlichen Lokale hatten für Lautsprecher gesorgt, um nicht verödet zu sein wie an einem heiligen Abend. Denn Hindenburg hielt seine Wahlrede und die Schallwellen trugen sie in alle Welt.

Schier feierlich war es, als die Stimme des Siegers von Tannenberg an Millionen Ohren schlug. Nur sieben Minuten sprach er; knapp, klar, kernig, ohne Flause und Floskel; ganz der gemeißelte Stil der einprägsamen Heeresberichte. Aber der gute Wille wurde da Wort und das gute Gewissen.

In Berlin und einigen anderen Orten wurde freilich schlecht gehört. Es soll dort übel dazwischen gequietscht, gesummt und geheult haben. Marx-Fanatiker hatten nämlich überstarke Rückkoppler eingeschaltet, um ihrem Umkreis den Empfang zu verderben. Ein Bubenstücklein, das jedoch den Sinn der Wahl im Bilde wiedergab. Das deutsche Gewissen sprach, Verblendete aber suchten es überschreiend zu betäuben.

Das ist mißlungen. Der Unbesiegte blieb auch diesmal Sieger. So wurde er auf der vielgefeierten breitesten demokratischen Grundlage auch politisch das Oberhaupt des deutschen Volkes, das er moralisch schon lange ist.

Bis zum Grunde waren die Gemüter aufgewühlt; wie ein Bergsee, wenn der Föhn weht. Man stritt mit Mitteln amerikanischer Wahlmache, deren Ablehnung wahrlich würdiger wäre als der Gebrauch. Wenn die Franzosen ihrem Hasse frönten, wenn sie Hindenburg „die Nummer 237“ nannten, weil er an dieser Stelle ihrer schamlosen Auslieferungsliste steht, dann liegt dies eben in ihrer galledurchtränkten Seelenart. Aber fast noch widerlicher war, wenn Deutsche mit heuchlerischem Bedauern von dem „müden Greis im Rollstuhl“ sprachen, dessen letzten Jahre zu schonen Menschenpflicht sei. Ich habe ihn darüber lachen und scherzen hören. Voriges Jahr noch hat er hoch droben in den bayrischeen Alpen drei Gemsen geschossen. Sein Hausarzt sagte mir, er könne hundert Jahre alt werden bei seinem starken Herzen und geregelten Leben. Der erprobte Geschmack sozialdemokratischer Zeitungsschreiberei verfiel aber sogar noch darüber hinaus auf Beschimpfungen, wie „Platzhalter des Deserteurs von Doorn“ oder „Wärmekruke für Wilhelm III.“. Auch das ist schätzbar an dem Wahlsiege, daß nun endlich Hindenburg jenen Schutz der persönlichen Ehre genießt, der seit dem Rathenaumorde alle die roten Ministerlinge des Nachnovembers so liebevoll betreut.

Im Papstkonklave besteht eine schöne Sitte. Wenn das „papam habemus“ erschollen, dann lassen die Kardinäle durch einen Leinenruck die Baldachine nieder,

die sich bis dahin über ihren Sitzen wölbten und, die Gegenkandidaten voran, huldigen sie durch Kniebeuge dem neuen Herrn des Stuhles Petri. Daran hat wohl Marx gedacht, als er Hindenburg seinen Glückwunsch schickte. Noch wärmer betonte Hellpach, daß die Wogen des politischen Kampfes nicht hinaufschlagen dürften zu dem Oberhaupt des Reiches. Einige Idealisten aus seinem Lager mahnten ihre republikanischen Verbände sogar, mit dabei zu sein bei dem festlichen Einzug in Berlin.

Stahlhelm und Reichsbanner unter dem Burgfrieden derselben Huldigung! Was konnte einem Hindenburg das Herz freudiger weiten? Als man ihm in Groß-Schwülper seine Wahl mitteilte, da sagte er: „Gott gebe, daß nun endlich der Parteikampf aufhöre. Eintracht lernen muß das deutsche Volk, denn Eintracht macht stark." Seine ganze künftige Politik liegt in diesem kurzen Satze.

Die Hand ist dargereicht; wer weist sie zurück? Das ist zum Beispiel der vielberufene Herr Hörsing, der die Beteiligung des Reichsbanners ablehnte, weil sonst das Ausland glaube, die Republikaner stützten den „Monarchisten". Das ist der „Vorwärts", der die Wähler des Reichsblocks durch das Zitat beschimpfte: „Esel seid ihr zwar, aber ich füge mich."

Bleiben diese Leute mit ihrer Heidenangst vor Hindenburg nicht dieselben schlechten Propheten, wie sie es mit ihrer Hoffnung auf Wilson waren? Seine Ansprache, seine Erlasse an Volk und Heer sind das Geradeste, Ehrlichste, was man sich denken kann, und der Eid auf die Verfassung ergriff die Hörer mit der durchfühlten Wucht und Wärme des Wortes. So spricht keiner, dem es nicht heiliger Ernst ist.

Wie groß und deutsch doch dieser Mann dasteht und wie kläglich neben ihm, die ihn verketzern im In- und Ausland! Wie richtig das deutsche Volk fühlte, als es gerade ihn auf den Schild hob, als es ihm auf seiner Reise und in Berlin die stürmischsten Ehren bereitete! Wir haben nun wieder, was uns an des Reiches Spitze fehlte: eine Persönlichkeit. Nicht in dem Sinne politischer Einzigart, wie einst Bismarck war. Wohl aber ist Hindenburg dem zu vergleichen, der von Jugend auf sein Vorbild gewesen: dem Kaiser der Reichsgründung, dem alten Wilhelm dem Ersten. Wie dieser ist er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Aha, Militarist! Ach, wenn wir doch alle Militaristen solcher Art wären! Es gibt keine bessere Schule als die des Heeres. Denn der Waffendienst ist das Stahlbad des Charakters, und auch die Kriegskunst des Generalstäblers nichts als der in Uniform gesteckte und zu feinstem Präzisionsdenken geschärfte gesunde Menschenverstand. Wie sein alter Kaiser, so besitzt auch Hindenburg aus dieser lebenslangen Lehrzeit den unbestochenen Blick und die untrügliche Fingerfühligkeit des Menschenkenners. Er wird die richtigen Leute wählen und an die richtigen Stellen setzen; aber niemand kann eisiger sein gegen Schmeichelei, Parteigelüst und das hinterhaltige Einflüstern unverantwortlicher Ratgeber.

Herr Marx war es, der voriges Jahr das Wort von der Volksgemeinschaft prägte. Aber als Präsident so wenig wie als Kanzler hätte er es je zur Tat gemacht. Denn was nur Eintrachtsformel sein durfte, das wurde ihm zur Kampflosung. Damit verscherzte er sich das Vertrauen aller Sehnsüchtigen derart, daß sogar weite Kreise des katholischen Klerus gegen den Zentrumsführer auftraten. „Wählt Hindenburg,

damit wieder Ordnung und Ehrlichkeit einzieht", riefen herzhafte Kapläne ihren Pfarrkindern zu, und diese stimmten mit ihnen für den überzeugten Protestanten.

Ordnung und Ehrlichkeit! Darin liegt unser ganzer Wiederaufbau. Hindenburg wird ihn schaffen mit der Gradheit und Willensstärke, die ihm eigen. Denn ein Mann war er jederzeit in allem, was er tat; von jenem Tage an, da der Achtzehnjährige bei Königgrätz die österreichische Batterie stürmte, die ihm ihren Kartätschenhagel entgegenspie. Jeder gute Deutsche erwartet es, feindlicher Vernichtungswille fürchtet es von ihm. Als Caillaux französischer Finanzminister wurde, stieg der Frank; als wir Hindenburg zum deutschen Reichspräsidenten wählten, da rutschte er schon wieder.

Weh uns freilich, wenn auch er scheiterte an engstirnigem Parteihaß! Wenn auch dieses Heldenleben mit einem Mißklang schlösse! Wer anders kann uns wieder zum Selbstvertrauen und zur Selbstachtung erziehen als Hindenburg?

Die Rückkoppler des deutschen Gewissens sind tief verstimmt. Die schmeichelnde Redensart vom „reifgewordenen Volke" ist wortreichen Ausbrüchen über dessen „klägliche Unreife" gewichen. Besonders wird „die larmoyante Sentimentalität der politisierten Frau" gescholten, die sich für Hindenburg entschied. Wie undankbar! War es nicht die Sozialdemokratie, die ihr das Stimmrecht gab?

Severing hat der „Voss. Ztg." einen wortreichen Wahlartikel geschrieben. Unser Feldmarschall wird darin wirkungsvoll abgetan als einer, der zwar immer „seid einig, einig, einig" stammele, aber dennoch nicht wie doch der alte Attinghausen begreife, daß das Alte stürzt, die Zeit sich ändert und neues Leben aus den Ruinen blühe. Daher sei er nichts als der Mann der Vergangenheit, dem die Sozialdemokratie gegenüberstehe als die Partei der Zukunft.

Welcher Zukunft denn? Man ist jetzt über seine Ziele ebenso schweigsam, wie man früher ruhmredig war. Das Parteiprogramm steht aber immer noch auf dem Boden des Marx-Engelsschen Manifestes von 1847. Demgemäß sind die Kommunisten nicht etwa ausgeartete Sozialdemokraten, sondern diese umgekehrt weichgewordene Kommunisten. Sie bleiben Brüder, wenngleich feindliche.

Will die Sozialdemokratie Vertrauen gewinnen, dann darf sie kein doppeltes Spiel mehr treiben. Sie muß dem Klassenkampf und dem Machtwillen des Proletariats absagen. Sie muß sich tapfer zu ihrem Volke bekennen, wie sie 1914 tat, und zu der Volksgemeinschaft der Staatsbejahenden. Sie muß den Schnitt nach links machen und die Brücke schlagen nach rechts hinüber. Es ist abermals Hindenburg, der sie dazu aufmuntert.

Ist denn Zusammenarbeit wirklich unmöglich? Wo ein Wille, da ist stets ein Weg, und wo man muß, da kann man auch. Man schaue doch einmal auf die preußische Verwaltung. Zwar hat Severing auf Tod und Teufel zu sozialisieren gesucht; auch Zentrum und Demokratie sorgten frischweg für sich und ihre Leute. Immerhin gibt es auch jetzt noch viele höhere Beamte aus den beiden Rechtsparteien. Daher arbeiten in den Provinzen alle politischen Richtungen zusammen, und es geht. Warum sollte es nur an der Hauptstelle, im Ministerium, unmöglich sein?

Nüchternes, vor allem aber selbstloses Wollen würde die preußische Dauerkrise

rasch lösen. Wenn Severing verschwände und sein System, dann käme die Wende von selber. Er sagte jüngst einmal, sein Freund Hörsing, der Oberpräsident der Provinz Sachsen, solle General sein, fühle sich aber leider oft nur als Tambourmajor. Das Bild ist schlagend. Allein, wer ist es denn, der dem lärmenden Obertrommler die Generalsbiesen an die Hosen nähte?

Der alte Assessorismus war unhaltbar, allein die neue Parteifunktionärswirtschaft ist noch dreifach übler. Freiwillig läßt man jedoch die Beute nicht los; weil man im Besitz ist, vermeint man im Rechte zu sein. Wird sie dennoch entrissen, dann fühlt man sich daher in den allerheiligsten Parteigütern gekränkt und wirft sich wieder verantwortungslos in den alten Radikalismus hinein.

Mit den Kommunisten ist bereits verhandelt worden. Ihre acht Forderungen enthalten kaum etwas, was dem radikalen Sozialdemokraten zuwider wäre. Nur daran scheitert die Einigung, daß deren deutsche Führer auch ferner Führer sein wollen und nicht kadavergehorsame Geführte der Moskauer.

Gott bewahre uns vor diesem Zusammenschluß! Der Tscheka-Prozeß spricht eine warnende Sprache. Rast- und mitleidslos stachelt der Kreml zu blutigen Aufständen, mit dem Ziele der deutschen Räterepublik. Er schickt Geld, aber auch die noch viel gefährlicheren Organisatoren der T-Gruppen und des Schreckens. In dem geheimnisvollen Skobelewski ist ihrer einer endlich gefaßt worden. Mit dummem Lächeln auf den schmalen Lippen saß er zehn Wochen lang auf der Anklagebank und wußte von nichts; er, der Puppenspieler, der die übrigen an den Drähten bewegte. Mit demselben dummen Lächeln empfing er auch sein Todesurteil. Nun freilich: wie ich dir, so du mir. Wäre er Herr in Deutschland geworden, er hätte Tausende von Bluturteilen gefällt und keine zehn Minuten, geschweige denn zehn Wochen darüber verhandelt.

Wie es bei uns geplant war, das lernt man in Bulgarien. Einzelmorde machten mürbe; dann folgte der große Schlag auf die alte Kathedrale. Er sollte die ganze Regierung unter Trümmern begraben, worauf im allgemeinen Wirrwarr der Rätestaat errichtet worden wäre. Dergleichen mißlingt zehnmal, aber der Bolschewist läßt nie locker, und eines Tages erzielt er mit dem elften Versuch dennoch seinen großen Kladderadatsch.

So unbeirrt im Ziel, so grundsatzlos ist er in den Mitteln. Er nimmt jede Hilfe, woher sie komme. Selbst die des nationalen Imperialismus. Auf dem Balkan arbeitet er mit Jugoslavien zusammen, und es muß darauf verwiesen werden, wie auf einmal die Beziehungen zu Polen sich bessern.

Gewiß weiß man in Warschau, daß ein erstarktes Räterußland sofort die Randstaaten verschlingt. Trotzdem nähert man sich ihm, und Briand läßt seine Diplomatie spielen zur Beihilfe an einer solchen zeitfreiwilligen Entente. Denn Polen soll den Rücken freibekommen, damit es die Hände frei habe gegen uns.

Die Welt erkennt, daß in Versailles nicht Staatskunst, sondern Narretei getrieben wurde. Die angelsächsische Presse hat bereits schneidende Worte über den Raub Oberschlesiens und den hirnverbrannten Korridor. Der Bahnunfall von Preußisch-Stargard mußte noch mehr Augen öffnen. Wer nach Ostpreußen fährt, der schaut auf der polnischen Zwischenstrecke nur ausgestorbene Bahnhöfe, und selbst in Konitz

sah ich Gras zwischen den Schienen. Der polnische Eifer war riesengroß im Tilgen aller deutschen Aufschriften und Hoheitszeichen, so wie der Wäschedieb aus dem gestohlenen Zeuge zunächst einmal die Zeichen trennt. Sonst aber zog mit der viereckigen Schaffnermütze nur Schmutz und Trägheit ein. Polnische Wirtschaft war Raubbau, soweit die Geschichte zurückblickt.

Briand ist noch viel gefährlicher, weil weitsichtiger, tatkräftiger und verschlagener als Herriot war. Blieb dieser der Getriebene des französischen Machtwillens, so ist jener selber dessen Stachler und Treiber. Sein ganzes Sinnen steht darauf, Frankreich von Bindungen frei zu machen, uns hingegen immer noch mehr zu binden durch die listige Kunst des Fallenstellens.

Der österreichische Anschlußgedanke wird wieder wach und laut. Die „Volksbeauftragten" unsres Novemberumsturzes sind an politischen Torheiten unheimlich fruchtbar gewesen. Deren größte war die Abrüstung, die uns dem Feinde ans Schlachtmesser lieferte. Gleich hinterher indes kommt schon, daß sie sich aus feiger Ententefurcht dem heißen Wunsche versagten, der aus Wien herübertönte. Wann hätten sie auch je gefühlt, was Deutschland frommt? Viel besser fühlten es die Franzosen und schoben daher eilfertig den großen Riegel des Versailler Vertrages vor. Das bei Polen und Dänen hochheilige Selbstbestimmungsrecht wurde allen Zeitgenossen deutscher Zunge grundsätzlich versagt.

Was aber da vom Habsburger Erbe übrig blieb, das besaß keine selbständige Daseinskraft mehr. Völkerbündlerische Kurpfuscherei hat das Übel nur vergrößert und aus dem Körperinnern an die Oberfläche getrieben. Einzig der Anschluß an das größere Deutschland kann da retten und helfen.

Eine österreichisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft hat sich gegründet. Trotz Versailles will sie den Anschluß vorbereiten durch Vereinheitlichung der Gesetze, des Verwaltungs-, Unterrichts- und Verkehrswesens. Alle Parteien sind dabei, alle öffentlichen Institute und höchsten Gerichtshöfe.

Zur Jahrtausendfeier des deutschen Rheinlandes fand vor der Wiener Hofburg eine gewaltige Kundgebung statt. Zweimalhunderttausend Österreicher nahmen teil. Das Deutschlandlied wurde gesungen und die Wacht am Rhein; ein wuchtiges Bekenntnis abgelegt für das unveräußerliche Menschenrecht der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und die Heimkehr der Abgetrennten ins Mutterland. In der Pfingstwoche wird unsre gesamte deutschnationale Reichstagsfraktion nach Wien fahren und mit den Abgeordneten der dortigen großdeutschen Volkspartei gemeinsam die Anschlußfrage erörtern. Hoffentlich kommen wir dadurch ein schönes Stück näher zum Ziele. Es ist ein großer Segen, daß wenigstens in diesem Punkte Reichsblock und Volksblock einig sind. Großdeutschland ist ein Hauptprogrammpunkt des Präsidentschaftskandidaten Marx gewesen.

Briand sieht es und erweist sich wie immer als der Vater aller Hindernisse. Er hat zwei Eisen im Feuer. Die sogenannte kleine Entente läßt er Lärm schlagen. Auf sein Geheiß redet Benesch tschechisch-unverschämte Töne brüsken Einspruches. Neben dieser unbedingten Ablehnung läßt er freilich auch die Möglichkeit einer bedingten Zustimmung uns vorgaukeln. Der Anschluß Österreichs sei vielleicht erträglich, wenn Preußen in mehrere Teile zerlegt werde.

Über Föderalismus oder Einheitsstaat ist viel gestritten worden. Am heftigsten innerhalb der Weimarer Koalition selber. Unsre Verfassung wurde dadurch in diesem Betracht zum Zwitterding. Ihr Entwerfer Hugo Preuß hat sich für eine Stückelung unsres größten Staates eingesetzt. Bisher ohne jeden Erfolg, denn die hannoversche Abstimmung brachte einen bösen Fehlschlag. Wenn uns nun sein Gedanke jetzt wieder hintenherum durch die Franzosen beigebracht wird, dann bricht dies für absehbare Zeit den Stab über ihn. Wäre er zu deutschem Frommen, würde dann der Erbfeind ihn fördern, ja fordern?

Der Anschluß Österreichs kommt, weil gegen Not und Herzenstrieb jeder Zwang auf Granit beißt. Aber wie wir dann unser Vaterhaus einrichten, da lassen wir uns nicht dreinreden.

Auch hierfür ist wohltätig, daß Hindenburg Präsident wurde. An seinem ehernen Willen und klaren Blicke zerschellt jede Auslandstücke. Marx ist nie der Mann der Nackensteife gewesen. Wir hätten beim Dawes-Abkommen mehr erreicht, wenn er nicht mit nach London gekommen wäre. Daß unser Protest gegen die Kriegsschuldlüge verpaßt wurde, daran ist er nicht unbeteiligt. Er würde sich auch jetzt in den Völkerbund hineindrängen lassen und uns dadurch mit den folgenschwersten Bindungen belasten.

Deutschland weiß selber, was es will. „Alles aus der Nation durch die Nation, alles mit der Nation für die Nation", so hieß es jüngst bei der Gründung der deutschen Akademie in München. Ich habe der Weihe beigewohnt, und die Stimmung des wunderschönen Tages klingt nach. Ein alter Gedanke sog da endlich den Bluttrank des Lebens. Er wurde einst vom Reichsfreiherrn vom Stein nach den Freiheitskriegen gedacht, von Ranke nach der Reichsgründung wieder aufgeweckt. Welch schönes Zeugnis für deutsches Wollen, daß ein Plan, der nach zwei gewaltigen Siegen dennoch scheiterte, nun gerade nach Niederlage und Umsturz endlich ins Dasein tritt! Ein charakterschwaches Volk entmutigt und entartet, ein hochgemutes hingegen ersetzt durch geistige Güter die praktischen, die es verlor. Diese Akademie zur Pflege des Deutschtums darf die Schlagbäume mißachten, die Versailles uns setzte. Weiten Herzens und weiten Blickes eint sie alles, was deutsch ist und deutsch sein will.

Ich kenne einen Mann, auf dessen Schreibtisch steht ein rührend schlichtes, stark vergilbtes Pappschild. Es hat schon vor hundert Jahren beim Großvater an der Wand gehangen und wurde erst vom Enkel pietätvoll unter Glas und Rahmen gefaßt. „Ora et labora" steht darauf. Der erste Blick des Besitzers an jedem Arbeitstage gilt diesem Schilde und der tägliche Vorsatz seiner eindringlichen Mahnung. Pflichttreu und tapfer hat er daran festgehalten; sein ganzes Leben, das vor uns liegt wie ein offenes Buch, danach gestaltet und immer den stillen Gottessegen des alten Kernspruches verspürt. Ist's nicht verheißungsvoll: gerade zu ihm hat sich nun auch das deutsche Volk am 26. April wieder bekehrt und bekannt. Denn der Mann — ist Hindenburg, und das Pappschild wird stehen auf dem Schreibtisch des erwählten deutschen Reichsoberhauptes.

F. H.

Auf der Warte

Waldverwüstung

Immer wieder muß man weiten Kreisen ans Herz legen, was Hans Meißel in der „Täglichen Rundschau" (die nun wiedererstanden ist und die wir unsern Lesern als Tageszeitung empfehlen) aus märkischer Erfahrung heraus plaudernd behandelt.

Es ist kein Sonntagausflugwetter, stürmisch und regnerisch. Dennoch hat sich am Bahnhof Friedrichshagen eine Gruppe Wanderlustiger gesammelt. Praktische, wetterfeste Kleidung und die „wasserdichten" Stöcke der Damen und Herren verraten, daß man nicht gewillt ist, vor drohendem Regen oder Schnee zu kapitulieren. Es muß etwas ganz Besonderes sein, das dieser bunt zusammengewürfelten Schar ein gemeinsames Wanderziel gibt. Aller Augen richten sich auf den hochgewachsenen Mann im Forstanzug, der, von der gegenüberliegenden Oberförsterei kommend, mit freundlichem Gruß unter die Wartenden tritt. Es ist der Oberförster M., bei dem sich sogleich drei Grünröcke, Revierförster und Forstgehilfe, melden. Einer der Forstbeamten hat „Julchen" mitgebracht, eine kluge, schwarze Dackelhündin, die sich über jeden der vielen Menschen ein eigenes Urteil bildet.

Der nahe Wald nimmt jetzt die Gesellschaft auf. Es sind meist den Naturfreund schmerzlich berührende Dinge, die dem Oberförster Veranlassung geben, von Zeit zu Zeit das Wort zu ergreifen. So weist er mit scherzhaften Worten tadelnd auf die „Verschönerungen" hin, die ihm die Menschen in Gestalt von Frühstückspapier, Glasflaschen, Konservenbüchsen, Zigarettenschachteln und anderen möglichen und unmöglichen Dingen in seinem Walde zurücklassen. Ernster wird er schon, als er vor einem Weidenstrauch am Wegrand stehen bleibt. Kein Jahrestrieb ist mehr daran, dafür sieht man an allen Zweigenden weiße Schnittflächen blitzen. Der Weidenstrauch hatte sich erlaubt, Kätzchen zu tragen, darum steht er nun so trostlos zugerichtet da. Seinem krüppelhaften Wuchse nach scheint dies jedes Jahr sein Schicksal gewesen zu sein. Dort liegt eine junge, erst dreiviertel Meter große Kiefer entwurzelt. Ruchlose Hände taten es, zwecklos, sinnlos!

Wo sich Gelegenheit bietet, versäumt es der Führer nicht, das Werden des Waldes an seinen Kulturen zu veranschaulichen. Welch unermüdliche Arbeit ist nötig, ehe aus dem Samen ein alter Kiefernbestand herangewachsen ist. Und Geld gehört auch dazu, das beweisen die Berechnungen, die an Ort und Stelle vorgenommen werden. Dann wird das Alter der verschiedenen Stämme geschätzt, meist zu niedrig. Aber hier — wie sieht diese ganz junge Kiefernpflanzung aus? Es ist nicht mehr viel übrig von der mühevollen Arbeit des Forstmannes. Eine Horde wilder Wandervögel spielte hier — Fußball!

In einem jüngeren, etwa 40jährigen Bestande steht ein junger Baum, rings der Rinde beraubt. Er ist verloren. Hier hat sich ein Mensch in rohester Weise Brennmaterial verschafft. „Darauf steht eine Strafe, die den zehnfachen Baumwert ausmacht", erklärt der Oberförster. „Aber wer ist der Übeltäter?"

Vor Jahren hat der Oberförster mit besonderer Liebe und Sorgfalt eine gemischte Pflanzung anlegen lassen. Zwischen verschiedenen Laub- und Nadelhölzern steht hier auch die Douglastanne, deren Nadeln fein aromatisch, ähnlich der Apfelsine, duften. Die Bäumchen sind bereits über mannshoch und bieten einen traurigen Anblick. Man wird an einen von Granaten verwüsteten Wald erinnert, elende Strünke, bis zur Spitze kahlgerupft, stehen da!

Der Wald hat bereits an zahlreichen unliebsamen Vertretern der Insektenwelt gefährliche Feinde, die unermeßlichen Schaden anrichten, so daß die Menschen nicht noch die mühevolle Arbeit des Forstmannes gefährden sollten. Der Flut von naturentfremdeten Großstädtern muß ein Damm von Menschen entgegengesetzt werden, die den Wald mit allem, was er in sich birgt, **lieben** und wissen, um welche materiellen und ideellen Werte es sich hier handelt. Zahlreiche Naturfreunde haben sich bereits zur

„Arbeitsgemeinschaft für Forstschutz" (Arfo) zusammengeschlossen. Aber immer größer muß der lebendige Schutzwall werden, denn sonst ist es bald aus mit der Waldesherrlichkeit vor den Toren Berlins.

Dauerwald

Es ist erfreulich, daß Kautz durch sein Waldheft „Dauerwald" auch weitere Volkskreise mit der Idee des Dauerwaldes vertraut macht. Jeder Forstmann wird in Zukunft, nachdem einmal Möller den glücklichen Namen für die gute Sache gefunden hat, zur Dauerwaldfrage Stellung nehmen müssen.

Je mehr die Schäden der Großflächenwirtschaft in reinen Beständen, besonders Nadelholz, in Erscheinung traten, desto mehr ließen schon seit langem erfahrene Männer der Forstwirtschaft und Wissenschaft ihre warnende Stimme erschallen. „Abkehr vom Groß-Kahlschlag", „natürliche Verjüngung", „Erziehung von Mischbeständen", „naturgemäße Bodenpflege", „Stufenschluß", „Erhaltung der Kohlensäure im Walde", so hieß es. Aber alle diese Stimmen klingen erst jetzt zusammen in der volltönenden Harmonie des Dauerwaldes.

Das Wesen des Dauerwaldes ist aber auch für den Fachmann noch in ein gewisses Waldesdunkel gehüllt. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Kautz in dem von ihm aufgestellten und wissenschaftlich klar begründeten 10 Bedingungen das Wesen des Dauerwaldes scharf unterzeichnet. Abkehr vom Groß-Kahlschlag, Erziehung von Mischbeständen, frühe und richtige Bestandspflege sind die Hauptbedingungen; wenn wir diese alle erfüllen, wird uns alles andere zufallen.

Wenn das Heft auch in erster Linie für die nicht zünftigen Freunde des deutschen Waldes geschrieben ist, werden es auch die Männer der grünen Farbe, die jungen wie die alten, nicht ohne Belehrung und Genuß aus der Hand legen. Zunächst die Jungen. Ihnen müßte als erste waldbauliche Schrift das Heft in die Hand gedrückt werden, ehe ihnen auf der Alma mater der Geist wohl dressiert und in spanische Stiefel eingeschnürt wird, ehe sie sich durch die Lehre von den reinen Beständen, durch die Ertragstafeln und Bodenklassen ein anderes Bild vom Walde aufgebaut haben. Ein mit soviel Liebe für den Wald und mit Verständnis für die geheimsten Vorgänge des Waldwesens geschriebenes Heft wird am besten den Boden vorbereiten, auf den später die Saat des forstlichen Wesens aufgehen soll.

Den Männern der Praxis wird es ein Ansporn sein, auf dem einmal beschrittenen Wege weiterzuschreiten, um das von Kautz gesteckte Ziel des Dauerwaldes zu erreichen. Nicht ein verschwommenes Gebilde eines Mischwaldes soll das Wirtschaftsziel sein. Das ökonomische Prinzip soll in den Vordergrund gerückt werden. Nicht ohne Grund hat Kautz den Anbau der standortsgemäßen Holzart an die erste Stelle gesetzt. Daß der Verfasser in seinem Musterrevier Sieber i. H. im Sinne des Dauerwaldgedankens seit langem gearbeitet und in seinem mustergültig ausgearbeiteten und durchgeführten Baumschlagverfahren den Beweis geliefert hat, daß die Dauerwirtschaft in dieser Wirtschaftsart im Großbetriebe selbst unter schwierigsten Verhältnissen möglich ist, hat er verschwiegen.

Das Heft soll aber kein forstliches Lehrbuch sein, sondern seine eigentliche Bestimmung ist, bei allen Volksgenossen Freude und Verständnis am deutschen Walde zu erwecken. Sie haben ein hohes Interesse daran, zu erfahren, wie berufene Vertreter der Wirtschaft und Wissenschaft das ihnen anvertraute Gut des deutschen Waldes bewirtschaften wollen, um einerseits die größten und wertvollsten Holzmengen forstlich zu erzeugen, andererseits aber auch das kostbare Gut ungeschmälert ihren Erben zu erhalten. Gerade jetzt, wo wir von jedem Volksgenossen verlangen, daß er seine ganze Kraft zum Wiederaufbau des Vaterlandes einsetzt, müssen wir auch fordern, daß im Walde alle schlummernden Kräfte der Wertserzeugung voll zur Entfaltung kommen. Daß der Dauerwald diesen Forderungen gerecht wird, hat Kautz überzeugend nachgewiesen. (Zu beziehen vom „Bund zur Wehr und Weihe des deutschen Waldes", Hamburg, Hallerpl. 1.)

Allen aber sei der Wald ein Sinnbild des Wiederaufbaus, der Wiedererstarkung und der trutzig ungebrochenen Kraft!

Oberregierungs- u. Forstrat Rechtern.

Der Naturschutzparkgedanke

Schon vor einer Reihe von Jahren ist in Deutschland erkannt worden, daß unser Standpunkt der Natur gegenüber falsch ist. Bis dahin hatten wir es in der Schreckstarre vor dem Siegeszug der Industrie über uns ergehen lassen, daß eine schöne stille Gegend nach der anderen von Schienen und Leitungen zerrissen, mit Schornsteinen und scheußlichen Backsteinbauten besetzt und von Gräben durchschnitten wurde. Waldtäler wurden Wasserspeicher, hohe Forsten wichen den Nutzbauten, auf Heidefluren entstanden Abraumhalden.

Wir können dies nicht verhindern, wo der menschliche Lebensunterhalt es verlangt. Deutschland ist zu dicht bevölkert. Es muß schwer um sein Leben ringen und alles ausnützen.

Aber deshalb braucht die gebotene Härte der Natur gegenüber nicht in Gewalttätigkeit auszuarten. Wir bleiben uns bewußt, daß Tier, Pflanze und Stein Wunderwerke der Schöpfung sind; wir empfinden der Natur gegenüber die heilige Scheu, die unsere Vorfahren dazu gebracht hat, sie mit Göttern und Geistern belebt zu fühlen. Wir verlangen deshalb, daß die Eingriffe in die Natur so schonend und maßvoll wie irgend möglich erfolgen.

So wirkt Natur und Heimatschutz und hat schon viel Segen gestiftet.

Aber er wird bei zunehmender Bevölkerung Deutschlands und wachsender Industrialisierung schrittweise das Kampffeld aufgeben müssen. Wir dürfen nicht die Augen schließen vor der bitteren Erkenntnis, daß in Jahrzehnten Deutschland eine Kultursteppe im Großen sein wird, wie solche im kleinen in den Hauptindustriegegenden schon bestehen. Wo Loki gebietet, entfliehen die Elfen.

Es ist doch schon wahrhaftig weit gekommen in der Verschandelung der Natur. Der Wald ist Holznutzung, der Berg Steinbruch, das Tal Transportgelegenheit, das Wasser Kraftspeicher, das Wild Nahrung. So denken weite städtische Kreise. Mit Staunen lesen wir von dem Wildreichtum, den Deutschland einstmals hatte. Wo es nicht von reichen Jagdherren gehegt wird, führt es ein scheues Einzeldasein. Verschwunden sind Auerochs, Wisent, Elch, Luchs, Steinadler, Geier, Kolkrabe und Wiedehopf. Die edlen Pelztiere und eine Menge Vogelarten verschwinden von Jahr zu Jahr mehr. Die Eibe gehört schon lange der Geschichte an, der bodenständige Mischwald wird immer seltener. Die Trockenlegung der Niederungen läßt Tier- und Pflanzenwelt der Sümpfe verschwinden.

Wir müssen etwas tun, damit nicht alles verloren geht.

Hier greift der Verein Naturschutzpark ein. Er will Schutzgebiete errichten, vor denen der menschliche Erwerb haltmachen muß, Bannbezirke, in denen die Natur ihr eigenes Leben führen kann, ungestört vom menschlichen Eingriff, wo der Urzustand wieder hergestellt wird, und im Ringen der wachsenden Kräfte der Sieg der Stärke und Schönheit erblüht. Diese Schutzgebiete sollen in den eigenen Besitz des Vereines übergehen und dadurch erhalten bleiben, um den künftigen Geschlechtern Kunde zu geben von der Schönheit der früheren Erde.

Dieser Gedanke ist im Jahr 1909 zur Tat geworden. Es hat unter Führung der bekannten Gesellschaft für Naturfreunde Kosmos Franckhsche Verlagshandlung (Stuttgart) eine Reihe von Männern den Verein Naturschutzpark gegründet, um mit ihm die oben geschilderten Aufgaben zu lösen. Der Aufschwung des Vereins war staunenerregend. Bis zum Kriege hat er die Zahl von 25 000 Mitgliedern erreicht und schon einen schönen Teil des Gebietes im Besitz gehabt, das er sich in seiner Arbeit vorgesehen hatte. Die Unterstützungen flossen ihm reichlich aus dieser zahlreichen Mitgliederschaft zu, aber auch Gemeinden, Behörden und Körperschaften haben reich beigesteuert. Auch mehrere große Lotterien sind dem Verein bewilligt worden. Es war ein schnelles und blühendes Wachsen und Gedeihen. Wäre es in dem Zeitmaße weitergegangen, so wäre der Naturschutzpark jetzt seinem Ziele nah, so aber hat der Krieg und die Nachkriegszeit einen schweren Stillstand herbeigeführt.

Im Heidepark harren des Vereins noch sehr große Aufgaben. Es wird schwer sein, den

stark parzellierten Besitz in die Hand zu bekommen. Schöne Flächen und die landschaftlich anziehendsten Punkte gehören ihm schon. Im Alpenpark hat er sich schon ganz in den Besitz des engeren Bereichs gesetzt. Beide Parke sind aber stark durchzogen von staatlichem Besitz, der hauptsächlich in Forsten besteht. Es wird also die zukünftige Aufgabe des Vereins sein, zu einer befriedigenden Lösung mit dem Staat zu kommen. Im Alpenpark grenzt er südlich an das Gebiet des Großglockners, das dem deutschen und österreichischen Alpenverein gehört. Auch hier wird der Verein zu irgendeiner Form der Regelung kommen müssen, wenn erst der Park fertig ist und eine geregelte Überwachung einsetzen muß. Auch die wissenschaftliche Erschließung beider Parke ist noch in die Wege zu leiten. So harren des Vereins Naturschutzpark noch eine Menge Aufgaben, zu deren Lösung er die Mithilfe weitester Kreise unserer Volksgenossen braucht.

Es ist zu erstreben, daß die jetzigen Parke eines Tages nur als die Kernpunkte der zu schaffenden großen Parke angesehen werden. Wir wollen hoffen, daß mit ihnen eine Geistesreform Hand in Hand gehen wird, die der ganzen Heimaterde zugute kommt. Dann wird an Stelle der gemütsrohen Mißachtung der Pflanzen- und Tierwelt die Verehrung treten; und das ist Vorbedingung für jede edle Menschlichkeit.

L. von Stockmayer.

Der Bund zur Wehr und Weihe des deutschen Waldes

Nach Ansicht bedeutender Staatsmänner und Forscher ist die Rassenfrage der Schlüssel der Weltgeschichte. Und innerhalb der Rassenforscher herrscht heute trotz mancher sonstigen Verschiedenheiten die Auffassung, daß „erworbene“ Eigenschaften sich nicht fortpflanzen. Dennoch wird kein ernst Denkender den Einfluß der Umwelt, besonders der uns umgebenden Natur, auf den einzelnen und auf ganze Völker und Rassen in Abrede stellen.

Insonderheit steht heut über jedem Zweifel fest, daß die Deutschen ein echtes Waldvolk sind, ihre Seele und Kultur nur zu verstehen sind, wenn man im Walde die Heimat der Deutschen sieht.

Diese Erkenntnis ist inhaltschwer und bedeutsam; denn sie wirft helles Licht auf unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wenn man in der Heilkunde mit Recht sagt, daß die Erkennung der Krankheitsursache schon die halbe Heilung bedeutet, wird man auch trostvoller in unsere Zukunft sehen dürfen, sobald man erkannt hat, daß unsere meisten Gebrechen an Leib und Seele im tiefsten Sinne von der Waldflucht herrühren.

Der echte, der ursprüngliche Wald, der Urwald, war ein sogenannter „Schlußverein“! Das heißt, die unermeßliche Vergangenheit ließ im Urwald alle Lebenskräfte und Naturgewalten sich harmonisch ausbalanzieren. Um mit R. H. Francé zu sprechen, der in seinem „Ewigen Wald“ die Summe seiner „Objektiven Philosophie“ gipfeln läßt, herrscht im ursprünglichen, natürlichen Walde (nicht im „künstlichen Forste“) nicht der Wille zur Macht, nicht der Kampf ums Dasein, sondern gegenseitige, harmonische Förderung und Unterstützung aller Einzelwesen. Das soll bedeuten: solange der Deutsche sich in seiner Waldheimat aufhielt, nach ihren Gesetzen lebte und seine Kultur nur unter ihrem Einfluß entwickelte, fügte sich sein Organismus der Waldheimat organisch ein, und so war er gesund, lebensstark, „glücklich“. Sobald er sich dem Walde entfremdete, von ihm fortzog oder Menschen Aufnahme gewährte, die etwa in Wüsten, Oasen, in der südlichen Sonne organisch lebten, aber nicht in den deutschen Wald gehörten, nahm der Deutsche etwas Fremdes, ihm Wesensfeindliches auf, seien es Sitten, seien es Fremdgedanken, wie etwa den Humanismus, die Renaissance. Für den Biologen ist es selbstverständlich, daß der Deutsche an Leib und Seele krank werden mußte, sobald er seiner Waldheimat, seiner organischen Umwelt untreu wurde.

Mit Entsetzen erkennen wir nun, was wir verloren haben, wenn wir die sinnlose Zerstörung unseres teuren, deutschen Waldes betrachten. Er ist ja unsere echte Heimat, nach der sich unsere Seele in glücklichen und trüben

Stunden sehnt. Wo ist wohl ein großer deutscher Mann, eine wahrhaft bedeutende, edle deutsche Frau zu denken, die sich nicht in unzähligen Stunden des Lebens mit der innersten Seele in den Wald flüchten möchten!

Unsere herrliche Dichtkunst ist ohne den Wald nicht zu verstehn. Unsere Gotik mit ihren himmelanstrebenden schlanken, feierlichen Domen ist ja der treueste Ausdruck dieser Tatsache. Selbst in der Religion und gerade hier konnte der Deutsche seinem Herrgott nur im Walde oder waldähnlichen Dom ganz nahe sein. Da fällt ja wohl mancher ein: „Die Gotik ist doch in Nordfrankreich entstanden". — Nun, haben da etwa keine echten Deutschen gesessen? Goten, Franken, Burgunden usf.?

Die Fülle der eingedrungenen Fremdkörper und Fremdideen hat unser Blut und unsere Seele vergiftet. Nun ringt es in unseren Tiefen auf Leben und Tod! Wir werden gesund, lebensvoll und glücklich werden, wenn wir buchstäblich und geistig wieder in den Wald gehen.

Aber er ist ja fast verschwunden! Und er ist an den meisten Orten grauenhaft entstellt! Und innere und äußere Feinde sind am Werk, auch noch die letzten Reste echten Waldes zu zerstören oder „finanztechnisch" zu behandeln, d. h. zu entstellen. Die Franzosen insonderheit haben im besetzten Gebiete riesenhafte Wälder vernichtet. Was soll also geschehen? Gefahr ist im Verzuge!

Das haben viele erkannt — aber wenige haben zugegriffen. Unter Führung eines kerndeutschen Mannes: Willi Ludewig hat sich der „Bund zur Wehr und Weihe des deutschen Waldes" gebildet, um zu retten, was noch zu retten ist. Oder womöglich den echten deutschen Wald wieder zu vermehren, ihn zu schützen und zu pflegen, ihn zur Weihestätte für hohe deutsche Kultur, zur Heilstätte der ganzen, an Leib und Seele kranken deutschen Nation zu machen!

Klein und bescheiden war sein Anfang, mächtig die Widerstandskraft, der stumpfe Widerstand der „Welt"; aber stark und heilig die Liebe zur deutschen Heimat, zur deutschen Seele, der Wille zur Wendung, zur Rettung.

Nichts andres will dieser wertvolle Bund. Dies ist sein Ziel. Welches sind seine Mittel, seine Wege?

Zunächst der feste Glaube, daß noch genügend echte, heimwehkranke Deutsche gleicher Ansicht sind und mithelfen werden. Dann Wort und Schrift! Der Bund veranstaltet wertvolle Vorträge und schafft Aufklärung in großem Maßstabe. In Städten und Wäldern finden Versammlungen statt, in denen auf die Heiligkeit und Bedeutung des deutschen Waldes hingewiesen wird. Und nicht nur durch Wort, sondern auch durch die Schrift, den Buchstaben! Haben wir doch dieses wichtigste Hilfsmittel des Geistes, den Buchstaben, unsern Buchen, unsern Wäldern zu verdanken; denn von hier aus kam Ding und Begriff. Von hier aus die Weistümer und raunenden Runen. Eine Welt erhabener Metaphysik schlummert hier, öffnet hier die Tore zum weihevollen Eintritt, zum Gebet, zur Errettung und Erlösung.

Nun kommt, ihr lieben Heimatsgesellen, Blutgenossen und Gesinnungsfreunde! Helft! Gebt Geld! Haltet die schöne Zeitschrift des Bundes: „Deutscher Wald", lest die prächtigen „Waldhefte", besucht die Versammlungen, tretet dem Bunde bei, der seinen Sitz in Hamburg hat (Geschäftsstelle: Hallerplatz 1). Rettet euren, unsern lieben, teuren, heiligen Wald! Dann rettet ihr aus Materialismus und Mechanismus eure Seele! Auch unsere einstige Ruhestätte, nach gesundem, edlem Wirken hienieden, muß ein Wald sein, wo die Vögel singen, die Bäume rauschen und die Walküren und Nornen uns gen Walhall rufen. Dr. A. Seeliger.

Sonnenmenschen

Zur Uraufführung des ersten Körperkulturfilms

Vor einiger Zeit fand in einer Berliner Schulaula die Uraufführung des Filmes: „Sonnenkinder — Sonnenmenschen" vor geladenen Gästen statt. Vertreter der Ministerien, Behörden und Polizei, würdige, strenge Persönlichkeiten befanden sich unter den Gästen und — spendeten wie das ganze Auditorium dem Film starken Beifall.

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Bünde deutscher Lichtkämpfer Berlin, Herr Fr. H. Thies, sprach die Einleitungs- und Begleitworte, auf die Bedeutung hinweisend — man trage dies in die Annalen der Zensur ein —, daß der Film zur öffentlichen Vorführung im Deutschen Reich zugelassen worden ist. Durch diese Zulassung ist bewiesen, daß seine Reinheit unantastbar ist, daß der nackte menschliche Körper nicht unsittlich ist und nicht sexuell wirkt, sondern nur zu unsittlichen und sexuellen Zwecken benutzt worden ist. Der Mensch wird wieder in eine unmittelbare Beziehung zur Natur gebracht.

Der Film ist ein besonders gelungener, außergewöhnlich gut zusammengestellter Propagandafilm für die Körperkulturbewegung, dessen Bilder über eine nicht gewöhnliche Suggestionskraft verfügen. Er beginnt nicht beim Menschen, sondern bei der Natur, mit dem Winter im Hochgebirge. Tauwetter setzt ein, das Eis bricht, eine Lawine stürzt zu Tal, der Schnee rutscht von den Zweigen, von allen Bäumen tropft es. Die ersten „Kinder der Sonne“: Christrosen, Alpenanemonen und andere Alpenblumen zaubert die Sonne in dem prächtigen Berggarten der Alpenwelt hervor. Dann sind die ersten Störche da, die Kühe werden auf die Sennen getrieben, man folgt dem Schafhirten „Sepp“ und seiner Herde durch das Watzmanngebiet. — Es wird Frühsommer im steinernen Meer, ein kleiner Bub, „Micherl“, strotzend in naturhafter Unschuld, streift, nur auf sich selbst angewiesen, im „steinernen Meer“ herum, seine Gespielen sind die Tiere, seine Lieblinge die Blumen. Dann kommen seine Geschwister, und nun entfaltet sich reges Leben und Treiben auf der Planschwiese, sie werfen ihre Kleider ab und spielen im Wasser, schwimmen, lachen und tanzen, und sind auch nicht sicher vor Zaungästen: — Zwei neugierige Murmeltiere schauen ihnen zu.

Das ist der Reiz in diesem Film: Nie wird der Mensch von der Natur getrennt, Hirtenbuben, Sennerinnen, Felsen, Blumen, Kühe, Wolken, Lämmer, alles ist ineinander verwoben, miteinander verbunden und verbündet, und es verwundert niemand, wenn man nun plötzlich nackte Mädchen in der Maisonne des Meeresstrandes mit den noch eisigen Wellen ein ängstlich heiteres Tänzchen vollführen sieht. Man hat die falsche Einstellung zu dem in unserer Zone viel mißdeuteten Begriff der Nacktheit verloren und bemerkt ohne Verwundern, daß sich nichts so einfach und prächtig in den Rhythmus der Natur einordnet wie der nackte Mensch. Die schlanken, braungebrannten, gesunden Körper der Mädchen und Frauen, Jünglinge und Männer, die wir im Lauf über sandige Heide, über blühende Wiesen, im Sturz ins Wasser, in Sport und Spiel, in ausgelassener Heiterkeit und in gymnastischen Übungen bei ernster Arbeit sehen, haben sich der Umgebung bereits so angepaßt wie ein Käfer der Baumrinde. Wirklich, auch der nackte Mensch in der Natur nimmt Schutzfarbe an, wenn er sich erst ganz mit ihr vereint hat.

Alle diese gesunden Menschenkörper beweisen den Wert und die ungeheure Wichtigkeit eines gesunden Licht-Luftlebens für die Gesundheit unseres Volkes.

Die Leiter des „Naturfilm Hubert Schonger“, Berlin SW. 61, Herr Hubert Schonger und Herr Fritz Thies, welche die prächtigen Aufnahmen oft unter den größten Strapazen und Mühen machten, konnten sich eines begeisterten Beifalls erfreuen. W. Harndt

Weltengipfel

Mit Schiff, mit Raupen-Lastauto, mit Elefanten, Mauleseln, Lastträgern und Sauerstoffapparaten ging's in zweistündiger aufregender Filmfahrt von Europa durch den Suez-Kanal, den Persischen Meerbusen, das Indische Meer über Lhassa, Phari Dzong dem Gipfel des Mount Everest zu. Es ist die dritte Fahrt zur Domspitze der Erdenwelt. Und es ist bezeichnend, daß der Kulturmensch von heute, ähnlich den Baumeistern des Birs Nimrud, von dem die alte Bibel im 1. Buch Mosis, Kap. 11 erzählt, daß dieser Radiofunker, Fokker und Zeppeliner örtlich immer weitere und höhere Ziele stecken muß, um seinen Tatendrang und seinen — Ehrgeiz zu befriedigen ...

Aber was will er nun vornehmen, nachdem

er die „weißen Flecken" im „Gesicht" der Erdteile Afrika, Asien, Australien und Südamerika „schraffiert", nachdem er die Wasserwüste des Nordpols und die Eisöde des Südpols entdeckt, nachdem er die letzten 9000 Meter-Höhen des Himmelsgebirges erstiegen?! Gewiß, es gibt noch tausend und abertausend Grate, noch tausend und abertausend Täler, die nie eines Menschen Fuß betreten — aber das sind keine Rekordleistungen mehr, nachdem der Tschomo Lunga (Mount Everest) erstiegen und die Challenger Tiefe ausgemessen. Oder ist als nächstes eine Mond- und dann eine Marsfahrt, schließlich eine Milchstraßen-Expedition geplant? Ich fürchte, es bleibt auch nach dieser letzten Fahrt bei der Weisheit des Psalmisten: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere (des Himmels), so würde mich doch deine Hand daselbst halten und deine Rechte mich führen ..." In die Tiefe sollten wir jetzt zu dringen versuchen, nachdem wir alle Höhen erstiegen und alle Weiten ausgemessen: in die Tiefe der Gottheit!

Und dazu gibt es freilich Anregung genug auch auf der Noel-Filmfahrt zum Gipfel der Welt. Diese jungfräulich-paradiesischen Urweltlandschaften zwingen selbst im flüchtigen Flimmerbilde zu frommer Andacht. Und diese Leistungen von Mensch und Tier, alle gebannt und beseelt durch einen einzigen Willen: ist das nicht wirklich ein Teil des göttlichen Willens selbst? Gewiß, es gab auf dieser Himmels- und Todesfahrt auch tief beschämende Erlebnisse: die Gebetsmühlen und Rosenkränze der Tibetaner, ihre „Abfertigung" der Toten zu Geiern und Hunden, überhaupt das menschenunwürdige Dasein der Bewohner von Phari Dzong — sind sie nicht ebenso gut Kinder Gottes wie die gebildeten Kulturträger des europäischen Westens?! Alles das sollte jedem Filmbesucher auch religiös etwas zu denken geben. Man kommt in Gegenden, in denen das Tier höher gewertet wird als der Mensch; die Todesstrafe trifft den, der ein Tier verletzt oder umbringt; da verkehren Gurus mit Tigern wie mit Brüdern und Schwestern! Warum wohl?

Solche Fragen tauchen flüchtig auf bei fast jedem Flimmerbilde dieser Gipfelfahrt, und jede hängt zusammen mit der letzten Frage: der Frage nach GOTT, der Doppelfrage Woher und Wohin? Und noch brennender wird die Frage, wenn uns unmittelbar nach dieser Andachtsstunde im Lichttheater draußen das Straßenleben der Weltstadt wieder packt und — beleidigt, beschmutzt. Man hat für die Erstaufführung dieses „nervenkitzelnden" Films tibetanische Lamas (Priester) nach Europa geschleppt! Man hat sie bei der Vorstellung ihre melancholischen seltsamen Lurenlieder blasen lassen: ob wohl einem einzigen Besucher der Gedanke gekommen ist, daß für diese Kinder grenzenlosester Bergeinsamkeit London, Paris und Berlin mindestens ebenso unerreichbar in den Tiefen bleiben mußten, wie dem Kapitän Noel der Mount Everest in der letzten Höhe? Und das ist die Frage, auf die es uns ankommen muß nach dieser Ersteigung oder — Nichtersteigung. Wir haben zu Hause so viele Tiefen des menschlichen Geistes, der Seele, des menschlichen Elends zu erforschen und zu klären, daß uns die letzte höchste Bergspitze demgegenüber belanglos scheint. Denn was ist in Wirklichkeit geschehen, wenn zwei, drei Engländer oder Deutsche oder Schweden den Tschomo Lunga erstiegen haben? Nach hundert Jahren ist das alles eine gleichgültige Sache. Aber es ist nicht gleichgültig, wie nahe heran wir zu GOTT gekommen sind. Dahin laßt uns best ausgerüstete Expeditionen planen: über die Hügel und Vorberge, durch die Täler und Schluchten im eigenen Ich, hin zu den Alpen und Meeren des Mitmenschen in nah und fern! Und schließlich — zum Himalaya und Hochberg „Immerist" Gottes!

Es war ein kühler Regenabend, als ich mir auf Betreiben meiner Kinder den neuen Weltfilm in einem großen Theater des Berliner Westens ansah. Aber ich bewegte mich gedanklich auf anderen Ebenen. Und draußen fand ich dazu das richtige Höllenbild Dantes: Elektrische und Autos jagten über den „schwimmenden" Nollendorfplatz; Zeitungsträger boten ihre armseligen Stundenblätter, Dirnen ihren geschminkten Leib an; in der Bülowstraße trat ein fein gekleideter Mensch an mich:

„Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle — ich heiße Jablonski. Und entschuldigen Sie, daß ich auf offener Straße Sie, den persönlich Unbekannten, um etwas bitte: ich habe seit einigen Tagen nichts als Apfelsinenschalen geknabbert und bin hungrig." Ich gab ihm, tief beschämt, etwas zu essen ... Von der Mansteinstraße aber marschierte ein Trupp junger Fackelträger heran mit der Fahne vom November 1918 und mit dem immer wiederholten Rufe „Hurra Hoch" für Marx. Und im Abteil des Vorortzuges Großgörschenstraße-Wannsee saßen neben mir vier aufgeregte akademische Maler von Ruf, die eines Kollegen Streitfrage gegen die „Hängekommission" erörterten. Schließlich an anderer Stelle noch ein Viertelstündchen zusammen mit einem Deutschostafrika-Farmer, der soeben für Hagenbeck-Hamburg einen Transport selbstgefangene Wüstentiere gebracht hatte und aus dem Erlös dieser zweiten Fracht versuchen will, sein von den Engländern gestohlenes Gut am Kilimandscharo zurückzukaufen ...

Und ich — sehnte mich nach einem anderen Gipfel als nach dem Mount Everest: nach dem Gipfel reiner Menschlichkeit, reiner Güte ...

Wilhelm Schwaner

Innerer Aufbau

Überall in unserem Vaterlande wird von Staat und Wirtschaft am Aufbau gearbeitet. Doch wer als Türmer von der Warte weit in die Lande schaut, der fragt sich angesichts der Kraftanspannung, ob sie zum Ziele führt, wenn nicht zugleich damit auch der innere Aufbau der Seele unseres Volkes sich erhebt wie ein heiliger Dom aus den Trümmern der Kriegs- und Nachkriegsverwüstung.

Diese Frage warf sich wie ein Feuerbrand in die Herzen einer kleinen Schar von Pfarrern und Laien, die in der evangelischen Kirche Mecklenburgs ihre Aufgabe erkannten. Unter dem Leitgedanken einer kirchlichen Aufbau-Woche versuchten sie die lebendigen Kräfte der Kirche in einem der schwierigsten Gebiete einzusetzen. Ein Bericht darüber möge den Türmerlesern als Anregung dienen.

Nicht als kirchliche „Organisation", sondern als eine aus dem Geheimnis innerer Einheit geborene Arbeitsgemeinschaft gingen sie schon an die Vorbereitung der 70 Dorfschaften des Gebietes heran. Auf dem Wege über den Verkauf von Schriften und Büchern, die dem Wachrufen der religiösen Grundkräfte der Seele dienen konnten, suchte ein Kerntrupp der kleinen Schar, 30 an Zahl, die persönliche Fühlungnahme mit den einzelnen Familien Haus bei Haus. Es gelang beides — die Herzen zu wecken und zugleich die Bücher und Schriften in so überraschend hoher Zahl zu verkaufen, daß immer neue Massen herangeschafft werden mußten. Freilich bedurfte es großer seelischer und geistiger Spannkraft, immer wieder mit völlig fremden Menschen in ein Gespräch zu kommen und ihnen in rascher Einfühlung und Erfassung ihrer Eigenart über die Flachheit des Alltags hinwegzuhelfen in die Tiefe.

Neben dem Reichtum an Menschenkenntnis und volkskundlicher Erfahrung, der sich als unmittelbares Geschenk aus solchem Dienst ergab, wurde hierdurch auch die besondere Aufgabe dieser persönlichen Fühlungnahme erfüllt, die Vorbereitung für das Wort, das nun in den Herzen der vielen ein Feuer zünden sollte. Nicht die Freude am eigenen Gedankenreichtum, sondern die Liebe zu dem anderen, geboren aus der tiefen Erschütterung über die Seelensehnsucht, die das Erlebnis der vergangenen Woche war, brach aus Herz und Wort und gab ein, was zu reden not tat. Bewußt wurden dabei auch ganz bestimmte Einzelfragen angepackt, deren Lösung für den Aufbau der Seele unseres Volkes unbedingte Voraussetzung bildet. Von der Not und rechten Führung einer Jugend, die in Reinheit und Wahrheit den Weg zum Herrn allen Aufbaus sucht und so selbst ein Stück seiner unsichtbaren Kirche wird, wurden die Linien gezogen zu der Forderung einer Ehe, die in Verantwortung und Reinheit ihren Beruf erfüllt. Der Ruf zum unerbittlichen Kampf gegen die Bindung an einen der furchtbarsten Feinde allen Aufbaus, den Alkoholismus, wurde zum besonderen Gegenstand dieses Ringens um die Seele des andern gemacht.

Ebenso endlich die soziale Frage, deren ganzer Ernst für die evangelische Kirche der Gegenwart allen wie ein gewaltiges Menetekel deutlich sein muß.

Nur in wenigen Worten konnte angedeutet werden, wo die Grundsteine gelegt werden konnten. Eins aber muß noch herausgehoben werden als Wesenszug dieser Art des Dienstes für den inneren Aufbau. Die gesamte Dorfschaft, ein ganzes weites Gebiet von Dorfschaften wurde vor Entscheidungen gestellt und in das gemeinsame Erleben hineingeführt! Denn das Einzelglied kann bei seiner Verflochtenheit in die Dorfgemeinschaft allein die Last nicht tragen, wenn man bei der persönlichen Entscheidung anfängt und stehen bleibt. Man fand zurück zum Grundklang der Botschaft vom Reiche Gottes, zum Gemeindegedanken, hinaus über den religiösen Individualismus, in dem die Kirche arm wurde und ihre Kraft und damit ihr Recht zu verlieren drohte. Im Erlebnis der inneren Gemeinschaft mit den Gemeinden wurde das Bewußtsein der eigenen Sendung, die Gewißheit: „Gott will es", mächtig in der kleinen Schar.

Doch „nur Erlebnisse, die irgendwie zur Tat werden, behalten Wert!" Schon die hohe Opferfreudigkeit, die in den Gemeinden dieses Gebietes offenbar wurde, zeigte, wie das Erleben zur Tat wurde. Es ergab sich schließlich ein Reinüberschuß von fast 1000 Mark, was angesichts der besonderen wirtschaftlichen Belastung dort doppelt zu werten ist. Damit wurde der Grund geschaffen für ein neues gemeinsames Arbeitsziel, das in wundervoller Weise den Weg zu einer weiteren zusammenschließenden Tat wies. Seit 700 Jahren wurde in dieser Gegend (zwischen Ludwigslust und Dömitz) keine Kirche gebaut, so daß viele stundenweit gehen müssen, um sie zu erreichen. 30 Dörfer mit zusammen 10000 Einwohnern haben nur drei Kirchen! Daher sollen diese 1000 Mark der Grundstein sein für einen Bau, der weiter dem inneren Aufbau dienen soll; und weil dieser innerste Aufbau der unsichtbaren Kirche wächst in der Berührung mit dem Höchsten, nennen wir ihn ein Bethaus. Eine prunkvolle Kirche entspricht nicht der Lage unseres Volkes.

Wir wollen hier keine Bitte an die Türmerleser aussprechen, aber doch einen Weg weisen, den die bereits gehen, die in der Arbeit dieser Aufbauwoche standen: — in der Freude des Dankes wollen sie Verzicht üben auf alle entbehrlichen Genußmittel während der sieben Wochen von Ostern bis Pfingsten (und das Ersparte als Beitrag sammeln), in der Freude des Dankes gegen den, der unsichtbar hinter allem gutem Werk steht. Als solche Genußmittel sahen sie besonders Alkohol und Tabak in jeder Form an, weiter Bohnenkaffee, Schokolade und andere Süßigkeiten.

Opfer ist Kraft des Verzichtens gegenüber Kleinem, damit Großes gedeihe.

Aus der kirchlichen Aufbauwoche ist ein Buch „Aufbau" herausgewachsen (96 S., Preis 1.80 M, Verlag Bahn, Schwerin), das acht Vorträge enthält über damals behandelte Fragen. Den Schluß bildet ein ausführlicher Bericht über die Erfahrungen, die während des Schriftenverkaufs und während der Vortragswoche gemacht sind. Endlich ist als Anhang ein Grußschreiben angefügt, das die Ortspastoren und Mitarbeiter unterzeichnet haben (und das zu Ostern in 7000 Exemplaren in allen Häusern des dortigen Gebiets verteilt worden ist); in ihm wird die Absicht, für den kirchlichen Betsaal zu sammeln, und der „Fastengedanke" näher ausgeführt. Das Buch kann, wenn nicht vorrätig, gegen Einzahlung von 1.90 M von Pastor Rohrdantz, Grabow, Mecklbg., Postscheckkonto Hamburg Nr. 65252, postfrei bezogen werden.

H. Schönfeld (Kiel)

Dietrich Schäfer

Am 16. Mai dieses Jahres wurde Dietrich Schäfer achtzig Jahre alt. Dieser Mann ist weit mehr als ein Hochschullehrer und Geschichtsforscher. Ihm gebührt der Ehrenname eines nationalen Volkserziehers. Tausende Männer und Frauen in allen Gauen unseres Vaterlandes verehren in Dietrich Schäfer den Lehrer, der sie in die Probleme der Geschichtswissenschaft einführte und ihnen die Bedeutung der großen Persönlichkeiten unserer deutschen Geschichte erschloß.

Ist schon durch diesen reichen Schülerkreis, die des Meisters Gedanken und Anregungen in weiteste Schichten unseres Volkes tragen, der Achtzigjährige ein Volkserzieher, so hat er doch auch selbst nie geruht und gerastet, die Ergebnisse seines reichen Forscherlebens auch denjenigen zugänglich zu machen, die nichtzünftige Historiker sind. Ich denke hier in erster Linie an seine zweibändige „Deutsche Geschichte" (Verlag Gustav Fischer, Jena), die in sieben Auflagen bis auf die Gegenwart fortgeführt die neuesten Ereignisse vom Standpunkt des nationalen Historikers aus wertet. Gerade dieses Werk zeigt die Meisterschaft Dietrich Schäfers, die Probleme, mit denen die deutsche Geschichtswissenschaft ringt, gemeinverständlich darzustellen und doch niemals platt zu werden, sondern immer eingedenk seines hohen Berufes als Gelehrter zu sein. Das zeigt sich z. B., wie er hier gegen die These kämpft, daß Luthers Wirken aus seinem Milieu zu erklären sei. Aber auch wenn er auf Fragen der jüngsten Gegenwart zu sprechen kommt, weiß er sie emporzuheben in die Sphäre geschichtlichen Denkens und Schauens. So bezeichnete er bei Betrachtung des Verhältnisses zwischen Sozialdemokratie und deutschem Kaiserreich als obersten Grundsatz gegenüber den Organisationen sozialdemokratischer Kreise, daß ihnen unter keinen Umständen die Möglichkeit zu tätiger Teilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten werden dürfe. Und er fügte hinzu: „Das erforderte gegenüber dem gelegentlichen Verhalten der Führer wie der Geführten starke Selbstüberwindung; aber es mußte geleistet werden in Reich und Staat." Und kurz vorher hat er prägnant das Wesen der sozialdemokratischen Bewegung in den Worten erfaßt: „Aber darüber dürfte doch nicht vergessen werden, daß sie im wesentlichen die Organisation eines Standes darstellt, der aus dem modernen Leben nicht hinweggedacht werden kann, an dem dieses Leben geradezu hängt." Er, der wahrhaft zum deutschen Gelehrten berufen ist, hat aber diese Berufung nicht so aufgefaßt, als ob „wissenschaftlich sein" bedeute möglichst verschnörkelt, unklar und ungenießbar zu schreiben. Seine „Deutsche Geschichte" ist eins der ganz wenigen Werke eines deutschen Forschers, der einen musterhaften deutschen Prosastil schreibt. Erwähnt sei aber auch von den größeren Werken Schäfers „Die Weltgeschichte der Neuzeit", welche dieselben Vorzüge besitzt.

Diese großartigen Denkmäler allumfassender Betrachtung ruhen aber auf unzähligen Einzelforschungen aus der reichen deutschen und germanischen Geschichte, die Schäfer veröffentlicht hat. Solche bedeutenden Würfe reifen ja immer nur langsam und sind das Ergebnis rastlosen Gelehrtenfleißes, der auch im kleinsten Punkte die größte Kraft zeigt. Dietrich Schäfers Spezialgebiet in diesem Sinne war die Geschichte der deutschen Hansastädte, die eine Geschichte von Bürgertum und Wirtschaft ist. Aber gerade die Beschäftigung mit ihr hat in Dietrich Schäfer nur noch fester die Überzeugung begründet, der er 1885 am Schlusse seiner Schrift „Die Hansa und ihre Handelspolitik" in den Worten Ausdruck gegeben hat: „Wirtschaftliche Größe ist nur zu erringen und zu behaupten durch politische Macht."

Man hat Dietrich Schäfer einen politischen Historiker genannt und wohl auch geglaubt, mit diesem Worte ihm in seiner Objektivität nahe treten zu können. Es ist aber das Große an Dietrich Schäfer, daß er sich nicht einfach auf die stille Forschertätigkeit zurückzog, sondern auf das lebendige geschichtliche Leben der Gegenwart einwirkte, das wieder auf ihn zurückfloß, so daß seine Arbeiten nicht starre Systeme sind, sondern von lebendigem Geiste getragen werden.

Parteipolitiker ist Dietrich Schäfer niemals gewesen, wohl aber nahm er an den weltbewegenden Fragen der Zeit regsten Anteil und hat in großen überparteilichen Organisationen, wie Flottenverein, Ostmarkenverein, Verein für das Deutschtum im Ausland als einflußreiches Vorstandsmitglied mitgearbeitet.

Dietrich Schäfer, der für Preußens Vormachtstellung in Deutschland schon in jungen Jahren kämpfte und echtpreußisches Wesen tief in sich einsog, ist, wie so mancher große Preuße, nicht in Preußen geboren. Aber er darf die Worte, welche sein Lehrer Heinrich

von Treitschke für Preußens Aufstieg gebrauchte: „Es hat sich groß gehungert“ auch auf seinen Lebensgang anwenden. Als Sohn eines Arbeiters, der in Bremen die anlegenden Schiffe entlud und belud, erblickte er in Bremen das Licht der Welt. Als er gerade zehn Jahre alt war, verlor die Familie ihren Ernährer. Die Mutter mußte durch Hausarbeit das Nötigste für ihn und eine ältere Schwester erwerben, schickte ihn aber trotzdem nicht in die Freischule, sondern in die „Kirchspielschule“, von wo er dann den Weg ins Bremer Lehrerseminar fand. Als Volksschullehrer in Bremen tat Dietrich Schäfer einige Jahre Dienst, bereitete sich zum Abiturientenexamen vor und konnte schließlich mit Unterstützung von H. H. Meier, des Gründers des Norddeutschen Lloyds, studieren. Später hat er diesen Zuschuß seiner Vaterstadt als H. H. Meier-Stipendium mit Zinseszins wieder zurückgegeben. Nach den Universitätsjahren als Oberlehrer angestellt, wurde Dietrich Schäfer 1875 Stadtbibliothekar in Bremen und hat in dieser Eigenschaft größere Archivreisen zum Studium der deutschen hansischen Geschichte unternommen. Besondere Freude machten ihm Fußwanderungen in Italien, Frankreich und England. So erwarb er sich aus eigener Anschauung eine Kenntnis Europas. Mitten auf einer Reise in Reval erreichte ihn September 1877 die Berufung nach Jena in eine neu errichtete Professur für mittelalterliche Geschichte. In dieser thüringischen Universitätsstadt wirkte er bis 1885, hielt aber schon hier Vorlesungen über die neuere Geschichte. Dann kamen vier Jahre in Breslau. Von 1888 bis 1896 war Schäfer Professor in Tübingen und von 1896 bis 1903 in Heidelberg. Den größten Teil seines Lebens hat er in Süddeutschland zugebracht, bis er an die Universität der Reichshauptstadt berufen wurde. Was er gerade an dieser Stelle als Mahner, überparteilicher Politiker und Lehrer geleistet hat, kann nicht mit wenigen Worten gesagt werden. Wir müssen uns auf den Wunsch beschränken, daß es dem Achtzigjährigen noch lange Zeit vergönnt sei, zu wirken und zu schaffen.

Dr. Hans Siegfried Weber

Ausländerei in Deutschland

Noch immer zeigt sich in manchen Kreisen von Bildung und Besitz eine gewisse Vorliebe für das Ausländische, von Bismarck einst Ausländerei genannt, mit der Neigung, ausländisches Wesen und Wissen für vornehmer zu halten und zu überschätzen. Wer den hohen Stand der medizinischen Wissenschaft in Deutschland kennt und die neueren Jahrgänge der medizinischen Wochenschriften und Monatshefte durchblättert, wird mit Befremden ersehen, daß darin nur zu häufig Beiträge von Ausländern enthalten sind, von Italienern, Russen und Japanesen, aber auch von Polen, Tschechen und Rumänen, also von ausgesprochen deutschfeindlichen Völkern. Zuweilen behandeln ihre Beiträge ganz unbedeutende Dinge und sind nicht selten in schlechtem Deutsch geschrieben.

So waren im Archiv für klinische Chirurgie, 128. Band, Heft 1 und 2, von 34 Arbeiten nicht weniger als 8 von Ausländern verfaßt, meist von Russen. Beiträge ähnlichen Wertes aus der Feder deutscher Mitarbeiter würden wahrscheinlich nicht zum Abdruck angenommen worden sein.

Es ist ganz begreiflich, daß ausländische Mediziner darnach trachten, ihre schriftstellerischen Arbeiten in deutschen Fachblättern zu veröffentlichen. Soweit medizinische Zeitschriften in polnischer, tschechischer, rumänischer, russischer usw. Sprache vorhanden sind, werden sie außerhalb ihrer engen Sprachgrenzen nicht verstanden und nicht beachtet. Dagegen sind die deutschen medizinischen Zeitschriften in allen Kulturstaaten verbreitet und erfreuen sich auf Grund des hohen Standes der deutschen medizinischen Wissenschaft aufmerksamster Wertschätzung. Wollen Ausländer der Sprachen zweiten Ranges ihrem Namen Geltung verschaffen, so wenden sie sich mit Vorliebe an deutsche Fachblätter, übersetzen nicht selten den Beitrag in ihre Sprache zurück und lassen ihn auch in einer heimatlichen Zeitschrift erscheinen mit Angabe des betreffenden deutschen Fachblattes als Quelle und zugleich als deutsche Anerkennung.

Wenn man in England und Nordamerika

beobachtet, wie häufig in deutschen Fachblättern Arbeiten ausländischer Mediziner ohne besonderen Wert veröffentlicht werden, könnte man dort zu der Meinung kommen, die deutschen Mediziner seien nicht mehr imstande, wertvolle Beiträge von genügendem Umfange zu liefern. Auch aus diesem Grunde müssen die deutschen Schriftleitungen die Arbeiten ausländischer Mediziner einer schärferen Prüfung als bisher unterwerfen, ganz besonders dann, wenn die Ausländer im Hinblick auf die gute Gelegenheit, zu weiteren Kreisen sprechen zu dürfen, von vornherein auf Honorar verzichten. Ein solcher Verzicht ist für jede ehrenhafte Schriftleitung ebenso unzulässig und verwerflich wie etwa das Angebot einer Geldentschädigung für den Abdruck einer von einem Ausländer stammenden Arbeit. Derartige Angebote sind unzweifelhaft auch in Deutschland gemacht worden, nachdem sie in Frankreich bei der Käuflichkeit der gesamten, auch der medizinischen Presse nicht auf Ablehnung stießen.

Wie erinnerlich, erklärte das feindliche Ausland nach Kriegsausbruch die deutschen wissenschaftlichen Gesellschaften in Verruf, schloß sie von der Teilnahme an internationalen Kongressen aus und unterdrückte auch die deutsche Sprache. Nach Kriegsende wurde dieser Verruf von Frankreich und seinen Trabanten aufrecht erhalten. Sollte etwa ein deutscher Fachmann der medizinischen Wissenschaft versuchen, eine Arbeit französischen oder englischen oder slawischen Zeitschriften anzubieten, so würde er überall abgelehnt werden. Die Ausländerei gewisser medizinischer Fachzeitschriften in Deutschland ist vom wissenschaftlichen wie vom nationalen Standpunkt aus unangebracht und läßt sich nicht entschuldigen.

P. D.

Die Magazin-Krankheit

Unter dieser Überschrift finden wir in der seit kurzem erscheinenden „Chicagoer Deutschen Zeitung", der Wochenausgabe der „Illinois-Staatszeitung", einige Bemerkungen über gewisse neue Monatschriften sensationeller Art in Nachahmung amerikanischer Vorbilder. Das deutsch-amerikanische Wochenblatt schrieb in seiner Ausgabe vom 27. März:

„In der deutschen Art, den Amerikanern alles nachzumachen, haben sich diesmal die deutschen Verleger gründlich blamiert. Wenn man die besseren amerikanischen Magazine wie „Saturday Evening Post", „Literary Digest", „Lady's Home Journal" usw. zur Hand nimmt, die doch immerhin von den deutschen entsprechenden Verlagsanstalten herausgegeben werden, so müssen wir eingestehen, daß die deutschen Produkte neben diesen verblassen. Der Schund, der uns da, abgesehen von zwei bis drei wirklich guten Sachen, in den deutschen Magazinen vorgelegt wird, ist direkt eine Anmaßung — oder vielleicht sind diese Bücher für die ehemaligen Leser der verbotenen deutschen Schundliteratur bestimmt? —, aber auch diese dürften sie bald ablehnen, wenn sich die deutschen Verleger nicht schnell entschließen sollten, in der Auswahl ihrer Literatur in den Magazinen etwas vorsichtiger zu sein; hat doch gerade Deutschland heute wirklich erstklassige und bedeutende Meister auf dem Roman- und Schriftwesen."

Oder, frägt die „Chicagoer Deutsche Ztg." schließlich, „ist die Jugend und Leserschaft in Deutschland so verlottert, daß ihnen eine anständige Schrift nicht mehr zusagen würde?"

D.

Den politischen Einfluß der Tagespresse

Das Ergebnis der Wahl für den Reichspräsidenten vom 29. März gestattet einige Schlüsse auf den politischen Einfluß der Tagespresse. In Hamburg haben die beiden demokratischen Tagesblätter über 200000 Abnehmer, die beiden rechtsstehenden dagegen nur etwa 60000. Gleichwohl erhielt der demokratische Bewerber nur 65000, der rechtsstehende dagegen 214000 Stimmen. Auf den Sozialdemokraten entfielen 215000 Stimmen. Ähnliche Verhältnisse zeigten sich auch in anderen Großstädten und im ganzen Reich. Trotz ihrer großen Verbreitungen — namentlich in Berlin, Frankfurt und anderwärts — übte die demokratische Tagespresse keinen merklichen politischen Einfluß bei den Wahlen; und mit nur 1,6 Millionen Stimmen blieb der demokratische Bewerber selbst hinter den Kom-

munisten zurück. Diese Tatsache gibt zu denken, wenn sich manche beklagen über den Einfluß der großen „Weltblätter" auf der Linken. Der Einfluß geht nicht in die Tiefe.

Paul Dehn

Neueste Programm-Musik

Ende Januar wurde in einem Hamburger Sinfoniekonzert ein Tonstück von Arthur Honegger unter dem Titel „Pacific 231. Mouvement symphonique" aufgeführt. In erläuternden Bemerkungen dazu äußerte der Tondichter: „Ich habe stets eine leidenschaftliche Liebe für Lokomotiven gehabt: Für mich sind sie lebende Wesen, und ich liebe sie, wie andere die Frauen oder Pferde lieben. Mit meiner Tondichtung habe ich nicht die Geräusche der Lokomotive, sondern die sinnlichen Eindrücke und das körperliche Wohlbehagen wiedergeben wollen, die ihre Erscheinung in mir auslöst. Mein Werk geht von den tatsächlichen Vorgängen aus, dem stillen Atmen der Maschine im Ruhestand, der Anstrengung des Anfahrens, dem allmählichen Anwachsen der Geschwindigkeit, und es gipfelt in der Schilderung der Empfindungen, die die ergreifende Vorstellung eines im Dunkel der Nacht mit 120 Kilometer die Stunde dahinsausenden Zuges von 300 Tonnen Gewicht hervorrufen muß. Als Modell habe ich den Lokomotiven-Typ ‚Pacific' für beschleunigte Güterzüge ‚231' gewählt."

In einem Bericht über die Aufführung schrieben die „Hamburg. Nachrichten": „Leider muß gesagt werden, daß die Musik das Seelische, die innere Bewegung durchaus ausschaltet zugunsten der äußerlichen Bewegung und des Stofflichen. Es ist Programmusik jener möglichen, aber seelenlosen Art, deren niedriger Ehrgeiz es ist, den überragenden Vorzug der Musik: die Eigenschaft der Körperlosigkeit, des Unstofflichen, rein Geistigen zu leugnen und an seine Stelle das Körperhafte, Stoffliche, Ungeistige zu setzen. Alles in dieser Lokomotivenmusik ist aus der Wirklichkeit abgeleitet: wir hören im Anfang in seltsamen Geräuschakkorden das Summen und Singen des siedenden Wassers und in einer geradezu platten (wenn auch mit schärfster Beobachtungsgabe festgehaltenen) Naturszene ziehen alle die nur akustischen — immer unmusikalischen, ja dem Geist der Musik direkt entgegengesetzten — Phänomene in diesem Tonstück an uns vorbei, die sich vom Moment des Anheizens bis zur rasenden Kraftentfaltung der in voller Fahrt hinbrausenden Maschine ergeben. Aus dem Tonstück wird schließlich ein absurdes Lärm- und Spektakelstück, das ganz äußerlich — mit einem wüsten Durcheinander scheußlicher Dissonanzen der Harmonie und der Rhythmik und in dieser Mischung ein wahrer Höllenbrueghel! — in ohnmächtigem Wettlauf die Vorstellung schnellster Bewegung einer großen schweren Masse wachrufen will. 120 Kilometer Geschwindigkeit! Das muß eine Entgleisung geben. Aber nicht die Lokomotive entgleist, sondern leider und Gott sei Dank nur der Komponist. Die ästhetische Entgleisung ist ohne weiteres zu erkennen. Der Materialismus dieses Stückes, das seinem innersten Wesen nach unmusikalisch ist, weist auf jenes Wort zurück, das Felix Mottl mir einmal von R. Strauß berichtete: ‚Sixt, alles komponiere ich dir, was du willst; selbst diese Gabel.' Ja, ist es denn Aufgabe der Musik, Gabel oder Lokomotive zu sein?"

Karl Storck nannte in seinem letzten Buch „Kampf hinter der Front" von 1915 die Musik ein Erziehungsmittel. Er kannte die Programm-Musik des Jahres 1925 nicht! D.

Die deutsche Lyrik um 1925

Wenn schon der Lyriker fast von jedem einzelnen seiner Gedichtbände mit Goethe sagen kann: „... was manche Strecke Im Leben auseinanderstand, Das kommt nun unter einer Decke Dem guten Leser in die Hand", so müssen diese Zeilen heute vor anderen Neuerscheinungen dem stattlichen Buch „Saat und Ernte" gelten, das, von Isolde Kurz, der 71jährigen Altmeisterin unserer lyrischen Dichtung, bis zum 28jährigen Robert Braun, die deutsche Lyrik um 1925 charakteristisch darstellen will.

Der Herausgeber Dr. Albert Sergel, dessen Geleitworte überall ein warmes Echo finden werden, wo man die „zur Lyra sing-

baren“ Gedichte liebt, und das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. (Berlin-Leipzig-Wien) haben sich durch Sorgfalt und Geschmack den Dank der vielen verdient, die eine solche neue „Blumenlese“ schmerzlich vermißten.

Bemerkenswert, und als Entwicklungsbild besonders aufschlußreich, erscheint mir die Anordnung und Rangordnung der Lieder nach dem Alter ihrer Dichter und Dichterinnen, die selber Proben ihres Schaffens auswählten, alle den gleichen Raum von 4 Seiten zur Verfügung hatten, und deren kurze Eigenbiographien durch Angabe der Werke vervollständigt wurden. 120 Namen sind hier vereint, darunter 14 Frauennamen; und da Dr. Sergels Vorwort auch den Wunsch nach Ergänzung als wahrscheinlich voraussetzt, möchte ich einige nennen, die mir in diesem Kreise fehlen, wie man auch über ihr Talent denken mag: Irene Forbes-Mosse und Else Lasker-Schüler, Rudolf G. Binding, Rudolf Borchardt, Hermann Burte, Eberhard König, Rudolf Alexander Schröder und Anton Wildgans.

Darf ich bekennen, daß es ein Gefühl tiefer Bewegung war, mit dem ich die lyrische Ernte deutscher Sprache in der Hand hielt und als erstes Will Vespers Anfangsspruch las:

„Das sah ich heut auf abendlichen Höh’n:
— In meinem Herzen brannte alle Glut —
Es ist doch alles nur aus Liebe schön,
Es ist doch alles nur aus Liebe gut.“

Und in einer naheliegenden Sehnsucht der Gedanken suchte ich Karl Brögers Namen und fand meine drei Lieblingsgedichte, das gewaltige „Bekenntnis“, „Feldgrauer Vater an der Wiege“ und „Das Vermächtnis“.

Wie ein Gang durch geliebte Landschaft war es; Vertrautes entdeckte ich neu und manches Fremde berührte mich gleich einer lieben, bereichernden Bekanntschaft, die Freundschaft verspricht.

Schön ist das Wissen um die feine Lyrik des starken Dramatikers Wilhelm von Scholz und der drei bedeutenden Balladendichter Agnes Miegel, Börries Freiherr von Münchhausen und Lulu von Strauß und Torney. Münchhausens „Dunkeler Falter“ und „Über ein Grab hin“ gehören zu den unvergeßlichen Gedichten des Herzens. Und dann Schätze, deren man sich in Ehrfurcht und Liebe wieder ganz bewußt wird: Hugo von Hofmannsthals kostbarer „Vorfrühling“

„Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn . . .“

Hermann Hesses herrliche, innerliche Verse „Auf der Reise“ und „Im Nebel“, Ina Seidels unsterbliches Lindengedicht! Daß zwei der ersten Namen, Rainer Maria Rilke und Stefan George, durch Verlagsvertrag und eigenen Grundsatz gebunden, fehlen müssen, ist ein Schmerz, aber es bedeutet Trost, wenn man Ricarda Huchs schöne, leidenschaftliche Stimme hört, wenn es in jeder Tonart, von Johannes Schlaf und Arno Holz, Stephan Zweig und Max Jungnickel bis Theodor Tagger und Ludwig Bäte, klingt und singt: „Es hallen silberne Glocken Aus einer seligen Stadt . . . (Friedrich Lienhard); „Horch, Herz! klopft nicht ein Pilger an dein Tor? Der Ewig-Einsame, Gott, steht davor“ (Julius Havemann) und Ludwig Finckhs köstliches Stück reinster Lyrik: „Das dank’ ich dir . . .“; Ernst Lissauer, Julius Bab und Robert Hohlbaum zeichnen lyrische Bildnisse, die in der Erinnerung haften bleiben; Karl Vollmöllers „Riesin“ braust wie eine Fanfare, „Jaurès Tod“ von Walter Hasenclever, Heinrich Lerschs „Mensch im Eisen“ erschüttern das wissende Herz, und Ernst Ludwig Schellenbergs Apfelgedicht „. . . gereiftes Jahr, das mir in Händen ruht . . .“ ist in seiner schlichten, erdennahen Lieblichkeit ebenso fromm, wie Gustav Schülers „Abendgebet“ und „Gottsucher“.

Erstaunlich berührt, unter so viel Reifem, eine Reimerei dieser Art:

„Ach, der Flieder
Verblüht nun schon wieder,
Der wonnige Mai
Ist vorbei.
Und ich werde
Schon fremd auf der Erde —
Das Alter, das kam,
Nahm und nahm.

Weiße Haare —
Da steht schon die Bahre ...
O du Fliederduft
In der Luft!
Träumen, träumen,
Doch auch nicht säumen!
Der Duft, der vergeht,
Gott besteht —"

besonders wenn man bedenkt, daß sie von einem der schärfsten Kritiker unserer gesamten Literatur stammt. Aber der Verneinungen sind wenige und der Bejahungen so viele, daß der Erfolg dieser 1925er Ernte deutscher Lyrik zu beweisen haben wird, ob wir uns als Volk wirklich auch innerlich immer mehr amerikanisieren, oder ob der Deutsche nicht doch irgendwo in letzter Seelentiefe ein Wesen der Stimmungen und Gefühle, eine sehnsüchtige Melodie, ein heiliges Stück Natur, ein traumseliges Gotteskind und der Inbegriff eines lyrischen Menschen geblieben ist.

Erika von Watzdorf-Bachoff

Flügel der Nike

Der Einwand, daß das Böse unentrinnbar dem irdischen Prozeß und menschlichen Leben innewohnend sei, soll uns nicht abhalten von dem Versuch, die Hölle des Diesseits in ein Paradies umzuwandeln. Man darf also Fritz von Unruh das Recht auf sein Kampf-Buch gegen den Krieg zugestehen, zumal sein „Pazifismus" an der Front in seinem Herzen wuchs und nicht fern vom Schuß in den seligen Gefilden der Schweiz gehirnlich destilliert wurde. Soweit darf er unserer Achtung gewiß sein. (Fritz v. Unruh, Flügel der Nike, Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1925.)

Die Umschlagseite ist geschmückt mit der kopflosen Nike von Samothrake: Ich deute das auf die „Sieger" im Weltkrieg, deren grotesk-grausames und niedriges Verhalten ihrem Erfolg die lenkende Vernunft nahm. Meint der Verfasser es anders, dann hätte er besser eine Gestalt mit Haupt gewählt. Soll der Sieg des Geistes symbolisiert werden (auch wenn man unter Geist etwas Anti-Nationales meint), so dürfte gerade die Wölbung eines edlen Schädels nicht fehlen.

Doch der Widerspruch gegen Unruh regt sich aus anderen Untergründen. Wer heute versucht, den Feinden gerecht zu werden, wird ungerecht gegen seine Nächsten. Mag der Dichter zu seiner Verbrüderung mit Frankreich auch dadurch getrieben worden sein, daß man ihn in einem großen Teile Deutschlands in Verruf erklärte, so ist seine Abwendung schwerlich zu billigen. Zuerst liebe hier! Liebe in deinem Vaterlande auch da, wo du scharf urteilen mußt!

Es ist nicht leicht, sich durch dieses bunte Buch zu lesen. Viele werden vor Entrüstung nach wenigen Seiten stecken bleiben. Aber wer in Ehren steht, fest glaubt und guten Gewissens ist, kann durch solche Versucher nicht erschüttert werden. Wenn es über einen Prinzen heißt: „Wie erduldet es sein Gewissen, neben dem General zu stehen, der unserem Volke zweimal den Frieden nicht gab?", so befragen wir in aller Ruhe die geschichtliche Wahrheit, ob sie uns nicht sagt, daß Ludendorf weder einmal noch zweimal in der Lage war, dieses köstliche Geschenk vom Himmel zu holen. Man staunt, daß der Dichter nach sechs „Friedensjahren" noch nichts vom Vernichtungswillen der Feinde bemerkt hat!

Als Tagebuch der Reise nach Paris und London enthält das Werk manches Nebensächliche, manche Selbstbespiegelung. Doch hat der Verfasser Ausmaß, um auch Intimes erzählen zu dürfen. In nicht wenigem erinnert mich die Lektüre an Strindbergs Inferno.

Ergebnis im ganzen: völlige Verleugnung des protestantisch-preußisch-monarchischen Staatsgedankens und ein Hinneigen zum Katholizismus als zur Kultur-Einheit Europas! Doch wird leider wenig Klarheit geschaffen. Unruhs Geist bemüht sich wohl um Objektivität (er verurteilt die Gewalt überall), aber das Unmaß seines leidenden Herzens geht immer wieder mit ihm durch. Sonderbar, daß er in seinem Alter noch so schwärmerisch an die Utopie ohne Knochengerüst glaubt! Doppelt sonderbar bei einem ehemaligen Offizier! Vielleicht als Pendelschlag nach der andern Seite erklärlich? Empfand der Ulan erst

einmal Form und Uniform als zu eng, so mußte gerade er allzu weit in das Gegenteil umkippen. Hier wäre die Richtlinie für die Psychologie dieses Phänomens (aber der Soldat Egidy war doch wohl liebenswerter!).

An die Stelle des Kommunismus setzt Unruh den „Kommunionismus“. Optime! Nur: da wird er lange warten müssen. Das ist etwas verschwommen Dichterisches, und ich wäre gern dabei, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen ohne feste Grundlagen leider erst recht in Mord und Raub ausbrechen, daß der monarchische Staat, so viel Widerspruch sich auch höhnisch gegen diese Behauptung Berthold Ottos erheben mag, „die Organisation der Nächstenliebe“ war oder zu sein sich bemühte.

Ein Mann, der täglich sein Leben herzugeben bereit war, müßte Gefühl dafür haben, daß solches Opfer das Höchste ist und daß der Krieg für die meisten die einzige Gelegenheit zu diesem Opfer war. So wäre es möglich, den hinter uns liegenden Krieg nicht zu schmähen, ohne darauf zu verzichten, für die Zukunft andere Opfergelegenheiten zu suchen, wiewohl es nicht danach aussieht, als sei die Erde reif für den Frieden. Denn die Voraussetzung, daß jeder seines besten Selbst inne sei, ist eben nicht gegeben. Im übrigen gibt es seelische und sittliche Greuel, die nicht minder grauenhaft sind als die unvermeidlichen des Krieges.

Nicht jeder wird es geschmackvoll finden, daß der einstige Kadett sagt: „In Plön, wo ich elf Jahre im Zucht-Haus verbrachte ...“ oder noch peinlicher: „Schlicht, sachlich, dumm, preußisch, so wuchsen wir auf.“ Die Parallelsetzung von sachlich und dumm gibt zu denken! Die sogenannte Intelligenz, die den philosophischen Bratspieß des Vernünftelns dreht, ohne je den Braten gar zu machen, ist nicht das höchste Gut. Schlichtheit und Sachlichkeit sind wahrlich höchst wünschenswert und nicht mit Dummheit gleichbedeutend.

Das Humorvolle ist nun, daß die Dialektik des Lebens sich an Unruh selber rächt, indem sie ihn sagen läßt: „Soldaten des Friedens müssen wir sein, nicht Träumer des Friedens.“ Soldaten? Wenn nur da der „verfluchte Militarismus“ nicht wieder drin steckt!

Man muß schon sehr zwischen den Zeilen und mit Geduld lesen, um Köstlichkeiten, die nicht fehlen, herauszufinden. Wo von Musik, von Dichtung, von Frauenliebe die Rede ist, erhebt sich die Darstellung. Aber das alles ist nur die eine Seite der Welt. Der Stil erinnert an Rodins Kathedralenbuch und an Däubler und ist nicht als deutsch anzusprechen.

Prächtig sind Anmerkungen gegen die Autoren- und Künstlereitelkeit. Hier stimmt man zu, wenn Unruh den Dichter als einen zunächst Beteiligten mitten hinein stellen will und nicht abseits als Genüßling seiner Kunst und seines Ruhmes.

Wenn er die Geschichte als solche abtut und ganz von der Liebe eingenommen sein will, so fragt man, ob diese Liebe etwa genügend an Jean Paul orientiert ist oder ob nicht eine Verwechslung mit der Erotik vorliegt. Unruh bringt so vieles und so stoßweise hervor, daß man das Gesamte mit ruhigerem Odem besser geordnet und das Abstoßende mit weniger Bereitwilligkeit vorgetragen wünschte.

Es ist sein Unruh-Herz, das ihn so stürmisch umtreibt. Geschmolzen ist dieses Herz in den Feuern von Verdun, nur stelle ich die Warnung auf: Fritz von Unruh, laß dein Herz nicht davonfließen! Auch das durchglühte Herz bedarf einer haltenden und haltbaren Form und Fassung! Rudolf Paulsen

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Aus dem fränkischen Jura Max Merker



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. Juli 1925 Heft 10

Der märkische Adel gab gern in Schlachten sein Blut hin, Reichtum konnte er dabei nicht sammeln, dennoch erzog und bestimmte er seine Söhne wiederum für das Königliche Heer, und die dort gewonnene gebieterische, verläßliche, gediegene Haltung bewährte er auch in bürgerlichen Ämtern.

Alle diese kernhaften Eigenschaften verbürgten dem Staate, in dem sie heimisch waren, Dauer und Größe — einen Dichtergenius, ein geistig und sinnlich allseitig ausgestattetes Menschenbild [wie Goethe] konnten die Marken nicht hervorbringen.

Viktor Hehn
(Gedanken über Goethe)

Der Weimargedanke

Von Friedrich Lienhard

Die folgenden Ausführungen sind der am Ostersonntag zu Weimar gehaltenen Festrede entnommen. L.

Weimars Ostertage sollen in diesem Jahre durch die Aufführung beider Teile des „Faust" eine besondere Weihe erhalten. Wir begrüßen diese festliche Veranstaltung und wünschen, daß sie als Brauch sich einbürgere. Es ist uns zwar nicht vergönnt, auch nicht in Weimar, geniale Neuschöpfer aus der Erde zu stampfen in dieser Zeit der politischen und wirtschaftlichen Überlast; Genies sind Geschenke der Gottheit; man kann sie nicht züchten, nicht erzwingen. Würden nicht die großen und guten Meister als Fackelträger am Pilgerzug der Menschheit entlang schreiten, die Menschen wären längst in Sümpfe geraten oder vertiert. Darum Dank den Meistern der Menschheit! Mit ihnen beginnt das Reich des Irrationalen; in ihnen wirkt die „Liebe von oben." Sie sind nicht von unten her zu deuten, nicht naturwissenschaftlich zu erklären, sondern gleichsam kosmisch aufzufassen: sie sind dem Licht verwandt. Die moderne Menschheit betont viel zu viel den Willen von unten, viel zu wenig die helfende Gnade von oben.

Genies also können wir nicht erzwingen; doch unsre Sache ist die stille Vornehmheit der Treue zum Guten, Großen und Schönen; das ist uns auch in äußerer Versklavung nicht versagt. Hier ist heiliges Feuer zu hüten, und sei es in seiner Wirkung nur noch ein Flämmchen. Das Flämmchen kann wieder Flamme werden. Höchstes Glück der Erdenkinder ist die vollausgebildete Persönlichkeit: so lautete einst die weimarische Losung; aber derselbe Goethe hebt auch den Wert der Treue und der Ehrfurcht hervor: „Auch Treue wahrt uns die Person" — während sich in die Stoffwelt auflöst, was „keinen Namen sich erwarb, noch Edles will." Lebendig weiterwirkende Treue kann Genialität des Herzens sein; und auch Herzensgenie ist wahrlich ein äußerst wünschenswertes Gut, besonders in so seelenarmer Zeit.

Freilich werden die Gottgeschenke des Genies im Menschenlande nicht immer dankbar aufgenommen. Das berühmteste Beispiel, wie die Massen-Menschheit den göttlichen Sendling nicht aufnehmen sollte, ist der Charfreitag. Doch dem Kreuzigungstage folgt mit unerbittlicher Gesetzlichkeit der Oster- und Auferstehungstag. Und Gottes Werk siegt dennoch.

Oster- oder Auferstehungs-Stimmung und Goethes große Dichtung gehören zusammen: denn hier strebt eine nicht unedle Seele aus verworrenem Dunkel durch magisches Irrlicht in die reine Klarheit der Erlösung. Sie löst sich aus der Gruft in das Licht — wie die Pflanze die Erdrinde und hernach die Knospe sprengt, um ihre Blüte der Sonne darzubieten.

Schon im ersten Teil des „Faust" läuten dem verzweifelnden Forscher in entscheidender Stunde die Osterglocken; ein Chor der Engel verkündet die Osterbotschaft; und, dem Leben wiedergewonnen, setzt der Kämpfer den Todesbecher ab: „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!" Die Liebe von oben hat hier schon an ihm teilgenommen: ihm leuchtet vorübergehend der Sinn des Daseins auf.

Was aber ist des Daseins Sinn? Viele Jahre später steht der hundertjährige

Faust am Meer, den Spaten in der Hand, überwältigt von dem Gedanken, dem Gewässer festen Boden abzugewinnen, um selbstlos Tausenden von Menschen freies Land zu schaffen — also für das Ganze zu wirken, immer wieder zu wirken, nie ermattend, nie auf einem faulen Strohbett dem selbstischen Behagen zu frönen. Ein Wirken für das Ganze ist Erlösung vom selbstischen Genuß, ist Daseinsgestaltung in Weisheit und Liebe: — das ist der Sinn des Daseins.

Wer dies erkannt hat und danach tut, der ist auferstanden, in dem blitzt die Ostersonne, der ist eingetreten in den Kreis der wahrhaft Liebenden, der Immerlebendigen, der Erlösten und Schaffenden: kurz gesagt, der Meister. Das Geschöpf wird Schöpfer; der Schöpfer aber ist Mitarbeiter Gottes. Es gibt wahrlich keine größere Ehre, nicht im Himmel noch auf Erden, als Mitarbeiter der Gottheit zu sein! So überwindet Faust die künstliche Magie, so schüttelt er zuletzt den Anreizer Mephisto ab, den er nicht mehr nötig hat — so wird er selber der Meisterschaft würdig.

Über der Stirne solcher Oster-Menschen steht das leuchtende Wort: „Stirb und werde!" Dem Gemeinen absterbend, werden sie schaffende Söhne des Lichtes und sind zu Hause in den Reichen des wahren Lebens. Doch auf die Stirnen der andren, die in Materialismus und Ichsucht verharren, ist das gar andre Wort eingebrannt: „Genieß und stirb!" Von viel zu vielen Stirnen der gegenwärtigen Menschheit grinst uns diese verächtliche Losung an.

Dem deutschen Denken ziemt es, über das Jahrhundert einer nach außen drängenden Zivilisation hinüber, deren mächtige Fortschritte wir nicht verkennen, wieder anzuknüpfen an den Seelen- und Geistesgehalt des reifsten Goethe, an den Weimargedanken, an den klassisch-romantischen Idealismus.

Jenes große klassisch-romantische Zeitalter begann um das Jahr 1750. In jenem Jahre starb der Meister der Töne Joh. Seb. Bach und reichte die Lebensfackel dem Dichter des „Messias". Der fromme und schwungvolle Sänger Klopstock hatte um 1748 bis 1750 die ersten Oden und die ersten Gesänge der Messiade veröffentlicht. Gleichzeitig — es ist ein wunderbarer Rhythmus — wurde Goethe geboren. Von Goethes Geburt bis zu Goethes Tod, also einige achtzig Jahre, dauerte jenes idealistische Zeitalter, gipfelnd in Herder, Schiller und Goethe, die sich alle drei hier in Weimar gesammelt haben, im Herzen Deutschlands. Wenn wir von Goethes Todesjahr eine ungefähr gleich große Zeitspanne ziehen, so kommen wir fast genau in den Beginn des Weltkriegs, wo das materialistische und mechanistische Zeitalter in einem beispiellosen Kampfe aller gegen alle donnernd zusammenbrach.

Indem wir den Namen Klopstock aussprechen, eröffnet sich vor unsrem inneren Auge ein tragischer Ausblick: ein Teil der deutschen Tragik schlechthin. Wenige haben es beachtet; für uns aber ist es ein entscheidender Blickpunkt. Wir meinen den Mangel an Zusammenklang zwischen Reichskörper und Reichsseele.

Dazu müssen wir weiter ausholen. Wir erinnern uns, daß gegen Ende des Weltkrieges und hernach plötzlich zwei Schlagworte umliefen, die weltberühmt geworden sind. Diese Leitworte lauteten: „Hie Potsdam — hie Weimar!" Wir nehmen diese Worte zum Ausgangspunkt, wenn wir uns auch ihre parteipolitische Ausnützung nicht aneignen. (Professor Cloß von der Technischen Hochschule in Charlottenburg war durch ein Kapitel in meinem „Thüringer Tagebuch" zu der Schrift „Potsdam

und Weimar" angeregt worden. Dieses Kapitel hieß bei mir „Sanssouci und Weimar" und arbeitet den Gegensatz zwischen der friderizianischen Genialität und der Genie-Art eines Goethe heraus. Nie freilich ist es mir eingefallen, eins gegen das andere auszuspielen. Aber in dem Gegensatz steckt allerdings der Kern jener vorhin erwähnten deutschen Tragik.)

Es ist das eigentümliche Kennzeichen großer Zeitalter, daß sich die staatliche Lebensgemeinschaft zu beseelen weiß durch eindringliche Mitwirkung der Männer des Geistes und der Mächte des Herzens. So wirkten im großen Zeitalter der Griechen Staatsmänner wie Perikles innig zusammen mit beseelenden Künstlern wie Sophokles und Phidias. So schufen in enger Verbindung mit einer politischen Macht, wie es das damalige Papsttum war, der große Michelangelo und der kongeniale Raffael. Ludwig XIV., obwohl selber kein Genie, wußte doch nicht nur einen Louvois oder Vauban, sondern auch einen Corneille, Racine, Molière, Fénelon, Bossuet um sich zu sammeln. Ähnlich im Elisabethanischen England, als Shakespeare und seine ebenfalls geniehaltigen Genossen blühten, gleichzeitig mit der politischen Machtentfaltung. Nicht anders im Staufenzeitalter, als Meister wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach mit dem Hofe des groß angelegten Landgrafen Hermann I. von Thüringen in Fühlung standen.

Blicken wir jedoch auf die letzten 200 Jahre — um nur diese Zeitspanne zu umfassen — der deutschen Kultur zurück, so erkennen wir keinen rechten Zusammenklang zwischen staatlichen Bestrebungen und den notwendigen Ergänzungen aus dem Gebiete der beseelenden Kräfte. Hierin erblicke ich geradezu die Tragik Preußens. Großartig in der Entfaltung des Pflicht- und Machtgedankens, also im Beamten- und Soldatengeist, wußte dieses energievolle Staatswesen nicht gleichen Schritt zu halten in der Entwicklung jener seelischen Mächte, die früher meist von dem wärmeren Oberdeutschland ausgegangen sind.

Nehmen wir gleich Klopstock, dieses Geschenk, das dem Preußentum aus dem romantischen Harz angeboten wurde! Durch seinen begeisterten Freund Gleim und andere Verehrer in Magdeburg, zu denen ein preußischer Hofprediger Beziehungen hatte, wurde der kühne Plan gefaßt, den jungen Dichter mit Friedrich dem Großen zusammenzubringen. Doch wie dieses schwere Werk vollbringen? Der König las ja nur französische Bücher! Also beschloß man, ein Stück aus dem „Messias" ins Französische zu übersetzen! Und wie nun weiter? Um es kurz zu sagen: zwischen Friedrich von Preußen und Friedrich Klopstock stellte sich als Hindernis der bei Hof beliebte und mächtige Voltaire, der Skeptiker Voltaire, machte sich über Klopstocks Dichten lustig — und lagerte als Drache zwischen Königsschloß und deutscher Dichtung. Es war dann ein andrer Friedrich, der sich Klopstocks als Gönner annahm, ein ausländischer König, Friedrich VII. von Dänemark, an dessen Hof der später in Hamburg wohnende Klopstock viele Jahre geweilt hat. Der große Preußenkönig aber, noch kurz vor seinem Tode in seiner Schrift „De la littérature allemande" auch Shakespeare und Goethes Erstling schroff ablehnend, hat weder zu Klopstock noch zu Lessing — den man ihm gleichfalls vergeblich vorgeschlagen hat — zeitlebens irgendein Verhältnis gefunden.

Man sollte meinen, daß wenigstens das dritte Genie jener Zeit, der große Königs-

berger Kant, der uns wie ein philosophischer Vertreter des preußischen Pflichtbegriffs anmutet, im Staat das denkbar ehrenvollste Verhältnis genossen hätte? Weit gefehlt! Wenn auch der freigesinnte Friedrich den Philosophen, dessen Hauptwerke erst in den achtziger Jahren erschienen sind, nicht angefochten hätte: sein Nachfolger auf dem Thron, Friedrich Wilhelm II., führte durch den dunkelmännischen Minister Wöllner einen schwer verletzenden Schlag gegen den siebzigjährigen Greis. Der große Kant mußte, als „Ew. Königlichen Majestät getreuester Unterthan", feierlich erklären, daß er künftig sich in Sachen der Religion jeder Äußerung „sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde."

Wir vergessen nun allerdings nicht, daß um die Zeit der Befreiungskriege auch in Preußen glänzende Gestalten von großzügiger Persönlichkeits-Bildung entscheidend auftraten: ein Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt, ein Fichte mit seinen Reden an der Berliner Universität, ein Wilhelm von Humboldt, der von Potsdam nach Weimar die Brücke schlug, der Freund Schillers und Goethes, und all jene tapferen Jungmannen vom Schlage eines Friesen oder Theodor Körner. Wir gedenken eines Friedrich Ludwig Jahn, der den Begriff „deutsches Volkstum" überhaupt erst schuf und lebendig machte. Hier überall sollte der Staatsmechanismus durchdrungen werden von Kräften der Beseelung.

Und genau dies war Sinn und Ziel der berühmten Burschenschafts-Tagung auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.

Wenn man heute die Reden liest, die an jenem sonnigen Herbsttag auf der Wartburg gehalten wurden, so jubelt das deutsche Herz. Denn wir verstehen grade jetzt, in unserer deutschen Zerrissenheit, den Seelenton, der gewaltig jenen Tag durchklang. „In diesen papierenen Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten", rief einer jener jungen Sprecher. „Der Geist der Freiheit und der Wahrheit will nicht auf der Zunge sitzen, sondern im Kern des Herzens ... Wohl hoffen wir aber auf die Priester der Weisheit ... Ich meine die Horte und Märtyrer der Menschheit, die Bewahrer ihrer teuersten Kleinode, die auf den Altären des Vaterlandes und in den Herzen des Volkes das göttliche Feuer erhalten, das der Menschheit Würde gibt."

So klang es aus den Reden jener Jugend.

Was suchte denn also die deutsche Jugend auf der Wartburg?

Heute schauen wir klar. Was jene Jünglinge wollten, war eine innere Erneuerung. Sie suchten, wie es in Rödigers Rede heißt, im Gegensatz zu den „papierenen Staaten ohne Seele" den „Geist der Wahrheit und Schönheit", das „göttliche Feuer", die „Priester der Weisheit", „der Menschheit Würde". Hören wir da nicht den Ton eines Schiller oder Fichte, die ja beide zu Jena auf dem Katheder gestanden hatten? Sie suchten des deutschen Volkes Seele; sie suchten die verlorene Reichskrone. Ihr Stichwort war, dem Sinne nach, eine edle deutsche Lebensgemeinschaft, eine umfassende Brüderlichkeit von Nord nach Süd, von Herz zu Herzen, aus der allein wahre Einheit hervorgeht.

Nun aber, statt daß der Staat diesen Strom guter, warmer, wenn auch jugendlich überspannter Gesinnung in das Gefüge des Ganzen einzuordnen wußte, fiel er nach Kotzebues Ermordung mit Polizeigewalt über die jungen Leute her. Es war ver-

nichtend. Die Zeit des reaktionären österreichischen Staatsmanns Metternich war gekommen, die Metternichtigkeit: Mechanismus und Autorität zerbrachen die beseelenden Kräfte. Fritz Reuters Festungszeit ist jedem Deutschen schmerzlich bekannt. Zwischen Machtpolitik und Beseelungskunst klaffte ein Abgrund. Es waren in der neueren deutschen Geschichte die trübsten, dumpfesten Jahrzehnte.

Aber solche Seelenkräfte sind nicht mit Gewalt zu unterdrücken. Sie brachen als deutsche Romantik wieder heraus. Gleichzeitig erstarkte der Reichsgedanke. Man kann von einer Reichs-Romantik sprechen. Anfangs der vierziger Jahre, als Frankreich nach dem Rhein griff, entstanden Beckers Rheinlied und Hoffmanns von Fallersleben „Deutschland über alles“. Die erste Germanistenversammlung unter Führung von Jakob Grimm, der mit seinem Bruder Wilhelm so viel für deutsche Sagen, Märchen und andre Weistümer schon seit den Freiheitskriegen gearbeitet hatte, tagte in Frankfurt am Main, wo auch die Gelehrten der Paulskirche den deutschen Reichsgedanken berieten. Man braucht nur Dichternamen wie Scheffel, Freytag, Geibel, Jordan, Richard Wagner und als letzten Ausläufer Wildenbruch zu nennen, um anzudeuten, daß ein ausgeprägt nationaler Zug auf die Erneuerung des Reiches hindrängte, die sich dann 1870 unter Bismarcks Faust vollzog.

Betrachtet man diese Bewegung unter dem Gesichtspunkt „Reichsgedanken“ und „Reichsbeseelung“, so sehen wir ein stetes Aufwärts und Vorwärts, bis sich dieser Gefühlsdrang in den Schlachten von 1870 stürmisch entlud. Schneckenburgers schon 1840 entstandene „Wacht am Rhein“ wurde von Tausenden von deutschen Kriegern aus echter Begeisterung gesungen. Es war eine Volksbewegung; man könnte sagen: ein biologischer Drang, ein Lebensbedürfnis. Und das Ziel? Ein einiges deutsches Reich! Mehr noch: ein beseeltes Reich! Die Wartburg-Sehnsucht von 1817 erfüllt sich 1870, soweit die Reichseinheit in Frage kam.

Doch nun schiebt sich etwa seit Goethes Tod eine andere Strömung ein. Die Menschen dieser Richtung wurden von der soeben geschilderten Gefühlswelle **nicht** mitgetragen. Der deutschen Reichsromantik trat gegenüber eine verstandesmäßige Gesellschaftskritik: die internationale Sozialdemokratie. Und damit entstand, ungefähr gleichzeitig mit der allgemeinen Emanzipation des Judentums, ein neues Problem, ein Problem ersten Ranges. Unter der tragischen Zerrissenheit, die daraus erwuchs (Klassen- und Rassenkampf), leidet Deutschland bis zur heutigen Stunde.

Wir haben es in unsrer Betrachtung mit der deutschen Seele zu tun, nicht mit deutschen Parteien. Der Dichter schaut nicht rechts noch links in das Getriebe der Bücher und Parteien, sondern gradaus in das Herz des deutschen Volkes. Ob Republik oder Monarchie, diese Frage nach der Staatsform ist für uns nicht die oberste Frage. „Macht Europas **Herz** gesunden, und das Heil ist euch gefunden!“ (Geibel.) Die deutsche Seele oder das deutsche Herz ist aber „zerrissen, wie nur ein Herz es sein kann“ (Grabbe). Aber soviel dürfen wir sagen: ein Teil der deutschen Sozialdemokraten beginnt aus dem erschütternden Erlebnis unsrer Isolierung und Drangsalierung heraus zu begreifen, daß auch der sozial denkende Mensch den Weg finden muß zum Staatsgedanken. Und hinwiederum die national eingestellten deutschen Menschen müssen erfahren, daß kein Reich gedeihen kann ohne Beseelung, ohne Brüderlichkeit, ohne Lösung der sozialen Frage. Es ist weder dem genialen

Außenpolitiker Bismarck, noch dem viel anfassenden guten Willen eines Wilhelm II. beschert gewesen, die Sozialdemokratie zu versöhnen; vielmehr endete der Reichsgründer als Verbannter im Sachsenwald.

Damit schließt eine Epoche (1890). Das größte politische Genie der Zeit kehrt in den Wald zurück — in den Wald, aus dem einst Deutschlands Kultur und Staatsgebilde aufgetaucht war. Es war in denselben Jahren, als Friedrich Nietzsche in geistige Umnachtung untertauchte; als zwei deutsche Kaiser innerhalb eines Jahres gestorben waren; als hintereinander in einem einzigen Jahrzehnt Idealisten wie Carlyle, Emerson, Richard Wagner, Gobineau, Franz Liszt, Heinrich von Stein hinwegstarben, während mit dem Naturalismus Zola und Ibsen in Berlin einzogen und Gerhart Hauptmann seine ersten Triumphe feierte.

Indem wir das Wort Sachsenwald aussprechen, umhallt es uns wie das Schlußwort eines Trauerspiels. Was in Sanssouci begonnen, endete im Sachsenwald. Dort wie hier ein Genie; dort wie hier ein Staatsmann ersten Ranges. Beide von preußischem Geist, von Pflichtgefühl für das anvertraute Ganze tief durchdrungen; beide vom Volk verehrt und fast zum Mythos erhoben: der Alte mit den Königsaugen und dem Krückstock, von Windspielen umsprungen, und der Alte im Schlapphut, von zwei Doggen begleitet. Und wie zwanzig Jahre nach jenes Königs Tod das Königreich Preußen bei Jena zusammenbrach, so kam zwanzig Jahre nach Bismarcks Heimgang das deutsche Kaiserreich zum Zusammenbruch.

Es wäre eine Sache für sich, die Wesensart dieser beiden preußischen Genies und das Schicksal ihrer Staaten zu vergleichen. Wir wollen aber den Vergleich nicht überspannen. Man hat Bismarcks Reichsgründung nicht ganz mit Unrecht ein Großpreußen genannt. Aber wie sich Kleinpreußen damals nach Jena und Tilsit wieder erholt hat, so wird — das ist unsre Hoffnung — Großpreußen oder das Deutsche Reich auch den Vertrag von Versailles überstehen und unter einem dritten staatsmännischen Genie ein Großdeutschland werden.

Doch *ein* wesentlicher Vergleichspunkt, mag er auch etwas kühn sein, muß deutlich ins Licht gesetzt werden. Auch das neue Deutsche Reich hatte seinen Klopstock — und es wußte diese Kulturkraft ebensowenig in den Reichskörper einzubauen wie der Herrscher von Sanssouci den damaligen Dichter. Ich spreche nicht etwa von dem deutschen Propheten Lagarde, nicht von beseelten Künstlern wie Hans Thoma, Wilhelm Raabe, Anton Bruckner: ich meine jenes mächtige Kultur- und Kunstbewußtsein, wie es in dem nationalen Gefühlspathos eines Richard Wagner und seines anfänglichen Freundes Friedrich Nietzsche zutage getreten ist. Ihre Bestrebungen waren, kurz nach der Reichsgründung, eine überaus ernsthafte nationale Angelegenheit. Man lese Nietzsches „Mahnruf an die Deutschen" vom Jahre 1873, worin er für den Bayreuther Gedanken, warb! Ihm handelt es sich um „die Wohlfahrt und die Ehre des deutschen Geistes und des deutschen Namens,", um eine „deutsche Aufgabe", „nachdem der große, tapfre, unbeugsame und unaufhaltsame Kämpfer Richard Wagner schon jahrzehntelang unter dem gespannten Aufmerken fast aller Nationen für jene Gedanken einsteht". Und Nietzsche fährt dann wörtlich fort: „Wenn ein solcher Mann ausriefe: Helft mir dem *nationalen* Geist eine *Stätte bauen*!, würde ihm nicht alles zu Hilfe kommen, und sei es auch nur aus Ehrgefühl?!"

Das deutsche Volk, dem dieser zeitgemäße Aufruf galt, versagte gänzlich. Nietzsches Worte wurden bereits vom Patronatsverein abgelehnt; Adolf Stern schrieb einen andren Werbe-Aufruf, der in 4000 Stücken hinausging — ohne jeden Widerhall. Bayreuth wäre verkracht, wenn nicht jener süddeutsche König eingesprungen wäre. Wohl war bei der Eröffnung (1876) auch Kaiser Wilhelm I. anwesend; aber weder Reichsbehörden noch Volksganzes haben diese Angelegenheit jemals zu einer nationalen Ehrensache erhoben. Es ist dem deutschen politischen Denken anscheinend noch gar nicht aufgegangen, daß Kultur- und Geistesgüter und all die Weistümer einer Nation genau so wichtige Belange sind wie die wirtschaftlich-politischen Sorgen. Sonst besäßen die deutschen Stämme und Stände längst ihr festlich vereinigendes Olympia; sonst wäre es, vom Prinzen bis zum einfachsten Arbeiter, eine Grundforderung aller Erziehung, Ehrfurcht auszubilden vor den Meistern der Seele und den durchgeistigten Stätten, wo Großes gewirkt wurde. Bayreuth wäre längst nicht mehr nur Sache und Sorge der Familie Wagner, sondern — unter dieser bewährten Führung — ein Heiligtum der Nation.

Meinem Roman „Westmark“ setze ich u. a. das Wort voran:

„Das unbeseelte Reich zerbrach;
Wir stehn vor aller Welt in Schmach.
Nun gilt es aufzubaun aus Licht
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.“

Ich halte diese Forderung aufrecht; sie ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart, braucht sich freilich nicht zu vollziehen auf Kosten politischer Kraft. Reichskörper will Reichsseele; aber die Reichsseele will auch einen würdigen und gesunden Reichskörper. Daher ist es begrüßenswert, wenn die Stadt Weimar bei der Bewerbung um ein Reichsehrenmal die Absicht kundgibt, zugleich Kampfspielplätze für die körperliche Ertüchtigung der Jugend einzurichten. Beides soll Hand in Hand gehen, Spannkraft des Geistes und des Körpers, wie in der Blütezeit der Griechen, als sie ihr Olympia schufen und ihre Freilichtbühnen bauten.

Vergegenwärtigen wir uns, daß gleichzeitig das neue Deutsche Reich nach 1870 den Kulturkampf bestehen mußte, jenen wieder auflodernden unheilvollen konfessionellen Zwist; daß zugleich der Klassenkampf zwischen Kapitalismus und Arbeitern und mit ihm der Rassenkampf zwischen Juden und Antisemiten die Zerrissenheit mehrten. Wie sollte denn da an Beseelung im Sinne einheitlicher Reichskultur zu denken sein!

Verwaltung allein kann weder beseligen noch beseelen. Und sei ihre Methodik und Maschinerie ein Meisterstück: sie gewinnt damit keine Seelen.

Das Römertum hat den Beweis geliefert. Es hat die äußere Welt erobert und mit einer bedeutenden Rechtslehre überzogen; aber es konnte nicht beseelen. Und so erwuchs, aus gegensätzlicher Tiefe, aus den Katakomben herauf, die beseligende und seelengewinnende Macht des Christentums.

Vergleichbar mit dem Römertum ist heute die besondere Fähigkeit des Preußentums. Es entwickelte eine Summe von Fleiß, Straffheit und Ordnung; es brachte den Pflichtbegriff zu Ehren. Neudeutschland ist undenkbar ohne den preußischen

Einschlag. Aber ich wiederhole meinen alten Spruch: Potsdam-Sanssouci kann zwar verwalten, aber weder beseligen noch beseelen.

Auch der Pflichtbegriff genügt nicht. Auch die Pflicht erhält ihren erhabenen Adel erst von der hindurchflutenden geistigen Sonne. Der dumpfe Sklave kann ja auch pflichttreu sein. Wer aber die Dinge zu Ende denkt, der muß sich fragen: für wen und wozu soll ich Pflichten erfüllen? Von dieser Antwort hängt alles ab. Denn antworten Arbeitgeber und Arbeitnehmer: zum Lebensgenuß — so ist Zerrüttung unausbleiblich. Erkennen aber beide, daß sie im Dienste einer übergeordneten geistigen Macht, eines kosmischen Prinzips stehen; ordnen sie den Rhythmus ihrer Arbeit und die Erschütterungen ihrer Schicksale in einen göttlichen Lebensbegriff ein, von dem wir abhängig sind wie der Erdball von den Energien der Sonne: so ist Geistland betreten und der Materialismus überwunden.

Da stehen wir jetzt. Alles kommt nun darauf an, daß wir den geistigen Himmel entwölken, damit die Sonne des wahren, warmen Lebens wieder Zugang finde.

* * *

In alledem haben wir mit Bedacht das Wort Weimar zurückbehalten. Es gab im Herzen Deutschlands einen Staat, wo Fürst und Dichter nicht aneinander vorbeilebten, sondern wundervoll zusammenwirkten. Hier war ein genialer, freiheitlich gestimmter Herzog, dem es gelang, die großen Kulturbelange jenes Zeitalters in unsrer kleinen Residenz zu sammeln. Wahrlich, ein seltener Glücksfall: drei Genies, wie Schiller, Herder und Goethe, auch einen nicht unbedeutenden und zugleich anmutigen Geist wie Wieland, auf dem engen Raum eines Städtchens von 6000 Einwohnern wirken zu lassen! Diese Männer und ihre kongenialen Zeitgenossen sind in unsre deutschen Schulen übergegangen; der deutsche Gebildete betrachtet sie als seine Erzieher. Was die oberdeutsche Stadt Wien für die klassische Musik, das wurde das mitteldeutsche Weimar für die klassische Dichtung: ein Kraftquell für die gesamtdeutsche Kultur.

Und neben Weimar erhob sich die wiederhergestellte Wartburg. Wir wollen es betonen, daß derselbe geniale Instinkt — von andren Unterschieden natürlich abgesehen! — wie in Karl August so auch in seinem Enkel Karl Alexander wirksam war für die deutsche Kultur. Überhaupt: ist es nicht seltsam, wie hier im Herzen Deutschlands zuerst die Landgrafen in der Gestalt Hermanns I., dann die drei Kurfürsten der Lutherzeit für die Kulturträger eintraten? Um 1200 die Minnesänger, um 1500 die Reformationsbewegung, um 1800 die klassische Zeit — und immer im Herzen Deutschlands! Der feingestimmte Edelmann Karl Alexander also folgte einer flüchtig hingeworfenen Äußerung seiner Mutter Maria Paulowna — die durch Schillers Gedicht „Die Huldigung der Künste" beim Einzug nach Weimar begrüßt worden war —, und erneuerte von etwa 1840 ab, als gerade die nationale Bewegung um den Rhein sehr hoch ging, die herrliche Wartburg. Sie ist ungefähr um 1870, also mit der Reichsgründung, vollendet worden. Haben die Deutschen keine Augen für diesen geheimen Rhythmus in ihrer Geschichte?

Wie eine Fahne ein Symbol oder Sinnbild ist für eines Regiments tapfre Männer und Taten, so ist eine Kulturstätte wie die Wartburg ein sichtbares Symbol für die hier geschehenen Taten des Geistes. Die Sänger, die soziale Wohltäterin Elisabeth,

Luthers Übersetzung des Neuen Testamentes, der am Fuße der Burg geborene Meister Bach: — Jahrhunderte reichen sich die Hände und bauen am Dom deutscher Kultur. In das neu gegründete Reich wurde die neu gebaute Wartburg von den Schicksalsmächten als ein sichtbares Symbol hineingestellt, als eine Mahnung: vergeßt das Beste nicht, vergeßt nicht im Herzen Deutschlands die deutsche Herzensbildung!

Aus all dem Gesagten erhebt sich unsre besondersartige weimarische Kulturaufgabe. Sie kann nicht nur darin bestehen, den vergänglichen Reizen des Immer-Neuen nachzulaufen oder nur museenhafte Rückschau zu üben. Vielmehr müssen wir den Blick auf Jahrhunderte einstellen und die große Linie festhalten, die von Walther von der Vogelweide zu Friedrich Schiller, von Wolfram von Eschenbach zu Richard Wagner geht. Solche Betrachtungsweise ist nicht „reaktionär", sondern jener edle, herzenslebendige Konservatismus großen Stils, ohne den kein Volk gedeihen kann, ohne den keine Persönlichkeit von Reife und Tiefe denkbar ist.

Jeder Seefahrer weiß die Wichtigkeit und Wohltat der Leuchttürme zu schätzen: Kulturstätten, wie Wartburg und Weimar, zu Symbolen lebendiger Großtaten erhoben, sind solche Leuchttürme. Aber das Licht ist die Hauptsache, nicht der äußere Bau. Schon in der Einleitung zu meinen „Wegen nach Weimar" schrieb ich: „Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort Weimar erhält erst — wie die Worte Wartburg, Sanssouci, Hellas — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen." Immer wieder sind es die lebendigen Kräfte des Herzens und des Geistes, auf deren Entfaltung und Harmonie es ankommt. Und so ist unser Verhältnis zum Weimargedanken nur zum kleineren Teile Rückschau, zum weitaus größeren Teile jedoch Emporschau: Emporschau zu Meistern des Lebens. Es ist verächtlich bequem, dies als Epigonentum zu bezeichnen: folgerichtig kann man bei solcher Verächtlichmachung alle Christen — auch die genialsten wie Franz von Assisi — Epigonen oder Nachfahren ihres Meisters Christus nennen. Warum ehrt man uns nicht mit dem edleren Wort Jüngerschaft und Nachfolge? Immer wieder erlebten wir es in der Geschichte der Menschheit, daß große Meister ihre Lebensfackel über Jahrhunderte hinüber neu auftauchenden Trägern des Lebens darreichten, so daß es wirkte, als wäre ein längst dahingeschiedener Meister wiedergeboren in neuen Formen. Daher das vielgebrauchte Wort „Renaissance", d. h. Wiedergeburt oder Neubelebung. Denn es gibt nur eine Flamme wahren Lebens, wie es für uns Erdgeborene nur eine Sonne gibt, aus der wir Kraft schöpfen.

Wenn uns etwas wahrlich not tut, uns Menschen von heute, so wäre es eine Renaissance oder Wiedergeburt jener Herzenshöflichkeit, die wir in den Briefen des 18. Jahrhunderts von Meta Klopstock bis Karoline von Dacheröden und so vielen ähnlichen „schönen Seelen" feststellen. Herzenshöflichkeit und Ehrfurcht, Anmut und Würde — wohin sind diese Grundkräfte der Weimarzeit aus unsrem Deutschland entschwunden?! Wohin ist jene Fähigkeit zur schwebenden, leichten, feinschimmernden Freude, wie sie in den Briefen an Frau von Stein sprüht? Jene verliebte Neckerei und neckische Verliebheit, die libellengleich die Geliebte umfliegt?

Und neben diesem beschwingten Seelenadel hatten wir damals einen wundervollen Veredlungs- und Vollendungsdrang mit dem Endziel der Harmonie der Kräfte. In einem Briefe des Verlagsbuchhändlers Göschen an Bertuch (1786) heißt es: „Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, den Oberkonsistorialrat Körner, Jüngern, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen ermuntert, ja alle unsre Kräfte, ein jeder in seinem Fach, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu danken, und in der Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freuden erinnern."

Kann solche Ermunterungskraft, solches Emporreißen zu den Idealen jemals veralten? Die vier großen Worte des klassischen Zeitalters: Gott (als Wertbegriff alles Guten und als tiefstes wirkendes Weltgeheimnis), Unsterblichkeit (als kosmische Schauweise), Freiheit (nämlich metaphysische, innere Freiheit gegenüber dem Mechanismus und Materialismus) und Tugend (also Auswirkung des in uns leuchtenden Guten und Schönen) bleiben durch alle Jahrtausende dem inneren Erlebnis unberührbar, soviel auch die philosophischen Verstandesrichtungen wechseln mögen.

Die Meister der Genierepublik grüßen sich, nach Schopenhauers schönem Wort, von Gipfel zu Gipfel. Und zwei Nachbar-Gipfel solcher Art sind Weimar und Wartburg. Also geziemt den geistigen Vertretern solcher Kultur-Heiligtümer Gipfelgesinnung.

Nur durch Ausstrahlung solcher Geistes- und Herzenskräfte kann Weimar seinen Ruhm wahren und mehren. Nicht das Weltbild, um das auch sie sich bemühten, war jenen Großen das eigentlich Wichtige — wie dem modernen Intellektualismus —, sondern weit mehr das Wertbild des Menschen: das Bild von seinem innern Wert. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele"?! Die Seele aber, das „höhere Selbst", wie man damals sagte, ist ein Funke aus dem Lebenslichtmeer Gottes, und ihr Wachstum ist demnach von unermeßlichem Wert. Hieher hat kein Relativismus und kein Skeptizismus Zutritt; denn die Erkenntnis des unermeßlichen Wertes der Seele kann nur durch seelisches Erlebnis gewonnen werden: durch den Glauben. „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor: es ist in dir, du bringst es ewig hervor!" Ich weiß, daß ich unsterbliches Kind der Gottheit bin, weiß es intuitiv und genial aus dem Herzen heraus — oder ich weiß es eben nicht. Da ist nichts zu beweisen: denn an das Göttliche glauben, wie der fromme Hölderlin ruft, „die allein, die es selber sind!" Oder nach Rückerts Wort: „Die Ewigkeit umfaßt die Ewigkeit allein: was in dir Ew'ges denkt, das muß unsterblich sein!" Wenn nicht in uns des Gottes eigne Kraft lebte: „wie könnt' uns Göttliches entzücken?!"

Dazu stehen uns immer neue Ausdrucksformen zur Verfügung. Ein Schiller wußte noch nichts von Gral und Rosenkreuz; und doch meinen wir mit diesen symbolischen Bezeichnungen denselben Veredlungs- und Vollendungsdrang, wie er jene Meister zur Pyramide ihres Daseins emportrieb.

Ewigkeitsluft sollte von Weimar ausstrahlen in die Herzen der Unrast. Wir sollten von hier aus mit immer wieder verjüngten Kräften große, starke und schöne Gedanken, Gestalten und Bilder in die deutsche Zerrissenheit hinaussenden, keine Ver-

fallsbilder. Und wir werden dabei manches unter den heutigen Verhältnissen noch stärker betonen, als es damals geschah: z. B. inmitten des hochgestauten modernen Hasses die Liebe und die Weisheit. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" So tönt des Sophokles Ethos oder Edelmenschlichkeit über zwei Jahrtausende vom Ufer des Ilissos herüber; und Goethe antwortet am Ufer der Ilm: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Dies ist der Weimargedanke in seiner schönsten Ausprägung. Er ist edelmenschlich und zugleich edeldeutsch. Er ist ein Wert-Erlebnis: nämlich das Erleben des unendlichen Wertes der Menschenseele, die aus kosmischen Fernen auf dieses Prüfungsland kommt, um geläutert und bereichert von hier weiterzuschwingen in kosmische Fernen.

In solchem Sinne möge das Rosenkreuz über Deutschland blühen — jenes Osterkreuz, das nichts andres ist als Goethes „Stirb und Werde!" Stirb dem Niederen ab, Menschenseele, damit das Höhere deiner Natur auferstehe, damit sich die roten Wunden in rote Rosen verwandeln, damit aus dem Kreuz der Leiden die Rosen des Sieges leuchten!

Mit einem Osterklang haben wir unsre Betrachtung begonnen; mit diesem Oster- und Auferstehungswunsch lassen Sie mich schließen!

Lichtjubel

Von Walter Colsmann

Mein seien sie, des Kosmos tiefe Gründe
Und mein der Welten ungezählte Heere,
Der nie gesehnen Weiten Nebelmeere,
Das All ganz mein, auf daß ich jubelnd künde,

Wie alles im All-Einen selig münde!
Daß ich der Erde dunkles Kleid verkläre,
Ihr helfe, daß sie sich zum Licht gebäre
Und sich der Sphären Glanze still verbünde!

Denn alles soll und muß im Lichte prangen.
Vom Kindlein bis zum letzten Nebelsterne,
In allem lebt der Sphären Lichtverlangen.

So will ich mich voll Lust zum Hochflug stählen,
Das Auge offen für die heil'ge Ferne
Und mich der Sphären Licht beglückt vermählen.

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

(Fortsetzung)

Mit einer frischen Zeitung setzte er sich auf eine Bank. Dort saß schon ein bleicher, magerer Soldat und schaute in die Bäume. Der Tagesbericht war nicht gut. Die Engländer hatten die deutsche Front eingedrückt und Reserven mußten in den Kampf geworfen werden. Halb unbewußt las Wolfgang die besorglichen Druckzeilen vor sich hin. Da griff plötzlich die Hand des Soldaten herüber auf das Blatt: „Wo, wo steht das? Dort, dort bin ich auch gewesen!“

Der Zeigefinger suchte: „Wo, wo?“

Die grauen Augen waren blind. Wolfgang führte den Finger und ließ ihn auf der Stelle liegen.

Dann kam des Soldaten andere Hand auf seine Hand und drückte leis ihren Rücken. Der beruhigte Mann sagte: „Sie waren noch nicht draußen, das fühle ich. Es ist jammervoll, wenn man an euch denkt, und daß ihr auch noch dorthinein sollt, ein Jahrgang um den andern in den Rachen.“

Dann sagte der Mann wieder: „Sie sind siebzehn Jahre alt gewesen, das fühle ich auch, und können Latein und Griechisch, das höre ich.“

Ein Fräulein holte den Blinden von der Bank ab; Wolfgang blieb gebannt noch lang sitzen, das letzte Wort des Fortgegangenen in den Ohren: „Behüt dich Gott!“

Es schien, als hätte der langsam ausgesprochene Wunsch ihn vor lauernden Gefahren in ein schützendes Gitter genommen.

Und wie verzaubert hell war's hinter den erloschenen Augen des Mannes gewesen? Hatte er das verlorene Licht in sich heineingenommen, daß er mehr sah als vorher?

Wolfgang erzählte Kordelia von dem Begebnis. Da bat das Mädchen die Mutter, sich im Blindenheim auch als Führerin melden zu dürfen. Wie würden ihre seltsamen Augen neben den toten hergehen, und wie würde ihre Erzählung die Gassen und Häuser, die Gärten und den Sonnenschein in den finsteren Kammern der Begleiter auferbauen?

Professor Günther rief den Sohn eines reichen Händlers aus der Bank: „Braunbeck, wollen Sie mir nicht einmal die schöne goldene Kette zeigen, die heut, am Tag, da die Engländer zwölf Kilometer unserer Front eindrückten, auf Ihrer Weste glänzt?“

Nachmittags war die Kette verschwunden; der Träger, ein großer, starker Mensch, meldete sich in die Kaserne, und der Lehrer las einen Brief von ihm vor. Darin stand nur der Satz: „Ich mache es gut.“

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Man sieht den Schulkameraden an, wie es daheim bei ihnen steht, ob dort das Geistige oder Mammon die Menschen beherrscht. Ich spüre dadurch um so tiefer, wie die Familie uns in ihrer Luft hält, und darf

wie keiner dankbar sein. Wenn ich durch unsern kleinen Garten in unser kleines Haus gehe, werde ich jedesmal rein.

Im Haus Eichendorffs ist niemals vom Geld gesprochen worden. Wir müssen es ja wohl manchmal tun, aber dann ist immer ein wenig wegwerfender Spott in dem notdürftigen Gerede.

Menschen, die am Geld kleben, riechen auch schlecht.

Wolfgang hörte in einer Pause, wie Professor Günther zu Professor Haller sagte: „Es drückt mich, was ich da mit dem Braunbeck gemacht habe. Wenn er jetzt fällt, liegt die Schuld auf mir."

Die Geigenspielerin vom Hospitalplatz wurde zufällig mit Frau Berta bekannt und kam auch zu Besuch. Wolfgang geriet in Verlegenheit, Fräulein Cäcilia sagte wirklich: „Wir kennen uns schon."

Die Mutter meinte nachher, es sei noch kein gleich schönes Mädchen im Haus gewesen. Er aber mußte aus dem Zimmer gehen, wie wenn etwas in ihm gefährdet wäre. Inständig sprach er draußen den Namen „Kordelia" vor sich hin.

Die Mutter war kränklich. Sie hatte früher meistens von Milch und leichter Speise gelebt. In der Stadt gab es für die Erwachsenen keine Milch; so fuhr denn Wolfgang mit der Straßenbahn auf das Land zu einem bekannten Bauern, und jede Woche konnte er zweimal einen Liter heimbringen. Es war verboten, aber der Arzt hatte ihm die Hand auf den Kopf gelegt.

Auf dem Hof waren Russen, darunter ein gutmütiger, fleißiger Riese aus Sibirien, der still erwählte Vorarbeiter der trägeren Kameradschaft.

Iwan bekannte sich als Kommunist. Wenn die Gesellschaft von einem Fremden beschenkt wurde, so wurde auch auf sein Gebot redlich geteilt, der Tabak gleich der Zeitung, aus deren Papier die Zigaretten gedreht wurden.

Immer sang er ein Lied, es ging ihm von dem Mund schwermütig fort in die Ferne. Und er sang jedesmal das gleiche Lied.

Seine Hände waren geschickt zu vielem, auch mit dem Schnitzmesser. Einmal kam in ein paar Tagen daraus ein hölzerner Vogel hervor, abenteuerlich kunstreich, als sollte er auf den rund gefächerten Flügeln in die untergehende Sonne fliegen.

Wolfgang taufte ihn den Paradiesvogel, erhielt aber von seinem Urheber die noch holdere Erklärung, es sei der Vogel, wenn kein Krieg mehr sein werde ...

Das nächstemal hing der so schön beauftragte Bote des Friedens über einem Fußweg von einem Tannenzweig herab.

Iwan war von einem Wachmann zu dem Bauern gebracht worden. Auf dem Weg war bei einem Ruhesitz am Straßengraben der Landstürmer eingeschlafen. Und zwei Stunden saß der Russe neben ihm, das Gewehr im Arm und behütete den Schlummer des Gerechten ... Gott hat die goldenen Herzen über alle Welt zerstreut!

In dem Dorf wohnte auch die Mutter zweier an der Front dienender Soldaten. Sie arbeitete, wie die zurückgebliebenen Bäuerinnen, von früh bis spät und hielt das kleine Erbgut für die ausgezogenen Buben instand. Deren einer fiel vor Jahresfrist in Polen.

Die Frau schaffte noch strenger, um dem Kummer zu steuern. Aber das Allheilmittel wollte nicht helfen. Auch die Sorge um den verbliebenen Jüngsten wuchs, bang, es müßte der einen Hälfte die andere folgen. Die so von mehreren Seiten Angegriffene zehrte langsam und legte sich jüngst aufs letzte Bett. Zum Sterben reif geworden, verlangte ihr Herz nach dem fernen Sohn. Es wurde geschrieben und telegraphiert. Wartend, das Gesicht immerzu gegen die Türe hin gerichtet, lag die Vereinsamte in ihrer Stube, außer Gebeten nur mehr den einen Namen von den Lippen gebend. Aber der Tod wartete nimmer.

Die Gemeinde trug die Martyrin hinaus auf den Gottesacker. Die Kinder sangen, der Pfarrer betete und der Sarg wurde in das Grab gelassen. Da kam durch das Kirchhofsgitter ein Feldgrauer gestürzt, in Helm, Gewehr, Tornister, mit dem Lehm des Schützengrabens beklebt. Ein Schrei erschütterte die erschrockene Stille. Und der Mann stürzte an der Grube zusammen.

Wolfgang erzählte es Professor Haller. Der sagte, einer könnte den Vorgang in einem Zeitungsroman lesen oder in einem Öldruck sehen und sagen, das sei rührselig. Die Überschrift des Kapitels oder die Unterschrift der Szene würde etwa heißen: „Zu spät“. Der andere aber spürt die schauerliche Majestät unserer Heimsuchung.

In der Stadt kam er wieder einmal zu der Rabbi-Witwe, welche er früher als Bub oft besucht hatte. Dort war es merkwürdig, voller Geheimnisse; die jüdische Frau sprach rätselhafte Dinge. Wie wenn sie zu Füßen Jeremias und Hesekiels gesessen wäre. Die Predigerin fluchte dem Mammon. Von Deutschland redend frug sie: „Wie oft ist Israel in die Wüste geführt worden und in die Verbannung?“

Wolfgang frug: „Aber wo ist heute Israel?“

Sie schaute ihn groß an: „Junger Freund, das dürfte ich fragen, und frage es nicht. Aber ihr, ist euch nicht in Nazareth das Gelöbnis aus Juda erfüllt worden? Was willst du mehr?“

Zu den nahenden Sommerferien meldete sich Wolfgang in einer Fabrik. Andere meldeten sich zur Erntearbeit aufs Land, dort lockte dabei die wohlverdiente Sommerfrische und fettere Kost. Doch in nächtlicher Überlegung entschied Wolfgang, als Munitionsarbeiter zu gehen. Das war schwerer, forderte Zucht, Mutter und Geschwister blieben nicht allein.

Halb mutig, halb zag führten ihn dann die Füße ein paar Tage lang um die Fabrik herum; der Fußsteig zitterte von deren Puls, die Luft brauste um das Geviert.

Tausende von Männern und Frauen wurden täglich zur Schicht dort eingesogen und zum Feierabend ausgegossen, weit ringsum in die Stadt verrieselnd. Es wäre eine Stadt für sich gewesen, wenn man die Häuser der darin Schaffenden um das Werk angesiedelt hätte.

Wie er mit dem Ungeheuren, das auch ihn haben wollte, von außen bekannt geworden war, wagte er es, sich endlich durch die Drehtüre zu quetschen. Zögernd nahm man den allzu jungen Jüngling, weil er ein empfehlendes Schreiben in der Tasche hatte.

Unten im Waschraum blau eingekleidet ließ sich der Arbeiter durch viele Stiegen,

Gänge, Werkstätten mitnehmen zu dem Saalmeister, dem er übergeben wurde, welcher auch dabei verlegen wurde, als sei ihm eine Porzellanfigur eingehändigt worden.

Hoch und weit und hell war der Raum; er bog hinten noch um die Ecke, in Reihen zu vier standen Maschinen darin, Reihe hinter Reihe; in dem Nebensaal schafften Mädchen und Frauen an den Maschinen, mit zugebundenem Haar, im Hauptsaal Burschen und Männer.

Saal 57 war draußen an der Tür gestanden; und man konnte in dieser einen Abteilung durch Geflitz und Gewirr hin die Menschen nicht zählen ...

Riemen schlugen, Gebläse schnoben, Hebel klappten, Scheiben sausten, Bohrer sangen; eingehüllt in die Geräusche, darin geschleift, ließ er sich an seinen Platz bringen. Es war bei jedem Schritt, als müsse er vor etwas ausweichen. Es war eine Macht da, einem schicksalhaft wirkend. Von keinem, der an ihr mitwirkte, zu halten und zu lenken.

Der Meister zeigte ihm dann einen kleinen runden Körper aus weißem Metall, einen halbfertigen Granatzünder, schon schön geglättet; von außen gingen ein paar feine Löcher hinein, die Zündkanäle. Der Körper wurde in eine Maschine gespannt, ein Hebel angeschoben, ein Bohrer trieb sich ein, der Hebel rückte, langsam gedrückt, nach links, und der zweischneidige Bohrstahl riß gleichsam eine halbrunde Wunde in das Fleisch des Metalles. Als Wolfgang das Stück wieder in die Hand bekam, war auf seiner runden Kopffläche nach innen ein Zugang entstanden zu den Kanälen. Das wurde seine Arbeit, eine einzige Verrichtung. Er sah an den drei Maschinen nebenan geschah das Gleiche, in Holzgestelle eingesetzt wurden die Zünder hergebracht und weggenommen.

So ging es fort, Reihe um Reihe taten die Maschinen etwas an dem gleichen Gegenstand, bis er fertig war. Unheimlich wie auf einem unsichtbaren wandernden Boden schob sich die Arbeit durch den Saal, durch die Bauten, durch die Fabrik. Keiner, der da an einer Werkbank stand, konnte ihrer Macht widerstehen. Sie kam, rollte durch seine Hand, und rollte in eine andere Hand. Sie würde ihn vernichten oder hinauswerfen, wenn er sich weigerte, in Takt und Zahl mitzutun.

Wolfgang lernte schnell; die Maschine nahm ihn an sich, sie war die Gewaltigere, er gehorchte ihr gebannt; all seine Gedanken liefen gleich Wasser auf die Stelle zusammen, wo der Bohrstahl die Wunde in das weiße Metall riß.

Nichts mehr von draußen war in ihm; es ergab sich schon wie ein kühnes Abenteuer der Sinne, wenn seine Augen einmal abseits sahen, wie dort silberige Frässpähne aus einer Drehplatte stiegen, dort Schruppstaub flog.

Was war das für ein Wunder, solch eine Fabrik? Was war das für ein Mann, der sie schuf und lenkte. Wer hatte die vielen Maschinen erdacht, gebaut und zusammengestimmt, daß die Stücke daraus hervorgingen, als wären sie nur in einer einzigen gewesen?

Morgen rollten vielleicht schon die Granaten mit seinem Bohrloch zur Front. Er sah sich selber in die brennende Fremde bewegt und sah sich insgleichen festverhaftet an einem Punkt der sausenden Dinge. Er verbrannte nicht.

Die vielerlei Geräusche wurden allgemach nur ein Geräusch, ein Ton. Als die tausende Menschen ihn zu Mittag aus der Fabrik mit fortzogen, trug er etwas wie



Kleine Stadt in Franken **Max Merker**

Musik in sich und der Tag draußen war ihm ein wenig fremd geworden. Seine Füße mußten den rechten Tritt suchen.

Er gehörte zu der Fabrik wie zu einem Magnet, oder wie zu einem lebendigen Wesen, mit den Tausenden der Arbeiter zu einem groß atmenden Körper. Er hatte gesehen, geschaut und erlebt wie die Arbeit entstand, wie aus dem Kleinen, Hundertfältigen das Eine, Ganze wuchs; und hatte sich die andern Fabriken gedacht, in der Stadt, im Land, im Reich ... die unzähligen, riesenhaften, bis zu den Eisen- und Kohlenprovinzen, wo die Schlote wie Wälder stehen. Dazu gehörte er, dahinein sah er sich eingereiht.

Es war groß und eine Gewalt, von der er glaubte, daß sie gut sei, von der er fürchtete, daß sie zum Bösen werde.

Der Vater schrieb: Sie wollen mich von den Patrouillen abhalten. Wenn ich mich melde, schieben sich ein paar vor mich hin, darunter immer der Michel Engert, der Bauer aus dem Hohelohischen, von dem ich Euch schon erzählt habe. Der möchte mich in lauter rauhe Zärtlichkeit einwickeln und gleich einem Vogel füttern.

Einer frug mich, ob ich noch an Gott glaube, wenn ich das alles mitansehe? Er frug über drei zusammengeschossenen Kameraden stehend.

Ich wollte ihm sagen, daß es mir früher schwerer gefallen sei, zu glauben. Aber dann frug ich ihn wieder: „Du hast einen kleinen Buben daheim?"

„Ja, einen zweijährigen."

„Warte noch zwanzig Jahre, dann wird er dir antworten, ob uns hier eine sinnlose Faust oder eine gute Hand unter sich hält."

Der Mann hatte mich verstanden und steckte mir die Pfeife an. Das Zündholz wurde im Halbdunkel ein Licht, das unsere beiden Gesichter überschien.

Auf dem Marktplatz starb eine barmherzige Schwester. Sie hatte von Nachtwache und Krankendienst versehrt, morgens beim Heimgang an dem Kandelaber ruhen müssen, der dort inmitte stand.

Auf dem Gang in die Fabrik sah Wolfgang die schwarze Gestalt unter der hohen und breiten weißen Flügelhaube eingeknickt sitzen, das über die Schultern herab hängende Brustkreuz in die Finger geschlossen.

Er hatte noch keine Leiche gesehen.

Es war auch das einzige Mal, daß ihm eine sanfte Rüge widerfuhr, als er bei der Arbeit Maschine und Werkstück verschwinden und das Gesicht der Toten erscheinen sah.

Nicht einmal, wenn des Freundes oder Kordelias Bild in seine Gedanken kam, gab es eine solche Störung.

Ins Tagebuch schrieb er: Der Tod hat sich mir im Antlitz der heiligen Liebe gezeigt. Was an Leben ist wohl je auf dem Marktplatz geschehen, das so schön und groß wäre.

Ernst Moritz der Grenadier war schwer krank und lag im Fieber. Wolfgang hörte davon morgens, als er in die Fabrik ging. Den ganzen Vormittag zog es ihn aus dem Saal hinaus. Aber seine Hände arbeiteten gezüchtet. Es gab keine Rüge mehr.

Nur das Wasser mußte er sich manchmal aus den Augen wischen.

Dann lief die Straßenbahn nicht schnell genug, bis er am Bett des Freundes saß. Der geliebte lag ganz stumm, bewußtlos. Der Arzt fürchtete. Nur seine Mutter ging in der Krankenstube leis ab und zu. Kordelia war verreist.

Als Wolfgang wieder einmal allein war, schob er die Hand auf des Freundes Hand, wie damals am Bahnhof, und dann dachte er inständig: Jetzt fließt all mein Blut aus meinen Adern hinüber in Deine Adern ... wenn Einer sterben soll, will ich das sein ...

Und es war wirklich, wie wenn ein Strom durch Arm und Hand hinüberwanderte. Leichter geworden ging er fort. Auch die Angst war geschwunden.

Der Nebenmann von der nächsten Maschine hatte ihm dann und wann geholfen, auch einmal den Bohrstahl frisch einzusetzen, als die Messung nicht mehr haarscharf stimmte. Er hieß Eduard Frick und ging nun nach der Schicht ein Stück Weges mit ihm.

„Du kannst arbeiten!" sagte der Begleiter zuerst, auf einem kurzen Fuß sich hin und herwiegend. Im Knopfloch trug er das Band zum Eisernen Kreuz. „Trotzdem du andersher kommst, kannst du arbeiten."

„Ich bin dankbar, daß ich es darf," erwiderte Wolfgang.

„Wenn du ein Jahr lang müßtest, und zwei Jahre, und immer?"

Wolfgang verstand die Frage nicht. Wie ein Wasserfall, wie Feuer redete dann der Andere auf ihn ein.

Unter schwerer Drangsal des Herzens wurde der Jüngling in die Welt der Lohnarbeit geführt. Er sah die Menschen um sich mit weit aufgegangenen Augen an.

Eduard Frick dachte bei der Arbeit nicht an das, woran Wolfgang dachte; er sah kein Werk, keinen Weg seiner Arbeit, sondern immer nur das eine Loch, das zu bohren er verurteilt war. Dachten und sahen die Tausende alle so?

Nachmittags mußte er durch ein leichtes Grauen hindurch in das Fabrikgitter, ein wenig von Gott verlassen. Drinnen aber nahm ihn die Maschine wieder.

„Gott, laß mich helfen, helfen, helfen!" sagte er in deren stoßendem Takt hinein.

Nachts saß er lang vor dem Tagebuch. Schließlich war nur ein Satz hineingeschrieben: Schade, daß Professor Haller in Ferien ist, der könnte mir vielleicht helfen. Dann holte er des Vaters Handschrift aus der Schublade, aber sein müder Kopf sank darauf hin.

Die Mutter kam: „Willst du nicht schlafen gehen?"

Da sah sie in das Tagebuch und sagte: „Armer Bub, was hast du alles zu tragen!"

Er antwortete: „Hab mich lieb, Mutter!"

Eingewöhnt in den Werkbetrieb, bemerkte Wolfgang, daß die Gedanken überhaupt nicht bei der Maschine sein mußten, daß die Arbeit allein ging, ohne ihn, so gut und sicher wie vordem; ja mehr brachte er fertig. Arbeiteten so alle Menschen um ihn her? War das ihre Rettung, ihr Schutz? Konnten die Mädchen jetzt auch draußen im Wald mit dem Schatz spazieren gehen und die Männer beim Kartenspiel sitzen?

Und er begriff, daß der Meister in dem Werkraum besser hörte, als draußen.

Der erste Wochenlohn, das erste selbstverdiente Geld, ergab 72 Mark. Er trug ihn der Mutter heim. Das nächste mal brachte er 90 Mark. Frau Berta sagte, wenn es so weitergehe, werde er bald mehr verdienen wie der Vater in seinem Schulamt verdient hatte.

Dafür, daß man immer nur von einer Maschine ein kleines Loch in ein Metall bohren ließ.

Aber auch Eduard Fricks Augen leuchteten, wenn er sprach, auch seine Rede ging um etwas Helles, das wie Verkündigung klang und hinter dem Zwiespalt Versöhnung suchte. Liebte der Unzufriedene nicht die Brüder, die gleich ihm in der Schicht standen, fluchte er nicht um ihretwillen?

Der Erregte sagte etwa in einem Disput: „Du hast leicht reden, du gibst nur eine Gastrolle. Du wirst einmal Professor oder sonst was. Wir aber stehen Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr, bis wir sterben, an der Drehbank. Und denk dir, daß Millionen um Millionen Arbeiter in Deutschland sind."

Wolfgang wußte nicht gleich zu erwidern: Wie ein Berg hatte sich ihm die Rede in den Gedankenweg gelegt. Doch dann fand er plötzlich hindurch: „Mein Vater ist auch Professor, der hält Tags über Schule und Nächte lang schafft er an einem Buchwerk. Wie wenn er gar keinen Leib mehr hätte, ist er oft morgens aus der Studierstube gekommen. Und jetzt ist er freiwillig im Krieg und kommt nicht heim, bis der Krieg aus ist oder bis er ... fällt."

Da wurde der Andere stumm.

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Könnte ich es? Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr bis ich sterbe?

Es rieselte ihm durch den Leib, als er die Worte sah.

In jeder freien Stunde saß er bei dem Kranken, der nach sieben Tagen gerettet war.

Ernst Moritzens Mutter sagte: „Wolfgang, es gehört niemand so zu uns, wie Sie."

Und Ernst Moritz fügte hinzu: „Ich weiß das mit deiner Hand, und was du gedacht hast. Mutter er hat für mich sterben wollen."

In diesen Wochen bemerkte Wolfgang, daß viele der Männer um ihn, zumal die Jungen in der Fabrik arbeiteten, weil sie sich vor dem Felddienst fürchteten. Auch sonst ging diese Angst in der Stadt um. Das Wörtlein „K. V.", das Zeichen der Fronttauglichkeit war ein Schreckenszeichen geworden.

Und schaudernd sah er die Verheerung: Die Menschen der Maschinen hatten den Glauben verloren; ihrer Seele Gesicht war gestorben. Sie sahen das Schicksal nicht mehr unter dem grauen Star der Augen.

Doch Eduard Frick warf vor Wolfgangs Augen einen Mitfabrikler aus der Elektrischen, weil der einer Dame seinen Sitzplatz nicht einräumte. Dann sagte er plötzlich: „Ich hätte es auch getan, wenn du's nicht gesehen hättest."

Daß das Reich des Geistes bleibe im Reich der Welt, nahm er alle Tage ein kleines Buch mit in die Fabrik. Gedichte oder Betrachtung. Es wurde nicht darin gelesen, der Schatz saß schmal und bescheiden in einer Tasche des Arbeitskittels.

Der Meister, ein Mann von einsam gepflegter Bildung, wurde immer wieder zu des Ferienarbeiters Platz gezogen, als ob dort etwas Helles wirkte, schaute ihm oft schweigend zu und sagte einmal: „Wenn man davon etwas zusammenbringen könnte, von Ihrer Landschaft und von unserer Landschaft."

Das Wort gebrauchte der farbenreiche Sprecher gern, stoffliche Redensarten ins Reich der Bilder hebend.

Wolfgang zog die heut mitgebrachte kleine Lichtquelle aus der Tasche. Der Titel des Buches hieß: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" von Gustav Theodor Fechner.

Und er schenkte dem beflissenen Mann die seltsame philosophische Schrift.

Eduard Frick war auf den Meister ein wenig eifersüchtig.

Von Professor Haller geschenkt trug er auch Goethes Gedichte manchmal in die Fabrik, auf dünnem Papier gedruckt und schmiegsam gebunden. Unter kostbar wohltuender Demut gebeugt, las er auf dem morgendlichen Hinweg in dem teuren Buch, dessen hohen Siebenschein auch erst nur ahnend. In einer kleinen Anlage um ein Blumenrundell spazierend, bereitete er sich so zu der Arbeit vor. Während dieser hörte er dann aus seiner Tasche sprechen:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!

Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Ins Tagebuch schrieb er: Meine Hand, die in der kranken Hand Ernst Moritzens lag, ist mir wie ein Geschenk geworden an meinem Leib. Ich habe sie nie gefühlt; jetzt fühle ich die seltsame wie ein eigenes gutes Wesen. Es will Liebes von ihr ausgehen, wenn ich sie ansehe.

Flieger kamen über die Stadt und suchten die Fabrik. In der nächsten Nachbarschaft schlugen ihre Bomben ein.

Die Belegschaft rückte in die Räume aus, welche unterirdisch durch das Werkgeviert liefen. Dort stand und hockte alles dicht zusammen. Wolfgang geriet in eine Schar Arbeiterinnen, denen die Angst über die Herzen gekommen war. Ein paar jammerten, ein paar weinten, dritte lachten sich aus. Aus einem anderen Raum wurde gesungen von einem Baß: „Im tiefen Keller sitz ich hier . . ."

Wolfgang saß still und sprach unhörbar das Vaterunser. Seine Ruhe mußte auf die Frauen wie der Schein eines Schutzes wirken. Viele sahen ihn an. Ein schönes Mädchen mit viel braunem Haar und blinkend braunen Augen rückte an seine Seite und legte ihm eine Hand voll Pflaumen in den Schoß.

Als der Angriff beendet war, sah man in der Gasse hinter der Fabrik auseinandergebrochene Häuser und Berge von Schutt.

Er dachte: wie Koffer sind die Stuben in den Häusern, hoch übereinander geschichtet. Darin bergen die Menschen ihr Leben. In den halb oben hängenden auf-

geschlitzten Räumen standen noch verbrauchte Möbel, ungemachte Betten und eine Wiege.

Das Mädchen stand wieder neben ihm, sich über die Zerstörung wundernd. Er antwortete und das Gespräch lief schließlich in einen von ihr kommenden Vorschlag hinein: „Ich würde gern einmal mit Ihnen einen Spaziergang machen."

Wolfgang wurde rot wie sie. Seine Antwort wich aus und er drängte heim.

Unterwegs begegnete ihm Ernst Moritzens Schwester, diesen Morgen von der Reise heimgekehrt und in Bangnis geraten um den Freund.

Wie jüngst in der Nacht der Mutter gegenüber kam von seinem Mund die Bitte: „Hab mich lieb, Kordelia!"

Sie schaute ihn sternhaft an und ging neben ihm heim.

Schon vor dem Krieg hatte sich gezeigt, daß der Vater nicht zum Kapitalisten geboren sei. So sagte gern die Mutter und las dazu ein Scherzgedicht Eduard Mörikes vor, von dem Kupferheller, der in eine Mohnkapsel eingesteckt Samen kriegen sollte und verrostete.

Überall hin freigebige Hände und die von jeder Gelegenheit gelockte Freude, den geliebten Menschen schöne Siebensachen zu schenken, dann einige Lust am Weintrunk erschöpften die Kasse des Professors immer bälder als sie sich füllte. Es schlichen sich manchmal dürftige Wochen und selbst ernste Schatten der Sorge ein; das Wort Schulden wurde gesprochen. Frau Berta grämte sich heimlich vielleicht mehr als nach außen sichtbar schien, aber das Wesen des herztörichten Mannes bot soviel anderen Reichtum, daß die Abmängel sich darin siebenfach vergoldeten

Seit das Hauswesen ganz in ihren Händen lag, waren die Zustände trotz der wachsenden Teuerung besser geworden, sogar ein Notgroschen blieb jeweils im Monat übrig und auch von draußen im Feld kamen Ersparnisse aus der kargen Löhnung. Wolfgang half getreulich an dieser Festigung mit.

Indes kam eines Tages ein Brief von der Witwe eines gefallenen Universitätsfreundes. Darin wurde dringend und aus triftigem Bedürfnis gebeten, ein langjähriges Darlehen zurückzubezahlen. Zweitausend fünfhundert Mark waren plötzlich aufzubringen. Das Sparkassenbuch wies den Betrag von sechshundertachtzig Mark. Die Mutter wurde von der Forderung tief betroffen, wenn sie auch nur sagte, es sei eine Ehrensache, der Briefschreiberin zu helfen.

Am andern Abend ließ er sich, sonntäglich umgekleidet bei Ernst Moritzens Mutter melden. Der Gütigen trug er den Fall vor. Sie hörte zu, stand von ihrem Stuhl auf, kam auf ihn zu und nahm seinen Kopf mild in ihre beiden Hände.

„Wir werden sehen", sagte sie und behielt den Besuch zum Nachtessen. Von der Sache wurde nimmer gesprochen, auch daheim schwieg er.

Am nächsten Vormittag ging ein Ruf an den Arbeiter Schelling zum Herrn des Werkes. Im getäferten Raum saß Wolfgang dem Mann gegenüber, dessen Name Macht und Segen war im Land. Schüchterner Zweifel, was ihm da eigentlich angediehen sei, wurde nicht gelüftet. Es gab nur Fragen nach der Schule, nach Berufsplänen, wie die Fabrikarbeit schmecke. Wolfgang sagte aufrichtig, daß er sich gedrückt

spüre und daß er jetzt erst recht Altphilologe werden wolle. Mit einem Handschlag wurde er entlassen.

An seine Werkbank kam dann ein Fräulein und gab ihm einen großen geschlossenen Brief. Er nahm diesen hinaus auf den Gang. Zweitausend fünfhundert Mark waren darin. Ohne Beiwort? Ohne Schuldschein?

Wolfgang war ein Vertrautgewordener des zauberhaften Riesenhauses.

Noch nie hatte er so viel Geld gesehen, als er von der Arbeit in der Brusttasche heimtrug. Die Mutter fand am Nachmittag an Stelle des bitteren Mahnbriefs Banknoten in der Schublade.

Paul Becker erzählte, gestern sei aus sibirischer Gefangenschaft der Bruder heimgekommen, den sie seit vierzehn Monaten für gefallen hielten. Die Mutter habe zuerst den Sohn nur immer wieder mit den Fingerspitzen angerührt, ob er auch ein wirklicher Mensch sei; dann erst habe sie ihn umarmt und geküßt. Seither aber vom Morgen bis zum Abend weine sie, in eine Ecke hineingekauert, ohne Unterlaß.

An Plakatsäulen hatte jemand groß und schön gedruckt diesen Vers anheften lassen:

Der Regen fällt nicht ihm,
Die Sonne scheint nicht ihr,
Du auch bist anderen
Geschaffen und nicht dir.
Der cherubinische Wandersmann

Die Menschen lasen den Spruch, als schiene ihnen ein wunderschöner Regenbogen in die still gestellten Augen.

An diesem Tag sah Wolfgang auch wieder den Herrn Baluff aus der Nachbarschaft im schwarzen Gehrock, mit Zylinder und elfenbeinknöpfigem Stock in die Stadt gehen. So ging dieser Bürger immer feierlich auf das Steueramt, um seine Steuer zu bezahlen. Vielleicht hatte er den Reim den herzarmen Menschen in die Blicke gesetzt?

Fritz Merk schrieb vom Land draußen und von seiner Bauernarbeit. Wie ein Dichter schrieb der Freund. Man roch die Erde und das Korn und den Stall und die Schnitter. Homerische Hexameter wurden am Ende aus dem Brief.

Diesen las Wolfgang vor, als Ernst Moritz zum erstenmal neben ihm lustwandelte. Seine Blicke leiteten den Genesenden gleich in einem Geländer.

Mit Kordelia kam er gen Abend in ein Krankenhaus; das Mädchen hatte der Oberin Gaben zu bringen. Von einem Gang aus sahen sie in einen offenbar geschäftlichen Raum, in dessen Mitte ein Bett aufgeschlagen war. Darin starb eine Frau. Es war die gestempelte Armut. Notdurft hatte ihr die Kräfte des Herzens verzehrt; jetzt stieß der Tod die letzten Züge des Lebens aus dem Leib. Die Schwester war hinausgerufen worden. Schaudernd erschrak Wolfgang, wie armselig ein Menschenleib werden kann. Was vermochte diesen mißhandelten Überrest einer Gestalt so zu verheeren? Wie viel Kummer, Jammer, Folter mußte an dem Geschöpf genagt haben. Jahre lang, in Tagen und Nächten, gleich grauen Mäusen?

Kordelia drückte sich an den Freund, beide mußten stehen bleiben. Das arge Haupt lag hoch, der Mund offen, die Augen geschlossen. Ein Kropf stieg mit dem Hals auf und ab. Sonst rührte sich nichts am Körper; nur Zittern durchrann ihn zuweilen, wie von einer elektrischen Leitung hindurchgeschickt.

Eis war den zwei Zuschauern ins Gebein gegossen. Wie angesteckt von dem grausigen Vorgang standen sie da, vom Tod mit angegriffen. Äußerstes Elend nahm ihnen den letzten Gedankenschimmer weg; ihre eigene Seele losch aus.

Neben dem Bett saß ein Mann, sonst war niemand in der Stube. Gebückt saß er in einem Radmantel. Man sah nur den Rücken des schwarzen, gegilbten Mantels und tiefer auf Knieen verkrampfte Hände.

Ein Stoß durch die Sterbende hob auch den Kopf des Mannes. Es zeigte sich halblanges, glanzloses, dünnes Haar, mischfarbene Stoppeln auf den Backen, eine runde, fleckige Brille und ein schwarzer Schlips am Kragen.

Der Mann stand auf und beugte sich über das Bett. Man schaute zwei Hände unter dem Mantel hervorlangen, sich langsam nach dem Gesicht des Weibes bewegen, um es zu streicheln. Und die Hände streichelten das Gesicht. Konnte so viel Liebe, solche Zärtlichkeit sein, als da von dem Mann in die Hände zusammenfloß? War vorher aller Schein in dem Raum geschwunden, jetzt entstand er gleichsam wieder dort über den leis auf und ab gehenden Fingern.

Die Frau verschied unter den Liebkosungen. Wolfgang spürte, sie habe etwas in sich geborgen.

Der Mann sagte, immer noch streichelnd: „Wie bist du gut gewesen, und wie treu! Niemand kann gewesen sein wie du. Und ich freue mich nur noch darauf, daß ich bald zu dir komme!"

Dann kam die Schwester. Wolfgang erfuhr, daß der von der Abgeschiedenen Verlassene ein blinder Zitherlehrer sei.

Auf dem Heimweg sagte Kordelia: „Du bist bei mir gewesen."

Er verstand das Wort und fühlte sich ritterlich. Doch antwortete er nur: „Du bist Ernst Moritzens Schwester."

Sie frug: „Hast du gesehen, wie die Sterbende seine Liebkosungen in sich hineingenommen hat?"

„Ja, ich habe es gesehen. Was fehlt der Toten noch?"

Dann erzählte er ihr von dem milden Tod der barmherzigen Schwester.

Und wieder sagte sie: „Hab mich lieb, Wolfgang!"

Vetter Markus kam aus dem Feld, ein Theologe, der auch freiwillig ausgezogen war. Frau Berta lud den Ankömmling zum Essen ein und holte Wein aus dem Keller. Es wurde heiter und die Stube freute sich darüber, wie viel in ihr gesprochen wurde. Der Gast aß mit gutem Hunger.

Wolfgang dachte: Früher war er zart und gar nicht schwer, von seiner Gelehrsamkeit gehoben und gleichsam umhergetragen. Jetzt ist er braun gebrannt und fest gekernt, als ob er draußen täglich einen geheimen Trunk Stoffes genommen hätte und in der Erde auch selber irgendwie erdhafter geworden wäre. Vorher hatte man

es kaum gesehen oder gar nicht beachtet, wenn er aß. Das war immer etwas nebenbei an ihm gewesen.

Und sein Gesicht war staubig geworden; alle Soldaten hatten staubige Gesichter, selbst wenn sie gewaschen waren. Auch von der Erde? Und alle rochen sie nach Erde.

Nur die Augen schauten durch die runden, in weißmetallenem Rand gefaßten Brillengläser noch blau und wie an einem Mädchen beinah. Das Himmelreich war noch darin.

Mutter sagte ihm eine Schmeichelei: „Es ist schön, wenn Schwärmer Männer werden."

Da wurde er rot und trank schnell einen Schluck auf des Vaters Wohl.

In den Tagen des Auszugs hatte sich Vetter Markus bei eingebrochenem Dunkel auf einem kleinen Platz über einen Haufen Volk gestellt und gesprochen, daß Vielen die Tränen über die Backen liefen.

Jetzt sagte er: „Wir waren begeistert damals. Nun wollen wir Gott nur noch um die Kraft der Geduld bitten.

Der arme künftige Gottesmann war auch einer Kriegswaise Pate geworden.

Und die Base, Schwester Eugenie, gab Nachricht: Auch ihr zweiter Verlobter, der Forstmann, sei gefallen.

Wie war das furchtbar, was an Heimsuchung auf einen Menschen stürzen kann! Wolfgang erinnerte sich jäh an die Worte der Base: „Das aber, weißt du, ist das Ärgste, wenn Einer aufwacht und zu genesen scheint, wenn er nach dem Leben greift, um dann doch sterben zu müssen . . ."

Sie hatte damals ihr eigenes Geschick besprochen. Der jetzt gekommene Brief legte ein getötetes Herz ergeben in den Willen Gottes; wer ihn las, wußte, das dünnwandige Wesen werde sich langsam verzehren.

Nach sechs Wochen ging Wolfgang aus der Fabrik. Er hatte 420 Mk. — Vierhundertzwanzig Mark — erspart.

Ins Tagebuch kam das Geständnis: Vielleicht kann man doch eine Freude am Geld haben? Wenn man es so im Schweiß erworben hat? Warum kann man den Arbeitern nicht auch sonst, in Zeiten des Friedens, mehr als den notdürftigsten Lohn geben um der Freude ihres armen Lebens willen. Mehr als den Arbeitern des Geistes vielleicht, die ihren Lohn in unwägbarem Gold haben, im Licht des Schaffens stehen und den Sinn ihrer Arbeit entdeckt haben?

Viele Gespräche mit Eduard Frick standen im Tagebuch. Und schließlich stand darin noch einmal der Satz: Nein, ich könnte es nicht, Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr . . . bis ich sterbe . . .

(Fortsetzung folgt)

Gesichte

Von Franz Mahlke

1. Walther von der Vogelweide

Er reitet fiedelnd und singend auf seinem weißen Roß durch eine tiefgrüne Wiese. Sein Haar fällt in goldenen Wellen über die Schulter, und sein blauer Mantel fliegt im Winde.

Die Käfergemeinde sitzt noch beim Morgentau. Ein Marienwürmchen klettert an der grünen Stange einer Löwenzahnlaterne hoch, damit es besser sehen kann. Die blauen Glockenblumen am Wege gehen leise. Die Birken raffen ihre grünen Schleiergewänder, als sie das Fiedeln und Singen hören. Ein paar Eidechsen haben's auch gehört und schauen dem blaugoldnen Wunder nach, das den Bergen zureitet und den grauen Burgtürmen. Hoch über ihm schweben gleich selig gleitenden Tauben ein paar silberne Wolken.

Wir müssen den Frohmut wieder lernen von dir und unser Herz in deine liederdurchklungene Welt heben, wenn auch dein Weidenhof in welscher Hut jetzt steht ...

2. Sanssouci

Ich glitt im leichten Boot ganz langsam über den silbernen Havelspiegel. Alte Baumriesen reckten die Arme weit über die Ufer. Ein paar herbstliche Lindenblätter trieben auf dem blanken Wasser. Es war alles so wesenlos, und mir war, ich sei gestorben und triebe auf einem welken Blatt über den Styx.

Ich drückte die Augenlider aufeinander und sah den auferstandenen großen Toten. Er schritt schwermütig lächelnd am Krückstock die Terrassen hinauf und besah sich sein Sanssouci. Dann ging er um die Windmühle und suchte den alten Nachbar. Als er ihn nicht fand, ging er in sein kleines Schloß, ließ seinen hageren Körper in einen hochlehnigen Sessel fallen und stützte den Kopf in beide Hände, — wie damals bei Kolin, als er auf dem Brunnenrohre saß.

Nach einer Weile holte er Bücher und Karten aus den Schränken und beugte sich darüber. Er studierte sehr lange. Dann hob er den Kopf, und seine fernschauenden eisgrauen Augen schienen ein heraufdämmerndes Morgenrot zu trinken.

In meinen herbstlichen Traum hinein streute eines alten Glockenmeisters frommes Spiel den frühlingstrotzigen Glauben vom Turm:

„Eine feste Burg ist unser Gott ..."

3. Anna Amalia

Und wenn das Wittumschlößchen einer leise nennt,
Mein' ich, es müßte sich dein erzner Grabstein heben.
Du huschst auf Stöckelschuhen durch die Diele eben,
Wo jeder dich als Weimars weise Mutter kennt.

Perlt nicht Thusneldas Lachen silbern im Salon?
Ist's Wieland oder Herder, der herüberlächelt?
Charlotte lehnt im Sessel, geistumfächelt,
Und ihre Liebe lauscht auf Goethe's tiefen Song.

Was wohl die Herzogin den Meister Meyer fragt?
Korona flügelt her, der Runde Philomele,
Und die Kaminuhr gluckst so lieb aus goldner Kehle, —
Ein wacher Traum — weil einer „Wittumschlößchen“ sagt.

4. E. T. A. Hoffmann

Um seine ostpreußische Wiege flügelte kein Schlaflied. Seiner Mutter Tränen rannen in seine Träume. Sein Kinderland war eine Wüste, weil sein Vater darin herumtrampelte. Darum wurde er ein Räuberromantiker.

Er war ein Dichter, ein Maler, ein Musiker auf der Nachtseite der Romantik und „aus Grundsatz liederlich.“ Die Großen seiner Zeit hat er nicht gezeichnet, er hat sie gespießt mit seinem kararikierenden Stift. Darum wurde er in das Land mit den traurigen Horizonten gestoßen.

Aus seiner Verbannung brachte er die Spukgestalten mit, die Hexenmeister und Nachtwandler und einen polnischen Kalender.

Als einmal lustige Dichtersleute bei Hoffmann waren — es war just an dem Tage, der nach dem heiligen Serapion seinen Namen bekam — holte seine Frau den polnischen Kalender hervor und taufte die fröhliche Dichterrunde „die Serapionsbrüder“. Die haben den Dichter in die schönsten Gefilde seiner Seele geführt.

Da nickt Meister Martin, der Küfer, aus einem Nürnberger Giebelerker heraus, und der besinnliche Maler aus dem nordischen Venedig kommt daher. Den „Kater Murr“ meint man schnurren zu hören, und der flausenspinnende Kapellmeister tanzt vor seinen Rauchkringeln.

Wenn es keinen Wein gegeben hätte, wäre der Maler-Dichter und Musiker im Land der blauen Blume vielleicht der treuesten Gärtner einer geworden. Aber wenn der weinerhitzte Schädel über den Blättern brütete, kamen die Doppelgänger und Schreckgespenster und umtanzten ihn mit heiserem Lachen und fielen ihm ins Genick. Er schrie laut in die Nacht hinein, und sein aufgeschrecktes Weib sprang aus dem Schlaf, um ihn vor seinem Geisterbesuch zu schützen.

Dann saß seine Frau bei ihm, strumpfstrickend, viele Nächte hindurch, bis eine Sommermitternachtsstunde ihr den Romantiker raubte.

5. Der Ewigkeitswanderer

Deine Liebe war ein Gottesdienst. Dein Weg war ein Wandern zum heiligen Grabe, und dein Kreuz war schwer, du edler Dichter Novalis!

Deine Sehnsucht hat dir so weh getan, und darum wurden deine Augen dunkeltiefe Leidbrunnen. Du bautest dir eine Brücke in ein fernes Land, eine Tränenbrücke zu den Sternparadiesen deiner heimgefundenen Heiligen.

Wessen Liebe so oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in jenes Land, wahrlich, der kehrt nicht gern zurück zu erdgebundenem Traumdasein.

Ein Friedhofshügel wurde deine Diesseitswelt. Du knietest nieder wie an einem Altar. Im Fieberglanz deiner schwärmenden Augen wurden die Hügelblumen strahlende Kerzen. Das dunkle Blut einer Rose brannte über deinem heiligen Grabe, die ewige Lampe. Die Holunderbüsche neigten weihrauchverschwendend

die Traubenfülle der Blütendolden. Durch die Friedhofslinden ging ein Schweben und feines Singen, als wenn Engel deine Hymnen über die Gräber trügen. Die Grashalme schwenkten die grünen Fähnchen und grüßten dich, du betender Pilger. Um deine kleine Kirche ging ihr Zug, eine unendlich feierfromme Prozession.

Du wurdest ein priesterlicher Seher am Grabe deiner Heiligen, wenn ein Hymnus der Nacht deinem Herzen entquoll:

Himmlischer als die blitzenden Sterne
In jenen Weiten
Dünken uns die unendlichen Augen,
Die die Nacht
In uns öffnet.
Weiter sehn sie
Als die blässesten
Jener zahllosen Heere.
— — — — — — — — — —

Es wurde Abend um ihn, während er noch in das Morgenrot hinein liebte. An einem Frühlingsmorgen haben sie sein wundgesehntes Jünglingsherz begraben; aber wenn die Sonntagsglocken rufen, ist er bei uns in Domen und Dorfkirchen, wenn wir Seite um Seite in unserm Gesangbuch wenden, und unsere Augen über die Kirchenliederverse hingehen, ehe die Orgel das Präludium braust, werden sie auf einmal von einem Hardenbergliede festgehalten, und unser Herz liest:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist — —

Er ist der Dichter, der in Domen und Dorfkirchen scheu in einer dunklen Ecke steht, um heimlich, gleich einem leuchtenden Schatten zu entfliehen, wenn wir ihm einen Gruß zunicken, — der Dichter, der leidverklärt in die lachenden Gefilde der Götter einging.

Des Ewigkeitswanderers Wallfahrt war wie sein Singen und Sagen ein unvollendeter Hymnus.

Waldgeißblatt

Von Ludwig Bäte

Waldgeißblattruch am Waldessaum,
Ein Kuckucksruf in tiefen Gründen ...
Ich lieg' am Rain im lichten Traum,
Bis Ruch und Ruf sich ründen

Zu eines Liedes leisem Schall.
O blaue Glockenstunde!
Bin ich noch ich, bin ich das All?
Ein Kuckuck ruft im Grunde ...

Deutsche Zusammenbrüche und ihre Überwindung

Von Dr. Albrecht Wirth

Der Mann, der nicht fünfzigmal vom Pferde fiel, wird nie ein guter Reiter, und ein Arzt, der nicht hundertmal Menschen sterben sah, wird nie ein erfahrener Doktor. Wer nicht durch das Tal des Leides hindurchgegangen, kann nicht zu den Gipfelhöhen ansteigen. Kein Volk aber hat mehr Leid erduldet als das Deutsche; so mag auch ihm die Höhe des Lebens vorbehalten sein.

Gleich zu Beginn unserer Geschichte häuft sich Unheil auf Unheil. Zuerst die Zimbern und Teutonen, die in der Glutsonne Italiens verschmachteten. Dann der Schwabenherzog Ariovist (der „Arierstolze"), der in den Gefilden von Hochburgund auf den genialsten Feldherrn der Römer stieß und seinen Untergang fand. Bald darauf folgte das Trauerspiel der hochgemuten Usipeter und Tenkterer, die der Treulosigkeit des Cäsar erlagen. Endlich Arminius! Er hatte seinen eigenen Schwiegervater gegen sich, den einäugigen Segest; das Urbild des grimmen Hagen. Thusnelda ward nach Italien entführt, um den hohen Gemahl nie wieder zu sehen, und sein Sohn Thumelikus endete als Gladiator. Sein Schwager Inguiomer verriet ihn und ging zu seinem Totfeinde Marbod über. Der Zwist der Markomannen und der Cherusker ist der erste Streit zwischen Österreich und Norddeutschland. Zuletzt ward der Cheruskerfürst, der Siegfried unserer Sage, von seinen Verwandten erschlagen. Was hatte sein heldenhafter Mut, was sein schicksaltrotzendes Ausharren bewirkt? Tacitus nennt ihn den Befreier Deutschlands. Das ist leider ganz falsch. Aus den Nachrichten des römischen Geschichtsschreibers selbst geht hervor, daß auf die Befreiung die Versklavung folgte! Noch kein Menschenalter war verflossen, da erbaten die mürbe gewordenen Cherusker einen König von Roms Gnaden. Der heftigste Gegner Hermanns war sein eigener Bruder, von dem wir nur den welschen Namen Flavus kennen. Ausgerechnet dessen Sohn, Italikus zubenannt, ward bei den Cheruskern als König eingesetzt. Nimmt man hinzu, daß schon längst die Markomannen, die ungefähr von der Oder bis zur March oder gar bis in die Gegend von Wien herrschten, unter die Oberhoheit der Imperatoren geraten waren, so kommt man notwendigerweise zu dem Schlusse, daß zwei drittel des damaligen Germaniens zu dem Einflußkreise der Römer gehörten.

Das gibt ein ganz anderes Bild, als wir es aus unseren gangbaren Büchern gewöhnt sind.

Durch den Aufstand der Bataver wurde das Joch nicht abgeschüttelt, sondern nur noch schwerer. Im Felde unbesiegt, wurden die Bataver durch Diplomatie zur Strecke gebracht. Sie erlangten die örtliche Selbstverwaltung, mußten sich jedoch verpflichten, Hilfstruppen, wenn auch gut bezahlte, für die Kriege der Römer zu stellen. Der Vorgang ist genau wie der nach Majuba Hill. Die Buren, Nachfahren der Bataver, schlugen die Briten aufs Haupt; allein sie räumten ihnen eine Oberleitung in den auswärtigen Angelegenheiten ein. Die diplomatische Niederlage des Claudius Civilis sollte dem Germanentume noch manchmal verhängnisvoll werden.

Nicht nur, daß eine wichtige Donaufestung, Passau, von den Batavern garnisoniert und denn auch benannt wurde, auch die entscheidende Schlacht bei Straßburg ging den Alamannen durch Deutsche verloren, weil Julianus im Augenblicke der Verzweiflung das batavische Hilfskorps gegen die Alamannen warf.

Nun wurden noch die unteren Donauländer, wurde Dazien von Trajan erobert. Dadurch ward abermals die germanische Welt eingeschränkt und von einer Flanke gefaßt. Von Siebenbürgen aus, der Grenze der Trajanischen Eroberungen, konnte man gegen Langobarden, Gepiden, Goten vorgehen. Ein Versuch, nicht nur diese Grenze zu durchbrechen, sondern auch das Becken der mittleren und unteren Donau zu überfluten, ja über die Alpen bis Istrien und Norditalien vorzudringen, dieser Versuch, den die Markomannen seit 160 unternahmen, scheiterte. Dagegen rückten die Römer noch weiter vor nach Osten, das Germanentum auch von der Ukraine her bedrohend. Wir besitzen Ziegelsteine mit Legionsstempeln aus dem 4. Jahrhundert, die in dem heutigen Kiev gefunden wurden. Die Stempel beweisen, worüber keine Chronik berichtet, daß die Römer in der späteren Kaiserzeit Garnisonen sogar in Südrußland unterhielten.

Die Überwindung all dieser Niederlagen und Fehlschläge ward erst nach Jahrhunderten bewerkstelligt. Und zwar wodurch? Durch eine völlige Umstellung der germanischen Staatswesen und der germanischen Kriegsverfassung. In der Urzeit und noch bis zu Tacitus stand, wie in Albanien bis 1908, Stamm gegen Stamm, Gau gegen Gau; jetzt schloß man sich zu Stammesverbänden zusammen, was eine veränderte Heeresverfassung bedingte. Seit rund 260 tauchen die Verbände der Franken und Hessen, der Sachsen, der Alamanen, der Sweven, der Thüringer, der Goten auf; später erschienen Bayern und Langobarden. Diese Stammesverbände, die in den Kämpfen der Jahrhunderte römische Kriegskunst gelernt hatten, schlugen nach 400 das Imperium in Trümmer.

Wir haben bei den Anfängen etwas länger verweilt, weil wir glauben, eine wesentlich neue Auffassung bringen und beweisen zu können. Um so schneller werden wir über die nächsten Jahrhunderte hinweg gehen können. Ein neuer Zusammenbruch erfolgte unter Ludwig dem Frommen und ein anderer gegen Ende der Karolinger. Keine geringe Katastrophe war für uns der Magyaren-Sturm. Wie begegnete man ihm? Heinrich der Finkler verstand sich zu einem schmählichen Tribute. Ähnlich wie wir zu dem Dawesplan. Der König benutzte die Ruhe, die ihm kraft des Tributes die Feinde ließen, zu Rüstungen. Als 9 Jahre ins Land gegangen waren, kündigte er den Tribut. Als darauf hin die Magyaren wutschnaubend in das Herz des deutschen Landes einbrachen, zerschmetterte er sie. Fragen und Vorgänge, die auch Richard Wagner so wichtig schienen, daß er sie breit im Anfange des „Lohengrin" aufrollt.

Der Zusammenbruch von Canossa, der durch das üble Vorleben Heinrichs IV. und durch seine Anmaßung gegenüber den Fürsten bedingt war, wurde schon nach 8 Jahren durch die Einnahme Roms wieder wett gemacht. Dagegen kam es 100 Jahre später zu einem Zusammenbruche, an dessen Folgen wir noch heute leiden. Ich meine den Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Barbarossa. Der Welfe, dessen Stammschloß in Südtirol (Welfenstein bei Klausen) ist und dessen älteste

nachweisbare Burgen sich bei Este in Norditalien befanden, beherrschte nicht nur alle bayrischen, mithin auch die österreichischen Lande, sondern nicht minder ein stattliches Stück von Norddeutschland. Dadurch war eine Territorial-Unterlage gegeben, auf der sich der mächtige Bau deutscher Einheit hätte errichten lassen. Es waren da zwei Verschmelzungen geschaffen, wie sie im Laufe unserer sämtlichen Geschichten nicht wieder gekehrt sind. Der natürliche Zustand, daß die Bayern, die des Mutterlandes, wie die des österreichischen Koloniallandes, unter einem und demselben Herzoghause lebten und kämpften, war lediglich unter den Welfen gegeben. Daß von Hannover aus, dessen frühe Bewohner, die Chauken, bei Tazitus die Vornehmsten unter den Germanen heißen, wie auch ihre Nachfahren heut noch ganz besonders edle Sitte pflegen, eine erfolgreiche Ausdehnung über slavische Gebiete hin nach Osten zu unternommen wurde, dieser Zug ist nie wieder gekehrt. Dauerte hingegen die geschilderte Entwicklung Hannovers an, so waren alle Kämpfe und Krämpfe in Norddeutschland bis zum großen Kurfürsten, ja war das leidvolle Ringen Preußens selbst unnötig. Und zweitens hätten die schlesischen Kriege und 1866, hätte der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Preußen und Österreich, zwischen Nord und Süd vermieden werden können. Was das nie wieder gutzumachende Unheil heraufbeschwor, das war der italienische Ehrgeiz Barbarossas. Unsere Geschichtsschreibung steht noch immer unter dem Banne der Kaisersage und des Kyffhäusers. Weil man im Volke vom Rotbart die glänzende Herstellung des Reiches erwartete, deshalb sehen wir ihn auch heute noch mit viel zu günstigen Augen an. Tatsächlich war er (und ebenso oder noch mehr der Staufer Friedrich II., in dem die Forschung das eigentliche Urbild des Wiederkunftkaisers erblicken will) ein Mann, der Deutschland viel geschadet hat. Er betonte den absolutistischen Herrscher. Er brachte uns das verwerfliche römische Recht, dessen Klauen uns heute noch das Fleisch zerreißen. Er zeigte sich unterwürfig bis zur Würdelosigkeit gegenüber dem Papst. Er zerrieb sich und die Kraft seiner Ritter durch fruchtlose Kämpfe in der Lombardei. Steht nicht Heinrich der Löwe unserem Herzen näher? Sah er nicht besser, was unserem Vaterlande frommte? War es nicht weitaus gescheiter, deutschen Belangen zu dienen und unsere Ostmark zu erweitern und fleißigen Siedlern zu eröffnen, als einem imperialen Wolkenkuckucksheim jenseits der Alpen nachzujagen? Genug, der Kaiser schnob Rache, weil der Welfe ihm die Heeresfolge nach Italien verweigerte. Sobald der Rotbart seinen Arm frei hatte, erhob er ihn gegen den Löwen. Er entriß ihm alle seine süddeutschen Lande und verjagte ihn zeitweilig auch aus den norddeutschen. Wohin aber entfloh der Löwe? Nach England. Damit beginnt unheilsschwangere Einwirkung Großbritaniens auf die deutschen Geschicke. Ein halbes Menschenalter darauf kämpfen Welfen und Engländer vereint gegen die Franzosen in der Schlacht von Bouvines. Und wieder hundertzwanzig Jahre später wird Eduard III. zum Reichsverweser in der Gegend zwischen Niederrhein und Meer, zwischen Köln—Aachen und Brabant erhöht, und Ludwig der Bayer wird für Hilfsgelder, die nicht bezahlt wurden, von den Briten zu einem Feldzuge wider Frankreich angeheuert.

Dem Ausgange der Staufer folgt das Interregnum. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, die 23 Jahre dauerte, war im Grunde kein so schwerer Zusammenbruch, wie

wir es uns immer vorstellten. Erstens war sie garnicht ganz kaiserlos, denn ein Herrscher war gekürt, ein Engländer, Wilhelm von Cornwall. Sodann ist gerade das Interregnum die Epoche bedeutsamen Aufschwunges in Politik und Kunst für Deutschland. Die Ostseeprovinzen wurden gewonnen, und die Anfänge der Gotik traten bei uns auf. Der Herrenlosigkeit ward dadurch im Innern gesteuert, daß sich Städte- und Ritterbünde auftaten, die Hansa entstand und der rheinische Städtebund.

Viel schwerer und von schlimmeren, dauernderen Folgen, war der Zusammenbruch, den wir 1410 bei Tannenberg erlitten. Seine Doppelursache war die deutsche Uneinigkeit und Zerrüttung. Einmal war der deutsche Orden, die höchste Macht im Ostsee-Gebiet, von Zwietracht erfüllt; sodann halfen den Litauern, gegen die der Orden sich wehren mußte, über 10000 deutsche Söldner! Wir legen hier einen Krebsschaden bloß, der bis zum heutigen Tage noch nicht überwunden ist: Die Sachsengängerei oder das Landsknechtstum. Bald in der Schweiz, bald in Italien, bald in Frankreich, bald in dem Rußland Iwans des Schrecklichen, hierauf abwechselnd in Venedig, Skandinavien, in holländischen Diensten auf Java und in Südafrika, als britische Söldner in Gibraltar, in Nordamerika und gegen Napoleon in Spanien und bei Waterloo verspritzten unsere Volksgenossen ihr Blut für fremden Nutzen. Freiwillig verspritzen sie es heute wieder in der französischen, der spanischen, der brasilianischen Fremdenlegion, wie in den Heeren des Sowjet und des Mikado. Es wäre freilich ungerecht, alle Schuld den verlorenen Söhnen aufzubürden: Gewaltige Schuld trägt auch die deutsche Mutter selbst, die ihren Kindern nicht genug Brot und Glück und Betätigungsraum verschafft hat.

Auch die Reformation war insofern ein Unglück, als sie auf unabsehbare Zeit hinaus Katholiken und Protestanten voneinander getrennt hat. Der Gegensatz wird in der jüngsten Gegenwart stärker statt schwächer.

Es kann uns hier nicht darum zu tun sein, irgend ein Bekenntnis anzugreifen, allein ebenso wenig darum, irgend ein Bekenntnis zu schonen. Und da müssen wir denn erklären, daß die Anhänger Luthers den Landesfeinden in die Hände arbeiteten. Sie konnten in der Frühzeit der Reformation ihre Forderungen nur durchsetzen, weil Karl der Fünfte die evangelischen Streitkräfte gegen die Türken brauchte, und daher den Wünschen der evangelischen Fürsten entgegenkam. Sie weigerten dagegen den Heeresdienst, wenn der Kaiser schwerhörig blieb. So taten die Anhänger Luthers, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, den Türken Vorschub, und waren wesentlich Schuld daran, daß der Sultan zweimal gegen Wien vorrückte. Es entlastet sie freilich, daß auch die katholischen Bayern sich bei den damaligen Türkenhändeln mehr als zweideutig benahmen, um partikularistische Sonderwünsche durchzudrücken. Ganz offenkundig aber haben später lutherische Fürsten, wie Philipp von Hessen, gemeinsame Sache mit den Franzosen gemacht. Daß dies freilich nicht entfernt so übel angesehen wurde, wie heutzutage, zeigt das frühe Bündnis Friedrichs des Großen und das spätere Maria Theresias mit Paris.

Der schlimmste Zusammenbruch von allen war der Dreißigjährige Krieg. Es ist kein Ruhm für unsere Geschichtsforschung, daß bis zum heutigen Tage noch kein Überblick über die Verwüstung und Volksminderung, die jener Krieg hervorrief, zu Stande gekommen ist. Die Schätzungen über die Abnahme der Kopfzahl schwan-

ken heute noch um Millionen. Die einen Gewährsmänner behaupten, wir hätten die Hälfte, die anderen, wir hätten sogar zwei Drittel unserer Bevölkerung verloren. Dritte sind dagegen der Ansicht, daß die Angaben allgemein weit übertrieben sind, und daß die Verminderung unter der Hälfte geblieben sei. Gar manche der Erscheinungen im 30jährigen Kriege, wie die absichtliche Entwertung des Geldes, wie die Missetaten der Franzosen, wie die sittliche Verwirrung, sind auch für die Gegenwart noch lehrreich.

Noch zutreffender und noch lehrreicher sind die Zustände der napoleonischen Zeit. Man könnte über sie allein ein eigenes Buch schreiben. Manche Ähnlichkeiten mit der Gegenwart sind ganz verblüffend, ebenso verblüffend, wie gar manche Erscheinungen nach den Freiheitskriegen, wie die Verfolgung der damaligen Vaterlandsfreunde die engherzige und nur zu oft blöde Handhabung der Zensur.

Der Rheinbund droht wieder aufzuerstehen. Damals jedoch wie heute gab es sehr viele, die mit den heillosen Zuständen, die mit der napoleonischen Zwing-Herrschaft überaus zufrieden waren. Mit berechtigtem Zorn rief Ernst Moritz Arndt: „Laßt den Satan aus der Hölle fahren und König der Deutschen werden! Sogleich werden sich 100000 Federn in Bewegung setzen und mit Vorder- und mit Hintersätzen, ja mit Vorder-vorder- und Hinter-hintersätzen beweisen, daß es die beste Regierung für Deutschland ist, die sich Herr Satanas über ihm belieben läßt.“ Es gab eine stattliche Franzosenpartei in unseren Landen schon seit 1795 und noch ausgeprägter seit 1806. Das anschauliche und packende Bild, das Willibald Alexis in seinem so aktuell anmutenden Romane „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ von den damaligen Franzosenfreunden zeichnet, entspricht durchaus der Wahrheit. Auch die schmähliche Übergabe von Berlin nach der zerschmetternden Niederlage von Jena ist dort ausgezeichnet beschrieben. Man sieht hier wieder einmal so recht deutlich, daß alles, ganz besonders aber der Krieg, psychologisch angefaßt werden muß. Was nützt das beste Pferd einem Reiter, der nicht zu reiten versteht, das beste Gewehr einem Schützen, der daraus nicht zu schießen entschlossen ist? Ende 1918 kam es vor, daß in der Nähe von Warschau 18000 deutsche, wohlausgerüstete Soldaten von 1200 schlecht bewaffneten Polen sich gefangen nehmen ließen. Genau so haben preußische Generäle Ende 1806, ohne einen Kononenschuß zu lösen, trefflich ausgerüstete, mit Proviant und Munition überreich versehene Festungen den an Zahl weitaus schwächeren und über Kanonen kaum verfügenden Franzosen schlankweg ausgeliefert.

Am tollsten war der Fall mit den neuntausend preußischen Gefangenen, die von nur 600 Franzosen bewacht und begleitet wurden. Als der Leutnant Helwig sie befreit hatte, erklärten die Gefangenen, sie wollten garnicht befreit sein, sie hätten gar keine Lust mehr, weiter zu fechten. Wie so das alles? Weil eben der psychologische Zustand der Seelen 1918 wie 1806 verzweifelt war, weil der Wille zum Kampf, der Wille zum Widerstand und sogar der Wille zur Selbsterhaltung erlahmte. Nur so kann man es begreifen, daß 1806 Berlin, ganz Sachsen und der größte Teil von Preußen sich widerstandslos dem korsischen Eroberer ergab. Es war nicht leicht, in einem dergestalt niedergebrochenen Volke eine Wiedergeburt vorzubereiten, die Lust zum Aufstieg wieder zu erwecken. Gerade einer der größten war entmutigt und mahnte ab. Goethe rief: „Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu stark!“

Ja, selbst nachdem das Volk schon aufgestanden, nachdem nach anderen siegreichen Gefechten die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, da brachte es der König von Württemberg noch fertig, seine Truppen zu tadeln, weil sie gegen seinen Befehl und ohne ihn zu fragen sich bei Leipzig gegen Napoleon und auf die Seite der Alliierten geschlagen hätten. Auch darf man nicht vergessen, daß nicht nur die Geister entmutigt, sondern auch das ganze Land auf das schrecklichste ausgesogen war. Preußen hatte in den sechs Jahren nach der Kapitulation Berlins durch die „Reparationspolitik" der Franzosen und ihre Sanktionen völlig ein Drittel seines Vermögens verloren. Die Etappen dienten zur schamlosen Bereicherung der französischen Generäle, der höheren und der niederen Offiziere. Mit orientalischem Prunk zogen die Heere Napoleons aus ihren Winterlagern, wo sie sich gemästet hatten, hervor. Und dennoch haben wir es damals geschafft! Allerdings kam uns ein äußeres Ereignis zu Hilfe: der Brand Moskaus und der sich daran schließende Rückzug der Franzosen. Zerlumpt, verhungert und halb erfroren kehrte die große Armee aus den Steppen Rußlands zurück. Als sie, völlig außerstande, irgend etwas für die Verteidigung ihres Lebens zu tun, in Ostpreußen einrückte, da lag es nahe, sofort die Geschwächten zu überfallen und ihnen den Garaus zu machen. Ein einziger Mann hat überhaupt diese Möglichkeit erwogen: das war Ernst Moritz Arndt. Geschehen ist den armseligen Rückkehrern aus Moskau nichts. Die Deutschen waren zu anständig, oder, wenn man es anders ausdrücken will, zu human, um zu einer Tat sich aufzuraffen, die jedes andere Volk, in erster Linie das französische selbst, ohne Besinnen ausgeführt hätte. Die Folge war, daß Zehntausende unserer deutschen Brüder, weil inzwischen die Franzosen sich erholt hatten, in den Schlachten der Freiheitskriege getötet oder verwundet wurden, Zehntausende mehr, als sonst diese Kämpfe erfordert hätten.

Der jüngste Zusammenbruch, der von 1918, war keineswegs der schwerste, was unser Verluste an Toten und an Land angeht. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete zum mindesten die Hälfte unserer Bevölkerung. Napoleon besetzte so ziemlich alles deutsche Land, von der Ostsee bis an die mittlere Donau. Auch dürfen wir nicht sagen, daß nach allen früheren Katastrophen die Stimmung ungebrochen und das Volk einig gewesen wäre. Nach dem Frieden von Münster und Osnabrück haben sich andauernd deutsche Herrscher mit den Franzosen verbündet. Nach 1806 rührte sich, wie wir gesehen haben, eine starke Franzosenpartei. Der Unterschied gegen früher besteht einmal darin, daß die Lasten, die uns jetzt aufgebürdet wurden, schwerer und unabsehbarer sind, als in früheren Zeiten, und zweitens darin, daß wir jetzt keine Fürsten mehr haben. Die Herrscher waren doch immer ein Anhalt, ein Kristallisationspunkt, um den sich Elemente des Widerstandes und Aufschwunges sammeln konnten. So war es namentlich in der Zeit des großen Kurfürsten, so war es selbst unter den schwachen deutschen Herrschern der napoleonischen Epoche, insofern entschlossene Vaterlandsfreunde doch alles schließlich im Namen des preußischen Königs oder des österreichischen Kaisers taten. Auch Bismarck hatte es noch viel leichter als deutsche Staatsmänner der Gegenwart. Er brauchte sich um keine Mehrheiten, um keine Volksstimmung zu kümmern. Er stützte sich lediglich auf Wilhelm I. und zwei oder drei Minister, wie Roon, und außerdem den Generalstabschef Moltke, die im wesentlichen

seiner Gesinnung waren. Heutzutage müßte ein Staatsmann nicht einen einzigen Mann, seinen Souverän, sondern er müßte ein millionenköpfiges Publikum überzeugen und zu sich herüberziehen: er hätte außerdem gegen Dutzende anderer ehrgeiziger Führer anzukämpfen, die gleich ihm die Zügel der Herrschaft ergreifen wollten. Allein trotz aller Hemmungen, die lediglich eine Wiederholung von Schwierigkeiten darstellen, wie sie schon nach 1806 und nach 1648 sich aufgetan hatten, wird auch diesmal das Erwachen und der Wiederaufstieg unseres Volkes unaufhaltsam sein.

Neben den militärischen und politischen Zusammenbrüchen gibt es kulturelle. Grundstürzend war auf dem Gebiete der Weltanschauung die Beseitigung des germanischen Heidentums und die Einführung des in Syrien entstandenen Christentums, ein Vorgang, der gut und gern ein halbes Jahrtausend in Anspruch nahm. Das Ergebnis war eine Mischung. Zu leugnen ist nicht, daß die neue Religion aus der Fremde kam. Ihre begeisterten germanischen Vorkämpfer strebten danach, wie eine Muschel den Fremdstoff zur Perle zu verwandeln. Eine Begleiterscheinung der Christianisierung war die Aufnahme römischer Kunst, Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft. Diese Entwicklung geht bis auf die Anfänge der römischen Kaiserzeit zurück. Die Städte, die durch die Hand der Legionäre an Rhein und Donau errichtet wurden, dienten unseren Altvordern als Vorbild. Bekanntermaßen stammt unsere Mauer von murus und Keller von cella, wie denn auch viele Gemüse- und Obstarten, die uns heute unentbehrlich erscheinen, und selbst die Reben, ohne welche die deutsche Fröhlichkeit uns beinahe undenkbar ist, aus oder über Italien bei uns eingeführt wurden. Ähnlich ist die Amtstracht der Römer das Vorbild für den Talar unserer Prediger und Richter geworden. Das Alphabet haben wir von Rom, und ebendorther eine Rechts- und Verwaltungssprache, die bis zum Ende des Mittelalters im Schwange blieb. Das alles war, wenn man will, eine Bereicherung unseres Lebens: es bedeutete aber zugleich eine Unterdrückung einheimischer Gebräuche und Anschauungen, es war der herbste Bruch mit der Vergangenheit. Uns ist es nicht so gut geworden, wie den Griechen, die von Homer bis zu den Byzantinern eine einzige grade ungebrochene Linie der Entwicklung ziehen durften, oder wie den Arabern, die ihr heiliges Religionsbuch, ihre schöne und sogar ihre wissenschaftliche Literatur auf arabisch schreiben konnten, die nicht der überlegenen Kultur älterer Völker, nicht der persischen, griechischen, indischen unterlagen, sondern im Gegenteil Perser und Griechen in den Dienst des arabischen Schrifttums, arabischer Kunst und Wissenschaft stellten. Diese Art kulturellen Zusammenbruches, die man beschönigend Rezeptionen oder Renaissancen genannt hat, hat sich bei uns noch des öfteren wiederholt. So, wie schon oben betont, unter Barbarossa; so in gewisser Weise durch den Humanismus; so selbst durch unsere Klassiker, die kein höheres Ideal kannten, ols die Antike. [Auch die Antike hatte das Christentum zu verarbeiten. D. T.]

Ein neuer Zusammenbruch droht uns heute, nicht so sehr von Griechen und Römern als vom Orient und von barbarischen Mustern über See. Wir haben Tango und Negertänze aus Amerika; unsere Kunstgewerbler studieren peruanische und papuanische Töpfe, unsere Theosophen ahmen indischer Philosophie nach. Auch hier gilt es Wegräumung fremden Schuttes gilt es B e s i n n u n g auf e c h t d e u t s c h e A r t.

Anselm

Von Kurt Martens

Das Album mit den Bildern aus meinen Alumnats-Jahren zeigt auf der ersten Seite die Zöglinge aller Klassen auf dem Turnplatz versammelt, groß und klein durcheinander, wie sie reihenweise hanteln, an die Stricke des Rundlaufs sich klammern oder um den belederten Bock sich drängen. Einer überragt die hundertköpfige Schar, weil er auf dem Barren Platz genommen hat, ein vierzehnjähriger Knabe mit steil aufwärts gebürstetem Blondhaar und einem merkwürdig strengen, unbestimmt ins Weite gerichteten Blick. Das ist Anselm. So blieb er mir auch sonst im Gedächtnis: auf erhöhtem Sitz, unwillkürlich abgesondert von den anderen, gebändigte seelische Kraft und Glut ausstrahlend in die Ferne.

Er war von edelstem Blut, letzter Sproß einer historischen Familie, die seit Jahrhunderten im Dienste des Vaterlandes stand. Aufs würdigste schloß er die Reihe erlauchter Ahnen ab, in engem Kreise hohe Sendung erfüllend.

Im Umgang mit seinesgleichen fiel er nicht sonderlich auf. Guter Kamerad und williger Spielgefährte, bei ansehnlicher Begabung aber nur durchschnittlichem Lerneifer keineswegs ein Musterschüler, stand er doch in der Gunst seiner Lehrer und in einer an Scheu grenzenden Achtung bei den Gefährten. Zu beschämend hob sich die schlichte Vornehmheit seiner Gesinnung, wenn auch ohne jede Hoffart, von unserm derben Ton und unsren mangelhaften Sitten ab, so daß er innerlich einsam blieb, keinen vertrauten Freund gewann und in der Masse mitlief, ohne sich mit ihr zu mischen. Er war der Stube zugeteilt, für die ich als Primaner und Stubenältester verantwortlich war; so kam es, daß Anselm mir in seiner letzten, entscheidenden Zeit etwas nähertrat.

Jener denkwürdige Mai ließ sich in jeder Hinsicht schwül und erschlaffend an. Wochenlang brannte die Sonne, nicht als mildes, fruchtförderndes Gestirn, sondern mit bösartiger Bruthitze über versengter und verstaubter Landschaft. Selbst die Gemüter der Menschen schien sie auszudörren und alle argen Instinkte ins Kraut schießen zu lassen. In unsrer Anstalt lockerte sich die Zucht, Aufsässigkeiten kamen vor, Parteien bildeten sich und begannen gehässig gegeneinander zu wühlen.

Unser lieber alter Direktor — ich gehörte zu denen, die ihn aufrichtig liebten, während die übrigen ihm zum mindesten den schuldigen Respekt nie versagten — zog vergebens die Zügel fester an. Häßliche Zerwürfnisse häuften und vertieften sich, Roheitsakte nahmen gefährliche Formen an, einzelne Lehrer konnten sich frecher Übergriffe kaum mehr erwehren. Es war, als brütete unter giftigem Tropenklima eine moralische Epidemie sich aus.

Eines Tages wurden alle Zöglinge vom Direktor in die Aula zusammengerufen. Etwas Niederträchtiges hatte sich ereignet. Auf die Tafel des Konferenzzimmers war ein gegen den Mathematikprofessor gerichteter anonymer Wisch niedergelegt worden, der von unflätigen Beschimpfungen strotzte. Das Machwerk war aus Worten und Zeilen einer Zeitung, also in Druckschrift, raffiniert zusammengeklebt, der Urheber demnach kaum zu entlarven. Da der angegriffene Professor in mehreren Klassen durch drakonische Maßregeln seine Autorität zu wahren versuchte, hatte er

sich neuerdings allgemein unbeliebt gemacht, was einen Verdacht gegen einzelne Schüler nicht aufkommen ließ.

Nachdem der Direktor den abscheulichen Bubenstreich zur Kenntnis der Alumnen gebracht hatte, forderte er den Täter auf, sich zu melden.

„Solch eine feige Beschimpfung aus dem Hinterhalt“, sagte er bekümmert, „ist der Gipfel all dessen, was ich während der letzten Wochen habe erleben müssen. Die Ehre unsrer Anstalt, an der ich mit ganzem Herzen hänge, steht auf dem Spiele. Ich kann nicht dulden, daß unter der Pöbelhaftigkeit eines Verworfenen der Ruf von euch allen leidet. Wenn dieser einzige nicht den Mut findet, sich reuig zu seiner Tat zu bekennen, verletzt er zugleich den Geist der Kameradschaftlichkeit und häuft auf seine Schuld eine weitere, indem er auch Unschuldige mit haftbar macht.“

Es sollte alsdann eine Bestrafung aller eintreten, und zwar dadurch, daß die sogenannte Frühlingsfahrt, die jedesmal im Juni stattfand, ein zwanglos fröhlicher Ausflug auf bekränzten Leiterwagen ins Gebirge, unterbleiben und durch zwei mit Strafarbeiten verschärfte Zimmerarresttage ersetzt würde.

Die Aufforderung des Direktors blieb erfolglos. Niemand meldete sich. Er ließ uns eine Woche Zeit, den Schuldigen herauszufinden. Gelang das nicht, so blieb es bei seinem Verdikt.

Die Woche verstrich, der Schuldige rührte sich nicht, und keiner von uns wußte, aller erregten Beratungen ungeachtet, eine Möglichkeit, die schmerzliche Strafe abzuwenden.

Wieder wurden wir zusammengerufen. Noch einmal redete der Direktor dem Unbekannten ins Gewissen. Vergebens.

Da trat plötzlich Anselm aus den Reihen vor, das bleiche Antlitz stolz erhoben, und sprach mit fester Stimme:

„Nehmen Sie mich, Herr Direktor! Ich war es nicht. Aber ich will es gewesen sein.“

Sofort war uns der Sinn seiner Worte klar. Anselm setzte sich allein der Bestrafung aus, damit sie den übrigen erspart bliebe.

Ein Gemurmel der Sympathie, des Beifalls und zugleich des Widerspruchs erhob sich unter den Schülern. Der größte Teil von uns war sich einig, daß wir dieses Opfer nicht annehmen durften. Aber siehe da, der Direktor dachte anders. Er kannte Anselm besser als wir. Das Gefühl der Freundschaft und heimlichen Bewunderung, das er schon immer für ihn gehegt, floß zusammen mit der Weisheit des erfahrenen Pädagogen und dem sicheren Instinkt, den der alte Mann in der Behandlung von Knabenherzen hatte.

„Das ist sehr anständig von dir gehandelt, mein lieber Junge“, sagte er weniger gerührt als sachlich. „Du wirst also allein die Strafe erleiden und statt der Frühlingsfahrt den Zimmerarrest genießen. Deine Kameraden werden mehr denn je wissen, was sie von dir zu halten haben. Die unauslöschliche Schande bleibt dem, der sich von dir vertreten läßt. Mag er zusehen, wie sein Ehgefühl es trägt!“

Draußen trat alsbald der Konvent der Stubenältesten zusammen. Es wurde beschlossen, Anselm den Dank und die Hochachtung der gesamten Anstalt auszusprechen.

Als ich ihm im Auftrag meiner Kollegen diese Botschaft überbrachte, wehrte er kopfschüttelnd ab:

„Ach, was liegt an den paar Tagen Stubenarrest! Die werden sich ertragen lassen. Aber eins ist mir schrecklich: es könnte den Anschein haben, als wollte ich mich aufspielen. Wenn ihr das denkt, dann wäre alles umsonst.“ Ich versicherte ihm, daß davon keine Rede sein könne. Doch er blieb dabei, die Wirkung seiner Handlungsweise in Zweifel zu ziehen.

„Du hast erreicht,“ beruhigte ich ihn, „daß wir alle noch gut davongekommen sind. Was willst du denn mehr?“

„Etwas ganz anderes“, gab er zur Antwort. „Aber das steht nicht in meiner Macht.“ —

Von nun an nahm Anselm unter den Kameraden eine noch geachtetere, aber auch noch abseitigere Stellung ein. Keiner traute sich im Guten wie im Bösen an ihn heran. Man vermied sogar, das Wort an ihn zu richten, als müsse man ihn mit dem Tratsch und Treiben unsres Alltags verschonen. So drückte sich in kindlich unbeholfener Weise ein Gefühl der Ehrerbietung vor ihm aus.

Versonnen ging er seine eigenen Wege; doch lag schlaffe Träumerei nicht in seiner Natur. Wenn ich ihn zuweilen still beobachtete, glaubte ich zu spüren, wie es in ihm wühlte und gärte. Seine Augen blickten scharf und hell in einem eigenen Glanz, doch wie nach innen. Sein ganzes Wesen zeigte eine sichere, abwartende Haltung; die kleinen Aufmerksamkeiten, die ihm erwiesen wurden, nahm er freudig erstaunt, mit seinem gewinnendsten Lächeln entgegen.

Es war an einem Abend kurz vor der Andacht, da bat er mich vom Spielplatz weg hinein ins Haus, auf unsere um diese Zeit stets leere Stube.

Dort fand ich einen Jungen seines Alters und seiner Klasse vor, den krummen, stets etwas schmierigen Ludwig Volz, dem weder Anselm noch ich je Beachtung geschenkt hatten.

Anselm nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Nun wiederhole es vor uns beiden!“

Der Bursche wand sich erst eine Weile. Dann brachte er mit kläglicher Miene stammelnd hervor:

„Ich bin es nämlich ... ich habe den Brief dorthin gelegt.“

„Und hast ihn auch selbst verfertigt, nicht wahr?“ drängte Anselm weiter. „Gib es ruhig zu! Es bleibt unter uns.“

„Ja, auch verfertigt.“

„Allein? Aus eigenem Antrieb?“

„Ja, ganz allein.“

„Wir müssen zum Direktor gehen,“ entschied ich, „und ihn melden.“

Jedoch davon wollte Anselm durchaus nichts wissen:

„Er hat es nur mir gestanden. Deshalb versprach ich ihm, daß ohne seine Zustimmung niemand außer dir davon erfahren soll. Bloß als Zeugen wollte ich dich haben.“

Nach einigem Bedenken willigte ich ein und wies den völlig zerknirschten Missetäter mit verächtlicher Miene hinaus.

Dann fragte ich Anselm erstaunt, auf welche Weise er den Volz als Schuldigen herausgefunden habe.

„Gefunden habe ich ihn nicht, hatte auch gar keinen Verdacht auf ihn. Vorhin ist er auf einmal von selbst zu mir gekommen und hat mich mit dem Geständnis überrascht."

„Dann war das also die Wirkung deines braven Anerbietens."

„Ja, ich habe immer darauf gehofft", bestätigte er mit freudigem Stolz. „Aber ich allein hätte es nicht schaffen können."

„Wer hat dir denn dabei geholfen?"

Anselm errötete und sagte nur:

„So etwas kann man nie aus eigener Kraft."

„Eigentlich ein Wunder, daß sich der Kerl doch noch dazu entschlossen hat."

„Ja, vielleicht —ein Wunder", lächelte Anselm glücklich vor sich hin.

Bis zur Frühlingsfahrt hatten wir immer noch einige Wochen vor uns. So lange durfte ich schließlich mit der pflichtgemäßen Anzeige beim Direktor warten. Denn daß Anselm nunmehr noch die Strafe für den Schuldigen auf sich nehmen werde, hielt ich für ausgeschlossen; jedenfalls würde ich es nicht geduldet haben.

Inzwischen bildete sich zwischen den Beiden ein sonderbar freundschaftliches Verhältnis heraus. Man sah sie häufig beisammen, auf dem Schulhof, dem Spielplatz und den Spaziergängen. Dem duckmäuserischen, ziemlich widerwärtigen Volz gegenüber war Anselm, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sehr gesprächig; oft redete er dringlich auf ihn ein, dann wieder schien er ihn über allerhand zu befragen, er half ihm bei den Schulaufgaben, versorgte ihn auch mit kleinen Leckerbissen, mit Kakao oder Belag zum Butterbrot, die von der Hausordnung gestattet waren.

Niemand konnte sich erklären, was den feinen, exklusiven Anselm an die Gesellschaft einer so vulgären Erscheinung fesseln mochte. Sogar zum Beschützer warf er sich auf. Ein Blick, eine bittende Handbewegung von ihm genügte, Hänseleien und Angriffe, denen Volz mehr als andere ausgesetzt war, von ihm abzuwehren. Ich für meine Person war überzeugt, daß Anselm wußte, warum er gerade diesen Unwürdigen sich zum vertrauten Gefährten auserwählte, und enthielt mich jeder Einmischung.

Um diese Zeit gingen wir die ersten Male zum Baden. Jeden Nachmittag wurden wir nach dem unweit gelegenen See geführt. Das war unsere einzige Erquickung in der unerträglichen Hitze, aber aller Nerven waren so gespannt und überreizt, daß der beaufsichtigende Tutor mit den Unbotmäßigkeiten, Reibereien und gehässigen Ausfällen seine liebe Not hatte.

Deutlich erinnere ich mich noch des folgenschweren Augenblickes, als unter einigen Nachzüglern, die über den zwischen unsrer Anstalt und dem See gelegenen Hügel in eiligem Lauf herangestürmt kamen, als letzter Anselm auftauchte, keuchend, in Schweiß gebadet, erregt darüber, daß er den Abmarsch nicht rechtzeitig erfahren hatte.

In dem flachen Strandgewässer des Sees ging es bereits sehr lebhaft und lärmend zu. Unter Geschrei und Gelächter wurde zwischen den hochspritzenden Wellen der übliche Unfug getrieben, dem der Tutor keine sonderliche Beachtung schenkte. Während ich gerade schwimmend dem Ufer zustrebte, sah ich, wie sich Anselm in

auffallender Hast die Kleider vom Leibe riß und sich dann sofort in den See stürzte, auf eine Gruppe zu, die sich damit vergnügte, ein jammerndes Opfer immer wieder ausgiebig zu tauchen und ungebührlich unter Wasser zu halten. Es war Ludwig Volz, den sie so mißhandelten. Anselm hatte das offenbar schon bei seiner Ankunft bemerkt; daher seine Hast und sein Eifer. Kaum gewahrten die Peiniger, daß er seinem Schützling zu Hilfe eilte, ließen sie auch schon von diesem ab. Ein unbedeutender Zwischenfall, so schien es mir — dank dem Ansehen des Beschützers rasch erledigt.

Noch am gleichen Abend jedoch zeigten sich ernste Folgen. Während der Arbeitsstunde auf unsrer Stube streckte sich Anselm auf dem Liegestuhl, unsrem „Faulenzer", den er sonst nie benutzte, matt und leidend aus. Er fühle sich sehr unwohl, sagte er mir und bat mich, sein Nichtstun zu entschuldigen. Vorwurfsvoll erinnerte ich ihn daran, wie er sich vorhin vom Lauf erhitzt sogleich in das kalte Wasser geworfen hatte, und schickte ihn zu Bett.

Tags darauf ward er in den Krankensaal gebracht. Eine schwere Lungenentzündung war zum Ausbruch gekommen.

Meine Bitte, den Patienten besuchen zu dürfen, wurde vom Arzte wiederholt abschlägig beschieden. Doch hörte ich, daß man auf Anselms dringenden Wunsch den Ludwig Volz einmal zu ihm gelassen habe. Endlich durfte auch ich ihn sehen — als er vom Arzt schon aufgegeben war.

Mit abgezehrtem, erhitztem Antlitz lag er in Fieberdelirien. Die Pflegerin führte mich an sein Bett. Ich drückte ihm die Hand und richtete einige teilnehmende Fragen an ihn, die ohne Antwort blieben. Nur einmal blickte er in vorübergehender Sinnesklarheit zu mir auf und hauchte mir zu:

„Zeige ihn nicht an! Er will sich selber melden." Dabei glitt ein Schimmer seliger Genugtuung über die von körperlichem Schmerz zerrissenen Züge. Anselm hatte das Ziel seines Knaben-Opfers erreicht und empfand es nun wohl als das Ziel seines Lebens.

An der Tür legte mir die Schwester die Hand auf den Arm und flüsterte mir voll Begeisterung zu: „Was für ein herrlicher Junge! Ein wahrer Engel und ein Held! Nie habe ich ein Kind so gläubig leiden sehen."

Bald darnach ist er verschieden. Als die Eltern ihn abholten, seine sterblichen Reste nach der Ahnengruft zu überführen, folgte das gesamte Alumnat der Bahre mit einem Gefühl der Erschütterung und der Ehrfurcht, wie es Knaben nur ganz selten beschieden ist.

Jener Eine, der sich so tief in des Verstorbenen Schuld wußte, bat, der Schar seiner Kameraden vorangehen zu dürfen; es wurde ihm gewährt. Am Todestage hatte er sich öffentlich zu der von ihm begangenen Tat bekannt. Anselms letzter Wunsch, daß man ihm verzeihen möge, hatte zuvor schon Erfüllung gefunden.

Als der Trauerzug sich vom Alumnat aus zur Station bewegte, fielen vom umwölkten Himmel die ersten Tropfen des langersehnten, lindernden Regens; auf dem Heimweg rauschte er bereits in Strömen nieder. Die verschmachtete Natur atmete auf, vom Bann befreit; und den Gemütern, die sich eine Zeitlang zum Bösen gewandt, teilte der Himmel von seinem Segen mit, daß sie genasen.

Bücher-Symphonie

Von Franz Alfons Gayda

Aus einer sogenannten guten Gesellschaft komme ich heim — gelangweilt und mit müdem Kopf. Was ist da nicht alles geschwätzt worden, wieviel Nichtigkeit und Hohlheit, Geist- und Herzensarmut auf dem kleinen Raum in den paar Stunden — welche Menschenferne ...

Ich zünde die Lampe an, und langsam füllt ihr warmes Licht mein stilles Gemach. Auf dem Schreibtisch liegen zwei Briefe, von einem Dichter, von dir. Und über dem Tisch schaut auf Chrysanthemen ein schöner Kopf herab — du.

Ich setze mich — und träume zu dir hinauf — lese die lieben Zeilen zweier lieben Menschen — und schaue — und träume — lausche —

Wie die Goldrücken der Bücher blinken und leuchten, wie die goldenen Namen glänzen! Schwarz in Gold sinnen tiefernst und glühend heiß Nietzsches Bücher: die Dithyramben seiner unendlichen Sehnsucht nach Wahrheit und Größe haben sein Denken zerrissen — aber ihr lauterer Klang hat Gottes Ohr und Herz gewiß erreicht ... Mit goldenen Arabesken im tiefblauen Grunde reihen sich ihnen an Plato mit seiner Helligkeit und Klarheit, Lucian, Montesquieu, hält der Kapuziner Abraham a Santa Clara seine geist-, witz- und doch gottvollen Predigten, neben ihm sein Genosse Rabelais. Tiefdunkelrot mit Mattgold glänzt der Italiener Lyrik auf, unsterbliche Gesänge Petrarcas, Leopardis, Carduccis in sich schwingend, daß die Klänge fortwellen über Land und Land; wölbt sich der geistige Dom Dantes tief in die Unendlichkeit, ausstrahlend das Bild reinsten, edelsten Dichter- und Menschentums. In dunklem Rot ist ein einziger Name herb und ohne Schmuck wie seine Gedanken: Schopenhauer. Und goldene Ornamente umranken ihn, Cervantes, dessen armer edler Don noch heute in vielen Gestalten den ewigen Kampf gegen Windmühlenflügel ficht und nie ausficht. Neben ihm in braunem Ledergewand hallen rhythmisch, hingerissen, packend — ein Klang aus Volkestiefen — die Balladen Bürgers, dessen Leben doch so ohne Rhythmus war, mühselig und beladen. Hellgrau drüben, schlicht wie er selbst — Theodor Storm — Immensee — Renate — alle Anmut und Süße und Wehmut dieses selig-unseligen Lebens, — und dort gespenstisch über den brechenden Damm in finsterer Sturmnacht der Schimmelreiter — und mit ihm alles Leid, alles Dunkel und alle Not dieses Erdenseins.

Feuerrot aufflammend, mit großen goldenen Lettern, und blütenweiß mit schwarzen Zeichen aufklingen aus stillsten Tiefen — hinaufsteigend in lichte Höhen Tagores Lieder um Kind und Weib und Gott. Hellgrün, Schwarz und Gold gezweigt, darin bedachtsam, klug und ernst und menschenfreundlich ein schwarzer Vogel: lieber, lieber Wilhelm Raabe! Durch dessen „Sperlingsgasse" mein Herz in Träumen ging, deinem „Frühling" entgegen — und mit all deinen hellen und dunklen Menschen und Geschichten deiner beglückenden Stille nach, großer Stiller! Reich in Gold, vornehm grau und rot die „Bücher der Rose" mit dem Reichtum ohne Maß darinnen: Schiller, Goethe, Hebbel, Lenau. Antike Linien auf pergamentnem Grund halten deinen unsterblichen Namen umfangen, Sänger allen Zeiten — Homer! Auf höchstem Regal sonnengelb wandelt dein Sonnenfreund Jost Sey-

fried, lieber Cäsar Flaischlen — — ein Herz, das in Liebe das Schicksal überwand. In abendhimmelblauem Kleide ergehen sich die Gespräche der Weimarer Dioskuren ... Feuertrunken quillt ein Strom herrlichster Rhythmen und Gedanken vereint in großer, Geist und Seele hinreißender, mächtig erweckender Form — über diese feuerarme, unharmonische, zerrissene, formlose Welt: Schillers Gedichte, Balladen und Dramen. Wo Mannheit und Weibtum, wo echtes deutsches Menschentum strebt zu reifer, edler Menschlichkeit — lebt und blüht voll Kraft und Sang und Schwingensehnsucht dieser hohe Name, dieses reine Werk — dieser lohende Gottesgeist.

Lichtsehnsucht flutet leuchtend, — aus Kampf und Trotz gefügter, reiner Wille ringt gegen die Schemen eines Zeitgeistes, in dessen Fängen Generationen kostbares Leben verlieren. Wege ins alte, ewig neue Seelen- und Geistesland bahnt ein Geist, der aus Weimar, Wartburg und Nazareth sich ein hohes, zielgewisses, zielklares Weltbild schuf: Friedrich Lienhards Werk. Schmal und dunkel, aber unergründlich weit und tief wie der Ozean — Friedrich von Gagerns Buch, das Drama „Ozean". Von deutscher Not kündet das Werk, von der Not der deutschen Seele, die in der geistigen Windstille dieses Jahrhunderts, im Sturm der Weltkriegszeit, in den Stürmen der Nachkriegsjahre, im Sturm der rasenden Selbstvernichtung das Lebensschiff verloren.

Unendliche Musik — tiefstes Ahnen geheimster Dinge um die Tragik des dämonischen Künstlermenschen spielt im Kapellmeister Kreisler Richard Schaukals — letzte Tiefen der Seele klingen an — aber den Schleier vor dem Geheimnis unfaßbarer, heiliger Kunst faßt keine Hand. Welch Leuchten über diesem Kapellmeister — wieviel Licht und Dunkel kämpfend, segnend und verfluchend in ihm! Carl Hauptmanns wundersamer Einhart trägt ein armes graues Kleid — und birgt doch das lieblichste, ewigkeitserfüllte Lächeln in sich, das je ins Antlitz eines Menschen stieg. Wie spielt dein huschendes, sinnendes, fernen- und tiefenfrohes Lächeln mir ein Lächeln um den Mund — Einhart, geliebter Lächler! Kurt Geuckes Werk ... einsam still und dunkel wie ein Fels im brandenden Wasser steht der königliche Mensch „Sebastian" im Gewirr seiner kleinen Zeit, in der Masse kläglicher Menschen. Im „Rust" braust das deutsche Leben der Arbeit, des tüchtigen Strebens in starken Akkorden ein machtvolles Lied von deutscher Seele.

Klarblau mit sonnengoldenen Zeichen nun eine Reihe Bücher, deren hohe, eherne Glockenklänge dieser seichten, armen, wüsten Zeit Wegweiser sein könnten ins wahrhaft deutsche Land der Treue, der Reinheit, des Glaubens, der unendlichen Menschenschönheit von Herz und Seele — der Freude an den lichten Dingen dieser Welt. Aus Tälern voll Dunst des Alltags, voll Niedergang und Zerfall und Kläglichkeit ragt das ewig Heldische des deutschen Menschentums im „Dietrich von Bern", im „Wielant", im „Hermoder", im „Teukros" — in klaren Sonnenraum, in reines Sternenall. Träumt im wunderlinden, wunderguten „Gevatter Tod" die Menschheit ihr ewiges Märchen vom Werden und Vergehen und Sein, vom Leben und Suchen und Fehlen — vom tiefen Schlaf und seligen Erwachen. Wo in Jünglingen und Männern Sehnsucht lebt nach einem Empor, nach kampferprobter, wesentlicher Männlichkeit, wo in Frauen reine Liebe lebt, Zartheit und Mütterlichkeit und hel-

discher Sinn, wo deut'che Sehnsucht und deutsches Wesen quillt — beginnt dein Wirken, dein Reich, Eberhard König.

Nordseeküste — schleswig-holsteinische schwere Landschaft — das sinnende, träumende Geheimnis von Heide und Moor, Felder und dunkle, herbe Wälder — fernher immer das Meer — Nebel und Schatten und kühle Winde — aber auch Sonne und Duft und wunderbare Einsamkeit; windzerzauste Eichen — wehende Sehnsucht, zähe, schwere Erde — hier leben deine Geschichten, hier werden, leben und kämpfen deine Menschen, hier — weitab der Welt, der Unseligkeit der Großstädte — gestaltest du ein Abbild des nordischen Menschen und Lebens und Friedens, Timm Kröger. Aus der Zeit — für die Zeit bringt aus der letzten Kammer der Seele der Ruf des göttlichen Richters in Paul Steinmüllers Roman.

In den Büchern Kleists ein rauschendes Banner: Vaterland — ein traumhaft Leben und Weben in Glanz und Blüten und schattender Sehnsucht: Romantik. Nun graublau und mit dem einen Wort ein Herrschen über viele Bücher — eine deutsche Geistestat — ein ganz hoher Gipfel inmitten der geistigen Höhen der Menschheit: Faust; Lessings kühles sprachgewaltiges Werk — — Kants stolzes, ragendes, männliches Gedankengebäude, kühl und freudefremd, ohne versonnende Anmut, ohne helfendes Händereichen: eine hohe, eherne, heldische Forderung. Buch an Buch nun — breit und voll ein schwere Wellen führender Strom großer Gedanken der Philosophen aller Völker — über ihnen der Sternenmantel der Kirchenväter, der Gottessucher und Gottesfreunde über alle Erde gebreitet — — über alles die siegende heilige Einfalt des in Gott versunkenen Herzens — des Franziskus heilig-reine Seele ein lautlos leuchtender Sonnensang vor Gottes Thron.

Überwältigend schwillt der Reichtum der Farben und Namen zu einer gewaltigen Symphonie an — — — Musik aus Höhen und Fernen, aus Tiefen und Nähen füllt endlose Weiten mit unendlichen Sternenmelodien. Hoch hinauf gen Monsalvat reitet einsam suchend, Menschheitsherz der Sehnsucht in der Brust, Parsival zur Gralsburg, stirbt Isoldes liebesstarkes Herz an Tristans Leichnam. Wie sie alle ihre Farben und Klänge einfügen in diese unerhörte Symphonie, alle die dachten, forschten, träumten und dichteten, liebten und litten — wird ein tiefer, starker Grundton immer mehr zum Träger dieser Symphonie ...

Suchend geht im einsamen Gemach mein Herz und Blick dem größten Klange nach — bis ein Herz aufflammt in nie erreichter Menschheitsliebe dort in Nazareth — bis ein Ton aufklingt in nie gehörter Zartheit und Hymnenfülle — bis ein Licht von ungeahntem Gottesglanz meine kleine Welt, alle, alle Welt überflutet, übersegnet — bis ich dich in Händen halte, Bürgschaft allem Leben, letzte Erfüllung aller Sehnsucht und aller Kämpfe — heilige Schrift und Testament der ganzen rollenden Welt im unendlichen Raum zu neuem einzigen Leben: — Buch der Evangelien!

Rundschau

Kaspar Hauser im Lichte der Forschung

Zur angeblich bevorstehenden Lösung des Rätsels

Es läßt sich wohl kaum eine zweite Persönlichkeit anführen, die — ohne daß ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung beizulegen wäre — nahezu ein Jahrhundert fast unausgesetzt ein derart lebhaftes, ja leidenschaftliches Interesse, nicht nur der großen Menge, sondern selbst vieler bedeutender Männer, Kriminalisten, Psychologen, Ärzte und sogar Diplomaten und Fürsten in Anspruch genommen hätte, wie die seltsame Erscheinung des als **Kaspar Hauser** weltbekannt gewordenen Findlings, „des Kindes von Europa", „des Rätsels seiner Zeit".

So kann man auch heute noch die äußere Geschichte Kaspar Hausers als in den Grundzügen bekannt voraussetzen. Genaue und in jeder Weise unterrichtete Kenner des Falles sind allerdings mittlerweile seltener geworden, da die Literatur hierüber, die ein jeder, der mitreden will, nicht nur kennen, sondern auch verarbeitet haben muß, im Laufe der Zeit auf weit über 100 Schriften angewachsen ist. So viele Werke zu studieren, ist nun nicht bloß sehr zeitraubend, sondern auch höchst umständlich, da die meisten längst vergriffen und oft nur äußerst schwer noch aufzutreiben sind. Ich selbst verdanke es auch nur einem Zufall, daß mir nicht nur fast die gesamte Hauser-Literatur, sondern auch die nötige Zeit zur Verfügung stand, um in den Fall einzudringen und mir darüber ein feststehendes Urteil zu bilden. Gerade der Umstand aber, daß die meisten ihr ganz unvollkommenes und einseitiges Wissen über diese Frage aus gewissen heute noch erhältlichen sensationellen Broschüren herleiten oder gar aus dem vielgelesenen, aber erwiesenermaßen durchaus ungeschichtlichen Romane Jacob Wassermanns, anstatt sich an Aktenstücke, juristische Beweisführungen und historisch exakte Forschungen zu halten, ist wohl der Hauptgrund, daß bis auf den heutigen Tag noch die Frage aufgeworfen werden kann: War Kaspar Hauser nicht etwa **doch** der im Jahre 1812 nicht gestorbene, sondern beiseite geschaffte und bis 1828 gefangen gehaltene Erbprinz von Baden? — bekanntlich der springende Punkt der ganzen Angelegenheit.

Wenn nun auch die Frage, **wer** Kaspar Hauser eigentlich war, noch offen steht, und auch darüber diskutiert werden mag, bis zu welchem Grade man in ihm einen Betrüger zu sehen hat — beides übrigens ziemlich unwichtige Punkte, sobald eine fürstliche Geburt **nicht** in Betracht kommt —, so ist doch gerade die sog. Prinzenhypothese derart klar widerlegt und ad absurdum geführt, daß man denken sollte, es sei darüber kein Wort mehr zu verlieren.

Ich beschränke mich deshalb darauf, hier die beiden in Betracht kommenden Werke anzuführen, nach deren Lektüre mir jeder denkende Leser voll und ganz beipflichten wird. Dies sind: Oberstaatsanwalt Dr. O. Mittelstädt, Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum, Heidelberg 1876, und Dr. Julius Meyer, Kaspar Hauser, authentische Mitteilungen, Ansbach 1872 (zweite, umgearbeitete Auflage das. 1913).

Die Hypothese, Hauser sei ein badischer Prinz gewesen, tauchte schon hier und da zu seinen Lebzeiten und dann besonders nach seiner angeblichen Ermordung 1833 auf, wenn man sich auch zunächst nur sehr vorsichtig darüber aussprach.

Man kam darauf einerseits durch die Überlegung, Kaspar Hauser müsse doch wohl — so wie er seine Geschichte, Vorleben, Attentate usw. darstellte — ein Kind aus großem Hause gewesen sein, das aus irgendwelchen ganz schwerwiegenden, wahrscheinlich politischen Gründen beiseite geschafft werden sollte; andererseits brachte man eine Reihe von Todesfällen binnen kurzer Zeit im Hause Zähringen, die vielen um so verdächtiger erscheinen mochten, als hierdurch im Jahre 1830 die Nebenlinie aus der morganatischen Ehe des Großherzogs Karl Friedrich mit

der Gräfin Hochberg zur Regierung kam, mit dem Falle Hauser in Verbindung; dazu kam noch, daß es auffällig erschien, daß der Tod nur die männlichen Nachfolger ereilte, Prinzessinnen aber verschonte. Diese anfänglich bloße Kombination verstärkte sich nun wohl dadurch zum bestimmteren Verdachte, daß unter den Toten ein im Jahre 1812 im Alter von 17 Tagen verstorbener Prinz war, dem Kaspar Hauser dem Alter nach hätte entsprechen können. So war es denn schließlich nur noch ein kleiner Schritt weiter, die Gräfin Hochberg der Giftmischerei und der Entführung zu bezichtigen. Ob nicht vielfach in Bayern, das sich an der Seite Österreichs für erbberechtigt halten konnte, sobald die regierende Linie in Baden ausstarb, dem aber durch das am 4. Oktober 1817 vom Großherzog Karl von Baden erlassene Hausgesetz, in dem die Unteilbarkeit Badens und die Nachfolge der Hochbergschen Deszendenz festgestellt wurden, ein Strich durch die Rechnung gemacht worden war, ein derartiger Verdacht auf besonders fruchtbaren Boden fiel, und ob nicht vielfach der Wunsch der Vater des Gedankens war, sind Fragen, die hier nur gestreift werden können.

Es dauerte denn auch nicht lange, daß mehrere Schriften erschienen, in denen die Prinzenhypothese behandelt wurde. Im Jahre 1834 erschien in Stuttgart ein Roman: Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von ... Der Verfasser war ein gewisser Seybold, der jedoch den handelnden Personen noch fingierte Namen beilegte. Ungefähr gleichzeitig kam in Straßburg eine Broschüre heraus, die, von glühendem Fürstenhaß erfüllt, die unerhörtesten Anschuldigungen enthielt und in der offen behauptet wurde, Kaspar Hauser sei der rechtmäßige eigentliche badische Thronerbe gewesen. Dabei gesteht der Verfasser, Garnier, selbst, kein anderes Hilfsmittel für seine Behauptung zu haben als Gerüchte und „einen kleinen Zettel mit genealogischen Notizen aus dem Hause Baden". Später (1851) hat Garnier sogar das Geständnis niedergelegt — die Akten sind heute noch vorhanden —, daß der ganze Inhalt seiner Schrift nur zusammenphantasiert sei, um sich an der badischen Regierung zu rächen!

Derartige Pamphlete wären längst ad acta gelegt und vergessen, jedenfalls würden sie nicht bis vor ganz kurzem und vielleicht demnächst wieder von neuem gewissen Hauser-Skribenten als Q u e l l e dienen — unglaublich, aber wahr, wie wir sehen werden —, wenn nicht die darin vorgebrachten Behauptungen eine ganz unerwartete und zunächst scheinbar höchst autoritative Unterstützung gefunden hätten durch Veröffentlichung einer Schrift aus dem Nachlaß des berühmten Kriminalisten Ritter Anselm von Feuerbach durch seinen Sohn, den bekannten Philosophen, im Jahre 1852.

Diese Schrift ist ein von Feuerbach im Jahre 1832 für die Königin-Witwe Caroline von Bayern ausgearbeitetes sog. Memoire, in dem der Verfasser „im Vertrauen auf tiefste Verschwiegenheit und heiliges Königswort" seiner nach Baden gerichteten Vermutung bezüglich Kaspar Hausers „als kleines Lichtfünkchen" Ausdruck gibt.

Nunmehr waren begreiflicherweise allen gegen das regierende Haus in Baden gerichteten Verdächtigungen und Insinuationen Tür und Tor geöffnet; denn man konnte sich jetzt sogar auf den großen Feuerbach berufen, der nicht nur als einer der bedeutendsten Kriminalisten unwidersprochen dastand, der sogar als Gönner Kaspar Hausers sich mit diesem in eingehendster Weise beschäftigt und ein Buch über ihn veröffentlicht hatte: Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechen am Seelenleben des Menschen (1832).

Für die exakte Kaspar-Hauser-Forschung erwuchs durch die durchaus indiskrete Publikation von Feuerbachs Memoire die Schwierigkeit, sich mit dieser Autorität auseinandersetzen zu müssen, wenn es galt, einer gegenteiligen Meinung Geltung zu verschaffen; denn dies Memoire wird bis heute von gewissen Seiten als höchster Trumpf ausgespielt.

Und dabei steht es doch für jeden wohlunterrichteten Kenner des Hauserschen Falles längst fest, daß den b e i d e n Feuerbachschen Schriften durchaus keine Beweiskraft beizumessen ist. Von dem in seiner Broschüre vertretenen Standpunkt ist Feuerbach nach g a n z u n z w e i d e u t i g e n schriftlichen und mündlichen Äußerungen später s e l b s t w i e d e r a b g e k o m m e n, als er sich überzeugen

mußte, daß vieles, was Hauser vorgab und was man ihm anfangs geglaubt hatte, sich später als durchaus unglaubhaft erwies. Daß Feuerbach sofort der Welt klar machte, er habe sich getäuscht, und früher Gesagtes widerrief, ist schließlich von einem Manne seiner Bedeutung nicht zu verlangen; die Angelegenheit wäre aber ganz bestimmt noch klargestellt worden, wenn Feuerbach nicht schon bald darauf gestorben wäre (1833). Das gleichzeitig abgefaßte Memoire sollte überhaupt von vornherein nichts anderes sein als eine Hypothese, an die Königin als geborene badische Prinzessin gesandt, für den Fall, daß ihm durch sie möglicherweise weitere Anhaltspunkte gegeben werden könnten. Auch ein Mann wie Feuerbach durfte sich selbstverständlich eine Hypothese über die Herkunft Kaspar Hausers erlauben, aber auch ein Mann wie er konnte irren, und Feuerbach hat sich geirrt! Dies ist auch die unumwundene Meinung namhafter Juristen und Historiker wie Geyer, Binding, Hölder, Höchstetter, Schlosser u. a. Der Hof und die Regierung von Baden haben es jahrzehntelang unter der Würde gehalten, auf die erhobenen Anschuldigungen auch nur im geringsten zu reagieren. Ob dies der richtige Standpunkt war, sei dahingestellt; man kann ein solches Verhalten aber um so eher begreifen, je mehr man sich über die Unsinnigkeit dieser Anschuldigungen klar wird und über den Charakter und die Motive derer, die sie erhoben. Endlich, im Jahre 1875, als in verschiedenen Tageszeitungen erneut die stärksten Provokationen erschienen, mochte es denn doch dem badischen Hofe zu stark kommen; denn man veröffentlichte in der „Allgemeinen Zeitung" kurz und bündig drei Urkunden, aus denen jeder vernünftige Mensch ersehen mußte, daß auch nur der leiseste Zweifel an dem Tode des 1812 gestorbenen Prinzen geradezu sinnlos war. Es wurde nämlich der Beweis geliefert, daß das Kind in Gegenwart des Vaters in den Armen seiner Großmutter das Leben ausgehaucht hatte, und daß die Leiche des Prinzen in Gegenwart des Etatsministers von neun Ärzten besichtigt und seziert worden war. Es wird behauptet und ist durchaus glaublich, daß dieser Schritt auf Anraten Kaiser Wilhelms I. erfolgte, dessen Tochter bekanntlich die badische Großherzogin war, und der dem Skandal endlich ein Ende gemacht haben wollte.

Gleichzeitig erschien das schon erwähnte Buch von Mittelstädt, dessen Lektüre noch heute einen wahren Genuß bedeutet für Menschen, die Sinn für eine klare und überzeugende Beweisführung haben.

Für Mittelstädt war es sehr günstig, daß er auf den authentischen Hauser-Akten fußen konnte, die 1872 von Dr. J. Meyer herausgegeben waren, allerdings nur in Auszügen, denn allein die Ansbacher Akten umfassen 42 (!!) dicke Bände. Meyer, der Sohn von Kaspar Hausers letztem Lehrer und Erzieher, dem Lehrer M. in Ansbach, hat sich durch die Herausgabe des hauptsächlichen Aktenmaterials zum Falle Kaspar Hauser mit Genehmigung der bayerischen Staatsministerien ein großes Verdienst um die wissenschaftliche Hauser-Forschung erworben; denn erst jetzt konnte man einmal genau mit beschämendem Staunen ersehen, was eigentlich in Nürnberg und Ansbach seinerzeit vorgefallen war, und was man im Laufe von 40 Jahren alles hinzugedichtet hatte. Durch das Erscheinen des Meyerschen Buches wurde denn auch vielen „Hauserianern" ein arger Schlag versetzt, da es nicht nur deren Theorien und Kombinationen erschütterte, sondern letzteren sogar den Boden entzog, auf dem sie überhaupt nur hatten entund bestehen können. Aus der aktenmäßigen Darstellung geht nämlich deutlich hervor, daß Hauser gerade in den Punkten, auf die es ankommt — Vorleben, Attentate usw. —, fraglos geschwindelt hat, und daß alle Personen, die ihn kannten und die sich ein Urteil bilden konnten, mit wenigen Ausnahmen schon zu seinen Lebzeiten mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen waren, daß Hauser sich verstellte und betrog.

Die Vertreter einer anderen Meinung und besonders natürlich die Verfechter der prinzlichen Geburt ließen nichts unversucht, das Buch Meyers zu diskreditieren; einmal durch den Hinweis, daß er als der Sohn seines Vaters für nicht unparteiisch gelten könnte, und dann durch die Behauptung, die Aktenauszüge seien tendenziös gewählt und so entstellt wiedergegeben, daß ein ganz falsches Bild entstehe. Daraufhin ließen es sich verschiedene Männer, die die Hauser-Akten

kannten, wie die Oberlandesgerichtspräsidenten Elterlein und von Schmauß, angelegen sein, zu erklären und eidlich zu bestätigen, daß Meyers Wiedergabe genau mit den Urkunden übereinstimme und daß nicht das Geringste von Wichtigkeit ausgelassen sei. Jetzt blieb vielen, die sich noch immer nicht überzeugen lassen wollten, nichts anderes übrig als von einer Fälschung nunmehr der Akten selbst zu reden, eine Behauptung, die man auch jetzt noch hier und da hören kann. Es ist nun einmal, wie ein Hauser-Forscher ganz richtig sagt, eine Eigentümlichkeit dieses Falles, daß „alle durch nichts belegten Absurditäten immer wahr, die offiziellen Akten aber immer unecht sind!"

Die authentischen Mitteilungen waren bald vergriffen und leider fast 40 Jahre lang im Buchhandel nicht zu haben. Da entschloß sich im Jahre 1912 der Verfasser zu einer Neubearbeitung, die ebenfalls in der Hauptsache Quellenmaterial bietet, zugleich aber unter Berücksichtigung der neueren Literatur eine gedrängte Darstellung des ganzen Hauserschen Falles, „damit die Welt für alle Zeiten wisse, was in dieser Sache für wahr zu halten ist und was nicht". Die ebenfalls bei Seybold, Ansbach, erschienene Neubearbeitung ist zum Glück noch erhältlich und allen, die sich über die Angelegenheit näher unterrichten wollen, aufs wärmste zu empfehlen; ich sage „zum Glück", denn die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse Autoren immer abwarteten, bis maßgebende Schriften über die Hauser-Frage vergriffen waren, um mit ihren Skandalbroschüren gerade dann leichtes Spiel zu haben, wenn sie kein Gegengift zu befürchten brauchten.

Ein Hauptgrund, die „authentische Mitteilungen" erneut herauszugeben, war für Dr. Meyer jedenfalls auch der, auf diese Weise den verschiedenen Verunglimpfungen entgegenzutreten, deren sich die Verfasser einiger Broschüren gegen seinen verstorbenen Vater erdreisteten; denn auf andere Weise wäre es kaum möglich gewesen, dem großen Publikum gewisse Vorfälle zur Kenntnis zu bringen, die übrigens recht bezeichnend sind für die Art und Weise, mit der man im Falle Kaspar Hauser vorging.

Im Jahre 1882 erschien beispielsweise bei Coppenrath in Regensburg eine anonyme Broschüre: „Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person." Das Buch enthielt derartige Beschimpfungen des Lehrers Meyer in Ansbach, daß dessen Söhne nicht umhin konnten, Klage gegen den Verleger zu erheben. Der Erfolg war der, daß Coppenrath am 21. April 1883 zu einer Geld- bzw. Freiheitsstrafe sowie Tragung aller Kosten und Zurückziehung des Buches verurteilt wurde. Und nicht genug damit: es stellte sich, was den Inhalt der Broschüre betraf, auf Grund einer von dem Stuttgarter Rechtsanwalt Widmann abgegebenen Erklärung heraus, daß alles, was darin über Kaspar Hausers Prinzentum gesagt ist, wörtliche oder fast wörtliche Plagiate sind des frei erfundenen Romanes von Friedrich Seybold aus dem Jahre 1834! Hiermit war zugleich auch der historische Wert mehrerer anderen Schriften, die gegen Baden gerichtet waren, gekennzeichnet; denn auch diesen hatte ganz offensichtlich der Seyboldsche Roman als Geschichtsquelle (!!) gedient. In der Urteilsbegründung ist wörtlich gesagt, daß das dort erschienene Buch (und somit auch die anderen) „Unwahrheiten auf Unwahrheiten, Verdächtigungen auf Verdächtigungen, und zwar der schlimmsten Art, häuft".

Man sollte es nicht für möglich halten, daß trotz alledem im Jahre 1892 bei Cäsar Schmidt in Zürich von neuem eine Schrift erschien, in der ein Baron von Artin (anonym) des Rätsels Lösung zu bringen behauptet, nämlich daß Kaspar Hauser der badische Erbprinz gewesen sei, und die sich auf den ersten Blick als eine kaum geänderte, nur etwas erweiterte Bearbeitung des derart gebrandmarkten Regensburger Buches erweist. Geradezu unerhört ist aber die Frechheit, mit der dieser Herausgeber, denn von Verfasser kann man gar nicht reden, versucht, seine Leser hinter das Licht zu führen durch scheinbare Widerlegung — ganz von oben herab — anderer Autoren; eine Unverfrorenheit, die man sich nur dadurch erklären kann, daß der „Baron von Artin" wohl sicher zu sein glaubte, daß die Leute, die sein Pamphlet lesen würden (gegen das

man in Deutschland nicht gerichtlich vorgehen konnte), von der Hauser-Affäre nur gerüchtweise wüßten oder durch ähnliche Machwerke wie das seine, ohne genauer unterrichtet zu sein.

Die Spekulation war nicht falsch; denn auf dieses Artinsche Elaborat, das seitdem in vier Auflagen erschienen ist, pflegen sich bis auf den heutigen Tag noch mündlich und schriftlich alle diejenigen zu beziehen und zu berufen, gegen die die Götter selbst vergeblich kämpfen würden, wenn sie sie überzeugen wollten, daß Kaspar Hauser nicht ein Prinz von Baden gewesen sei.

Im Jahre 1882 fiel die Regensburger Broschüre, die gleich nach ihrem Erscheinen viel gelesen wurde und großes Aufsehen erregte, dem Bibliothekar der Wiesbadener nassauischen Landesbibliothek Archivrat Antonius von der Linde in die Hand; und dieser erkannte darin sofort den Hauptinhalt des längst verschollenen Seyboldschen Romanes wieder. Empört über eine so dreiste Fälschung und die dadurch aufs neue ausgesprengten Verleumdungen und Verdächtigungen, machte sich von der Linde, dem es schon mehrfach gelungen war, geschichtliche Irrtümer aufzuklären, daran, die deutsche Geschichte, wie er sagte, „von dem Skandal des Hauser-Schwindels zu befreien". Die Frucht seiner jahrelangen ungemein gründlichen und keine Mühe scheuenden Hauser-Studien sind das zweibändige über 800 Seiten starke Werk: „Kaspar Hauser. Eine neuzeitliche Legende." Wiesbaden 1887, Limbarth.

Mit einer derart peinlichen Genauigkeit und mit einem so feinen und kritisch schneidenden Seziermesser wie von dem Wahrheitsfanatiker von der Linde war dem Hauser-Schwindel in allen Einzelheiten noch nie zuvor auf den Leib gerückt worden. In vielem konnte sich ja von der Linde auf die unwiderlegbaren Arbeiten Meyers und Mittelstädts stützen; vollkommen neu war aber der von ihm gelieferte Beweis, mit welcher ganz unglaublichen Leichtfertigkeit, mit welchen Entstellungen und absichtlichen Verdrehungen und Fälschungen der Fall Kaspar Hauser von Anfang an behandelt worden war, besonders aber von denen, die sich der Ansicht entgegenstemmten, Hauser sei ein Betrüger gewesen. Bei der Lektüre des Buches wird einem mit Schrecken klar, mit welchen gemeinen und gefährlichen Mitteln gearbeitet wurde, oft zu keinem anderen ersichtlichen Zweck, als daß man unbedingt recht behalten wollte, um nicht allzu bloßgestellt dazustehen. Man überzeugt sich, daß es keineswegs übertrieben ist, wenn behauptet wurde, es sei vielen Menschen und ganzen Familien das Leben vergällt worden durch all die Verleumdungen, die sie in Beziehung auf Kaspar Hauser über sich ergehen lassen mußten und gegen die vielfach gar nicht anzugehen war. Die bebende Entrüstung, die sich von der Lindes bei der Bearbeitung eines solchen Stoffes bemächtigte, kann der Leser auf fast jeder Seite des Buches bemerken. Wenn es auch zu bedauern ist — zumal es dem Buche vielfach schadete —, daß von der Linde sich oft hinreißen läßt, einen Ton anzuschlagen, der in wissenschaftlichen Werken nicht üblich ist, so kann man seine Entrüstung doch begreifen und vieles damit entschuldigen. Schreibt doch auch Mittelstädt: „Der Hausersche Fall bietet bei näherem Eingehen auf denselben einen solchen ungeheuerlichen Wust von Verlogenheit, Leichtfertigkeit und Blödsinn nach allen Richtungen, daß einem vor Ekel die Feder aus der Hand fallen möchte und man Mühe hat, das Gleichgewicht zu bewahren."

Von der Linde kommt ebenfalls auf Grund der eingehendsten Untersuchung zu der festen Überzeugung, daß Hauser in hohem Grade ein Betrüger war. Man darf selbstverständlich nicht etwa glauben, daß er schon mit der Absicht nach Nürnberg kam, um dort einen Schwindel in Szene zu setzen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt; denn ein solches Vorhaben hätte Fähigkeiten voraussetzen müssen, über die Hauser bestimmt nicht verfügte, ganz abgesehen davon, daß die spätere Gestaltung überhaupt außerhalb aller Berechnung oder gar eines vorgefaßten Planes lag. Sicher verstand aber Hauser die Situation, in die er einmal — wahrscheinlich ganz wider Erwarten — geraten war, mit bäurischer Verschlagenheit auszunützen, indem er seine Leute bald erkannte und richtig einschätzte insofern, als er auf die an ihn gerichteten Fragen über Herkommen usw. Antworten gab, die gern gehört wurden; und dies um so mehr, als Hauser bald merkte, daß er ohne großes Zutun seinerseits der geheimnisvolle Gegenstand der allgemeinen

kannten, wie die Oberlandesgerichtspräsidenten Elterlein und von Schmauß, angelegen sein, zu erklären und eidlich zu bestätigen, daß Meyers Wiedergabe genau mit den Urkunden übereinstimme und daß nicht das Geringste von Wichtigkeit ausgelassen sei. Jetzt blieb vielen, die sich noch immer nicht überzeugen lassen wollten, nichts anderes übrig als von einer Fälschung nunmehr der Akten selbst zu reden, eine Behauptung, die man auch jetzt noch hier und da hören kann. Es ist nun einmal, wie ein Hauser-Forscher ganz richtig sagt, eine Eigentümlichkeit dieses Falles, daß „alle durch nichts belegten Absurditäten immer wahr, die offiziellen Akten aber immer unecht sind!"

Die authentischen Mitteilungen waren bald vergriffen und leider fast 40 Jahre lang im Buchhandel nicht zu haben. Da entschloß sich im Jahre 1912 der Verfasser zu einer Neubearbeitung, die ebenfalls in der Hauptsache Quellenmaterial bietet, zugleich aber unter Berücksichtigung der neueren Literatur eine gedrängte Darstellung des ganzen Hauserschen Falles, „damit die Welt für alle Zeiten wisse, was in dieser Sache für wahr zu halten ist und was nicht". Die ebenfalls bei Seybold, Ansbach, erschienene Neubearbeitung ist zum Glück noch erhältlich und allen, die sich über die Angelegenheit näher unterrichten wollen, aufs wärmste zu empfehlen; ich sage „zum Glück", denn die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse Autoren immer abwarteten, bis maßgebende Schriften über die Hauser-Frage vergriffen waren, um mit ihren Skandalbroschüren gerade dann leichtes Spiel zu haben, wenn sie kein Gegengift zu befürchten brauchten.

Ein Hauptgrund, die „authentische Mitteilungen" erneut herauszugeben, war für Dr. Meyer jedenfalls auch der, auf diese Weise den verschiedenen Verunglimpfungen entgegenzutreten, deren sich die Verfasser einiger Broschüren gegen seinen verstorbenen Vater erdreisteten; denn auf andere Weise wäre es kaum möglich gewesen, dem großen Publikum gewisse Vorfälle zur Kenntnis zu bringen, die übrigens recht bezeichnend sind für die Art und Weise, mit der man im Falle Kaspar Hauser vorging.

Im Jahre 1882 erschien beispielsweise bei Coppenrath in Regensburg eine anonyme Broschüre: „Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person." Das Buch enthielt derartige Beschimpfungen des Lehrers Meyer in Ansbach, daß dessen Söhne nicht umhin konnten, Klage gegen den Verleger zu erheben. Der Erfolg war der, daß Coppenrath am 21. April 1883 zu einer Geld- bzw. Freiheitsstrafe sowie Tragung aller Kosten und Zurückziehung des Buches verurteilt wurde. Und nicht genug damit: es stellte sich, was den Inhalt der Broschüre betraf, auf Grund einer von dem Stuttgarter Rechtsanwalt Widmann abgegebenen Erklärung heraus, daß alles, was darin über Kaspar Hausers Prinzentum gesagt ist, wörtliche oder fast wörtliche Plagiate sind des frei erfundenen Romanes von Friedrich Seybold aus dem Jahre 1834! Hiermit war zugleich auch der historische Wert mehrerer anderen Schriften, die gegen Baden gerichtet waren, gekennzeichnet; denn auch diesen hatte ganz offensichtlich der Seyboldsche Roman als Geschichtsquelle (!!) gedient. In der Urteilsbegründung ist wörtlich gesagt, daß das dort erschienene Buch (und somit auch die anderen) „Unwahrheiten auf Unwahrheiten, Verdächtigungen auf Verdächtigungen, und zwar der schlimmsten Art, häuft".

Man sollte es nicht für möglich halten, daß trotz alledem im Jahre 1892 bei Cäsar Schmidt in Zürich von neuem eine Schrift erschien, in der ein Baron von Artin (anonym) des Rätsels Lösung zu bringen behauptet, nämlich daß Kaspar Hauser der badische Erbprinz gewesen sei, und die sich auf den ersten Blick als eine kaum geänderte, nur etwas erweiterte Bearbeitung des derart gebrandmarkten Regensburger Buches erweist. Geradezu unerhört ist aber die Frechheit, mit der dieser Herausgeber, denn von Verfasser kann man gar nicht reden, versucht, seine Leser hinter das Licht zu führen durch scheinbare Widerlegung — ganz von oben herab — anderer Autoren; eine Unverfrorenheit, die man sich nur dadurch erklären kann, daß der „Baron von Artin" wohl sicher zu sein glaubte, daß die Leute, die sein Pamphlet lesen würden (gegen das

man in Deutschland nicht gerichtlich vorgehen konnte), von der Hauser-Affäre nur gerüchtweise wüßten oder durch ähnliche Machwerke wie das seine, ohne genauer unterrichtet zu sein.

Die Spekulation war nicht falsch; denn auf dieses Artinsche Elaborat, das seitdem in vier Auflagen erschienen ist, pflegen sich bis auf den heutigen Tag noch mündlich und schriftlich alle diejenigen zu beziehen und zu berufen, gegen die die Götter selbst vergeblich kämpfen würden, wenn sie sie überzeugen wollten, daß Kaspar Hauser nicht ein Prinz von Baden gewesen sei.

Im Jahre 1882 fiel die Regensburger Broschüre, die gleich nach ihrem Erscheinen viel gelesen wurde und großes Aufsehen erregte, dem Bibliothekar der Wiesbadener nassauischen Landesbibliothek Archivrat Antonius von der Linde in die Hand; und dieser erkannte darin sofort den Hauptinhalt des längst verschollenen Seyboldschen Romanes wieder. Empört über eine so dreiste Fälschung und die dadurch aufs neue ausgesprengten Verleumdungen und Verdächtigungen, machte sich von der Linde, dem es schon mehrfach gelungen war, geschichtliche Irrtümer aufzuklären, daran, die deutsche Geschichte, wie er sagte, „von dem Skandal des Hauser-Schwindels zu befreien". Die Frucht seiner jahrelangen ungemein gründlichen und keine Mühe scheuenden Hauser-Studien sind das zweibändige über 800 Seiten starke Werk: „Kaspar Hauser. Eine neuzeitliche Legende." Wiesbaden 1887, Limbarth.

Mit einer derart peinlichen Genauigkeit und mit einem so feinen und kritisch schneidenden Seziermesser wie von dem Wahrheitsfanatiker von der Linde war dem Hauser-Schwindel in allen Einzelheiten noch nie zuvor auf den Leib gerückt worden. In vielem konnte sich ja von der Linde auf die unwiderlegbaren Arbeiten Meyers und Mittelstädts stützen; vollkommen neu war aber der von ihm gelieferte Beweis, mit welcher ganz unglaublichen Leichtfertigkeit, mit welchen Entstellungen und absichtlichen Verdrehungen und Fälschungen der Fall Kaspar Hauser von Anfang an behandelt worden war, besonders aber von denen, die sich der Ansicht entgegenstemmten, Hauser sei ein Betrüger gewesen. Bei der Lektüre des Buches wird einem mit Schrecken klar, mit welchen gemeinen und gefährlichen Mitteln gearbeitet wurde, oft zu keinem anderen ersichtlichen Zweck, als daß man unbedingt recht behalten wollte, um nicht allzu bloßgestellt dazustehen. Man überzeugt sich, daß es keineswegs übertrieben ist, wenn behauptet wurde, es sei vielen Menschen und ganzen Familien das Leben vergällt worden durch all die Verleumdungen, die sie in Beziehung auf Kaspar Hauser über sich ergehen lassen mußten und gegen die vielfach gar nicht anzugehen war. Die bebende Entrüstung, die sich von der Lindes bei der Bearbeitung eines solchen Stoffes bemächtigte, kann der Leser auf fast jeder Seite des Buches bemerken. Wenn es auch zu bedauern ist — zumal es dem Buche vielfach schadete —, daß von der Linde sich oft hinreißen läßt, einen Ton anzuschlagen, der in wissenschaftlichen Werken nicht üblich ist, so kann man seine Entrüstung doch begreifen und vieles damit entschuldigen. Schreibt doch auch Mittelstädt: „Der Hausersche Fall bietet bei näherem Eingehen auf denselben einen solchen ungeheuerlichen Wust von Verlogenheit, Leichtfertigkeit und Blödsinn nach allen Richtungen, daß einem vor Ekel die Feder aus der Hand fallen möchte und man Mühe hat, das Gleichgewicht zu bewahren."

Von der Linde kommt ebenfalls auf Grund der eingehendsten Untersuchung zu der festen Überzeugung, daß Hauser in hohem Grade ein Betrüger war. Man darf selbstverständlich nicht etwa glauben, daß er schon mit der Absicht nach Nürnberg kam, um dort einen Schwindel in Szene zu setzen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt; denn ein solches Vorhaben hätte Fähigkeiten voraussetzen müssen, über die Hauser bestimmt nicht verfügte, ganz abgesehen davon, daß die spätere Gestaltung überhaupt außerhalb aller Berechnung oder gar eines vorgefaßten Planes lag. Sicher verstand aber Hauser die Situation, in die er einmal — wahrscheinlich ganz wider Erwarten — geraten war, mit bäurischer Verschlagenheit auszunützen, indem er seine Leute bald erkannte und richtig einschätzte insofern, als er auf die an ihn gerichteten Fragen über Herkommen usw. Antworten gab, die gern gehört wurden; und dies um so mehr, als Hauser bald merkte, daß er ohne großes Zutun seinerseits der geheimnisvolle Gegenstand der allgemeinen

Neugierde geworden war. Man darf, um manches zu verstehen, nicht vergessen, daß das Auftreten Hausers in die ereignislose Zeit der Frühromantik fiel, die sich in Ermangelung größerer und wichtigerer Begebenheiten nicht genug tun konnte in Interesse und Empfänglichkeit für alles Seltsame und Merkwürdige, zumal wenn dabei etwas Rätselhaftes oder gar Geheimnisvolles mitsprach. So konnte es gar nicht lange dauern, und schon war eine Art geistige Epidemie ausgebrochen, die man ganz richtig mit Hauser-Romantik bezeichnet hat. Auf diesem Punkte pflegen dann stets Suggestionen und Autosuggestionen einzusetzen, wie man sie ja auch in unserem Falle bis in die neueste Zeit beobachten kann.

Von der Linde hält ebenso wie Meyer das Nürnberger Attentat und den Mordanfall in Ansbach für nichts anderes als Manöver Hausers, um das damals allmählich nachlassende Interesse für seine Person durch neue Sensationen zu beleben. Das erstemal erreichte er, was er wollte, das zweitemal mißglückte es, da er verkehrt oder zu tief stach und an den Folgen der Verletzung starb. Mag man sich auch noch so sehr dagegen sträuben, in diesem Punkte Hauser Unrecht zu tun: die Argumente, die für eine Selbstverletzung Hausers mit tödlichem Ausgang vorgebracht werden können, sind so schlagend, daß man sich dieser Überzeugung nicht verschließen kann, die ja auch schon bei Hausers Tod von vielen gehegt wurde.

Daß Hausers Angaben von seinem Vorleben im Kerker und von seiner Aussetzung unmöglich den Tatsachen entsprechen können, bewies schon im Jahre 1830 der Berliner Polizeirat Merker in der immer noch recht lesenswerten Schrift: „Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger.“ Linde wie Meyer kommen zu demselben Ergebnis, was, wie wir gleich sehen werden, gerade jetzt von Wichtigkeit und Interesse ist, da man Hausers Gefängnis entdeckt haben will.

Daß es nach dem Erscheinen des an Gründlichkeit gar nicht zu überbietenden Lindeschen Werkes andere Autoren überhaupt noch gewagt haben, Schriften herauszugeben, in denen eine gegenteilige Ansicht vertreten wird, an der Spitze der „Baron von Artin“, ist ein Fall, der ganz einzig dastehen dürfte; und ich kann in der Tatsache nichts anderes sehen als plumpe, aber doch einträgliche Versuche, der Welt, soweit sie über den wahren Stand der Sache gar nicht unterrichtet ist, von neuem Sand in die Augen zu streuen. Wären solche „Forscher“ genötigt, ihre Behauptungen derart zu beweisen, daß sie zunächst nur die entgegenstehenden Beweise eines Meyer, Mittelstädt oder von der Linde als unrichtig oder auch nur widerlegbar entkräften müßten, so würde die ganze Kläglichkeit ihrer sog. Hauser-Forschung bald zutage treten.

Hierauf möchte ich ganz ausdrücklich verweisen im Hinblick auf mehrere Schriften über Kaspar Hauser, die in Kürze erscheinen werden, für den Fall, daß darin die Prinzenlegende nochmals aufgestellt und „bewiesen“ werden sollte.

Der Romanschriftsteller Jacob Wassermann teilt mit, daß es gelungen sei, gewisse Urkunden, die sich auf Kaspar Hauser bezögen, aufzuspüren; Andeutungen ist zu entnehmen, daß sich dieselben in Wiener Archiven befänden. Wir sehen der Veröffentlichung mit Spannung entgegen, erinnern uns aber zunächst daran, daß Wassermann nach dem Erscheinen seines Hauser-Romanes (1908) genötigt war, öffentlich zu erklären, daß eine der Hauptfiguren des „historischen“ Romanes, Lord Stanhope, mit der historischen Persönlichkeit wenig oder gar nichts zu tun hätte, und daß eine ähnliche Erklärung, den Lehrer Meyer betreffend, von der Redaktion der Zeitschrift „Über Land und Meer“, in der der Roman zuerst erschien, abgegeben werden mußte. Wassermanns „Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens“ mag als Roman seine Vorzüge haben: für die Forschung ist das Buch gänzlich unbrauchbar, da es nicht nur auf fast jeder Seite die gröbsten Verstöße im einzelnen gegen die geschichtliche Wahrheit enthält, sondern auch mit geschichtlichen Tatsachen und Personen, die wahrscheinlich viele Leser noch persönlich gekannt hatten, in einer Weise umspringt, daß es das Maß einer zugegebenen poetischen Freiheit denn doch weit übersteigt. Ich wüßte keinen zweiten Fall, daß man sich je Ähnliches geleistet hätte in einem Romane, der auf Tatsachen beruht, die noch keine 80 Jahre zurückliegen. Nach einer solchen Probeleistung kann man heute schon mit aller Bestimmtheit voraussagen, daß die von

Wassermann erwähnten Urkunden **unbestreitbar** echt und ganz **unzweideutiger** Art sein müßten — und dies bleibt abzuwarten —, wenn der fast undenkbare Fall eintreten sollte, daß die heute vorliegenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Hauser-Forschung irgendwie erschüttert werden könnten.

Eine über 200 Seiten starke Hauser-Schrift wird in den nächsten Wochen bei Schrag, Nürnberg, erscheinen, und zwar aus der Feder der Schriftstellerin Clara Hofer, die unlängst in ihrem Besitze, Schloß Pilsach bei Neumarkt (Obpf.), einen verborgenen Raum entdeckte, den man als Verließ bezeichnen könnte, und in dem sie mit aller Bestimmtheit den Kerker Hausers wiedererkennen will. (Anmerk. Obiger Aufsatz wurde schon Nov. 1924 verfaßt; Klara Hofers Buch: „Das Schicksal einer Seele" ist inzwischen erschienen. Es ist der phantasiereichen Verfasserin **nicht** gelungen, den Beweis ihrer Behauptung zu liefern — wie zu erwarten war; auch ein unterdessen in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichter Bericht des österreichischen Gesandten in Karlsruhe, Eugen v. Philippsberg (7. XII. 1853), aus dem Wiener Staatsarchiv hat für die Hauser-Forschung nur geringe Bedeutung, da darin weniger von Tatsachen als von bekannten Vermutungen und Gerüchten die Rede ist.)

Ich selbst habe den Ort besichtigt, der mir anläßlich eines Besuches zu dem Zweck in liebenswürdiger Weise von den Besitzern gezeigt wurde.

Er liegt als eine Art Zwischenstock über den Kellerräumen unter dem Obergeschoß und war früher von der damals parterre gelegenen Küche mittels einer Treppe nach Durchschreiten eines Vorraumes zu betreten. Da der ursprüngliche Eingang in den 60er Jahren vermauert sein soll, so mußte Ende Juli vom oberen Flur aus ein neuer Zugang durchbrochen werden. Auf diesem Wege habe ich das Gelaß besucht. Mittels einer Leiter gelangt man zunächst in den Vorraum, in dem man noch auf der linken Seite den vermauerten ehemaligen Zugang bemerken kann, und dann durch eine etwa 3 m weiter vorn rechts angebrachte, nur 76 cm hohe Öffnung, die man auf allen Vieren durchkriechen muß, in den eigentlichen parallel zum Vorraum liegenden Kerker. An der Öffnung befinden sich noch zwei dicke Angeln, die auf eine früher vorhanden gewesene Tür hindeuten. Der Kerker hat anscheinend sehr dicke Mauern, und es ist möglich, daß man darin kein äußeres Geräusch vernehmen kann. Die leidlich gute Luftversorgung wird durch eine dem Eingang gegenüber befindliche Luke bewirkt, die auf eine Art Luftschacht mündet, der zu einer einige Meter seitwärts befindlichen, von innen aber nicht mehr sichtbaren Öffnung in der Außenwand führt. Durch die innere Luke kann man noch sehen, daß sich früher ihr gegenüber eine zweite in der Außenwand befand, die mit einem schweren Hellebardeneisen versehen war und jetzt vermauert ist. Etwa in der Mitte des Raumes sind zwei kräftige Balkenstützen angebracht; die Decke ist von Brettern gehalten und der Boden mit einer Schicht von Lehm und Sand sowie vielen sog. Flachshecheln bedeckt.

Was bei diesem Raume jedem Hauser-Forscher zunächst auffallen muß, ist seine Größe — er ist nämlich 1,80 m hoch, 4 m lang und 2,20 m breit —, denn seine Maße stehen in schrofffstem Widerspruch zu den Angaben, die Kaspar Hauser nicht etwa nur einmal, sondern immer **wiederholt** und **in der bestimmtesten Weise** über den Ort seiner langjährigen Gefangenhaltung machte, den er doch bis ins kleinste genau hätte kennen müssen und den er auch aufs eingehendste beschrieben hat. Es ist aber bei ihm ausnahmslos stets nur von einem **engen** Raum („Käfig") die Rede, der 6—7 Schuh lang, 4 Schuh breit und 5 Schuh hoch gewesen wäre. Bei seiner Vernehmung am 6. November 1829 sagt Hauser ausdrücklich: „Ich kann dieses mit Bestimmtheit sagen, da ich über Höhe, Breite und Länge Begriffe habe, **auch wohl weiß, welcher Raum unter einem Schuh verstanden wird!**" Unter einem Schuh versteht man aber 30 cm!

Auch nach den **zwei** 8—9 Zoll hohen und ebenso breiten Fenstern sucht man vergebens, die von außen dicht mit Holzscheiten verlegt sein sollten, so daß nicht das geringste Licht eindringen konnte. Von einem zweiten vermauerten Fenster ist keine Spur zu entdecken; daß sich aber Hauser in diesem wichtigen Punkte geirrt haben könnte, ist eine Ausrede, die man besser **nicht** vorbringt.

Auf den von Hauser beschriebenen Ofen in Form eines Bienenkorbes will ich kein großes Gewicht legen, denn hierfür ließe sich allenfalls eine Erklärung finden; aber allein die obigen Angaben Hausers mit der vorhandenen Lokalität in Einklang bringen zu wollen, erscheint mir ein sehr gewagtes Unternehmen. Clara Hofer behauptet, in ihrem Buche den Beweis erbringen zu können, daß Kaspar Hauser den Raum in Pilsach zum mindesten gekannt haben muß, und es wäre für die Hauser-Forschung von Wichtigkeit, wenn ihr dieser Beweis gelänge. Ich selbst bin keineswegs überzeugt, daß das Gelaß in Pilsach mit Kaspar Hauser in Verbindung zu bringen ist; denn es handelt sich, soweit Hausers Beschreibung auf das Vorhandene paßt (Decke, Bodenbelag und niedrige Tür), um Dinge, die in Vorratsräumen, Schinkenkammern u. dgl. sehr alter Gebäude des öfteren vorhanden gewesen sein dürften, die jedenfalls noch längst nicht beweiskräftig sind. Auch die dicken vor Frost und Hitze schützenden Mauern und die Lüftungsanlage könnten auf einen solchen Zweck hindeuten.

Frau Hofer machte mir noch gesprächsweise verschiedene Angaben über Einzelheiten, durch die ihre anfänglich bloße Vermutung zur absoluten Gewißheit geworden wäre. Ich will ihren noch ausstehenden Beweisgründen in keiner Weise vorgreifen, sondern mich nur an mehrere Artikel halten, die sie über die angebliche Entdeckung schrieb und in großen Tageszeitungen erscheinen ließ. Wenn Clara Hofer hierin einmal betont, daß sie romanhaften Konstruktionen in wissenschaftlichen Dingen durchaus ablehnend gegenüberstehe, so kann man nur sagen, daß vieles, was sie schreibt, dieser Behauptung durchaus widerspricht, es sei denn, daß sie unter romanhaften Konstruktionen etwas anderes versteht als die meisten Menschen. Nur ein Beleg von vielen: In einem Artikel: „War Kaspar Hauser ein Betrüger?" (in Heimat und Welt Nr. 38, Beiblatt der Nürnberg-Fürther Morgenpresse) sagt sie wörtlich: „Es wird niemand für unwahrscheinlich halten, daß am zweiten Pfingsttag nachmittags der Schuhmacher und der Bursche nicht ein paar Maß zu sich genommen hatten, und daß die Polizeisoldaten ... Abstinenten gewesen wären, wird auch niemand glauben oder verlangen. Man wird es sogar entschuldbar finden, wenn der Rittmeister und seine Gesellschaft von der Erlanger Kirchweih nicht als Kopfhänger zurückkehrten."

Mit derartigen Erklärungsversuchen, die ihr als Beweismittel dienen sollen, und die nichts Geringeres bedeuten, als mehrere beeidigte Personen, die unbequeme Aussagen machten, mir nichts, dir nichts des Meineides (!) zu verdächtigen unter Zubilligung des mildernden Umstandes der Trunkenheit, dürfte Frau Hofer nicht weit kommen; und ebensowenig damit, daß sie sich in ihren Ausführungen ganz offensichtlich auf die Artinsche Broschüre stützt (!), über deren Wert sie gar nicht unterrichtet zu sein scheint.

Wir wollen nun nicht von dem schon Geleisteten auf das noch zu Erwartende schließen und vielmehr annehmen, daß die bisherigen anfechtbaren Ausführungen Clara Hofers ihr in erster Linie als Reklame für ihr Buch dienen sollen, das dann vielleicht um so mehr durch sachliche Darstellung und Beweisführung überrascht.

Was aber auch kommen mag, in dem Punkte kann man a priori vollkommen überzeugt sein: die Schilderung Kaspar Hausers von seinem Leben im Kerker — und sei dieser auch in Pilsach gewesen — kann nicht den Tatsachen entsprechen.

Es ist einmal vollkommen ausgeschlossen, daß sich das menschliche Auge in noch so langer Zeit soweit an vollkommene Dunkelheit gewöhnt, um darin deutlich sehen zu können, was, wie jeder Augenarzt bestätigen wird, durch die Beschaffenheit der menschlichen Retina bedingt ist.

Es ist ebenso ausgeschlossen, daß man in etwa dreistündigem Unterrichte Lesen und Schreiben lernen kann, noch dazu im Finstern, in dem doch nicht auch der Lehrende sehen konnte, selbst wenn es der Lernende (Hauser) von sich behauptete. Der Ausweg, es habe möglicherweise nur ein Dämmerlicht geherrscht, ist durch Hausers bestimmte Behauptung versperrt, es sei in dem Kerker so finster gewesen, daß ihm bis zu seiner Befreiung nicht einmal der Unterschied von Tag und Nacht habe zum Bewußtsein kommen können!

Es ist ferner ein Ding der gänzlichen Unmöglichkeit, daß ein 17- bis 18jähriger junger Mensch von irgendeinem viele Kilometer entfernten Orte in ungefähr 24 Stunden teils gehend, teils getragen nach Nürnberg befördert werden konnte, ohne währenddem auch nur den geringsten Eindruck von der Außenwelt in sich aufzunehmen. Hierbei soll gar nicht einmal untersucht werden, ob nicht ein Mensch, der mindestens 14 Jahre (!) unausgesetzt in sitzender Stellung verbracht haben will, überhaupt noch über den Gebrauch der unteren Gliedmaßen verfügt, da die Streck- und Beugemuskeln in einer schon viel kürzeren Zeit völlig verkümmert wären. Trotzdem ist es erwiesen, daß Kaspar Hauser schon am ersten Tage in Nürnberg 1³/₄ km zurückgelegt hat und obendrein nach zweistündigem Stehen (!) noch 92 Treppenstufen auf den Vestnerturm stieg. „Es wäre Torheit gewesen, wenn man ihn hätte führen wollen", sagt ein Zeuge (der nicht betrunken war) unter Eid aus!

Es ist schließlich geradezu lächerlich, anzunehmen, man hätte Hauser des öfteren mit einem Schlafmittel, in dem er später Opium erkennen wollte, betäubt — und dies hätte nach seinen Angaben fast täglich geschehen sein müssen, in verstärktem Maße aber auf dem Wege nach Nürnberg —, denn man kann sich von dem ersten besten Arzte belehren lassen, in welcher katastrophalen Weise sich der fortgesetzte Gebrauch von Opium oder auch jedem beliebigen anderen Narkotikum schon nach ganz kurzer Zeit bei einem Menschen äußern müßte, der nur von Wasser und Brot lebt und nicht die geringste Bewegungsmöglichkeit hat.

Was man vor 100 Jahren vielleicht für möglich hielt oder glauben wollte, glaubt heute kein vernunftbegabter Mensch mehr; danach möge man sich richten und uns mit derartigen Zumutungen verschonen. Es ist nun einmal gar nicht anders möglich, als daß Hauser gelogen hat, und wenn dies vielleicht auch manchen eine Enttäuschung bedeutet, so wäre es doch die reine Mohrenwäsche, es abstreiten zu wollen.

So wollen wir denn hoffen, daß die zu erwartenden „Aufklärungen" sich auf den Bahnen der Logik und des gesunden Menschenverstandes bewegen, so daß die exakte Forschung etwas damit anfangen kann. Mit Phantastereien und verstiegenen Vermutungen ist die Welt nachgerade lange genug angeödet worden. Meiner Ansicht nach gehört Kaspar Hauser überhaupt nur vor das Forum des Psychiaters, wenn man eine Lösung für vieles bei ihm scheinbar Rätselhafte finden will. Möchten diese Zeilen die Aufmerksamkeit eines Fachmanns auf die seltsame, von dieser Seite noch nicht genügend beleuchtete Persönlichkeit lenken.

Otto Viktor Maeckel (Trielendorf Bez. Cassel)

Zur Geschichte des Harzwaldes

Lieb und vertraut liegt vor uns das schöne Landschaftsbild unserer Harzheimat. Willig lassen wir uns immer wieder gefangen nehmen von dem Zauber, der in der Formensprache dieser schönen Berge und Täler, in den freundlichen und ernsten Stimmungen der weiten Tannen- und Buchenwälder verborgen liegt. Das alles redet in so selbstverständlicher, geschlossener Eigenart zu unserem Herzen, daß uns wohl nur selten der Gedanke aufsteigt, es könne einmal anders ausgesehen haben in unserer Heimat.

Und doch gibt es eine Geschichte der Harzwerdung. In Jahrmillionen hat sich unser Gebirge unter den Gewalten der Schichtung, Auffaltung, Verwitterung und Abtragung geformt und umgeformt, bis es den für unser kurzes Menschendasein scheinbar unveränderlichen Landschaftsausdruck angenommen hat, den wir heute sehen. Aber auch das Pflanzenkleid, mit dem sich diese Berge geschmückt, hat sich im Laufe der Jahrtausende gewandelt und ändert sich unter des Menschen Hand noch heute. So gibt es auch eine Geschichte des Harzwaldes, und wer ihren

Fäden nachgeht, vertieft sein Wissen von der Eigenart der Heimat und damit gewiß auch seine Liebe zu ihr.

Auf die ganze Entwicklungsreihe der Pflanzenwelt, wie sie im Erdaltertume im Wasser entstand, dann als blütenlose Pflanze das Land suchte und sich hier bis zu unserer heutigen Blütenpflanzenwelt fortentwickelte, wollen wir nicht näher eingehen. Die pflanzlichen Versteinerungen, die in unseren Bergen gefunden werden, beschäftigen wohl den Forscher, vermögen uns aber doch ein anschauliches Bild von unserer Heimatlandschaft in verflossenen Erdzeitaltern kaum noch zu vermitteln. Im Zeitalter des Tertiär, das der großen Schnee- und Eiszeit voraufging, hatte die Pflanzenwelt ihre größte Mannigfaltigkeit und auch etwa schon ihren heutigen Formenschatz erreicht. Die Pflanzengeschichte ist von da ab für uns im wesentlichen nicht mehr eine Entwicklungs-, sondern nur noch eine Geschichte der Ausbreitung und Wanderung.

In einem ersten Abschnitt dieser Pflanzengeschichte herrscht durchaus die Natur; die Landschaft hat ihren natürlichen, urwüchsigen Ausdruck noch nicht verloren. Nur Veränderungen des Klimas, der Kampf ums Dasein, den die Pflanzen untereinander führen, natürliche Ausbreitungs-, Ernährungs-, Entwicklungsgesetze im Pflanzenleben lassen in weiten Zeiträumen das Landschaftsbild sich langsam ändern. Der Mensch sucht nur erst bescheiden an wenigen Stellen, die für seine Lebensbedürfnisse geeignet sind, Wohnstätten und Betätigungsfeld. Noch fügt er sich hinein in das natürliche Bild der Natur und nimmt einen geringen Tribut aus ihrem unendlichen Reichtum an Raum, Pflanzenkost und Tierleben.

Aber mit der Zahl der Menschen, der Entwicklung ihres Geistes und der Geschicklichkeit ihrer Hände kräftigt sich ihre Herrschaft über die Natur; der Tribut, den sie fordern, wird immer größer. Der Mensch ebnet mit seinem Pfluge den Boden und drängt Wald und Steppe, Bruch und Moor zurück; er zähmt die Tiere, kultiviert die Pflanzen und nutzt das Holz der Bäume; er reguliert die Flüsse und zieht seine Straßen über die Länder. Schließlich hat er die Natur sich völlig untertan gemacht, kein Fleckchen mehr gibt es weit und breit, das nicht einem Menschen zu eigen gehörte und nicht in irgendeiner Form für die menschlichen Lebensbedürfnisse ausgenutzt oder umgewandelt wäre. Aus der freien oder nur Tribut gebenden ist die dienende Natur geworden, aus dem gelegentlich fordernden Einwohner der hier Raubbau treibende Eroberer, der dort sorglich schirmende und bewußt pflegende Herr. Diesen Verlauf wollen wir für unser Harzgebiet einmal etwas näher betrachten.

Üppigstes Pflanzenleben erfüllte im Tertiär auch unsere mitteldeutsche Heimat. Palmenwälder grünten am Fuße unseres Brocken, vermischt mit Platanen, Magnolien, Feigen-, Kampfer- und Zimtbäumen und ähnlichen Kindern einer wärmeren Sonne. Aber auch Bäume, die heute nur in gemäßigtem Klima gedeihen, fehlten nicht in den weiten Wäldern, wie Ulmen und Birken, Linden, Pappeln und Buchen, Kiefern, Tannen und Eiben. Diese reiche und mannigfaltige Braunkohlenflora des Tertiär ist nun zwar nicht beseitigt, unterlag aber einer starken Auslese durch das gewaltige Naturereignis der Eiszeiten, die, wie man heute annimmt, viermal, mit immer dazwischen liegenden wärmeren Perioden, über unser Norddeutschland dahinzogen. Bis nach Thüringen hinein reichen die Spuren der Eismassen, die sich von Norden über Deutschland hereinwälzten und aus denen sich die Höhen des Harzes wie eine Insel erhoben. Und von den Alpen her schob sich eine gewaltige Eisbarriere bis etwa nach München vor, so daß nur ein schmaler Gürtel über Mitteldeutschland eisfrei blieb, aber von den Eismassen im Klima doch stark beeinflußt wurde.

Diese Klimaänderung zwang nun die alte tertiäre Pflanzenwelt auch unseres Harzgebietes, langsam nach Süden zu wandern in der eigentümlichen Art, wie Pflanzen zu wandern verstehen. Immer häufiger wollten die ausgestreuten Keimlinge am Nordrande des Siedlungsgebietes nicht mehr aufgehen und gedeihen; in den rauhen Tälern, an den windigen Nordseiten der Berghänge und auf den kalten Höhen starben die wärmeliebenderen Pflanzen allmählich aus. Dafür schoben sie nach Süden zu ihr Siedlungsgebiet immer weiter vor, in einem Jahrtausend

vielleicht ein paar hundert Kilometer. So wurde die Pflanzenwelt unserer Berge immer mehr ausgesiebt, nur die anpassungsfähigeren Arten blieben zurück. Aber vom Norden her wanderten auch neue Arten, Kinder einer kälteren Zone, bei uns zu. Damals ist die Zwergbirke bei uns heimisch geworden und allerlei Alpenblumen haben den Harz besiedelt. Selbst bis in niedere Lagen wagten sie sich herab, und so finden wir den Frühlingsenzian noch heute hier und da in unseren Talwiesen.

Mit dem Abflauen der Eiszeiten begann dann entsprechend die Rückwanderung der Pflanzen. Aber nicht alle Mitglieder der tertiären Pflanzenwelt kehrten wieder. Den wärmebedürftigsten von ihnen hatte die eisstarrende Alpenkette die weitere Flucht nach dem Süden abgeschnitten und sie waren in deutschen Gauen völlig ausgestorben. Erst der Mensch hat in geschichtlicher Zeit einige von ihnen, wie die Kastanie, Walnuß, Wein, Flieder und Judasbaum, in Deutschland wieder eingeführt. Auch von den nordischen Einwanderern verschwanden wieder manche aus unserem Gebiete, andere wie die Zwergbirke und die Brockenanemone fanden auf den höchsten Erhebungen und in den hohen Mooren noch eine bescheidene Zufluchtsstätte bis auf den heutigen Tag.

Die Rückwanderung der Pflanzen in ihrer Artenzahl, wie wir sie heute kennen, hat vor allem die skandinavische Wissenschaft näher zu erforschen versucht. Ihre sichersten und eindrucksvollsten Aufschlüsse entnahm sie der Untersuchung der Moore. Diese mächtigsten Neubildungen der Nacheiszeit ruhen zum Teil unmittelbar auf dem diluvialen Boden und sind nichts weiter als die natürliche Anhäufung toter Pflanzenmassen, die nicht verwest sind, sondern sich unter dem Einfluß dauernder Feuchtigkeit in Torf verwandelt haben. In wunderbarer Erhaltung und Deutlichkeit lassen sie uns noch Schicht über Schicht die Charakterpflanzen der einzelnen Jahrtausende erkennen und erzählen so dem kundigen Forscher von dem Wechsel des Vegetationsbildes längst vergangener Zeiten.

So hat sich denn ergeben, daß die eisfrei werdende nordische Landschaft von den Pflanzen nicht in einem Ansturm zurückerobert ist, sondern daß vor allem die waldbildenden Bäume je nach der Art ihrer Wachstums- und Lebensbedürfnisse nacheinander vorgedrungen sind. Einer arktischen Tundrenflora, die für die Randgebiete des Eises bezeichnend ist, folgte zunächst eine Kiefernperiode, eine Zeit, in der die Kiefer als der vorwiegend waldbildende Baum auftritt. Beigemischt sind ihr aber unter anderen auch schon Birke, Espe, Wacholder, Weide, Vogelbeere, Schneeball, Erle, Hasel und Sträucher ähnlicher unaufdringlicher Art. Sie alle sind Schrittmacher der Eiche, die als Waldbaum die Kiefer verdrängte. Als ihre Begleitpflanzen erscheinen vor allem Spitzahorn, Mistel, Efeu, Ulme, Sommerlinde, Hainbuche, Feldahorn. Dem Eichenwald wieder folgte der Fichtenwald und diesem endlich der Buchenwald. Die Buche ist der unduldsamste aller Bäume und ertötet mit ihrem dichten Laubdach alles Unterholz. Erlen und Weiden, Birken und Eichen haben sich in die Feldgehölze, Brücher und Moore zurückziehen müssen.

Fragen wir nach den Gründen dieser merkwürdigen Wälderfolge, so werden wir sie neben Veränderungen in der Beschaffenheit des Bodens in klimatischen Verhältnissen, vor allem in Wandlungen der Feuchtigkeit und Wärme suchen müssen, Bedingungen, denen sich die Baumarten nicht in gleicher Weise anzupassen vermochten. Deshalb begegnet uns derselbe Wechsel im Baumbestande, wie zeitlich in der Schichtung der Moore, so auch räumlich, wenn wir uns der arktischen Zone oder der Alpenregion nähern.

Diese klimatischen Verschiedenheiten scheinen nun aber im Norden viel ausgeprägter eingetreten zu sein und damit stärkeren Einfluß auf die Pflanzenwelt ausgeübt zu haben als in den mitteleuropäischen Landgebieten. Denn die verhältnismäßige Einheitlichkeit der Pflanzen- und Wälderfolgen erscheint uns immer mehr verwischt, je mehr wir auf Mitteldeutschland unser Augenmerk richten. Hier war auch während der Eiszeiten ein breiter Gürtel von West nach Ost zwischen den nördlichen Eismassen und den Eisausstrahlungen der Alpen eisfrei und wahr-

scheinlich dauernd mit Waldungen bedeckt geblieben. Außerdem stand dieser Waldgürtel ständig in breitester Verbindung mit der Vegetation des ost- und westeuropäischen Hinterlandes. Daher wird hier das Nacheinander der Pflanzenformen immer mehr zu einem Nebeneinander. Den ersten Quartiermachern wie Birke, Espe, Kiefer folgten die anderen Arten der Waldbäume in nicht sehr weiten Abständen und es entspann sich nun ein Kampf ums Dasein schärfster Art. Je nach Bodenbeschaffenheit, Klima und geographischer Lage hat hier die eine Waldart, dort die andere, vielfach in bunter Mischung sich siegreich behauptet.

Wie, so fragen wir nun, hat dieser Kampf ums Dasein das natürliche Pflanzenkleid unserer Harzheimat gewebt, als die Eiszeiten verrauscht waren und etwa unser heutiges Klima ständig wurde? Auch wir sind in der glücklichen Lage, im Brockengebiet bis zu 20 Fuß mächtige Torfmoore zu besitzen, die teilweise in ihrem Alter bis unmittelbar an die Eiszeiten heranreichen. Ihre planmäßige Durchforschung steht leider noch aus und sicherlich liegen in ihnen für unsere Wissenschaft noch ungeahnte Schätze verborgen zur Aufhellung der Pflanzengeschichte unserer Heimat. Aber schon was gelegentlich aus ihnen beim Abbau des Torfes z. B. im Roten Bruch unter dem Wurmberge, beim Torfhause und im Jacobsbruch über Schierke, zutage kam, und was die Wissenschaft gelegentlich der Anlegung der Brockenbahn, die ja das Moor zwischen Brocken, Königsberg und Heinrichshöhe durchschneidet, beobachten konnte, läßt wichtige Schlüsse zu.

Zweifellos folgte auch bei uns den Eiszeiten zunächst erst eine baumarme, den nordischen Tundren verwandte Steppenflora. Das war die Zeit, in der die Gemsen und Steinböcke, Mammute und Elefanten, Urrinder und Bären bei uns heimisch waren, deren Knochen noch heute in den Harzer Höhlen versintert gefunden werden. Dann scheint auch im Harze die Kiefer als erster Waldbaum sich eingefunden zu haben; fand man doch ihre voll ausgewachsenen, bis zu zwei Fuß starken Stämme in den untersten Schichten der Hochmoore des Roten Bruches. Der Kiefernzeit muß sehr bald eine Zeit buntesten Mischwaldes gefolgt sein, zeigen doch die Brockenmoore gelegentlich in einer Mächtigkeit von 10 Fuß Einschlüsse von Birken, Ahorn, Buchen, Eichen und Tannen. In den höheren Schichten werden aber fast nur noch Überreste von Nadelhölzern angetroffen. Die Tanne scheint also schließlich in den höchsten Gebirgslagen eine starke Vorherrschaft, wenn nicht gar Alleinherrschaft angetreten zu haben; wann das geschehen ist, dafür fehlen uns freilich vorläufig noch alle Anhaltspunkte.

Diese Moorfunde widerlegen schlechthin die einmal in der Wissenschaft herrschend gewesene Ansicht, daß die Tanne dem Harze noch im Mittelalter überhaupt fremd gewesen und erst vor etwa 500 Jahren aus dem Vogtlande bei uns eingeführt sei, nachdem der Bergbau des Alten Mannes, unterstützt von großen Waldbränden, die alten Laubholzbestände größtenteils aufgezehrt gehabt habe. Noch Hampe vertritt diese Ansicht in seiner Flora Hercynia von 1873. Ihre Unhaltbarkeit für die Zeiten des Mittelalters läßt sich aber auch aus Namen und urkundlichen Nachrichten erweisen.

Seit dem Beginn einer greifbaren geschichtlichen Überlieferung begegnet uns sofort die Tanne sowohl in Urkunden wie auch in Orts-, Forst- und Familiennamen. Bereits 1323 nehmen die Herzöge von Braunschweig insbesondere die „Danne“ in ihren Schutz, und das Gebirgsdorf Tanne hieß schon im Anfange des 14. Jahrhunderts „Der Tann“. Frühe tauchen Forstorte mit Namen wie „Düstere Tannen“, „Tannenklint“ und ähnlichen auf, auch der Adelsname „von Tanne“ und der Bürgername „Dannhauer“ lassen sich schon früh nachweisen. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts wird das Tannenholz zumeist vor dem harten Laubholz genannt; es war meist herrschaftliches Reservat, während das harte Holz den Köhlern und dem Bergbau überlassen wurde. Auch die ältesten Fachwerkhäuser unserer Gegend verwendeten durchweg Fichtenholz, nicht wie anderswo mit Vorliebe Eichenholz. So wurden schon 1289 im Kaiserhaus zu Goslar nach dem Brande die beschädigten Steinsäulen durch Pfeiler aus Harzer Tannenholz ersetzt. Endlich erscheint es bei verständiger Überlegung auch ausgeschlossen, daß der Oberharzer Bergbau des Alten Mannes vor 1450 die Laubwaldbestände des hohen Harzes, insonderheit des

Brockengebietes, aufgezehrt haben sollte. Das würde weder mit den mangelhaften Wege- und Abfuhrverhältnissen jener Zeit, noch mit den territorialen Herrschaftsverhältnissen in Einklang zu bringen sein.

Kurzum, die Tanne hat im Harze uraltes Heimatrecht; aber sie hat es mehr als heute mit anderen Nadelhölzern und Laubbäumen teilen müssen. Auch das verraten uns zunächst wieder die zahlreichen von Baumarten abgeleiteten Forstnamen, die bis weit ins Mittelalter zurückreichen, wie beispielsweise: Buchhorst, Quitschenhai, Lindla, Eichberg, Birkenköpfe, Lerchenköpfe und ähnliche. Solche Namen reichen bis hoch ins Brockengebiet hinein, wo heute die Tanne unbestritten allein herrscht. Namen sollen unterscheiden, und deshalb wird eine Baumart in dem Forstort, der nach ihr heißt, überwiegen im Gegensatze zu benachbarten Forstorten. Auch die Urkunden des 14. bis 17. Jahrhunderts geben uns dasselbe Bild, wenn wir dort bei den verschiedensten Vergabungen und Verträgen neben dem Tannenholz auch „hartes Holz", „ander Holz", „allerlei Holz" erwähnt finden. Ebenso bezeichnend ist die überlieferte Nachricht, daß man bei dem Wiederaufleben des Bergbaues im 16. Jahrhundert die Gruben des Alten Mannes, die man wieder öffnete, vielfach mit Buchen-, Linden-, Birken-, Quitschen-, Weiden- und Haselholz verzimmert fand; ebenso übrigens auch den wiederhergestellten alten Brunnenschacht auf der Harzburg.

Zu einer ausgeprägten Mischwaldbildung hatte also die natürliche Entwicklung unserer Harzvegetation gedrängt, und die verschiedenartigsten Baumarten begegnen uns hier und da in Urkunden und Namen. Noch die Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts nennen nebeneinander „thann, fiechten und keynboyme", heute sind Kiefern und Weißtannen fast ganz verschwunden. Die letzten heimischen Edeltannen standen noch 1882 eingesprengt am Kleinen Brocken, wenige sturmzerzauste Exemplare noch heute an den Zeterklippen. Auch dieser schöne Baum war altheimisch, denn man hat seine Pollenkörner tief in den Schichten des Brockenmoores gefunden. Die letzten heimischen Kieferhorste haben sich, merkwürdigerweise nur auf Granitboden, im Oker-, Ilse- und Bodetale erhalten; ob ihr Vorkommen sich auch früher auf das Granitgebiet beschränkte, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Eibe ist zu einem seltenen Naturdenkmal an den Bodehängen geworden; früher muß sie in unseren Wäldern weit verbreitet gewesen sein, wie uns der Humanist Konrad Keltis im Jahre 1498 versichert. Namen wie „Iberg, Istein" erinnern noch heute an sie. Die Zeit ihres starken Rückganges liegt im Mittelalter, als man ihr hartes Holz vorzugsweise für Armbrüste verwendete; hieß doch der Armbruster auch gelegentlich Eibenschütz. Unter den Nadelbäumen ist schließlich auch der Wacholder zu nennen, der noch im vorigen Jahrhundert an den Randhöhen des Gebirges als meterhoher Strauch gefunden wurde.

Von den Laubbäumen beherrscht die Buche noch heute den ganzen Unterharz und wie eine Pelzverbrämung die Randberge des Oberharzes. Einst hat sie ihr buntes Reich viel höher in die Berge hinauf erstreckt; finden wir doch unmittelbar am Nordhange des Brockens den Namen Buchhorst, der auf ein altes, wenigstens horstweises Vorkommen hindeutet. Der letzte geschlossene Bestand im hohen Harze stand am Erdbeerkopf über Schierke und ist erst vor etwa einem Jahrzehnt geschlagen. Im gleichen Maße wie die Buche ist die Eiche im Harze wohl nie waldbildend gewesen, aber das Klima der Höhen des Oberharzes hat auch sie in verflossenen Jahrhunderten gut ertragen. Schon in der alten Grenzbeschreibung des Halberstädter Bistumssprengels, die wir unbedenklich ums Jahr 1000, wenn nicht früher ansetzen dürfen, begegnet uns in der Nähe von Braunlage die Grenzmarke der „Sieben Eichen". Noch im Jahre 1824 fand man im Forstort Schalke beim Abtriebe eines haubaren Fichtenbestandes und Ausroden der Stuken eine große Menge zum Teil noch gesunder Eichenstöcke. Im Unterharze stehen noch heute hier und da geschlossene Eichenwälder. Die übrigen Laubbäume, wie Erle, Espe, Birke und die drei Ebereschenarten: Quietsche, Elsbeere und Mehlbeere, sind wohl stets nur als Genossen in Mischbeständen aufgetreten, dessen letzte Zeugen sie noch jetzt sind, wenn sie aus dem dunklen Grün der Tannenwälder hier und da ihr buntes Fähnlein herauswehen lassen.

Es ist noch gar nicht so sehr lange her, daß der buntfröhliche Mischwald aus den Harzerbergen ganz verschwunden ist. So war z. B. im Jahre 1742 der Ahlshai an der Ecker noch mit Tannen, Öhren, Buchen und Linden bunt durcheinander bestanden. Und um dieselbe Zeit berichtet der Ilfelder Rektor Albert Ritter, daß er auf der Heinrichshöhe, die damals noch Kleiner Brocken hieß, gefunden habe: Fichten, Tannen, Eichen, Steineichen, Buchen, Eiben, Eschen, Maßholder, Maulbeer, Linden, Ulmen, Birken, schwarze Pappeln, Ahorn, Ebereschen, Holzäpfel-, -birnen- und -kirschenbäume, Haselsträucher und mehrere andere. Wenn sich der gelehrte Rektor auch vielleicht in der richtigen Erkennung einiger Baumarten geirrt haben sollte, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß damals auch die hohen Harzberge noch ausgeprägten Mischwald trugen. Wir entnehmen das auch aus verschiedenen Brockenbeschreibungen um 1700, in denen es heißt, daß die Kuppe selbst kahl sei, aber schon einen Musquetenschuß abwärts Bäume „von allerlei Art" gefunden würden.

Bunt war also das Kleid, das die freie Natur unseren schönen Harzbergen und -tälern zugedacht hatte. Wenn es allmählich ganz schlicht und einfach geworden ist, wenn uns im Unterharz in fast ganz geschlossenen Beständen die Buchen mit ihrem im Frühling so lustigen Grün erfreuen und uns im Oberharz der dunkle Tannenwald sein ernstes Reich öffnet, so ist das nur die Folge menschlicher Kultureinwirkung in den letzten Jahrhunderten. Aber warum hat der Unterharz die Buchen, der Oberharz die Tannen so augenfällig bevorzugt? Sicherlich spricht mit, daß die letzteren sich dem rauhen Klima der hohen Bergwelt besser anzupassen verstehen, aber der alleinige Grund ist das wohl nicht.

Vielleicht begann die Bevorzugung der Buchen- und Eichenwälder im Unterharze und an den Randgebieten des ganzen Gebirges schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Sind dies doch die Gebiete, die den menschlichen Siedlungen und ihrem Wirtschaftsleben am nächsten lagen, und wir machen uns heute kaum noch eine rechte Vorstellung davon, eine wie große Bedeutung im Haushalte der Städte und Dörfer damals die Viehweidewirtschaft hatte. Nun boten aber gerade Eichen und Buchen mit ihren Eicheln und Eckern die beste Mastnutzung.

Deutlicher können wir die Entwicklung im Oberharz verfolgen. Hier ist für Acker- und Weidewirtschaft wenig Raum und Gelegenheit. Die Siedlungen, die hier entstanden, entsprangen dem Bergbau und Hüttenwesen. Vielleicht hat schon der Bergbau des Alten Mannes vor 1450 stark in die alten Waldbestände eingegriffen, aber darüber wissen wir nichts Genaueres. Im 16. Jahrhundert erwachte der Bergbau zu neuem Leben und unser Harzwald hatte ein paar Jahrhunderte unter rücksichtslosestem Raubbau zu leiden. Die Werke des Bergbaues, die Hütten und Sägemühlen standen ganz im Vordergrunde des Interesses der Fürsten und Städte, da man von ihnen große Gewinne und Befreiung von der drückenden Schuldenlast erwartete. Unendliche Holzmengen fraß ihr Bedarf, und sie nahmen es, so viel und wo sie es am bequemsten fanden. Niemand fragte danach, ob der Wald auch all diese Anforderungen ertragen konnte und niemand sorgte für einen Nachwuchs in geregelter Forstkultur. So wurden unsere Berge ihres herrlichen Kleides, der bunten Wälder, allmählich beraubt. Hinzu kamen im 17. Jahrhundert die Hemmungen der Wirtschaftsfürsorge und die Zerstörung der Wälder durch die Bedürfnisse des Krieges und die Roheit der fremden Völkerscharen, die auch unsere Heimat wieder und wieder durchzogen.

Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts sollte das lange empfundene Bedürfnis Befriedigung finden, den Forsten eine vernünftig geregelte Bewirtschaftung zu geben nach dem Grundsatze des Wernigeroder Oberforstmeisters von Zanthier: „Principium regularium in Forstsachen muß absolut dieses sein: alles muß sich nach den Forsten richten, sie können nicht mehr geben als sie ertragen können." Wie verwüstet dieser um den Harz so hochverdiente Forstmann den Wald vorfand, erkennen wir, wenn er klagt, daß die Berge in seinem Revier teils kahl, teils nur noch horstweise bestanden seien. Und denselben Eindruck gewinnen wir auch aus manchen anderen Berichten jener Tage.

Von Grund auf ist der hohe Harz seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neu aufgeforstet worden

und dabei ist hier nun die Rottanne, die Fichte schließlich zur Alleinherrschaft gelangt. Die Vorteile ihrer Bedürfnislosigkeit und Anpassungsfähigkeit an das rauhe Klima und ihres schnellen Wachstums haben ihr dazu verholfen. Ganz planmäßig sind die im alten Mischbestande eingestreut gewesenen Laubbäume allmählich beseitigt; es wurde schon erwähnt, wie erst etwa vor einem Jahrzehnt am Erdbeerkopf bei Schierke der letzte Buchenschlag fiel. In den Harzreiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts können wir auch deutlich verfolgen, wie der geschlossene Tannenwald immer weiter auch dem Rande des Gebirges zustrebte und der alte Laubholzgürtel immer schmaler, die in den Tannenwald eingesprengten Laubbäume immer seltener wurden. Nur an den sumpfigen Bachläufen hält sich noch die Rüster, in den Mooren Weide und Birke und im Klippengewirr des Brockengebietes leuchtet hier und da das fröhliche Rot der Vogelbeere im Herbste auf. —

Wie lieben wir unsere Harzheimat auch in ihrem heutigen Gewande und Ausdruck, und wieviel Freuden birgt auch ihr schlichtes einförmiges Waldkleid, wieviel geheimnisvolle Schönheiten und Rätsel für das sinnende Auge des Forschers und des Naturfreundes. Über die Geschichte des Harzwaldes ist nur erst ein skizzenhafter Überblick gewonnen, der vertieft, ergänzt, vielleicht auch hier und da berichtigt werden muß durch weitere Forschungen. Die träumenden Moore werden einmal den Schleier von ihren Geheimnissen lüften. In alten Urkunden, Akten und Reiseberichten wird noch mancher wichtige Hinweis zu finden sein. Die Namen vieler Forstorte enthalten noch manches ungelöste Rätsel. Vor allem wird die wachsende Erkenntnis, daß der Wald nicht nur eine Ansammlung von Bäumen, sondern eine lebendige organische Pflanzengemeinschaft ist, die Möglichkeit eröffnen, aus den zahlreichen älteren Berichten über Fundorte von Blumen, Kräutern, Flechten und Moosen Rückschlüsse zu ziehen auf die Art des Baumbestandes, unter denen sie gern gedeihen. Frischauf zu fröhlicher Forschung alle, die unseren Harzwald lieben! Dann wird es einmal möglich werden, die Geschichte des Harzwaldes zu schreiben.

Amtsgerichtsrat Grosse (Wernigerode)

Eine Wartburg in Amerika

Im Winter 1924 begab ich mich zu einem längeren Aufenthalt nach Amerika. Die ersten Wochen, die ich in Neuyork zubrachte, ließen es mich fast bereuen, hinübergefahren zu sein. Das Amerika der Nachkriegszeit ist nicht mehr das Amerika, das ich aus früheren Jahren kannte und stets gern wieder aufsuchte. Der für uns unheilvolle Einfluß der gegnerischen Presse macht sich auch jetzt noch auf Schritt und Tritt bemerkbar.

Wenn nun der Anglo-Amerikaner diesem Einfluß besonders stark unterworfen ist, so ist das immerhin verständlich, aber die Anwürfe dieser gegnerischen Presse aus dem Munde eines Volksgenossen wiederholen zu hören, das ist für den Deutschen bitter. Mit schmerzlicher Empörung hört man besonders die Kinder solcher Deutschamerikaner über Deutschland und die Deutschen sprechen. In ihren Herzen ist kein wärmeres Gefühl für das Land, in dem ihre Eltern geboren wurden, in dem sie ihre Kindheit und Jugend verlebt. Wie oft habe ich die Worte hören müssen: Wir sind nicht deutsch! Wir sind in Amerika geboren, sind also Amerikaner und — wollen auch gar nichts anderes sein. —

Das sind nicht nur vereinzelte Fälle. Immer und immer wieder fühlt man vor sich die Mauer kalter Abwehr, fühlt man, wie die halb feindselige, halb gleichgültige Geringschätzung jedes unbefangene Urteil über Deutschland und das Deutschtum ablehnt.

Da war es denn eine freudige Überraschung für mich, gelegentlich einer festlichen Veranstaltung viele Hunderte von anders denkenden Deutschamerikanern kennenzulernen. Es war dies bei dem Maifest der Waisenkinder auf der Wartburg.

War mein Interesse schon durch die Erinnerung an mein liebes Thüringen mit seinem Wahrzeichen, der Wartburg, wachgerufen, so war es mir dann eine ganze besondere Genugtuung, hier mein Urteil über einen großen Teil unserer Landsleute sehr zu ihren Gunsten umändern zu müssen.

Wartburg? Eine Wartburg in Amerika! wird man erstaunt fragen. Was soll das bedeuten?

Die Wartburg ist ein Waisenhaus. Ein Waisenhaus für Kinder evangelisch-lutherischer Eltern deutscher Abstammung.

Nun soll man nicht etwa denken: Ein Waisenhaus! Was ist da Besonderes? Waisenhäuser haben wir auch in Deutschland genug. — So ist es nicht. Dieses Waisenhaus bedeutet etwas ganz anderes. Viel Größeres. Denn hier ist der Ort, der wohl am deutschesten ist in ganz Amerika. Gegründet von Deutschen, unterhalten von Deutschen, geleitet von Deutschen, ist dieses Haus, das da drüben zwischen dem Hudson und dem Long Island Sund auf dem Hochplateau bei Mount Vernon liegt, zu einem Hort des Deutschtums geworden, der davon zeugt, daß doch noch viele Tausende von unseren fernen Landsleuten dem Vater- und Mutterlande die Treue gewahrt haben, daß ihr Denken und Fühlen deutsch geblieben ist. Und so konnte man wohl diesem Hause kaum einen besseren Namen geben, als den der Burg im Herzen Deutschlands, die dem Gründer unseres lutherischen Glaubens Schutz und Unterkunft bot in schwerster Zeit.

Die vielen Zöglinge, die im Lauf der Jahre in der Hut der Wartburg heranwachsen, sind verstreut über ganz Nord- und Südamerika. Das Deutsche aber in ihnen, das hat die Wartburgerziehung so vertieft und befestigt, daß es zeitlebens für sie unvergänglich sein wird. Ihr Fühlen und Denken bleibt deutsch.

Wie könnte das auch anders sein! Als Eltern oder Großeltern hinüber kamen nach Amerika, um Bürger dieses Staates zu werden, da hörte natürlich manches Alte auf. Das deutsche Staatsbürgertum, die politische Untertanenschaft, deutsche Obrigkeit, deutsches Gesetz — alle diese Bande waren damit für die Eltern und noch mehr für die Kinder gelöst. Aber das alles waren doch auch nur Äußerlichkeiten. Die Bande des Blutes sind geblieben. Sie sind und bleiben Kinder deutscher Eltern, Söhne des deutschen Volkes. Es ist deutsches Blut, das in ihren Adern fließt, und deutsches Gemüt, das ihnen im Innersten lebt.

Und das ist eben das große Verdienst dieses Waisenhauses, es sorgt nicht nur für Leibes Notdurft und Nahrung seiner ihm anvertrauten Zöglinge; es versucht auch mit aller Kraft die Entwicklung eines starken Volksempfindens in ihnen heranzubilden. Daß dies gelungen und daß die Erziehung damit auf dem rechten Wege ist, zeigen die vielen Beweise der Anhänglichkeit, die aus allen Teilen des großen Kontinents ständig an die Wartburg gelangen.

Besonders während des Krieges hat es sich gezeigt, wie stark das deutsche Empfinden in den Wartburgkindern ist. Viele, die wegen ihres Deutschtums angefeindet wurden, haben es verheimlicht, verleugnet, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, um Stellung und Einkommen nicht zu verlieren. Unter diesen waren keine Wartburgkinder. So wie ihr Erzieher fühlten sie mit Deutschland und bekannten offen ihre Zugehörigkeit zu deutschem Volkstum, ohne die möglichen Folgen zu fürchten.

Und deshalb ist auch die Anhänglichkeit der deutschfühlenden Kreise an die Wartburg so tief. Das sah man so recht bei jenem Maifest an den Menschenströmen, die auch dem Fremden den Weg leicht finden ließen zu jenem großen Gebäudekomplex auf dem Hochplateau bei Mount Vernon.

Wie schon oben gesagt, verdankt die Wartburg ihr Entstehen den Stiftungen Deutschamerikaner evangelisch-lutherischen Glaubens. Den Gedanken zu dem Werke gab der aus Frankfurt a. M. stammende Pfarrer W. A. Passavant.

1864 kam er aus Pittsburg nach Neuyork, um in der deutschen St.-James-Kirche zu predigen. Hier sah er so recht die Not der vielen Waisenkinder deutscher Abstammung, deren Väter im Bürgerkrieg ihr Leben für das neue Vaterland geopfert.

Hier verdient übrigens die Tatsache erwähnt zu werden, daß der Ausgang des amerikanischen Bürgerkrieges nicht zum kleinsten Teil dem Mut und der Tapferkeit der Deutschstämmigen zu verdanken ist. Die nur aus Deutschen bestehende Brigade des Generals Blenker rettete die von ihren Truppen preisgegebene Hauptstadt, und dort, wo die Waffen der Nordstaaten am erfolgreichsten waren, kämpften Deutsche unter dem deutschen General Sigel. Doch das ist vergessen. Vergessen, wie die Verdienste Steubens, den einst Washington den Retter Amerikas nannte. Nicht vergessen ist, was der Franzose Lafayette getan. Jeder noch so kleine Schuljunge kann es uns erzählen.

An wem liegt das? . . .

Den Bitten Passavants gelang es, einen wohlhabenden Deutschamerikaner — Peter Möller — dazu zu bewegen, 30000 Dollar zu stiften. Mit diesen 30000 Dollar wurde der Anfang gemacht und das deutsche Waisenhaus bei Mount Vernon ins Leben gerufen. Damals führte es noch nicht seinen jetzigen Namen, erst 1884 gab man ihm den Namen Wartburg.

Pastor Holls war der erste Leiter der Wartburg. Mit fünf Waisen zog er ein. 121 Acker Land wurden von der ev.-luth. Kirche dazu gekauft, und bereits sechs Jahre später beherbergte das Heim 57 Kinder. Jetzt ist Platz für 400 Kinder, und im letzten Jahre waren 365 Kinder in Pflege.

Ihren Hauptaufstieg erlebte die Wartburg unter der Leitung ihres zweiten Direktors und Waisenvaters Pastor Dr. Gottlieb Berkemeier. Die Familie Berkemeier stammt aus Lippe-Detmold. Der Vater Gottlieb Berkemeiers war erst in Pittsburg und dann lange Jahre Emigrantenmissionar in Neuyork. Tausende von eingewanderten Deutschen erinnern sich dankbar des freundlichen, stets mit Wort und Tat hilfsbereiten Mannes. Er war es auch, der durch jahrelanges unermüdliches Sammeln endlich soviel zusammenbrachte, um das erste deutsche Seemannsheim in Hoboken erbauen zu können. Nie wurde er müde zu bitten, und für die kleinste Summe dankte er mit gleicher Herzlichkeit wie für die größte.

Sein Sohn Gottlieb wurde 1855 in Pittsburg geboren. Von einer geistig hochstehenden Mutter erzogen, wuchs er in Amerika als Deutscher heran. Nach entsprechender Vorbildung in den Schulen Neuyorks sandte Berkemeier seinen Sohn nach Deutschland. Er studierte in Leipzig und Erlangen und trat während seiner Studienzeit in Verbindung mit Männern wie Loehe, Bauer, Kahnis, v. Hoffmann und anderen Theologen. Mit ihnen und durch sie lernte er die Wahrheit in ihrem absoluten Wesen von allem Schein und Trug unterscheiden. Zum großen Teil liegen hier die Wurzeln zu seinem Lebenswerk, das er später unbeirrt von allem Äußeren vollendete, wie es ihm die Stimme seines Inneren gebot. In seinem späteren Leben — in seiner Arbeit an der Wartburg hat es sich gezeigt, daß er bei einem in die Schule gegangen war, der auf einer anderen Wartburg — jener Burg im Thüringerlande — die starke Waffe des Geistes geschmiedet, die seinen Bekenner im fremden Lande zum Kämpfer für Deutschtum und Luthertum machte.

Von ihm sagte einst ein Amerikaner: Er ist in Amerika geboren, und nie hatten die Staaten einen treueren Sohn, aber er hat nie vergessen, daß er auf den Knien einer deutschen Mutter beten gelernt.

Unter Berkemeiers Leitung wuchs die Wartburg zu dem empor, was sie heute ist. Ein Gebäudekomplex von 22 Bauten, Werkstätten, großer Landwirtschaft, Spielplätzen und allem, was dazu gehört. Auch ein Altersheim ist angegliedert.

Das Heim wird geleitet im Sinne des Familiensystems. Die Kinder sind nach Alter und Geschlecht getrennt. Je dreißig Kinder sind der Obhut eines Pädagogen anvertraut.

Wenn man erzählen will, was die Wartburg ist, welche Bedeutung sie für die Deutschen Amerikas, die sich zum lutherischen Glauben bekennen, hat, dann kann man an dem, was Berkemeier getan, nicht vorübergehen. Es ist keine Überhebung, wenn er einst sagte: Die Wartburg, das bin ich!

Das Institut erhält sich vollständig aus freiwilligen Spenden der Volks- und Glaubens-

genossen, ohne irgendwelche Beihilfe der Stadt oder des Staates. Dabei steht es vorbildlich da, so daß auch die Amerikaner es nicht verschmähten, sich die organisatorischen Einrichtungen als Muster zu nehmen. Das ist zum größten Teil Gottlieb Berkemeiers Verdienst.

Im Februar 1924 rief ihn der Tod aus seiner aufopfernden Tätigkeit ab. Keine Zeitung, keine Zeitschrift in Deutschland hat seiner gedacht. Während Druckerschwärze in Mengen vergeudet wird, um der Begeisterung über irgendeinen Kinostar Ausdruck zu geben, findet sich für Männer wie Berkemeier kein Raum für eine einzige kleine Zeile. So ehrt Deutschland seine Pioniere!

In Amerika ist im Mai ein Tag, der den Müttern geweiht ist: „Mothers day." An diesem Tage trägt jeder Mann, ob jung, ob alt, arm oder reich, eine weiße Blume. — Als im Mai Frau Berkemeier zum Kinderfest auf die Wartburg kam, versammelte sie die einstigen und jetzigen Zöglinge um sich in der Kirche, ihnen die letzten Grüße ihres Mannes zu bringen. Sie sagte ihnen, wie sehr er gewünscht, noch einmal selbst zu seinen Kindern gehen zu können; die Krankheit habe es nicht zugelassen. Sie erzählte ihnen, daß sie am Tage der Mütter unendlich viele Zuschriften bekommen habe. Über ganz Amerika seien ihre Kinder verstreut. Aus Kalifornien und Florida seien Briefe von Wartburgkindern gekommen, die alle mit Dankbarkeit zurückdächten. Gewiß ein gutes Zeugnis für Waisenvater und Waisenmutter. Dank ihrer Liebe und Herzensgüte wird der Name der Wartburg, dieser deutschesten aller Burgen, über ganz Amerika verbreitet. Als weithinleuchtendes Beispiel deutscher Kultur steht sie da. Und was sie da drüben auch Übles von uns sagen mögen, das Verdienst, ein solches Werk geschaffen zu haben, können sie den Deutschen Amerikas nicht streitig machen. Hier vereinigt sich, was August Hermann Francke in Halle, Wichern in Hamburg, Bodelschwingh in Bielefeld, Paulsen in Kropp und andere Gottesmänner in Deutschland geschaffen haben, zu einem segenspendenden Werke in Amerika: zu einem Werke, das für das Deutschtum von unschätzbarem Werte ist.

In welchem Geiste dieses Werk geführt wurde und weitergeführt werden wird von dem Nachfolger Berkemeiers, Pastor C. von Bosse, der auch einer alten deutschen Familie entstammt, kennzeichnet wohl am besten ein Wort Berkemeiers, das ich seinen in Buchform erschienenen Zeitpredigten entnehme; Predigten, die er während des Krieges gehalten hat:

... Was wir unseren Kindern beibringen müssen, ist das Bewußtsein, daß sie gute amerikanische Bürger sein können, auch wenn sie ihr deutsches Erbe heilig halten; — ja, daß gerade deutscher Geist und deutsche Art in unserem Amerika eine hohe und überaus wichtige kulturelle Mission zu erfüllen hat.

M. Gontard-Schuck

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Kirche und Religion

(Fortsetzung der Aussprache über Dr. Rothes Aufsatz im Aprilheft)

IV.

Die Frage der Teilnahme oder vielmehr Nichtteilnahme der Männer, vor allem der gebildeten, am kirchlichen Leben ist für die Kirche eine der brennendsten und sorglichsten. Jede Stimme ist darum freudig zu begrüßen, die sich zu dieser Frage äußert, namentlich wenn sie aus so warmem Herzen kommt und so Beachtliches zur Aussprache bringt wie die Darlegung des Herrn Dr. Rothe. Das von ihm aufgerollte Problem ist nur ein Teil des großen Problems, das man als die religiöse Not der Gegenwart bezeichnen könnte. Diese Not ist meines Erachtens durch ein Doppeltes hervorgerufen worden. Einmal durch das naturwissenschaftliche Denken, in dem ein großer Teil des jetzigen Geschlechts erzogen worden ist. Dieses Denken hält nur das für wirklich, was durch exakte Beweise festgestellt werden kann. Gott aber läßt sich nicht exakt beweisen und ebensowenig die Seele. Und darum fehlt dem bisher geübten Denken die Einstellung, der Empfangsapparat für das, womit es die Religion zu tun hat. Und das ist Gott und die Seele. Noch verhängnisvoller ist das materialistische Denken und die ganze materialistische Weltanschauung. Sie ist dem Volk seit sechzig Jahren eingehämmert worden, aber auch die Gebildeten haben sich zum großen Teil von ihr gefangennehmen lassen. Das Geschäft ist der Gott der Zeit, und auch viele Berufsarten, die früher zu den idealen gezählt wurden, sind zum Geschäft herabgesunken. Geschäft und Geldverdienen vom Morgen bis zum Abend, ja bis in die Nacht hinein, müde und abgespannt kommen die Männer — und oft auch die Frauen — heim, nicht einmal der Sonntag bringt Ruhe: es ist doch sehr bezeichnend, daß man viele Chefs von großen und kleinen Unternehmungen Sonntags vormittags fast nie zu Hause antrifft, sie sind im Geschäft, um die Morgenpost zu erledigen, damit ja nicht ein Pfennig am Verdienst verlorengeht. Da erstirbt alle Freude am trauten Familienleben, aller Sinn für höhere Fragen, da ist erst recht kein Organ für Religion. Bei freudigen oder ernsten Familienereignissen muß man einen, zwei Tage stillehalten, muß man die Dienste der Kirche in Anspruch nehmen, um der Sitte zu genügen oder eine gewisse Stimmung zu gewinnen. Aber dann geht es unaufhaltsam wieder in die Unruhe hinein! Das ist die religiöse Not der Gegenwart.

Kann ihr gesteuert werden, wenn aus dem Christentum das entfernt wird, was „mit dem Stand unserer heutigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis unvereinbar ist“? Das ist eine alte Forderung, die der Protestantenverein schon seit einem halben Jahrhundert zu erfüllen getrachtet hat, die auch die sogenannte moderne Theologie mit ihrer historisch-kritischen Methode gestellt hat, der religiöse Idealismus, der — von edlen Gedanken und hohen Zielen durchdrungen — das Menschentum auf den Schild erhoben und den Menschen zum Mittelpunkt aller Dinge, auch der Religion, gemacht hat. Aber es ist ihm in keiner Weise gelungen, der religiösen Not Einhalt zu tun. So schmackhaft er dem modernen Menschen die christilche Religion zu machen versucht hat, auch er ist sowohl dem exakten als dem materialistischen Denken gegenüber machtlos gewesen. Kenner des kirchlichen Volkslebens haben schon seit Jahrzehnten beobachten können, daß — von Ausnahmen abgesehen — die Kirchen, in denen das Irrationale, das Übernatürliche verschwiegen und nur das Menschliche gepredigt wird, noch viel, viel geringeren Besuch aufzuweisen hatten als die andern; und jetzt ist der Idealismus, so weit er auch noch verbreitet, wissenschaftlich am Ende (vgl. das Werk von Prof. Lütgert: Die religiöse Krisis des Idea-

lismus), viele seiner tiefer angelegten bisherigen Anhänger haben den Subjektivismus „gründlich satt"; wie in der Philosophie so regt sich auch in der Theologie „die Sehnsucht nach dem Objekt". [Es ist schade, daß man diese Richtung „Idealismus" genannt hat. D. T.] Groß ist die Zahl derjenigen, die zu Barth und Gogarten übergehen, bei denen man die radikale Betonung des göttlichen Objekts und die — fast möchte man sagen — Ironisierung des Menschentums als eine wahre Wohltat empfindet. Am auffallendsten ist die Flucht vieler, auch gebildeter Kreise in die verschlungenen Gebiete des Okkultismus. Und die Tatsache, daß man diesen okkulten Gebieten, die vor nicht allzulanger Zeit für die Wissenschaft nicht vorhanden waren und von ihr stolz abgetan wurden, jetzt ernsthafte wissenschaftliche Untersuchungen widmet, ist ein Beweis, wie wenig man ein Recht hat, von „gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft" zu reden und zu verlangen, daß das Christentum den stetig wechselnden und oft einander entgegengesetzten Ergebnissen sich unterordnen und um ihretwillen auf sein innerstes Wesen verzichten soll. (Man denke z. B. auch daran, wie sehr der noch vor kurzem alleinseligmachende Begriff der Entwicklung jetzt allerorten ins Wanken geraten ist.)

Diese sich anbahnende Umkehr vom Subjekt zum Objekt, vom Menschlichen zum Göttlichen, vom Rationalen zum Irrationalen, von der Diesseitigkeit zur Ewigkeit mit allen Kräften zu fördern, das ist meines Erachtens die eigentliche Aufgabe für die evangelische Kirche der Gegenwart. Wenn diese Umkehr zu einer wirklichen Rückkehr sich umgestaltete — und eine Aussicht zu solcher Rückkehr liegt vor allem in der Gedankenwelt des edlen Teils unserer Jugendbewegung —, dann würde die bisherige der Religion entgegenlaufende Denkweise unterbunden werden, nicht zum wenigsten der Materialismus, die krasseste Auswirkung des falschen Subjetivismus, der bloßen Diesseitigkeit. Gewiß, auch die Kirche hat menschliche Organisation, und je größer eine Organisation ist, desto deutlicher treten ihre Schäden hervor; und wie die Empfindsamkeit für alle Organisationen jetzt wesentlich feiner ist als früher, so empfindet man die Schäden der Kirche mehr denn je. Aber man muß auch gerecht sein. Die evangelische Kirche war bisher Staatskirche, war zudem eng verflochten mit der politischen Einzelgemeinde, hatte kein Geld, war innerlich und äußerlich gebunden und an aller selbständigen Bewegung gehindert. Ein Wunder, daß sie trotzdem noch so viel Kraft und Wirkung bewahrt hat, ein Zeichen, wie groß die Gotteskraft ist, die in ihr wohnt. Nun, da sie endlich anfängt, frei von den Banden zu werden, muß sie das Laufen lernen. Das geht nicht mit einem Male. Wir müssen mit ihr Geduld haben. Schon hat sie vieles abgetan, was ihr früher hinderlich war. Die Lehre z. B., daß der Glaube sich in dem „Fürwahrhalten" erschöpfe, wird man wohl auch bei dem allerorthodoxesten Pfarrer — man könnte getrost einen Preis dafür aussetzen — nicht finden, ebensowenig wie die massive Auffassung des Weltbildes der Alten. Jedermann weiß, daß das „Oben", der Himmel, nicht ein Saal ist oder ein Garten in einem höheren Stockwerk, sondern daß es sich um einen Zustand handelt, ganz ähnlich, wie unsere Dichter und Schriftsteller von einem Zug nach oben und nach unten reden. Die neuen Predigtbücher zeigen, wie die führenden Prediger sich alle erdenkliche Mühe geben, zu den modernen Menschen in der modernen Sprache zu reden und auf die modernen Gedanken einzugehen; zahlreiche Schriften beweisen, wie man jetzt die Männlichkeit, das Heldentum Jesu sich zum Vorbild nimmt und die frühere — auch von den Malern vergangener Perioden beförderte — Auffassung Jesu als eines sanften, fast weiblichen Charakters zu überwinden bestrebt ist, wie man vielmehr die M o t i v e des Christentums betont als die Quietive.

Aber die eigentliche Aufgabe der Kirche hat erst begonnen. Und die Wiedergewinnung gebildeter Kreise ist entscheidend. Denn „ein Volk ist, was seine Gebildeten sind". Und auch bei den Gebildeten kommt es vor allem auf die Männer an. Die Männer aber wird man nur gewinnen — darin hat Herr Dr. Rothe sehr recht —, wenn man sie zur T a t, zur A r b e i t aufruft. A r b e i t s g e m e i n s c h a f t e n z. B. müssen geschaffen werden, in denen die wenigen gebildeten „Laien", die wir noch haben, mit ihren Pfarrern sich offen über ihre beiderseitige Not — auch

die Pfarrer haben ihre Not, je ernster sie es meinen, desto größer ist sie — aussprechen, miteinander ehrlich um die Wahrheit ringen, nicht als Besitzende, sondern als „die haben, als hätten sie nicht, als die kaufen, als besäßen sie nicht" (1. Kor. 7, 29. 30). Und wenn solche — zunächst kleine — Arbeitsgemeinschaften sich innerlich befestigt haben, dann wirken sie von selbst nach außen, indem sie einerseits andere, Fernerstehende, heranziehen, anderseits Arbeit in und an der Gemeinde leisten. Je mehr man aber für eine Sache arbeitet, desto größer, desto lebendiger wird das Interesse, das man ihr schenkt. Und wie viele Arbeit gäbe es für gebildete Männer in der Kirche: in den Kirchenvertretungen, in den Helferkreisen, Vorträge in den Gemeindeabenden und in den Vereinen, vor allem auch Arbeit an der Presse, der christlichen und noch mehr der Tagespresse. Was könnte von solchen Arbeitsgemeinschaften — ohne alle gemachte Organisation — gewirkt werden, wenn sie ergriffen wären von der sozialen Not unseres Volkes, der Wohnungsnot, der Alkoholnot, und wie die Nöte alle heißen, von denen die allermeisten unserer Gebildeten aus eigener Anschauung auch nicht die geringste Ahnung haben! Wie bald würde solches hingebende, aufopfernde Wirken Einfluß ausüben auch auf die Kreise unseres Volkes, die der Kirchengemeinde äußerlich angehören, aber innerlich entfremdet sind!

Nur einige Gedanken sollten ausgesprochen werden. Sie konnten bei weitem nicht erschöpfend sein. Und das eigentlich „Erschöpfende" ist Gottes Geist. Er weht, wo er will. Er wirkt nie an der Masse, auch nicht an der Masse der Gebildeten. Und doch ist die Kirche des Geistes Werkstatt. Ist sie das wirklich, dann kann sie nicht anders als wirken und arbeiten, dann freut sie sich über jedes ihrer Glieder, das durch Wort — auch durch sachliche Kritik — und Tat mithilft, Hindernisse aus dem Wege zu räumen und dem Geiste Gottes die Wege zu ebnen.

G. Resch

V.

Zur Erneuerung unseres religiösen Lebens

Die Erneuerung und Verinnerlichung unseres religiösen Lebens muß aus der Seele des Menschen erwachsen. Eine grundlegende Festigung und Klärung des Verhältnisses des religiösen Erlebens zur bestehenden Kirche ist nur möglich bei der Übereinstimmung zwischen dem seelischen Ausdruck (gefühlsmäßiges Erleben religiöser Werte — Religion) und der äußeren Darstellung (konfessionelle Festlegungen, Religionsformen — Kirche).

Solche Forderungen stellen ein überzeitliches Ideal dar, das im Leben des irdisch Begrenzten nicht zu erreichen ist. Die Erreichung dieses Zieles würde zu einem vollkommenen Standpunkt führen, zu einer gültigen Deutung alles tätigen religiösen Lebens sub specie aeternitatis, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Alle Versuche, lediglich durch äußere Mittel das kirchlich-religiöse Leben zu wecken, müssen fehlschlagen, denn eine große und starke Bewegung kann nur dann in Fluß kommen, wenn der Mensch nicht nur mit seinen Sinnen, sondern mit seinem ganzen Innenleben an den religiösen Werten teil hat, wenn er in dem kirchlich-religiösen Leben ein kongeniales Stück seines eigenen Erlebens gewahr wird. Als Gegenbeweis wird vielfach auf die überragende, geschlossene Macht und den einheitlichen Ausdruckswillen der katholischen Kirche hingewiesen. Wenn wir versuchen, religionspsychologisch solches einheitliche Erleben, diese scheinbare innere Geschlossenheit und seelische Selbstsicherheit zu verstehen, so können und müssen wir gerade hier zu dem Ergebnis kommen, daß auch der moderne kirchliche Katholizismus trotz aller äußeren Machtstellung keine letzte Begründung in dem Menschen als geistigem Wesen findet. Hier kommen wir an den entscheidenden Punkt: muß eine Kirche in ihren Formen und Satzungen psychologisch richtig sein oder muß sie das religiöse Erleben aus einem aller Zeitlichkeit überlegenen geistigen Leben, einer Welt überpsychologischer Innerlichkeit verstehen? Im Leben entscheidet sehr selten die logische Wahrheit, vielmehr aber das psychologische Verständnis. Deshalb hat die Kirche

äußerlich das reichste religiöse Leben, die sich dem seelischen Stande des Menschen, seinem Wünschen und Hoffen am besten anzupassen versteht. In der Gegenwart ist es vor allem eine Anpassung an die Sensibilität, an das bloß passive sinnliche Erleben. Vielleicht ist das ein letzter Erklärungsgrund für die Macht und den Umfang des katholisch-kirchlichen Lebens.

Wenn von einer Erneuerung des religiösen Lebens gesprochen wird, wenn man eine engere, innere Bindung von Religion und Kirche erstrebt, so denkt man zunächst an den Protestantismus. Hier aber sei mit aller Deutlichkeit hervorgehoben, daß beide große Konfessionen in ihrem gegenwärtigen kirchlichen Ausdruck nicht dem Wesen der echten Religion als einer geistigen, überzeitlichen Größe entsprechen, daß die eine Richtung den Menschen bindet wegen ihrer psychologischen Anpassungsfähigkeit an die äußere Natur des Menschen, während die andere den Menschen nicht als Sinnenwesen zu begreifen vermag, da sie diese Seite seines Seelenlebens nicht versteht, ihm aber auch innerlich fremd bleibt, da ihre dogmatischen Formulierungen dem Erleben des Religiösen als eines geistigen, ewigen Wertes nicht entsprechen. Religion ist psychologisch nicht zu deuten und logisch nicht zu erfassen. Denn ist sie bloß ein Teil unseres seelischen Erlebens, so werden ihre Werte relativiert, in die Ursächlichkeit des menschlichen Seelenlebens hineingezogen. Dann ist die Religion keine lebenerneuernde Kraft von überzeitlicher Geltung mehr, sondern ein Gegenstand menschlichen Wünschens und Hoffens. Wäre die Religion aber als Wahrheit dem Menschen mit seinem denkenden Bewußtsein zugänglich, so wäre niemals ein Streit über religiöse Ansichten und Überzeugungen entstanden, dann hätte es keine mittelalterlichen Ketzergerichte, keine fanatische, grausame Inquisition gegeben. Unser Urteil scheint uns zu dem faustischen „Ignoramus-Ignorabimus" zu drängen. Dann aber gibt es keine Rettung mehr, denn unser Wirken muß ohnmächtig bleiben, da es gegen die menschliche Unzulänglichkeit nichts auszurichten vermag.

Wir ergeben uns solchem Fatalismus nicht, weil wir gerade im gegenwärtigen Leben das Aufsteigen neuer, innerlicher, ursprünglicher Kräfte erkennen. Es ist genug Kritik an unserer Zeit geübt worden. Wenn das gegenwärtige Leben wirklich so seelenlos, so bloß verstandesmäßige Zivilisation wäre, wie es die meisten Theoretiker gedeutet haben, dann wäre alle Hoffnung auf das Erwachen eines neuen Lebens nur ein verräterisches Trugbild. Die zweite Forderung, die wir am Eingang dieser Betrachtung erhoben, können wir nicht erfüllen. Wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, daß der Weltstand im letzten Grunde irrational ist. Solche Erkenntnis führt uns aber zu unserer ersten Forderung zurück und fördert die Möglichkeit einer inneren Erneuerung unseres religiösen Lebens. Der Widerspruch der religiösen Dogmen mit dem modernen wissenschaftlichen Denken hat die Zersetzung unseres kirchlichen Lebens beschleunigt. Unheilvoll hat vor allem die volkstümliche unwissenschaftliche „Aufklärung" gewirkt. An dieser Tatsache können wir nicht vorbei.

Die bedeutendere Frage aber lautet: wie ist solcher Entfremdung entgegenzuwirken? Da gilt es, eine deutliche Scheidung vorzunehmen zwischen dem bloß zeitlichen Bestand und dem ewigen Gehalt der Religion. Alle Angriffe gegen das kirchlich-religiöse Leben treffen nicht den Wesensgehalt, den Kern der Religion, sondern ihre zufällige, zeitlich bedingte Formulierung, die von dem jeweiligen Kulturstande abhängig ist. Die Erkenntnis der Irrationalität des ewigen Religionsgehaltes gibt uns die Gewißheit, daß alle wissenschaftliche Aufklärung niemals den letzten Grund des religiösen Lebens, die Anerkennung und das Erleben des überzeitlichen, ewigen Wertes treffen kann. Die Wissenschaft ist eine Erscheinung des kulturellen Lebens, die Religion aber ist eine Uroffenbarung des Menschen als Teilhabers einer Welt selbständiger Geistigkeit. Der Gehalt der Wissenschaft ist wandelbar, er untersteht den ursächlichen Bedingungen zeitlicher Veränderung; die Religion ist im Grundbestande fest, sie ist nur in einer überzeitlichen, ewigen Ordnung der Dinge zu denken. Wenn wir mit dieser erkenntniskritischen Einstellung die Einwendungen gegen das kirchliche Leben betrachten, so fallen sie samt und sonders. Für uns ergibt sich aber trotzdem die wichtige Aufgabe, deutlich

darauf hinzuweisen, daß alle Kritik an der Kirche als dem sichtbaren Ausdruck des religiösen Lebens nur den zeitlichen Gehalt, nicht aber den ewigen Bestand der Religion trifft. Gegen den flachen Naturalismus der letzten Jahrzehnte erhebt sich mit ursprünglicher Kraft ein neuer Idealismus, gegen die enge Bindung an das natürliche Dasein wehrt sich in der Seele des Menschen die Kraft seiner geistigen Wesenheit, die ewige, göttliche Bestimmung seines Lebens. So ist es unverkennbar, daß wir in der Zeit einer neuen, gewaltigen Erhöhung und metaphysischen Durchdringung unseres Lebens stehen. Für solche aus der Seele des Menschen, aus seinem geistigen, letzten Grunde dringenden urmächtigen Kräfte muß unserer Kirche das rechte Verständnis gezeigt werden. Eine Normalisierung des religiösen Lebens ist unmöglich. Sie widerspricht dem individuellen Charakter aller religiösen Erlebnisse. Deshalb ist es eine Verkennung des wahren Wertes der Religion, wenn die Kirche auf die logische Formulierung dogmatischer Sätze den entscheidenden Wert legt. Diese Anerkennung darf niemals die Zugehörigkeit zu einer Kirche ausmachen.

Entscheidend ist allein das innere Verhältnis zu den religiösen Werten. Nach dieser Erkenntnis kommt es allein darauf an, daß wir den Mut zur Wahrhaftigkeit haben, um unser kirchliches Leben zu erneuern; denn niemals waren die Bedingungen für den Aufstieg eines neuen religiösen Lebens günstiger als in unserer Zeit, da der flache Naturalismus unter dem siegessicheren Glauben eines neuen Lebens zusammenbrechen wird. Für solche seelisch aufbauende Arbeit kann uns vor allem Rudolf Eucken wegweisend sein. Wenn wir nun über die inhaltliche Bestimmung des ewigen Religionsgehalts Klarheit suchen, so kommen wir nur zum Ziel, wenn wir unser Leben zunächst nicht als ein Gegebenes, sondern als Aufgabe betrachten. Der Wesensgehalt aller wahren Religion ist ethischer und aktivistischer Natur, er fordert die kraftvolle Tat aus einer sittlichen Gesinnung. Und nur so weit findet sich echtes religiöses Leben, soweit aus der ethischen Gesinnung des Menschen tatschaffendes Leben wirkt. Alle andere dogmatische Bindung kann niemals die gesamte Menschheit zusammenführen, denn die Konfession hat stets individuellen Charakter. Das Erleben ihrer Werte hängt von der Beschaffenheit des Einzelbewußtseins ab; aber Religion, das ursprüngliche Streben einer Verbindung des eigenen zeitlichen Daseins mit einem ewigen Leben und das Gewissen zur Mahnung an die sittliche Tat leben in jeder Menschenseele, sie sind universalistisch. Und nur auf einem solchen Boden, der aus der geistigen Größe des Menschen die Religion zu erfassen sucht, kann die Kirche eine Erneuerung ihres Lebens erreichen, aber Wahrhaftigkeit und Mut führen allein zum Ziel.

Dr. F. Alfred Beck

[Die Aussprache wird fortgesetzt.]

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Die „Deutsche Akademie" in München

Bayern verfügt über ein „Germanisches Museum" zur Sammlung deutscher Altertümer aus frühgeschichtlicher wie aus mittelalterlicher Zeit in Nürnberg und legte in München eben mit der Einweihung eines stolzen Gebäudes den Schlußstein für den großzügigen Aufbau der denkwürdigen Materialien des „Deutschen Museums", einer einzigartigen Dokumenten- und Modellsammlung zur Entwicklung der deutschen Technik. Und gleichzeitig trat in der Landeshauptstadt eine neue Gründung zutage, deren Ziele glänzendes Zeugnis dafür bringen, daß der „deutsche Gedanke" in dem als partikularistisch und reaktionär verschrienen Lande abermals neue fruchtbare Entfaltungen von großer Tragweite sucht. Eine „Deutsche Akademie" entstand, die durch innigste Verbindung geistiger Mächte den gesamten Kulturbesitz des deutschen Volkes im Inlande vor Gefährdung und Verfall sichern, ihn pflegen und fördern will, eine „Deutsche Akademie" die deutsche Geisteskultur in ihren vielfältigen Äußerungen vor der ganzen Welt zu vertreten, zu betreuen und zu verbreiten zum Leitsatze ihrer Tätigkeit nimmt, also für erneute Achtung und Weltgeltung die Wege weisen möchte.

Einen Wendepunkt im fehlenden Aufbau und in der nötigen Vertiefung der Verknüpfungen von Wissenschaft und Deutschtum scheint in der Tat die am 7. Mai 1925 feierlich vor die Öffentlichkeit getretene „Deutsche Akademie" in München zu bedeuten, die sich eine wissenschaftliche Anstalt „zur Erforschung und zur Pflege des Deutschtums" nennt. Ihre ersten Rundschreiben besagten, daß sie dem Bedürfnisse entspringt, „in der Zeit tiefster nationaler Erniedrigung" „durch die Nation und mit der Nation" eine geistige Organisation zu begründen, die einem freien Volkstum helfen will, in zäher und zielbewußter geistiger Arbeit seinen Platz an der Sonne wieder zu erringen. Die Rundschreiben betonten, daß die „Deutsche Akademie" an ältere, einst mit Begeisterung aufgenommene, aber durch politische Schwierigkeiten zum Scheitern gebrachte Gedankengänge anknüpft. Die Gründung soll eine Auferstehung der Pläne bedeuten, die Leopold von Ranke dem Bayernkönig Maximilian I. vor etwa zwei Menschenaltern vorlegte. Männer wie Savigny, Grimm, Grillparzer, Freytag, Heyse, Geibel sollten damals zur Verkörperung deutschen Wesens und deutscher geistiger Arbeit als würdige Glieder einer „Deutschen Akademie" auf das Ehrenschild der Nation gehoben werden und durch ihr Ansehen und die Weite ihres Geistes einem deutschen Kulturaufstieg Führer sein.

Nach den Satzungen betrachtet es die „Deutsche Akademie" als ihren Arbeitszweck, „alle geistigen und kulturellen Lebensäußerungen zu pflegen und die nicht amtlichen Beziehungen Deutschlands zum Auslande und der Auslanddeutschen zur Heimat im Dienste des deutschen Nationalbewußtseins zielbewußt zusammenzufassen und zu fördern". In Gestalt zweier Abteilungen soll sich diese weitverzweigte Tätigkeit vollziehen, einer wissenschaftlichen und einer praktischen. Die erstere schließt im Gegensatze zu den in Deutschland bestehenden Akademien der Wissenschaften wie der bayerischen, preußischen, sächsischen, württembergischen nur jene Wissenzweige ein, denen eine besonders innige Beziehung zum gesamten deutschen Volke zu eigen ist. Sie verfügt über vier Sektionen, die 1. deutsche Geschichte, 2. deutsche Sprache und Literatur, 3. deutsche Kunst und Musik, 4. deutsche Volks-, Staats- und Wirtschaftskunde in den Kreis ihrer Pflege ziehen. Der praktischen Abteilung ist die Sorge um die praktische Auswertung der von den wissenschaftlichen Stellen angeregten und durchgeführten Arbeiten anvertraut,

die Umsetzung der Ideen ins Leben, die Ausfindigmachung und Beschreitung entsprechender Wege zum Zwecke ihrer Wirkung und Ausstrahlung im Inund Auslande.

Welcher Art nun ist die Gliederung und Disziplinierung der Kräfte, die für die Tätigkeit der „Deutschen Akademie“ in Dienst gestellt werden, in welchen Richtlinien bewegt sich bereits die Umsetzung solcher Pläne in die Wirklichkeit? Die Organisations- und Verwaltungsaufgaben sind bei einem derartig umfassenden Werke von außerordentlicher, ja von grundlegender Bedeutung. Sie fallen dem „Kleinen“ und dem „Großen Rat“ sowie dem „Finanzausschusse“ zu. Die wissenschaftliche Einzelarbeit erwächst den genannten vier Sektionen der wissenschaftlichen Abteilung. Das Blut in den großen Arbeitskörper zu leiten, Anregungen zu geben und zu vertreten, dazu sind die „Senatoren“ bestimmt, die somit als „Träger der Gesamtaufgabe der Akademie“ auftreten. Diese Senatoren sollen die Eigenschaft „anerkannter Vertreter des deutschen Kulturlebens aus allen Ständen, Berufen und Ländern“ haben. Ihnen gliedert sich ein „Ehrenausschuß“ an, in den „Persönlichkeiten von hervorragenden Verdiensten um das Deutschtum im Auslande“ berufen werden. Soviel vom Aufbau des Ganzen, der entschieden wohldurchdacht ist und den Vorzug einer gewissen Elastizität hat, vor allem die reichen Möglichkeiten bietet, verdienstvolle und leistungsfähige Menschen in verschiedensten Formen an die neue Schöpfung zu binden.

Die stärkste Anteilnahme bei In- und Auslanddeutschtum fand die bei der Gründungsfeier zur Kenntnis gebrachte Liste der Senatoren, die als Ergebnis langwieriger Beratungen und Besprechungen zwischen leitenden Persönlichkeiten der „Deutschen Akademie“ und den Interessenten im Kreise der Gelehrten und der verwandten Organisationen hervorgegangen war.

Von den hundert „Unsterblichen“ — diese Analogie zu den Gliedern der „Académie Française“ liegt nahe — sind heute bereits 89 erwählt. Wer aber die Liste unvoreingenommen prüft, wird wünschen, daß die geschehene Auswahl nach einigen Gesichtspunkten eine Ergänzung erfährt. Auffallend ist zunächst die Stärke der Gelehrtenwelt im Senat; sie zählte 40 Köpfe, das ist fast die Hälfte der schon Ernannten. Es wird kritische Geister geben, die diese übermäßige Eingliederung des Professorentums in den Senat der „Deutschen Akademie“ statt in die Sektionen als Ausfluß der Überschätzung zunftgebundener Wissenschaft und zum Nachteil anderer geistig schaffender Schichten auslegen. In der Tat: wenn wir von der deutschen Literatur der Gegenwart nur Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, von der zeitgemäßischen Kunst lediglich Max Liebermann, Ludwig von Hofmann und Graf Kalckreuth, aus der Zahl heute schaffender Musiker allein Strauß und Pfitzner und den Dirigenten von Hausegger unter den Senatoren finden, so sind dies im ganzen nur sieben Schöpferpersönlichkeiten aus dem Reiche der Phantasie! Und das ist sicher eine dünne Schar, die das freie Künstlertum des deutschen Volkes zu vertreten hat, worüber das Ausland wohl einige Glossen machen wird.

Als Senatoren erscheinen ferner mit Recht Borsig, Cuno, Duisberg, Heineken, von Mendelsohn, Röchling, Sering und manche andere Männer von Namen, auf dem Gebiete von Handel und Industrie. Die Bedeutung eines großen wirklich „aus allen Ständen“ sich zusammensetzenden geistigen „Deutschen Volksrates“ fehlt aber der Senatorenphalanx, solange ihr neben der zahlreich vertretenen Schicht der Akademiker und der wirtschaftlichen Größen nicht auch aus den unteren Ständen durch eigene Kraft zu geistigen Führern Aufgestiegene eingereiht sind.

Und weiterhin: eine viel zu geringe Beachtung ist den intellektuellen Vertretern der Auslandsdeutschen gegeben. Wir finden keinen Wissenschaftler, keinen Künstler und keinen Politiker aus den Reihen der Elsässer, der Deutschböhmen, der Deutschsüdtiroler, der Banater Schwaben, der Deutschen Polens! Allein Franz Boas-Neuyork und Bischof Teutsch-Hermannstadt sehen wir von Auslandsdeutschen unter den Senatoren. Ein Kind des Elsaß wie Friedrich Lienhard, der Dichter eines klassischen Heimatromans wie „Oberlin“, der deutschsüdtiroler Maler Egger-Lienz, dessen Erdgeruch wie hohe geistige Merkmale tragende Bilder manche deutsche Museen wahrhaft zieren, von den Deutschböhmen der Historiker Berthold Bretholz und der in

seinen Werken aus der Volksseele schöpfende Dichter Hans Watzlick würden der Senatorenrunde sicher nicht zur Unehre gereichen. Will die „Deutsche Akademie“ für das deutsche Gesamtvolk wichtige Gedankenbrücken schlagen, so muß sie gerade bedeutende geistige Größen der Auslandsdeutschen ihrem Hauptkörper, dem Senate einverleiben.

Eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung fällt der „Deutschen Akademie“ nach mannigen Gesichtspunkten zu. Zunächst: sie knüpft durch gleichmäßige Erfassung des Deutschtums innerhalb und außerhalb der Grenzen für mannige Forschungsdisziplinen, vor allem die deutsche Volkskunde, die nötigen Zusammenhänge. Die Betrachtung des Auslandsdeutschtums ohne solchen Umblick hat manche Einseitigkeiten zutage gebracht. Haben wir erst die Quellen zur Geschichte der Auswanderung erschlossen, vermögen wir über die Herkunft der größeren und kleineren Volksinseln mannige, bisher fehlende Aufschlüsse zu geben, so wird es möglich, auch vom Gesichtspunkte einer Kunde der deutschen Stämme Geschick und Wesen dieser Volkssplitter tiefer zu erkennen.

Und weiter: nicht minderen Wert besitzt die vorgesehene Verbindung von wissenschaftlichen und praktischer Arbeit. Wie diese sich gestalten soll, welche Funktionen speziell die praktische Abteilung angesichts der schon von anderen Organisationen auf diesem Felde vielfach geübten Tätigkeit auf sich zu nehmen hat, darüber bestehen noch manche Unklarheiten. Erfahrung muß hier als der beste Lehrmeister wirken. Mit Recht betonte der Präsident dieser Abteilung, Generalmajor a. D. Haushofer, der selbst als früherer Kulturpionier in Japan und jetziger akademischer Lehrer für Geographie an der Universität München eine Verquickung praktischen und theoretischen Wissens in seiner Persönlichkeit verkörpert, daß eine solche praktische Abteilung ein ungemein feinfühliges und fein abzustimmendes Instrument sein müsse, das namentlich, was seine Wirkung zum Auslandsdeutschtum und zum Auslande betrifft, in dem großzügig tätigen Londoner „Imperialinstitute“ sein Vorbild finden könne.

Aber nicht nur dienend und registrierend, als Sammelbecken aller Unterlagen für deutsches Schaffen auf dem Gebiete des Wissens von Grenz- und Auslanddeutschtum und aller deutschen Kulturarbeit im Auslande mit ihren möglichen Befruchtungen, vermag eine solche praktische Abteilung Wegweiser für die wissenschaftliche Arbeit der Sektionen der „Deutschen Akademie“ wie für solche der verwandten Organisationen zu werden. Auch der Popularisierung der Schätze deutscher Geisteskultur im In- und Auslande (wie z. B. die Veranstaltung von Ausgaben klassischer Heimatromane) gehört unstreitig zu ihrer Mission.

Unleugbar sind manche der Gedanken, die heute die „Deutsche Akademie“ auf ihr Schild hebt, schon von älteren Organisationen verfolgt und ins Feld ihrer Tätigkeit eingeschlossen worden. So vor allem die beabsichtigte Resonanz auf das Auslandsdeutschtum, die nach den Satzungen gedacht ist: als 1. „planmäßige Vertretung und Förderung des deutschen Gedankens unter den Auslandsdeutschen“, 2. „Zusammenfassung aller Bestrebungen zur Erhaltung des Deutschtums in den abgetretenen oder sonst gefährdeten Gebieten des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs, wie der deutschen Beziehungen zur Welt“, 3. „eine unserer Weltgeltung entsprechende, zielbewußte kulturelle Einflußnahme zugunsten des Deutschtums und des deutschen Gedankens im Auslande“. Auf diesen Gebieten haben seit Jahrzehnten der „Verein für das Deutschtum im Auslande“, seit 1914 die „Deutsche Kulturpolitische Gesellschaft“ mit ihrem „Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum“-Leipzig, das sich aus der auf der „Bugra“ gebotenen Sonderausstellung „Deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Auslande“ entwickelte, seit 1917 das „Deutsche Auslandinstitut“-Stuttgart, seit 1919 der „Deutsche Schutzbund“ rührige Arbeit entfaltete. Eine schärfere Abgrenzung der Arbeitsziele wird zur Vermeidung von Doppelarbeit gegenüber diesen älteren Vereinigungen unvermeidbar sein. Die Gefahr des Wettbewerbs wird auch dadurch vermehrt, daß die „Deutsche Akademie“ bei ihrem finanziellen Aufbau sich nicht auf die Zuschüsse von Reich, Ländern und Universitäten stützen will. Vorgesehen ist Mittelbeschaffung im Wege von Landes-, Gau- und Ortsgruppen

durch jährliche Mitgliedsbeiträge. Diese Einzelvereine sollen ihrerseits eine rege Werbung für die „Deutsche Akademie" leisten und Veranstaltungen aller Art im Sinne der Pflege deutschen Geisteslebens und deutscher Kultur an den Sitzen ihrer Tätigkeit in Szene setzen. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise peinlichen Reibungen sich Tor und Tür öffnet. Denn werden Ortsgruppen der „Deutschen Akademie" dort ins Leben gerufen, wo sich größere Vereine und Verbände schon im Sinne der „Deutschen Akademie" betätigen, so müssen letztere den Einbruch in ihre ältere Wirksamkeit durch verdoppelte Agitation weitzumachen suchen. Es ist eine ernst zu diskutierende Frage, ob die Finanzierung nicht einem großen Sonderverein zur finanziellen Förderung der „Deutschen Akademie" zugeteilt und den Ortsgruppen insbesondere die Pflege der deutschen Volkskunde übergeben werden könnte und nicht diejenige der schon vielfach betreuten kulturellen Arbeit, die auf dem Grenz- und Auslandsdeutschtum sich aufbaut. Solcherart würden die Hemmnisse des Konkurrenzkampfes in sachlicher Betätigung wie in finanzieller Werbearbeit am leichtesten vermieden.

Das wissenschaftliche Programm der nächsten Zeit entwickelte in überzeugender Weise auf der Festsitzung in München der Präsident der wissenschaftlichen Abteilung, der verdienstvolle Historiker Prof. H. Oncken. Die „Deutsche Akademie" übernahm die Patenschaft für die monumentale Rankeausgabe von Paul Joachimsen (Dreimasken-Verlag, München). Sie denkt, dem deutschen Volke eine Zusammenstellung seiner großen Männer von Namen und Leistungen nach Art des englischen „Dictionary of National Biography" vorzulegen, die sich als einbändiger Auszug der nur in den großen öffentlichen Büchereien vorhandenen vielbändigen „Allgemeinen Deutschen Biographie" schaffen läßt. Die Archive der Länder und Gemeinden sollen für ein Dokumentenwerk zur deutschen Auswanderung durcharbeitet werden. Die kollektive akademische Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung will sich unter Führung der „Deutschen Akademie" einem Werke zuwenden, das die Sammlung des deutschen Sprachschatzes von der althochdeutschen Periode bis zur Sprache Goethes vollbringt, indes die deutsche Volkskunde eine Zusammenstellung der deutschen Flurnamen unternehmen wird. Ferner beabsichtigt die „Deutsche Akademie", dem großen Volkswirt Friedrich List einen Gedenkstein durch eine Gesamtausgabe seiner Werke zu setzen. Und aus dem Schoße für bildende Kunst und Musik soll ein nach den historischen Landschaften unseres Vaterlandes geordnetes „Corpus der deutschen Kunstdenkmäler" hervorgehen, das seinen Anfang mit einem Werke über den Regensburger Dom nehmen will.

Alles in allem: ein gewaltiges, für viele Geschlechter denkwürdiges Programm, das nur von einer geistigen Kraftzentrale in stiller Unermüdlichkeit bewältigt werden kann, ein Programm, das noch nach den verschiedensten Richtungen des Ausbaus fähig ist. Eines nur: wenn es zu einer schönen und großen „Wissenschaft vom deutschen Leben" sich ausweitet, darf es nicht zu sehr in die Atmosphäre der Studierstube versinken. Die Mitarbeiter müssen nicht nur Forscher, sondern auch Gestalter des Stoffes im künstlerischen Sinne sein. Denn es haftet zuviel der Erdenschwere an solchen Werken, die nur Zierde der großen Büchereien sind, deren Inhalt aber nicht lebendiger Besitz des ganzen Volkes wird. Bei Monumentalwerken erheblicheren Umfangs müßten Volksausgaben ihre geistigen und erzieherischen Werte in die breite Masse tragen, eine Aufgabe, die sich die praktische Abteilung der „Deutschen Akademie" zu eigen machen kann.

Die Gründung der „Deutschen Akademie" hat in diesen Tagen offenbart, daß in unserem Volke trotz seiner schmählichen Versklavung noch unausgeschöpfte seelische Energien stecken. Denn nicht der Staat wurde der Pate dieser Anstalt zur Förderung positiver deutscher Kulturarbeit, sondern eine Schar von Männern, die den Sehnsuchten nach Selbstbesinnung und Selbsterneuerung folgten und das Werk der Errichtung einer unsichtbaren Gemeinschaft auf dem Felde geistiger Arbeit im Herzen tragen, das mit den Grenzen des heutigen Staates und seiner politischen Zielsteckung nichts zu schaffen hat, ein unauslöschliches Werk, das in einem Groß-



deutschland im Sinne großer einigender Gesamtkultur gipfelt. Möge die Zahl derer als Zeugnis kräftig wieder aufkeimenden deutschen Lebenswillens von Stunde zu Stunde wachsen, die im Schoß der „Deutschen Akademie" nach den Worten der erhebenden Eröffnungsansprache ihres Präsidenten Geheimrat Prof. Pfeilschifter im Bewußtsein und Streben sich zusammenfinden „deutsch zu sein, deutsch zu fühlen, deutsch zu denken und zu handeln!"

Dr. Hugo Grothe

Vom geistigen Höhenstand der deutschen Bühne der Gegenwart

Geistiger Höhenstand der deutschen Bühne der Gegenwart — es klingt anspruchsvoll, fast vermessen, und es wird näher zu erläutern sein, wie der Ausdruck zu verstehen ist. Doch zuvörderst sei festgestellt, welche Faktoren den Höhen- oder Tiefenstand der Bühne, ihr Niveau bestimmen. Dichter, Regisseur, Darsteller und Publikum schaffen sie durch ihr Zusammenwirken. Der Dichter ist das Primäre, alles andere ist sekundärer Natur. Das klingt selbstverständlich und ist es doch nicht in dem Maße, wie es auf den ersten Blick erscheint. Tairoff, der Russe, hat den Begriff des „entfesselten Theaters" geschaffen. Er will, hierin Reinhardt in vielem gleichend, die Bühne unabhängig machen vom Dichter, indem er diesen gewissermaßen ausschaltet, die Dichtung nur noch als Sprungbrett benutzt für die eigenlebendigen Ideen des Regisseurs und die — mimische — Entfaltung des Schauspielers. Anläßlich der Gastspiele des Moskauer Kammertheaters in Deutschland ist dies Problem aufs ausgiebigste behandelt worden. Es berührt uns hier nur insoweit, als eine Rückwirkung der Tairoffschen Gedanken auf die deutsche Bühne in Frage kommt.

Um es vorweg zu nehmen: Die Tairoffsche These hat wenig Aussicht, auf unseren heimischen Bühnen die herrschende zu werden, trotzdem ihr mehr als der Anspruch eines vielgewandten und nicht ausschließlich machthungrigen Regisseurs zu grunde liegt. Das Theater der Gegenwart hat sich im Zeitalter des Expressionismus nicht nur von den frisch sprudelnden Quellen des realen Lebens, sondern auch von den ureigensten Gründen der theatralischen Wirklichkeit entfernt. Der Gegensatz dieser nunmehr im wesentlichen überwundenen Richtung zum Naturalismus ist so oft erläutert worden, daß es scheinen möchte, es sei zu seiner Kennzeichnung nichts Neues mehr zu sagen. Umso verwunderlicher wird es künftige Generationen berühren, wie viel fast alle Erklärungsversuche dem eigentlichen Wesen des Expressionismus schuldig geblieben sind. Er wollte die Abkehr vom Äußeren und zog sich bewußt auf die seelischen Regionen des menschlichen Mikrokosmus zurück, um von ihnen aus gleichsam Tiefendeutungen zu geben. Da Seelisches sich nun ebensowenig in Worte (oder Körper) wie in die Sprache der Farben, der Zeichnung, oder das Material fassen läßt, aus dem die Plastiker ihre Werke formen, ergab sich eine Inkongruenz zwischen Gehalt und Ausdrucksmitteln. Man griff zum Symbol. So entstand das Symboldrama der mystisch-vieldeutigen Worte, das nicht nur in Strindberg, sondern fast ebensosehr in Ibsen der letzten Periode seinen geistigen Vater hat, mit seiner Bloßlegung der Seele (an Stelle ihrer analytischen Zerfaserung), das technisch durch den ekstatischen Schrei und den Monolog des Ichs mit sich und seinen abgespaltenen Doppelgängern sich den Weg zum äußeren Verständnis zu bahnen suchte. Das symbolhafte Wort beherrscht die Szene, das Körperliche wird wesenlos, transparente Hülle der ihrer Bedeutung entkleideten Gestalten. Das Drama entfremdete sich der Bühne. Eine Kluft gähnte zwischen dem Dichter und der Szene, die nicht mehr Mittlerin seines Wollens sein konnte, da man ihr zumutete, Wesensfremdes zum Ausdruck zu bringen. Man mache sich das Gesagte an einem Stücke wie Kornfelds „Himmel und Hölle" klar als einem Beispiel für viele, und man wird wissen, was gemeint ist.



Wo die Dichter versagten, lag es für den Regisseur nahe, in die Bresche zu springen. So erfährt das Vorgehen Tairoffs und anderer seine innere Begründung. Es ist ein Verfahren, das mit Vorsicht und Auswahl angewandt sein will. Sobald der Regisseur an einen wirklichen Dichter gerät, versagen seine Künste. Wer Tairoffs Inszenierung der „Heiligen Johanna“ gesehen hat, wird dem zustimmen. Hier ward Kunst zur Künstelei, zur bloßen Artistik. Letzten Endes soll das Theater doch den dichterischen Gehalt eines Werkes zur restlosen Wiedergabe bringen. Seine Aufgabe ist dienender Art, wohl auch schöpferischer, aber nur im reproduktiven, nicht im urtümlich produktiven Sinne. Trotz Emmels „Ekstatischem Theater“, das neben den „literarischen“ und den „theatralischen“ Regisseur, den Interpreten und den Autonomisten, den „Regisseur der dramatischen Vision“ stellt, wird man zu diesem Resultate kommen. Vielleicht ist der Unterschied der Meinungen in Wirklichkeit kein so großer. Denn die Neuschöpfung, von der Emmel spricht, ist letzten Endes nichts anderes als die Übertragung des Dramas aus der rein dichterischen in die theatralische Sphäre der sinnlichen Erscheinungswelt. Das Hinabtauchen zu dem Quellgrund aber, aus dem der Dichter schöpfte, ist für den kongenialen Regisseur selbstverständliche Unerläßlichkeit. Jedenfalls geht es nicht ohne die Dichter.

Wo aber sind, die diesen Namen verdienen? Es ist unmöglich, an dieser Frage vorüberzugehen, wenn anders man dem Problem von Höhen- oder Tiefstand der deutschen Bühnengegenwart näher kommen will, mag man sie immerhin nur andeutungsweise berühren. Die Klage über die Unfruchtbarkeit der heutigen dramatischen Produktion bildet nicht allein das A und O sämtlicher deutscher Dramaturgen. Es ist etwas Wahres an ihr, nicht in dem Sinne, daß nichts geschrieben würde, sondern vielmehr, was die Qualität des Geschaffenen betrifft. Der Naturalismus hat seine Zeit gehabt, Gerhart Hauptmann ist ein alter Herr geworden, dem der Lorbeerkranz Goethes absonderlich zu Gesicht steht. Unruh, der Dichter des „Louis Ferdinand“, den viele als den kommenden Mann priesen, strebt vergebens heraus aus dem chaotischen Gewirr, in welches der Expressionismus die Literatur der Deutschen verwandelt hat. Kaiser ist ein kalter Rechner und Techniker, ein „Denkspieler“, um das treffende Dieboldsche Wort zu gebrauchen, der mit seiner „Kolportage“ aus dem Konstruktiven entschlossen den Schritt ins Kitschige getan hat. Es bleiben einige Außenseiter, von denen noch zu sprechen sein wird, es bleibt das Lustspiel, und es bleiben die Jüngsten — Bert Brecht und Arnolt Bronnen an der Spitze.

Im Lustspiel ist, wenn man Versuche, wie den leidlich geglückten „Ewigen Traum“, wie den mißglückten „Palette“ Kornfelds beiseite läßt, Karl Sternheim, „der deutsche Molière“, die führende Persönlichkeit. Es wäre ungerecht zu leugnen, daß er einmal der deutschen Sittenkomödie gewissen Auftrieb verlieh. „Bürger Schippel“, „Snob“, „1913“ weckten Hoffnungen. Allein mit dem „Entfesselten Zeitgenossen“ und dem „Nebbich“ hat man sie zu Grabe getragen. Die bissigen Angriffe dieses Enfant terrible des Expressionismus auf die hohle Moral des Bürgertums sind längst in Manier versandet, wie sich die gewollt bewußte Abgehacktheit der Sprache selber ad absurdum führte. Hier färbte der Expressionismus in der Wahl der äußeren Mittel im Sinne einer Stilisierung ab, wie sie sich im übrigen des Bühnenbildes bemächtigt hatte. Dem einstigen Kampf zwischen Naturalismus und Expressionismus ging die Auseinandersetzung zwischen Illusionsbühne und stilistischem Bühnenbild parallel.

Vom Expressionismus aber kann uns so wenig das Heil kommen, wie vom Naturalismus, von der Außenschau so wenig wie von der Innenschau, vom Materialismus und vom Rationalismus so wenig wie von der ausschließlich seelisch projizierten Umwelt. Es ist bezeichnend genug, daß es schwer fällt zu sagen, was eigentlich die Dichtung „unserer“ Zeit will, worauf es ihr ankommt, zu welchen Zielen sie strebt. Nicht die elende Lust am Registrieren, sondern der Drang nach Klarheit, das Gefühl, der eigenen fiebernden Gegenwart den Puls fühlen zu müssen, ist es, der die Frage aufwerfen läßt nach der Zugehörigkeit und Einordnungsfähigkeit von Dichtern wie Arnolt Bronnen und Bert Brecht. Bronnen, der in unheimlicher Fruchtbarkeit Stück auf Stück auf den Markt wirft, ist in vielem ein Schulbeispiel für die chaotische Verworrenheit der

Gegenwart. Sicherlich hat im „Vatermord" Freud mit seinen Ödipus-Komplexen Pate gestanden. Fehlt doch in diesem Stück nicht einmal die Libido zur Mutter! Man kann mit Fug und Recht von einer starken psychologischen Belastung sprechen, die in psycho-analytischer Umbiegung zurückgeht auf den psychologisch eingestellten Naturalismus. Zugleich aber prägt dieser dramatische Erstling seines Erzeugers die These vom Menschen, der in fanatischem Selbständigkeitsdrange die Welt aus sich erschaffen, allein unter dem Himmel am Anfang seiner Welt stehen will. Dies zerstörerische Moment, diese Ablehnung der Tradition ist durchaus expressionistisch im Sinne falsch verstandener Innerlichkeit und seelisch-metaphysischer Ausschließlichkeit, die gleicherweise den Zusammenhang mit der Außenwelt wie der Überlieferung verloren hat. Die Welt Bronnens kreist um das eigene Ich und bedient sich als Triebkräften der sinnlich-erotischen Reize, die denn folgerichtig mit ihrer starken Hervorhebung der tierischen Elemente den „seelischen" Expressionismus ad absurdum führen, indem sie ein absolutes Regiment des Fleisches errichten. Die „Anarchie in Sillian" und die „Katalaunische Schlacht" sind Meilensteine auf diesem verhängnisvollen Wege, der technisch in blutrünstiger Kinotheatralik verläuft.

Bert Brecht hält mit seinen „Trommeln in der Nacht" in der Wirklichkeitsschau seiner Szenen beim Naturalismus. Doch ist ihm diese nicht Endziel, sondern Mittel zum Zweck. Gefühls-Stimmungsmäßiges erzwingt den Durchbruch. Der Zusammenhang mit kosmischem Geschehen wird im Einzelschicksal gesucht, wenn auch nicht gefunden. Schade, daß die Spur dieses Dichters, die herauszuführen schien aus chaotischer Unklarheit, sich zunächst im „Dickicht" verlor.

Wo sind sie, die neuen Dichter? Wo ist das kommende neue Drama? Es ist auf dem Marsche, trotz allem — hört man machtvolle, zukunftssichere Stimmen. Es wird uns vom Geistigen zum Seelischen führen, vom Wissen zum Glauben. Unter Abdrängung der Technik auf ihr Gebiet, das der geistbeherrschten Materie, wird es aus diesem technischen Zeitalter heraus den neuen Gott gebären. Es ist beachtlich, daß ein Spielleiter wie Hoffmann Harnisch, dem die Inszenierung der von ihm uraufgeführten Barlachschen „Sündflut" solche Zuversicht bringt, sich in ihr mit Felix Emmel trifft, der den Sinn alles Dramatischen zurückführt auf die kultischen Bindungen im weitesten, außerkonfessionellen Betracht, der das Wesen des Dichters im Seherischen erblickt, in der Vision des menschlichen Geschicks und seiner Einordnung in den Weltzusammenhang. Wenn anders aber das moderne Drama Kulthandlungen im Dienste des unbekannten Gottes erstrebt, wird es darauf gerichtet sein müssen, das Wesen eben dieses Gottes und seiner im Schicksale sich auswirkenden Kraft zu erforschen. Charakteristisch dafür ist, wie in der „Sündflut" Gott jedem anders, eben aus dem Kreise seiner Vorstellungswelt heraus, geboren erscheint. Das ist nicht mehr egozentrisch gedacht. Ein außerhalb ihrer Wirkendes gesellt sich der menschlichen Seele, sie aus der Vereinsamung der expressionistischen Dichtung befreiend. Einzel- und Allseele streben zu einander, reichen sich die unsichtbaren Hände — das ist in der Tat der dem Drama der Moderne vorgezeichnete Weg, der sein Niveau verschieben, es hinaufführen würde auf eine höhere Ebene.

In dieser Richtung ist Emmels Wort vom „ekstatischen" Theater zu verstehen. Es hat nichts gemein mit dem ekstatischen Schrei, der ekstatischen Gebärde des Expressionismus, nichts mit pathologischer Exzessivität, der Dichter wird sein, was er in allen Blütezeiten lichter Dichtkunst war — Mittler des Göttlichen. Wohlgemerkt, diese Art der Dichtung soll und darf nicht führen zum metaphysischen Theater. Die Bühne braucht Handlung; aber diese äußere Handlung ist gleichsam die Schale des inneren Wachsens und Geschehens.

Nochmals — solcher Dichtung gegenüber finden Regisseur und Schauspieler ohne weiteres die rechte Einstellung, die des Dienens am Werke. Sie gibt nicht nur dem Dichter, was des Dichters ist, sie befreit auch den Schauspieler aus übermächtigen Banden der Regie. Die Einordnung in den dichterischen Gesamtplan, die Unterordnung unter seine schöpferische Vision ist leichter zu ertragen als die Knechtung seitens einer selbstherrlich schaltenden Regie. Die stärksten Regiebegabungen sind hier oftmals die gefährlichsten. In der Hand eines Jeßner, eines Hartung verkümmern nur zu leicht die Individualitäten. Allzu biegsames Jungholz verliert den Eigen-

wuchs. Glänzend dressierte Marionetten agieren nach den Stichworten ihres Herrn und Meisters, der sie an seinen Drähten hüpfen und laufen läßt, wie immer es ihm gefällt. Als Folge eröffnet sich der Eindruck einer ungeheuren Leere, den man in stärkstem Maße aus den „glänzenden" Tairoffschen Inszenierungen mit nach Hause nimmt.

Der moderne Schauspieler befindet sich in einer unglücklichen Lage. Nachdem er mühsam gelernt hat, sich streng naturalistisch zu gebärden, Sprache, Tonfall und Haltung des Alltags als das Höchste zu manifestieren, entfremdet ihn das mystische Gestammel des Expressionismus der Wirklichkeit und entpersönlicht ihn. Er verliert die Sprache des Körperlichen, wird Wortschauspieler. Der autonome Regisseur sucht ihn zum Mimiker, fast möchte man sagen, zum Pantomimiker umzuformen. Schließlich schwankt er haltlos zwischen den Stilen. Die Krise unserer zeitgenössischen Schauspielkunst offenbart sich am erschreckendsten in den Klassikeraufführungen. Zu deklamieren ist verpönt, Versesprechen ist eine Kunst der Vergangenheit. Die Folge ist ein Stilmischmasch von oft grotesken Ausmaßen. Die Sprache wird ihres Rhythmus, ihres Klangs, ihrer Leuchtkraft entkleidet. Zwischendurch flammt seltsam verhalten und gepreßt das ursprüngliche Dichterwort wieder auf wie der Naturlaut eines edlen Raubtieres hinter den Gitterstäben seines Käfigs. So löst sich heutzutage Pathetik vielfach auf in ein unseliges, ratloses Hin und Her zwischen gejagtem Parlando und unvermitteltem Geschrei des Ausbruchs. So entstehen gänzlich stimmungslose Aufführungen, wie die vor kurzem getätigte Neuinszenierung des 1. Teiles des Faust im Frankfurter Schauspielhaus. So gelangen wir zu direkten Entgleisungen wie den „Räubern" in Cut und Monocle. Schlimmer noch, wenn die einzelnen Stile sich bekämpfend hart im Raume derselben Aufführung neben einander stehen, wie in jener berühmten und berüchtigten nachrevolutionären Tellpremiere des Berliner Staatstheaters, in der neben dem naturalistischen Tell Albert Bassermanns Krausnecks Attinghausen die klassische Richtung in waschechtem Meiningertum verkörperte. Wir stehen hier vor einem Problem, das um so mehr an Aktualität gewinnt, als der Mangel an modernen, im Repertoire Wurzel fassenden Stücken ganz von selbst zum Zurückgreifen auf die Werke der sogenannten Klassiker zwingt. Es soll hiermit kein Verdikt gegen die moderne dramatische Dichtung gefällt werden. Voll gerecht werden wird ihr erst eine spätere Zeit, die mehr Distanz gewonnen hat. Aber die Tatsache besteht, daß wir theatralisch zum guten Teil von den Klassikern leben.

Zusammenfassend würde sich ergeben, daß jede dramatische Periode ihren besonderen Stil verlangt. Es ist ein Unding, mit naturalistisch geschulten Schauspielern klassische Werke spielen zu wollen oder mit expressionistischen Spielern den Versuch zu unternehmen, einer naturalistischen Dichtung gerecht zu werden. Das Ideal wäre, Schauspieler jeder Gattung für jeden dramatischen Stil zur Verfügung zu haben. Aber diesen Luxus kann sich keine Bühne leisten, und wenn sie es wollte, sie fände nicht immer das Material, dessen sie bedürfte. Da ferner kein Spielplan die Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet vertrüge, ganz abgesehen von der stets im Flusse befindlichen Entwicklung, so wird nichts anderes übrig bleiben, als eine Vielseitigkeit der schauspielerischen Schulung, die allerdings auf diesem Gebiete ungeahnte Perspektiven eröffnet. Schließlich darf nicht verkannt werden, daß das Entscheidende auch beim Schauspieler die innige Verwachsenheit mit Sinn und Wesen der Dichtung ist. Alles andere, das handwerksmäßig-technische also verharrt im Verhältnis des Mittels zum Zweck. Es leuchtet ein, daß gegenüber der geistig-seelischen Wandlungsfähigkeit, die immer das Kennzeichen des echten Bühnenkünstlers sein wird, die äußeren Stilfragen zurücktreten, ohne deswegen an Bedeutung zu verlieren. Die Forderung der Synthese des am Worte verhafteten Schauspielers und des seines Körpers als vollendeten Ausdrucksmittels sich bedienenden Mimen bleibt daneben bestehen. Aber sie trifft nur die eine mehr technische Seite des Problems. Die innere Entwicklungskraft des Schauspielers wird über Sein oder Nichtsein der Bühne entscheiden.

Ganz anders steht es mit der Gestaltung des Bühnenbildes. Hier ist Angleichung an den Stil der Werkes nicht nur unbedingtes Erfordernis, sie liegt auch ohne weiteres im Bereich der



Möglichkeit. Die Frage, ob Illusions-, ob Stilbühne, ist in dieser Form völlig falsch gestellt. Das Wesen der Stilbühne besteht darin, daß sie das Bühnenbild aus dem festgeschlossenen Kreise bestimmter, mit der Szenerie verbundener Vorstellungen löst, daß sie die Wirklichkeit des Ortes gleichsam beseitigt. Indem sie die Illusion bestimmter Räume und klar umrissener landschaftlicher Hintergründe aufhebt, schafft sie ein rein andeutendes Bühnenbild mit dem Endziele, der Phantasie des Zuschauers einen ungehemmten Flug zu ermöglichen. In Wirklichkeit ist es also der Zuschauer, der sich mit dem inneren Auge sein Bühnenbild schafft. Der Bühnenbildner beschränkt ich seinerseits darauf, die Richtung zu weisen, die diese nnere Schau zu nehmen hat.

Folgerichtig verarmte in den Jahren, die hinter uns liegen, das Bühnenbild mehr und mehr. Eine Anzahl Vorhänge, oft ins Schleierartige gewandelt, von Requisiten nur das unumgänglich Notwendige, dazu die Lichtfluten des Scheinwerfers im Wechsel von Hell und Dunkel — und die Szene war fertig. Der Schauspieler bewegte sich gewissermaßen im leeren Raum, auf sich gestellt wie das Stück, und dadurch, wie die Formel lautete, zu größter Intensität befähigt. Von allem Beiwerk befreit, sollte die Dichtung durch sich und nur durch sich wirken. Es ist kein Zufall, daß diese Entwicklung Hand in Hand ging mit der Eroberung der Bühne durch die expressionistische Dichtung. Wie diese den Schwerpunkt in das Innere des Menschen verlegte und durch ihre Abkehr vom Äußeren mit der überkommenen theatralischen Wort- und Formensprache in Widerspruch geriet, mußte sie auch im Bühnenraum ein durchaus inäquates Feld der Kämpfe erblicken, die sich in der Seele des Menschen abspielten. Letzten Endes undramatisch und untheatralisch, konnte die expressionistische Dichtung, wie die ihr dienende Schauspielkunst, auf äußere Gestaltung des Bühnenraumes verzichten. Je öder, desto besser, denn um so weiter öffneten sich die Tore der im Banne der Dichtung schwingenden Phantasie. Es kam ein anderes hinzu — das viel mißbrauchte Schlagwort von der Shakespearebühne. Wie denn? Shakespeare war nimmermehr ein Expressionist — und dennoch begnügte er sich, statt eines Bühnenbildes, mit der Aufrichtung eines Zettels, der den Ort der Handlung nannte. Es scheint vielfach verkannt worden zu sein, daß hier zum guten Teil aus der Not eine Tugend gemacht wurde. Nur das eine kann als feststehend erachtet werden, daß jedes Stück, wenn es sein muß, auch ohne szenische Behelfe gespielt werden kann. Das expressionistische Drama ist dieser Art der Inszenierung mehr oder minder gemäß. Allen anderen Dramen gegenüber bedeutet die illusionslose Bühne einen Verzicht auf restlose Auswirkung ihrer Möglichkeiten.

Ein grundlegender Irrtum liegt darin, die Illusionsbühne schlechthin der naturalistischen gleichzustellen. Der naturgetreuen Nachahmung der Wirklichkeit bis ins letzte Detail sind an sich natürliche Grenzen gesetzt. Illusion schaffen ist nicht gleichbedeutend mit dem Kopieren der Natur. Richtig verstanden bezweckt jede Inszenierung nichts anderes als ein Einfangen der von dem betreffenden Kunstwerk ausstrahlenden Stimmung in einen möglichst konformen Rahmen der szenischen Gestaltung. Mit bloßem Naturalismus wird man den Wagnerschen Bühnenschöpfungen, wird man dem Faust niemals gerecht werden können. Deswegen braucht man noch lange nicht in das entgegengesetzte Extrem der stilisierten Bühne zu verfallen, die regelmäßig gegenüber allen jenen Bühnenwerken versagt, die gleich weit entfernt vom reinen Naturalismus wie vom Expressionismus ihre Eigenart entfalten. Es wirkt peinlich, wenn Jeßner seinen Tell auf einem Unterbau von Treppen spielen oder seinen Richard III. die Stufen einer blutrot aus dem Raume ragenden Riesentreppe hinansteigen läßt. Solche Stilisierung verkennt den Stil des Werkes und findet letzten Endes ihre Krönung in den — einem Ingenieurhirn entsprungenen — Gerüstkonstruktionen, auf welchen Tairoff seine Schauspieler über Brücken, Gehsteige, schiefe Ebenen und Fahrstühle im „Mann, der Donnerstag war“ akrobatisch wirbelnd auf und nieder führt. Was in einem „Kino-Revue-Sketsch“ nur absonderlich wirkt, verflacht Werken höheren Grades gegenüber zur Manier. Nicht Wirklichkeit, sondern Wahrheit ist die Gegebenheit des Bühnenbildes, die allein gewonnen werden kann aus ehrfürchtiger Einfühlung in das Wesen

des darzustellenden Werkes, nicht aber aus den absurden Regieeinfällen alles über einen Leisten schlagender Regisseure und Bühnenbildner.

Ein anderes ist es mit der räumlichen Aufteilung der Szene, die in einer Gliederung der Bühnenfläche, einer Entwicklung nach der Höhe hin dem Darsteller die Möglichkeit der räumlichen Aufwärtsbewegung geben und zugleich die Vorbedingung für die Entfaltung und Verteilung der Menschenmassen schaffen will. Unverkennbar beruhen Jeßners Maßnahmen zum Teil auf solchen Erwägungen. Niemals darf in ihrer Durchführung eine Vergewaltigung der geistigen Voraussetzungen des Dramas liegen. Hier ist die Grenze, deren Überschreitung ins Verderben führt. Der Treppenwahnsinn in seiner Verallgemeinerung also ist zu verwerfen, dagegen hat man mit im spitzen Winkel aufeinanderstoßenden, schräg aufwärts führenden Ebenen gute Erfahrungen gemacht. Im Sinne einer an sich durchaus begrüßenswerten räumlichen Reform der Szene liegt auch die Schaffung einer der Hauptbühne breit vorgelagerten, vielfach in den Zuschauerraum hineinragenden Vorbühne, zu der häufig Treppen aus der Tiefe emporführen. Derartige Einrichtungen haben sich an einer ganzen Reihe von Bühnen bewährt und sind für gewisse Stücke zur Regel geworden.

Strebt die traditionelle Guckkastenbühne mithin schon aus ihrer Isolierung heraus nach intimerer Fühlungnahme mit der Welt des Zuschauers, so gewinnt dieses Trachten zweifellos auch Ausdruck in dem neuerdings beliebten Hindurchführen der Schauspieler durch den Zuschauerraum. Trennende Schranken sollen fallen, Darsteller und Schauende zusammenwachsen zu einer höheren Einheit. Ist dies auf unseren heutigen Bühnen zu erreichen? Schwerlich, die Lösung liegt auf einer anderen Ebene.

Nicht von ungefähr wachsen die Freilichtbühnen, die Naturtheater in unheimlicher Fülle aus dem Boden. Sie gehen zurück auf das klassische Theater der Griechen, vielfach in freier Anlehnung, indem sie ganz auf den Einbau einer Bühne verzichten und das Bühnenbild restlos einfangen in den von der Natur geschaffenen Rahmen. Was auf der Kunstbühne mühsam erzwungen werden muß, die Gliederung des Raumes, bietet sich hier von selbst; was der gedeckten Bühne fehlt, ist hier vorhanden; die Einheit des Raumes, den das Gewölbe des Himmels als einigendes Symbol schicksalhafter in die Höhe strebender Verbundenheit überspannt. So einfach liegt es nun nicht, daß man kurzerhand Freilichttheater baut und hiermit das Problem der modernen Bühne gelöst zu haben meint. Zuvörderst sind wir so wenig Griechen wie unser Drama mit dem antiken in eine Linie gestellt werden kann. Stücke, die nicht für die Freilichtbühne geschrieben worden sind, und es sind aus dem Bestande unserer Literatur herzlich wenige, lassen sich nur in den seltensten Fällen ohne weiteres auf sie verpflanzen. Das Drama der Griechen war kultische Handlung, das unsrige ist in der Regel fern aller kultischen Einstellung. Wie im Altertum können sich Spieler und Zuschauer nur finden, wenn eine große gemeinsame Idee, gleiches Fühlen und die Gewißheit, demselben Ziele zu dienen, sie zueinander führt. An die Stelle eines von den verschiedensten Instinkten getriebenen, vom Zufall für wenige Stunden in räumliche Gemeinschaft zusammengewürfelten Menschenhaufens, einer Summe von Individuen, die gehetzt und ermüdet ihre Sorgen und Alltagsinteressen hineintragen in das Spiel, muß eine Gemeinschaft seelisch Verbundener treten. Das Publikum muß sich wandeln in die Gemeinde, das Theater muß aus einem Vertriebsladen artistisch gewürzter Reizmittel sich läutern zum Orte der Offenbarung. Die Bühnenweihfestspiele Wagners schufen sich ihr Bayreuth. Wenn die Stunde der seherischen Dichtung gekommen sein wird, wie wir sie erhoffen, dann wird auch die neue Bühne, von der wir sprachen, ihre Mission erfüllen können. Die Ansätze sind vorhanden.

Im Bergtheater in Thale plant der Harzer Festspielbund die Wiedergabe eines Zyklus Lienhardscher Werke, die neben dem „Sommernachtstraum“, der „Iphigenie“ und der „Hermannschlacht“ das dramatische Schaffen dieses Dichters einer größeren Gemeinde näher bringen sollen. Lienhard hat bisher auf unserer traditionellen Bühne kaum festen Fuß gefaßt. Vielleicht



ist sein Schaffen auf jene höhere Einheit der Werkes, des Dichters, der Darsteller, des Spielleiters, der Zuschauer eingestellt, die wir zurzeit so schmerzlich vermissen. Vielleicht! Die Zukunft wird es lehren.

Vergessen wir des **Kritikers** nicht in diesem Zusammenhang. Welche Funktion versieht er? Ist er der Nörgler, der Allesbesserwisser, der in seinen Auslassungen sich selbst Bespiegelnde, als den man ihn so gerne hingestellt? Gewiß, es gibt solche. Recht verstanden bleibt er doch der Mittler der andern, die an der Höhenrichtung der deutschen Bühne beteiligt sind. Er ist der treue Gefährte, der ehrliche Makler des Dichters wie des Darstellers, des Spielleiters und der Gemeinschaft der im Werke geistig Verbundenen, nicht nur der Chronist, nein, auch der Taufpate, der der schöpferisch gezeugten lebenweckend entbundenen Dichtung seinen Spruch mitgibt in Kampf, Not, Niederlage und Sieg, Diener der Wahrheit, die allein aus göttlicher Befruchtung niederstrahlt auf alles menschliche Schaffen.

Dr. M. Leuchs-Mack

Ein Nachwort zu Anton Schindlers 60. Todestag

Am 16. Hartungs vor. Jahres waren 60 Jahre seit dem Tage verflossen, an welchem **Anton Felix Schindler** in Frankfurt a. M. die klaren, allezeit kampfesfroh gewesenen Augen schloß. Mit ihm war ein Mensch dahingegangen, auf den Goethes Wort vom Einssein des **Menschen-** und des **Kämpfertums** in ganz besonderer Weise zutraf. Kannte Schindler doch seit Beethovens Tode nichts Höheres und Heiligeres, als sich mit seiner ganzen Kraft für das Riesenvermächtnis seines Herrn und Meisters einzusetzen. Einesteils mit dem Anschein, als ob auch **seine** Person dabei nicht zu kurz kommen solle, anderen- und mehrenteils jedoch unter Ausschaltung jeder Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt. Daß es überhaupt zu dem erst gemeinten Eindrucke hat kommen können, lag wohl in erster Linie an einer gewissen herben, gelegentlich auch engen schulmeisterlichen Art des Mannes: er hatte **einen** Gott gefunden, Ludwig van Beethoven, und kannte nun nicht nur keine anderen Götter mehr neben ihm, sondern er hatte auch das Bewußtsein, daß niemand auf der Welt diesen „Gott" so bis in die tiefsten Winkel seines Herzens hinein wirklich auskannte wie er. Dieses tiefe, übermächtige Beethovenerlebnis traf eben einen Mann, dem es an der Kraft zu letzter innerer Beweglichkeit und Befreiung gebrach; einen Mann, dem es trotz seiner unbezweifelbar hohen Allgemeinbildung nicht gelingen wollte, zu seiner Umwelt in ein wirklich fruchtbares Verhältnis zu kommen. Dafür schenkte er der Mit- und Nachwelt jenes berühmte Buch, das seinen Namen so lange lebendig bleiben lassen wird wie denjenigen Beethovens — wenn auch nicht in der breiten Masse, so doch unter der großen Zahl derer, die Beethovens Leben und Schaffen **forschend** nachgehen. Dies Buch schuf aber zudem einer, der mit Fug und Recht **ein ganzer Mann** genannt zu werden verdient. Einer, der mit seiner Charakterfestigkeit in einer Welt von zum Teil fesselloser Gefühlslebigkeit — „Das junge Deutschland" — und von Frankreich herübergekommener, von einem wesentlich jüdischen neuen Journalistenstande geförderter Gesinnungslumperei wie ein Felsen aus Erz dastand. Äußerst bezeichnend für diese Welt zweifelhaften Wertes ist z. B. das Geständnis Heinrich Heines, er habe den „Witz", Schindler sei mit Visitenkarten mit dem Aufdruck „ami de Beethoven" in Paris krebsen gegangen, lediglich seinem Freunde Franz Liszt zuliebe in seinen Bericht für die Augsburger Allgemeine Zeitung hineingebracht! Ein „Witz", dessen üble Auswirkungen der redliche, ernste Schindler sein Leben lang zu verspüren bekam! Niemand widersprach seiner Gegenwehr in einer hochangesehenen Leipziger Zeitung — niemand half ihm aber auch, Heine gründlich auf die unsauberen Finger zu klopfen, und so **blieb** an ihm der Schein haften, daß er

mit seiner Beethovenfreundschaft in den Kreisen der Pariser Künstler auf eine ihm nicht anstehende Art Vorteile für sich erstrebt hätte.

In Wahrheit war Schindler viel zu lebensunkundig und in strengen Lebensauffassungen groß geworden, als daß er seine einzigartige Stellung zu Beethoven auf eine anfechtbare Weise sozusagen personalgeschäftlich hätte ausbeuten können. Während es wiederum Tatsache ist, daß ihm die Verfasserschaft am Beethovenbuche in Paris und anderswo wie von selbst alle Türen zu hervorragenden Persönlichkeiten und ihren „Salons" öffnete. Er bedurfte der Karte mit dem traurig-abscheulichen „ami de Beethoven" überhaupt nicht.

Schindler größer zu machen als er war, kann und darf einem um so weniger beifallen, je weiter der Abstand der Jahre von ihm wird: selbst der Versuch dazu würde ziemlich rasch die nötige Zurechtrückung erfahren. Ihm aber zu lassen bzw. zu geben, was sein war und sein bleibt, ist Pflicht eines jeden, der sich näher mit ihm zu befassen gedrungen fühlt. Dr. Ed. Hüffer, der erste Beschreiber von Schindlers Leben und Wirken, erkennt dem Manne und Schriftsteller durchaus nicht gewöhnliche Charaktereigenschaften und Talente zu. In der Tat hat Schindler als Musikschriftsteller seinerzeit einen bedeutenden Ruf genossen. Als Musiker, d. h. als schaffender Musiker, hielt er selber nicht besonders viel von sich; er hat denn auch, außer einer Messe mit Orchester und einigen Klaviersachen, nichts geschrieben. Doch ist er z. B. der verdiente Lehrer eines Franz Wüllner geworden. Dem Orchesterleiter sind sowohl in Aachen wie in Münster i. W. bedeutende Fähigkeiten und Erfolge nachgerühmt worden; doch hat sein Hagestolzen- und unerbittliches Rechthabertum ihn nirgendwo recht „warm" werden lassen. Eines aber hat er natürlich nie versäumt: den Werken seines großen, toten Freundes eine Bahn zu brechen, in Aachen z. B. als „Neuheit" der 8. Symphonie. Aus seiner genauen Kenntnis von Beethovens eigener Auffassung und Ausdeutung heraus war es ihm auch möglich, einführende Erläuterungen zu schreiben und den Hörern in die Hand zu geben — Erläuterungen, denen in Anbetracht ihrer Herkunft mehr Bedeutung beigelegt werden sollte als es gemeinhin geschieht. Diejenige zur 8. Symphonie vom Jahre 1835 fand ich beim Stöbern in alten Akten der Aachener Städtischen Musikdirektion (veröffentlicht in „Neue Musikzeitung", Jg. 42 (1921), Seite 124). Eine Menge von Aufsätzen in Fach- und Tagesblättern bzw. Zeitschriften harren noch der Durchsicht und — vielleicht — Wiederzugänglichmachung.

Alles in allem dürfte es an der Zeit sein, die Schätzung Schindlers auf den Grad zu bringen, den sie nach Maßgabe seiner Bedeutung beanspruchen kann. Daß diese Schätzung den notwendigen Grad heute noch nicht erreicht hat, dürfte wohl kaum jemand ein Geheimnis sein. Um so mehr sollte niemand, der einem Menschen von wirklicher „Kultur" nachträglich zu Recht und Ehren verhelfen kann und mag, diese Möglichkeit und dieses Vermögen ungenutzt lassen. Der wirkliche „Freund Beethovens" durch ein ganzes arbeits- und kämpfevolles Leben hindurch verdient wahrlich, daß wir uns aus Anlaß der 60. Wiederkehr seines Todestages einmal ernstlich mit ihm beschäftigen.

Reinhold Zimmermann

Max Merker

Zu den Bildern dieses Heftes

Max Merker ging aus der Schule des bekannten Landschafters Theodor Hagen in Weimar hervor, der weniger die Entwicklung kompositorischer Kräfte als strenge Naturbeobachtung anstrebte, aber in vielen seiner Thüringer Landschaften trotz des optischen Grundzugs doch eine nicht zu leugnende Größe erreichte. Ein gut Teil der Entwicklung hat Merker mit dem Lehrer gemein. Auch er zeigte in der ersten Zeit seiner künstlerischen Wirksamkeit jene etwas schwere und braune Malweise, die der älteren weimarischen Schule eigen ist; danach geriet er gleich

Hagen unter den Einfluß der Freilichtmalerei, löste sich aber zeitig von ihren einengenden Vorschriften und suchte in der dritten und reichsten Schaffensperiode größere Kraft und Klarheit der Farbe zu erreichen, ohne aber das eine aufzugeben, das ihm von Anfang an leibeigen war: jene eindringliche und freudige Wahrhaftigkeit in der Naturauffassung, die gegen die Lieblosigkeit, mit der oft neuere und neueste Landschaftsmaler ihre Leinwand bestreichen, erquicklich absticht. Da sind nicht des Eigenlebens entkleidete Bäume schlechthin, sondern Eichen und Buchen; da steigen nicht Felsgebilde von unbestimmter Wesensart empor, sondern Granit oder Kalkgestein; da blühen im altmodischen Garten hinter der Stadtmauer nicht unausgesprochene Sträucher und Blüten, sondern Malven und Rosen mit all dem Duft ihrer Erscheinung. Gleichwohl ist mit solcher Darstellungsart keine Vereinzelung und Auflösung in Sonderstudien verbunden. Es ist wie in der Natur, wo auch jeder Halm, jedes hängende Laub als ein Besonderes vorhanden ist, doch nur dann, wenn wir es als ein solches mit unserem Auge herausgreifen. Im andern Falle bleibt es Glied der Gesamtheit, ohne sich zu besonderer Erscheinung hervorzutun. Wer aber wollte gegen derartige Kleinmalerei im größten und ehrlichsten Sinne ankämpfen — zumal noch ein wesentliches Merkmal hinzukommt: die herzliche Anteilnahme und Liebe, mit der die Erscheinungen erfüllt und über das Spiegelbild der Kamera erhoben sind, die innere Beseelung der Dinge, die einzig und allein den Künstler macht.

Bei solcher Wesens- und Schaffensart wurde Merker von vornherein auf gewisse Darstellungsgebiete hingedrängt. Idyllische, freundlich umhegte, romantisch versunkene Ausschnitte locken ihn mehr als weithin gebreitete oder phantastisch aufgetürmte. In abgelegenen Gassen und Talwinkeln, in verwachsenen Hausgärtchen und Burgecken schaltet er mit besonderer Neigung und Liebe. Das läßt sich unschwer feststellen, so verschieden und vielseitig auch die Anschauungsgebiete erscheinen, die mit den drei Schaffensperioden des Künstlers verbunden sind. In der ersten zog es ihn besonders nach den ernsten Felshängen des Regensteins und den alten Gassen Lübecks und Überlingens. Die zweite führte ihn nach Italien, und das flimmernde Silbergrau über Gemäuer und ausgebrannten Berghängen machte den Übergang zur neuen Malweise, von der sich damals in Weimar nur Buchholz und Weichberger nicht aus der Bahn werfen ließen, besonders leicht und verheißungsvoll. Freilich zeigte sich auch an Merker, was an so vielen andern Künstlern erkenntlich ward: man kann nur aus dem Boden wirklich lebenfördernde Kräfte saugen, in dem man wurzelt — der Grund, warum die Hinterlassenschaft aller deutschen Italienmaler im Verhältnis zur aufgewendeten Zeit und Kraft nicht groß ist. In der dritten, farbenfrischesten und ergiebigsten Periode seines Schaffens ist er wieder ganz deutsch; da schauen wir auf seinen zahlreichen Bildern die verlorenen Dörfer der Eifel, die herrlichen Lahnberge und besonders die ursprünglichen und abseitigen Reize Oberfrankens. Dies letztgenannte Gebiet ist mit Darstellungen der tief eingesägten, taufrischen Täler, der höhlenreichen Felsbildungen, der versteckten Mühlen an klarfrischen Wassern, der über den schroffen Abhängen aufgetürmten Burgen so köstlich und überreich vertreten, daß man den Künstler füglich als den Maler der fränkischen Schweiz bezeichnen darf.

Aber Max Merker hat sich nicht nur malend ausgelebt; er ragt auch durch umfassende literarische Bildung, durch aufrechte Gesinnung, der alle Mantelträgerei und Erfolgschielerei ein Greuel ist, aus der Malergilde Weimars hervor. Die Würde und Förderung seines Standes hat er sich allezeit angelegen sein lassen und mit großen Opfern an Zeit und Kraft den Thüringer Ausstellungsverband ausgebaut, der für künstlerische Volksbildung sorgt und in Tausenden die Freude an der bildenden Kunst geweckt und gesteigert hat. Und wenn der nunmehr Vierundsechzigjährige seit mehreren Jahren vom Siechtum in seiner Tätigkeit beschränkt wurde, so ist doch in ihm die alte Begeisterung und die alte Teilnahme an allem, was groß und schön, wahr und echt ist, nicht erstorben — eine Altersrente, die wirtschaftliche Sorgen zu mildern, wenn auch nicht zu bannen vermag.

P. Quensel



Max Merker

Hexenhaus

Türmers Tagebuch

Painlevés gefühlvolle Rede · Die haßerfüllten Schranken · Die Entwaffnungsnote · Der Sicherheitsvertrag und was Briand daraus macht · Deutschland und Karthago · Marokko und China · Was nun?

Am Pfingstmontag war in Straßburg ein großer französischer Turnerrummel. Ministerpräsident Painlevé entäußerte sich eines gefühlvollen Trinkspruches. Der Ort und der Schaumbesen gallischen Wortgepränges machten spielend des Redners Glück. Er feierte die schöne Seele Frankreichs und erwies deren triefenden Edelmut sogar durch einen zierlichen Strauß duftiger Redeblümchen für die Tüchtigkeit der deutschen Verwaltung im bisherigen Elsaß. Sein ganzes Hoffen erstrebe eine Aussöhnung zwischen Frankreich und uns. Aber der schöne Morgen graue schon, da beide Völker die haßerfüllten Schranken niederwürfen. Von da ab sei das vollkommen französische Elsaß Herd und Hort einer neuen Weltgesittung.

Kurz hernach blätterte ich in Platons „Politeia". Da haftete mein Blick an der Stelle von jenem Athener, der seine Vorhalle mit rühmlichen Bildern der Tugend schmückte, im Hinterhofe jedoch den tückischen Fuchs des Archilochos pflegsam bereit hielt. Gleich mußte ich wieder an den gefühlvollen Painlevé denken und sein pfingstliches Preislied auf den Heiligen Geist der Völkerversöhnung.

Eine halbe Woche später war der Fuchs bereits von der Kette. Man sandte uns nämlich die Entwaffnungsnote. Spät kam sie; der Spruch fünf Monate nach der Vollstreckung. Allein sie kam, und das ist immerhin schon etwas. Denn Frankreich hatte anfangs jeder Begründung widerstrebt und gemeint, sein bloßer Wille sei schon völlig zureichender Grund.

Selbst unsere versessensten Wahnfriedler fragten sich entgeistert, ob denn dies wirklich der sachgemäße Weg sei zum Abbau der haßerfüllten Schranken. Die schärfsten Urteile springen übrigens noch gar nicht einmal von deutscher Lippe. Längst sind wir der verprügelte Hund, der kaum mehr aufheult, wenn ihm ein weiterer Jagdhieb übers taubgepeitschte Fell zischt. Aber die „Westminster Gazette" ist empört über dies „unsittliche Machwerk" von einer Note. Der „Manchester Guardian" spricht von einem ebenso ungeschickten wie niederträchtigen Humbug. Der amerikanische „Plaindealer" stellt fest, daß die Grenzen des gesunden Menschenverstandes überschritten seien, und nach „New York World" hat Amerika es bis an den Hals satt, den Franzosen noch Geld zu leihen, damit sie Deutschland mißhandeln können. Selbst der Franzose Pertinax, sonst ein strammer Klopffechter Poincarés, verurteilt die kleinlich-unwürdige Quälsucht der Note.

Fünf Monate lang schwatzte es von ungeheuerlichen Verfehlungen Deutschlands. General Bourgeois trätschte im Pariser Senat einen militärischen Unsinn, dessen sich jeder deutsche Obergefreite schämen würde. Die Kammerkommission beglückwünschte ihn indes auch noch zu seiner Narretei.

Gewaltiges Kriegsmaterial, so wußte er unfehlbar, würde hergestellt und aufgespeichert. Entdeckt wurden bei 1800 Kontrollbesuchen nur einige tausend Pakete überschüssiger Platzpatronen und ein paar Tonnen ebenso blutdürstiger Hufeisen. Wir haben 28000 Minenwerfer abgeliefert. Es fanden sich jedoch noch Ersatzteile, woraus ein geschickter Monteur mindestens dreißig knalltüchtige Böller bosseln kann! Muß sich da nicht jeder Franzose entsetzen vor solcher Tücke und solcher Gefahr? In Dehlen-Deuben steht noch eine vorschriftwidrige Schmiedepresse, in Thansau eine grundverdächtige Retorte und in Desching sind sogar die Schuppen, worin während des Krieges Munition lagerte, immer noch nicht niedergelegt. Die Reichswehr hat Lebensmittel auf Vorrat gekauft. Nichts kriegslüsterner als so was! Erst wenn der morgende Tag für das Seine sorgen muß, erst wenn der Kantinenkoch jedesmal in der Frühe den Mittagsbedarf auf dem Markte im Handkorb einholt, erst dann ist der Friede Europas wirklich ernstlich und dauerhaft gesichert.

Aber das Lächerliche tötet nicht mehr, sonst wäre die Kontrollkommission schon lange tot. Wieviele solcher quängelnder Wische haben wir nun seit Versailles erhalten! Zielstrebig nur in der Knechtung Deutschlands, widersprechen sie einander in frecher Willkür. So verpönt man jetzt unsre oberste Heeresleitung, die General Nollet am 11. August 1920 schriftlich billigte.

Der Versailler Vertrag wollte uns jeden Angriffskrieg unterbinden. Die Entwaffnungsnote bemängelt aber sogar, daß in Königsberg zuviel Standgeschütze seien. Festungen dienen lediglich der Abwehr. Königsberg insbesondere ist das Bollwerk gegen sarmatisches Gelüst; das einzige, das wir haben.

Schier täglich liest man in der Weichselpresse, die Quelle alles europäischen Unfriedens sei, daß Ostpreußen deutsch verblieb. Selbst der Warschauer Außenminister erklärte in öffentlicher Rede, es müsse unbedingt polnisch werden. Die Königsberger Beanstandung verrät also, daß man Deutschland wehrlos machen will an gefährdetster Stelle und in gerechtester Sache. Wehrlos gegen denselben Raubstaat, dessen weißem Pleitegeier Frankreich, statt seine eigenen Schulden zu zahlen, immer neue Rüstungsgelder in den weitgesperrten Schnabel wirft.

Unsere ungnädigen Großgebietiger von London und Paris wünschen die Schutzpolizei entmilitarisiert zu sehen. Es ist, als ob sie dabei ein Kommissar aus dem Moskauer Kreml weitsichtig beraten hätte. Denn unterstellt man sie, wie verlangt wird, den Gemeinden, dann gerät sie in Fabriknestern den Kommunisten in die Hände und wird mit Rotgardisten aufgefüllt; der öffentliche Schutz wandelt sich also in eine öffentliche Gefahr. Wohnt sie in Bürgerhäusern zerstreut, dann kann im Falle des Aufruhrs der einzelne bequem geschnappt oder — zumal ohne den ebenfalls untersagten Stahlhelm — durch Meuchelschuß niedergestreckt werden. Stellt man sie lebenslänglich an, dann ersteht wieder der dickbäuchige Schutzmann, der am neunten November die Straße dem verrückt gewordenen Matrosenpöbel achselzuckend preisgab. Ob es denn wirklich im französisch-englischen Vorteil liegt, aus Deutschland mit Gewalt einen Rätestaat zu machen? Solche Forderungen kann nur stellen, wem der Haß die Furchen und Windungen der Hirnoberfläche hoffnungslos verbrüht hat.

Deutschland fühlt sich wieder einmal so recht als das geknebelte Opfer zielbewußten Irrsinns. Es wird sich anpassen, unerfüllbarer Unvernunft nach Maßen der Vernunft

beizukommen suchen. Aber wie es sich auch einrichte, stets werden neue Verstöße festgestellt und neue „Sanktionen" verhängt werden. Denn das ist ja doch nur der Endzweck des scheinheiligen Federchensuchens. Beim Londoner Lloyd wettet man acht gegen eins auf die Nichträumung Kölns. Der Engländer kennt eben die Diplomatenzunft, die eigne sowohl wie die alliierte und assozierte, besser als unsere pazifistischen Faselhänse.

Die Entwaffnungsnote kam; gerade als Deutschland mit dem Sicherheitspakt einen Vorschlag gemacht hatte, den Chamberlain als den herzlichsten und fairsten von der Welt begrüßte. Wir boten selber die Friedensbürgschaften, die Frankreich gegen uns von England verlangte. Wir rüsteten moralisch ab, indem wir die Westgrenze anerkannten und unsern Verzicht den Angelsachsenstaaten zu „treuen Händen" unterstellten. Wurden diese somit Eideshelfer für unsern guten wie gegen unsern bösen Willen, dann war der Friede gesichert, dann konnten die Rheinlande sofort geräumt werden und es kam gar nicht darauf an, ob Deutschland dritthalb Dutzend Mörser mehr oder weniger besaß.

Frankreichs Duckmäuserei sah sich plötzlich an die Wand gedrückt. Ihre eigene Phrase legte sie in Fesseln. Man konnte ja noch nicht einmal ablehnen, ohne dadurch zu verraten, daß die vorgebliche Abwehrangst nur verkappte Eroberungsgier war.

Aber Briand ist, bevor er Minister wurde, einer der sophistischsten Linksanwälte Frankreichs gewesen. Die wurmstichigste Sache verstand er siegreich herauszupauken. Wer ihn hörte, der zweifelte keinen Augenblick länger, daß weiß eigentlich schwarz sei, Lüge Wahrheit, und Unrecht sonnenklares Recht.

Diese Kunst kam ihm nun zustatten. Er begann sofort dasselbe Manöver, das schon einmal zu vollem Erfolge geführt hatte. Damals nämlich, als man dem eitlen Weltverbesserer Wilson seinen Völkerbund aus den Fingern stahl und in eine G. m. b. H. zum Schutz der Versailler Schandtat verwandelte. Ganz ebenso wurde unser Vorschlag derart umgestülpt, daß er uns weder Sicherheit noch Recht mehr gibt, Frankreich jedoch beides noch weit über das verruchte Diktat hinaus. Man wolle dadurch nur dessen Lücken ausfüllen, so hieß es, aber man vergaß dabei, daß man es deutschen Wünschen gegenüber allzeit hochtönig für ein genial lückenloses Ganzes erklärt hat.

Frankreich hat Bündnisse mit Polen und der Tschechei. Sie sind dem Völkerbunde nie vorgelegt worden, daher nach Abschnitt 18 der Satzung ungültig. Nichtsdestoweniger wird unter Hinweis auf diese hochheilige Blutbrüderschaft ein besonderes Durchmarschrecht durch Deutschland verlangt. Das neutralisierte linke Rheinufer soll für uns ein eiserner Vorhang sein, für Frankreich eine Tüllgardine.

Unser Vorschlag will uns Vorteil schaffen. Nichts selbstverständlicher als dies. Man gibt nur, um zu bekommen, und wenn ich Rechte biete, erwarte ich Austauschgabe. Unser Ziel ist der befreite Rhein; wer kann uns dies verdenken? Frankreich hingegen hat sich schon 1916 von seinen Verbündeten die Rheingrenze ausbedungen. Weil es sie nicht erobern konnte, will es sie erpressen. Daher die grundverlogene Entwaffnungsnote, daher der Gegenvorschlag, der zwar diesmal die höfliche Form wahrt, aber dennoch unverfroren bleibt; ja in seiner ausgeklügelten Vieldeutigkeit desto heimtückischer erscheint.

Machen wir uns die Sachlage einmal klar an einem kleinbürgerlichen Vergleich.

Michel will mit seinem Nachbar Frank ins reine kommen. „Gib mir meinen Acker zurück, ich entschädige dich.“ Wenn Frank um die Höhe der Entschädigung feilschte, dann wäre dies sein Recht. Wenn er jedoch antwortet, den Acker gebe ich nicht heraus, verlange aber noch obendrein Geld dafür, daß ich ihn **nicht** gebe, dann ist dies Hohn. Und wenn er dann gar noch auszustreuen droht, der Pakt sei nur an Michels Dickkopf und Hinterlist gescheitert, dann erkennt jeder die Bösartigkeit.

Wie stellt sich nun England zu alledem? Ich habe den Kopf geschüttelt, als bei dem Sturze Macdonalds einige deutsche Rechtsblätter in hellen Jubel ausbrachen. Es war ein Rechtsruck, und das mußte nach ihrer Kindgläubigkeit etwas Gutes sein! In Wahrheit ist der britische Konservative ein verhärteter Diehard, und mit Chamberlain kam ein Mann ins Auswärtige Amt, dessen sturer Geist mit einem Dogma und drei Vorurteilen in stetem Kurzschluß arbeitet, aber Tragweiten nie zu erfassen vermag. Er treibt einfach das, was man im alten Doppeladler-Österreich Wurstelpolitik zu nennen pflegte; völlig unbeirrt von Anwandlungen des Gewissens und des logischen Denkens. Gelassen trägt er sogar den unwürdigen Schein, als ob England hinter dem gemeingefährlich gewordenen französischen Don Quichote als ein unbekümmerter Sancho Pansa dreintrabt.

Kölns Nichträumung ließ er sich abkaufen. Die Entwaffnungsnote hat zwei Hörner. Das eine stößt gegen die deutsche Wehrmacht, das andere gegen den deutschen Gewerbefleiß. Es sollen Maschinen vom Werte von einer viertel Milliarde vernichtet werden: Riesenmaschinen, wie sie außer bei uns nur noch in Amerika stehen. In seinen militärischen Vorwänden kindisch, sogar ohne Rückhalt am Versailler Diktat, würde dieser Anspruch den Fortbestand der ganzen Kruppwerke in Frage stellen.

Hier sehen wir Englands Hand; dies ist Englands Kaufpreis für Köln. Der Diehard-Krieg gegen Deutschlands Wettbewerb auf dem Weltmarkte steht moralisch um kein Härchen höher als der politische Vernichtungswille Frankreichs. Er ist alte Überlieferung aus Irland oder Indien, wo man bekanntlich den Bauern die Webstühle zerschlug, ja die Finger abschnitt, weil die englische Textilindustrie gegen deren feine Handgespinste nicht aufkommen konnte.

Nichts verblendeter, als in England jetzt unsern Freund zu sehen. England ist niemandes Freund als sich selber. Seine berühmte Entente cordiale mit Frankreich beruht nur auf der gemeinsamen Gegnerschaft gegen uns. Was keineswegs hindert, daß das stete Sinken des Franken und die ganze Finanznot des geschätzten Bundesbruders mit durchaus ungemischter Freude betrachtet wird. Noch vergnügter freilich wispert die Londoner Börse, wenn die Berliner ihren schwarzen Tag hat, wenn bei uns die Konzerne krachen und Stinnes mühsam gestützt werden muß. Gnade finden wir vor dem Auge des kaltherzigen Vetters erst dann, wenn wir wirtschaftlich sein Kohlentrimmer, kaufmännisch sein Warenkäufer, militärisch sein Landsknecht geworden sind.

Wie ging es denn mit dem Sicherheitspakt? Chamberlain hat ihn freudig begrüßt, und als Briand seine Umstülpungsgemächel begann, sprach man sogar von ernsten Meinungszwisten zwischen London und Paris. Kaum aber hatten die beiden Auswärtigen in Coppet palavert, so verkündete schon ein französischer Rundfunk ihr völligstes und herzlichstes Übereinkommen. Die Pariser Presse rührte alle ihre Har-

fen, Zimbeln und Kesselpauken zu Ehren „dieses größten diplomatischen Ereignisses seit dem Kriege".

Von England kam Widerspruch; offenbar hat der französische Freund nicht schlecht geflunkert. Allein Note wie Blaubuch lassen allerlei zwischen den Zeilen lesen, was sich erst mit der Zeit auswirken soll. Großbritannien wird für uns immer der zerbrochene Rohrstock Ägypten sein, vor dem der jüdische Prophet sein Volk warnte, da er die Hand zerreiße, die sich darauf stütze. In unserem Außenamt hat man wieder einmal zu viel auf Lord d'Abernon gehört.

* * *

Unsere Zeit ist schier wie die zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege. Ein Blick in Mommsens klassisches Werk erschüttert. Denn was da erzählt wird, ist mehr als zwei Jahrtausende her, allein dennoch wirkt es, als ob es von uns gesagt würde. De nobis fabula narratur.

Frankreich ist Rom; wir sind Karthago, und in Polen ersteht wieder jener Numidier Masinissa, dem Rom so unverbrüchliche Bundestreue hielt, weil er ein so brauchbares Werkzeug war. Der Versailler Friede gleicht aufs Haar jenem, der den zweiten punischen Krieg abbrach, um den dritten vorzubereiten. Er habe nicht Streit enden, sondern Streit wecken wollen, schreibt Mommsen von ihm. Knebel auf Knebel wurde den Karthagern angelegt unter dem Vorwand, daß Rom sich sichern müsse. Denn selbst die französische Anklage unseres bösen Willens hat ihr Vorbild in dem römischen Geschrei von der punica fides.

Fünfzig Jahre hat Rom so gearbeitet; immer Ankläger, Richter und Strafvollstrecker zugleich. Mit verächtlicher Geduld ließ sich das unglückliche Phöniziervolk mißhandeln; es machte den Peinigern sogar noch Geschenke, um ein Unheil abzuwenden, das schon unabwendbar geworden. Denn alles war planvoll auf sein Ende angelegt.

Rom ist Frankreichs Vorbild, wie man es machen muß; Karthago soll uns lehren, wie man es nicht machen darf. Es erlag, weil einem starken Volksteil Würde und Weitsicht fehlte. Er wollte Gewinn und Futterkrippe, daher Frieden auch um den schmählichsten Preis. So stieß er dem Römer zu Gefallen des Staates besten Mann, den Sieger von Cannä, in Exil und Tod. Sogar die Auslieferungsliste ist nämlich damals schon dagewesen.

Auch hierzu las ich jüngst ein neudeutsches Seitenstück in Zwergform. Ein witzloses Witzblatt pazifistischen Wahnglaubens brachte nämlich ein Bild, „wie die Frage des Sicherheitspaktes mit einem Federstrich zu lösen sei". Dieser Federstrich heiße: „Ich lege nieder. v. Hindenburg." Das ist in der Tendenz nichts anderes, als die Verbannung Hannibals; sittlich verabscheuenswert, politisch dumm. Denn ob Hindenburg oder Marx, Frankreich geht seinen Weg; vor unserer Wahl schrieb schon ein Pariser Blatt, es sei gleich, ob bei uns der Mann des Säbels obenauf sitze, oder der des Weihwedels. Aber solange derartige Einfalt bei uns den Widerhall einer großen Partei findet, so lange sind wir auf dem trostlosen Abrutsch der Punier.

Die Geschichte wiederholt sich zuweilen; wir sahen es ja. Aber gottlob, nie völlig, weil die Umstände kaum jemals wieder genau übereintreffen. So ist das heutige Frankreich nicht das Land der Catonen und Scipionen, sondern jenes andere Rom

des Niedergangs, das Wilde für sich kämpfen ließ. Es hat Schwarze, Braune, Gelbe europäisch gedrillt und gegen uns geschickt. Poincaré spricht stets von 100 Millionen Franzosen, woraus zu errechnen, daß er 60 Millionen Algerier, Tunesier, Marokkaner, Kongoneger, Madagassen und Anamiten glattweg zur grande nation rechnet.

Diese farbige Kriegshilfe, damals ein Gewinn für den Augenblick, ist heute schon eine Gefahr der Gegenwart und erst recht die Wetterwolke der Zukunft. Abd el Krim versetzt den Franzosen Schlappe auf Schlappe. Denn seine Leute haben gelernt, mit neuesten Gewehren zu schießen und neueste Geschütze zu richten; sie haben Scherenfernrohre, sie fliegen und bauen Tunnels. Der Feldzug kostet die erschöpften Kassen Frankreichs monatlich 30 Millionen Franken und dies auf wer weiß wie lange! Er ist die erste Quittung dafür, daß man Farbige gegen unsere Schützengräben jagte.

Auch England erntet ähnlichen Lohn der kurzsichtigen Tat. Es hat China im Kriege genötigt, die deutsche Kolonie auszuweisen, uns aber im Frieden, dort auf unsere Niederlassungen und die eigene Gerichtsbarkeit zu verzichten. Alles nur, um sich in den deutschen Handel hineinzusetzen. Eiligst gründeten die „Siegervölker" denn auch im Reich der Mitte große Industrien unter roher Ausbeutung der billigen Kulis. Das säte Haß, und das Schlagwort „China den Chinesen" kehrte sich plötzlich gegen jene, die damit vor zehn Jahren gegen die Deutschen aufgestachelt. Und man tritt ihnen selber mit denselben Forderungen entgegen, die man mit ihrer Hilfe, ja Anstiftung gegen uns durchgesetzt.

Auch der Bolschewismus ist durch den Weltkrieg und nur durch ihn zur Weltmacht geworden. Er breitet sich in Asien reißend aus, und mit Schrecken gewahrt jetzt England, daß ihm bereits die ganze chinesische Studentenschaft verfallen ist. Sie gibt den streikenden Kulis Schanghais die zielbewußten Führer und redet Töne, die sie in der unverfrorenen Schule Lenins und Sinowjews gelernt hat.

In Westafrika wie Ostasien bahnen sich somit Dinge an, deren weitere Entwicklungsstufen kein Mensch noch übersehen kann. Eine Nemesis scheint am Werke, deren Unerbittlichkeit sich nur durch entschlossene Abkehr von dem Ausgangspunkt alles Übels beschwören ließe.

Unser Vorschlag war der letzte Versuch, den Weltfrieden zu sichern auf dem Wege gedeihlicher Übereinkunft. Er ist zerschellt an dem bösen Willen Frankreichs und britischer Kaltschnäuzigkeit. Auch den Plan einer allgemeinen Konferenz, mit dem sich jetzt unser Außenamt trägt, erwartet kein besseres Schicksal. Frankreich *will* einfach nicht, und England läßt uns wie immer für ein paar Silberlinge im Stich.

Wir müssen den Hebel schon anderswo ansetzen. Lange genug haben wir den sanften Heinrich gespielt, wie wäre es jetzt mit dem groben Gottlieb? Versailles steht und Versailles fällt mit der Frage der Kriegsschuld. Heraus damit! F. H.

[Abgeschlossen am 20. Juni]

Auf der Warte

Oskar von Miller und die Geschichte des Deutschen Museums

Oskar von Miller, der Schöpfer des neulich eröffneten Deutschen Museums zu München, als zehnter Sohn des Erzgießers Ferdinand von Miller am 7. Mai 1855 in München geboren, stammt aus einem altbayerischen Geschlecht, das einst berufen ward, in der kulturellen Entwicklung der durch König Ludwig I. geschaffenen und später durch König Max II. geistig geförderten Stadt eine führende Rolle zu spielen. Und wo die königlichen Mäzene fürs Allgemeine wirkten, da schuf das Geschlecht der Miller im einzelnen: und so erstand eine Familienreihe bedeutender Männer, an deren Anfang Ferdinand von Miller stand, dem wir den Bronzeguß der Schwanthalerschen Bavaria verdanken, und an deren Ende wir heute Oskar von Miller sehen, aufrecht in stolzer Freude vor seinem Werk, das er ersonnen und betreut hat von der keimenden Idee an bis zum goldenen Schlüssel der Eingangspforte, die der Schöpfer und Vollender des gewaltigen Baus uns nun erschlossen hat. Dazwischen liegen die arbeitserfüllten Jahrzehnte eines willensstarken Mannes, in dem sich der von den Vätern ererbte künstlerische Sinn und ein wunderbares Organisationstalent mit reichem Wissen zu größter Energie vereinten.

Als der 25jährige Ingenieur Oskar von Miller im Jahre 1880 die berühmten Sammlungen des Conservatoire des arts et métiers in Paris besuchte, das in einer Jahrhundertentwicklung durch Namen wie Gay-Lussac, Arago, Poncelet u. a. gekennzeichnet war, und kurze Zeit darauf das South-Kensington Museum in London durchwanderte und vor James Watts Originalmaschine und anderen technischen Wundern staunenden Auges stand; als er die Anregung erlebte, die weite Volksschichten aus diesen Werken schöpften: da erwachte in ihm der Gedanke, etwas ähnliches, Größeres in seiner deutschen Heimat zu schaffen. Aber, wie alle von fruchtbaren Ideen erfüllte Männer, faßte Miller sich in Geduld. Die Elektrotechnische Ausstellung in Paris (1881), wo Miller neben den ersten Versuchen elektrischer Straßenbahnen und telephonischer Opernübertragungen auf kurze Entfernungen die kleine elektrische Glühlampe Edisons zum erstenmal bewundern durfte, bot Anregungen, die zu einem mehrmonatlichen Studium der französischen Kanal-, Wehr- und Schleusenbauten führten. Hier erhielt Millers Jugendgedanke des Ausbaus der oberbayerischen Wasserkräfte, wie sie nun in den Werken vom Walchensee und der Isar mit 168000 PS ihre Verwirklichung gefunden, neue Nahrung. 1882 organisierte er die Internationale Elektrizitäts-Ausstellung in München, und nun begann in jahrzehntelanger Berufstätigkeit die stille, in Kleinarbeit aufgelöste organisatorische Tätigkeit, die auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in München (1903) zum erstenmal sichtbar wurde. Oskar von Miller unterbreitete seinen Plan, ein „Museum der Naturwissenschaft und Technik“ in München zu schaffen, wobei er sich auf drei anerkannte Namen aus dem Reiche der praktischen Wissenschaft stützen durfte: C. von Linde, W. von Dyck und Alfred Krupp. Millers Worte „Für mich kann nie eine Sache groß genug sein“ fanden begeisterte Zustimmung. Und sofort setzten die Verhandlungen wegen Unterstützung des Museumsplans mit der Stadt München, dem bayerischen Staat, dem Deutschen Reich, mit gelehrten Körperschaften und der Industrie ein. Die Stadt München schenkte den wertvollen Bauplatz auf der Kohleninsel und stellte erhebliche Geldmittel zur Verfügung; der Staat Bayern überließ für ein provisorisches Museum das alte Nationalmuseum; und auch das Reich vermochte Oskar von Miller zu überzeugen, daß für solch ganz Deutschland umfassende Kulturaufgabe Geldmittel zur Verfügung gestellt werden mußten. Prinz Ludwig, der spätere König, den technischen Wissenschaften allzeit ein wert-

voller Förderer, übernahm das Protektorat. Die bayerische Akademie überließ ihre großen Sammlungen als wertvollen Grundstock, erhebliche Geldmittel stellten einzelne hervorragende Männer bereit, wertvolle Sammlungen wurden von überall angeboten. Der Verein „Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ wurde gegründet.

Nun erst begann Oskar von Millers große, fruchtbare Organisationsarbeit. Denn das Museum sollte nicht ein Magazin interessanter Gegenstände, nicht nur eine Sammlung für wenige historische Forscher werden, nein, das ganze Volk sollte Wissen schöpfen und wichtige Anregungen mit nach Hause nehmen. Die Arbeitsergebnisse der Gelehrten sollten in einem Gewande dem Besucher entgegentreten, das ihm Mut machte, sich mit ihnen zu befassen. Wo die Originale nicht ausreichten, sollten Nachbildungen, Modelle hinzukommen, Bilder, Zeichnungen, Beschreibungen. Aber trotz der zunehmenden Begeisterung für den weitgesteckten Plan, der in Deutschland kein Vorbild gehabt, türmten sich Schwierigkeiten und Hindernisse, die vor allem in der Verschiedenheit der Ansichten der einzelnen Mitarbeiter beruhten. Da war es von ausschlaggebender Bedeutung, daß hier eine kräftige Hand das Steuer führte. So verstand es Oskar von Miller, in der Geschichte des Baues die mit der künstlerischen Form begründeten Forderungen des großen Architekten mit der eigentlichen Aufgabe des Baues, dem neuartigsten Museum ein Heim zu bieten, in Einklang zu bringen. Und ebenso gelang die große Arbeitsgemeinschaft, in der neben dem Wissenschaftler der Industrielle stand, denen sich Ingenieure und Erfinder, Künstler, Philosophen, Theologen und Naturwissenschaftler anschlossen. Und da die Gebiete der Wissenschaft und Technik nicht an den heimatlichen Grenzen haltmachen können, warb die Idee des kühnen Führers in allen großen Staaten der alten und neuen Welt. Von allen Seiten kamen dem Verein Sammlungsgegenstände zu, neue Mitarbeiter und Stifter meldeten sich. So konnte der erste Gedanke Millers wahr werden, ein provisorisches Heim zu schaffen, um das Vorhandene der allgemeinen Besichtigung zuzuführen. Seit 1905 fanden die Objekte im alten Nationalmuseum Unterkunft, denn Miller wußte, die Tat ist stärker als das Wort. Und gar bald mußte in einer alten Kaserne eine zweite Abteilung errichtet werden. So wuchs noch vor der Grundsteinlegung (1906) des heute vollendeten Deutschen Museums eine in zwei getrennten Gebäuden untergebrachte Sammlung zu einer großen Studien- und Versuchsanstalt empor. Und da man in der Berührung mit den Besuchern praktische Erfahrungen sammelte, gewann man für die bauliche Gestaltung des Museums wertvolle Anregungen.

Mitten in dem Wachstum dieser sich dehnenden und gestaltgewinnenden Sammlungen stand der energievolle, selbst erfindungsreiche Oskar von Miller, beratend und helfend und allen Schwächlingen trotzend. Und als der Weltkrieg die bauliche Entwicklung hemmte, als nach dessen unglücklichem Ausgang die Zweifler die Oberhand zu gewinnen drohten und als endlich die Währungskatastrophe das letzte freudig gespendete Geld in nichts zerfließen ließ, da wurde es einsam um den nimmermüden Planenden, um den unentwegt Aufrechten, und in einem letzten Appell an seine Mitarbeiter, Freunde und namentlich an die verzagenden deutschen Brüder riß er sie alle mit zum letzten Entscheidungskampf, dessen siegreiches Ende die Krönung eines Werkes bedeutet, wie es in der Welt großer Völker nicht seinesgleichen besitzt.

Dr. Ed. Scharrer

Erwachende politische Einsicht?

Wir fahren mit der Elektrischen zur Stadt. Ausnahmsweise stehe ich mit hinten, da im Wagen kein Platz mehr ist, und werde Zeuge politischer Bekenntnisse. Es sind bessere Arbeiter und kleine Beamte, die sich unterhalten. Ein besonders Offener sagt: „Reichstag hin, Reichstag her; mehr wie zwei Monate lebt der nicht mehr. Und dann gibt's die Diktatur, wahrscheinlich von rechts; denn die von links können ja auch nix machen.“ Allgemeine Zustimmung!! Er fährt fort:

„Es ist auch am besten so; denn das deitsch (deutsche) Volk kann mer nur mit dem Knüppel regieren. Denen fehlt alle politische Vernunft. Mir sinn noch net reif für die Republik.“ Erneut lebhafte allgemeine Zustimmung!! Ich werfe dazwischen, was sehr selten geschieht; denn man muß die beginnende Einsicht schweigend abwarten: „Wissen Sie, das deutsche Volk ist durch seine Führer und seine Presse künstlich unreif gemacht worden. Wir wären schon reif, wenn man der Vernunft freie Bahn ließe.“ Noch stärkerer Beifall!! „Ganz recht so,“ sagt der Wortführer, „unsere Führer denken bloß an ihren Geldsack und allenfalls noch an den Ministerstuhl. Wenn das annere Leut' wären! Aber da ist nix zu machen. Die Gesellschaft gehört eweck! Je eher die Diktatur kommt, um so besser.“ Lebhafter Beifall von allen Seiten, obschon da Demokraten, Sozialisten und Zentrumsleute friedlich beieinander standen. Ich glaube sogar, daß der Sprecher Kommunist war.

Also die Einsicht kommt. Hoffentlich tragen Parteiführer und Zeitungsschreiber dieser Tatsache rechtzeitig Rechnung, ehe sie eine neue Sintflut hinwegspült. Soll das deutsche Volk aufs neue einer politischen Katastrophe entgegengehen wegen der politischen Verbohrtheit und moralischen Minderwertigkeit seiner Führer?! Ich höre es im Volk hundertmal über die Führer der Linken: „Die wollten bloß oben hin und reich werden; da wär' uns der Willem noch lieber! Was fragen die danach, wie's uns armen Leut' geht?!“

Und wer könnte dem mit gutem Gewissen widersprechen? Politik — das hat der Barmat-Sumpf bewiesen — ist heute zum großen Teil persönliche Streberei, keine liebevolle Hingabe an das Volksganze. **K. Beller.**

Der Sieg der Landschaft

Und sie hat doch gesiegt. Ja, sie ist noch immer im Siegen, im Vordringen, im Überwinden des Großstadtgeistes. Nämlich die **deutsche Landschaft.** Wir wirkten vor 25 bis 30 Jahren für „Dezentralisation“ und „Heimatkunst“, für geistige und künstlerische **Mitarbeit des ganzen Reiches** gegenüber der einseitigen Vorherrschaft Berlins, für das Erwachen der deutschen Gaue. Und so riefen wir auch von den Großstädten und ihrem Kaffeehausliteratentum hinaus in den **deutschen Wald** und schufen die **Freilichtbühne.** Wachlers Bergtheater bei Thale im Harz war die erste bewußte und planmäßige Schöpfung dieser Art. Man soll das nicht vergessen.

Nun hat sich der Gedanke durchgesetzt. An allen Ecken und Enden blühen Freilichtbühnen empor. Sogar Berlin oder seine nächste Umgebung spielt versuchsweise im Freien! In Westfalen — so erfuhr ich neulich — wird in diesem Sommer an 17 Orten im Freien gespielt. Es ist ein Sieg des **Lichtes und der Luft** gegenüber dem dumpfen Raum mit entsprechend dumpfer Weltanschauung.

Mag sein, es läuft da viel Dilettantismus mit. Aber der tummelt sich auch auf den vielen kleinen Bühnen belangloser Berufstheater. Es kommt auf den ganzen Zug zum **Großzügigen und Gesunden** an. Da steckt die tiefere Wendung.

Ich hatte Gelegenheit, am Pfingstmontag auf der Tecklenburg bei **Münster** im Westfalenland ein Freilichtspiel zu sehen. Ein genial veranlagter jüngerer Schauspieler (Dr. Krug), der nun als Studienassessor wirkt, hatte von den 1200 Tecklenburgern 300 Menschen auf die Beine gebracht und spielte mit ihnen wahrhaft großzügig **Hebbels Nibelungen** (Siegfrieds Tod). Ich gestehe, daß ich eine solche Leistung von Dilettanten nicht für möglich gehalten hätte, und nehme mein Vorurteil gegen Laien-Darsteller bedeutend zurück. Wenn dieser Siegfried — ein junger Kaufmann aus Münster, der einzige Nicht-Tecklenburger — zu Pferd ankommt mit seinen Mannen und vom Pferd herunter, ob es auch unhöfisch sein mag, Gunther herausfordert; wenn mit Brunhild ein Dutzend Walküren, junge Damen aus dortiger Gegend, rittlings zu Pferd sitzen, mit Goldhelm und offenem Haar; wenn die Jagd ausreitet; wenn die Scharen der bekränzten weißgekleideten Kinder den Hochzeitszug begleitet und auf den toten Siegfried Blumen streut — kurz, wenn sich diese **prächtige westfälische Rasse,** blond, blauäugig, som-

mergebräunt, vor unseren Augen entfaltet und als echtes deutsches Volk den eigenen, bodenständigen Mythos spielt: — das ist gewaltig! Das ist Labsal für Auge und Gemüt.

Das deutsche Volk stellt in solchen groß geschauten Bildern seine eigenen Schicksale dar. Da steckt ein Hauptreiz dieser Spiele. Es sind nicht nur beliebige Schaustellungen, was wir da sehen; es sind Vorgänge, die uns alle rassenmäßig angehen. Wenn der finstere Hagen den Speer wirft in den Rücken des blonden Siegfried — es ist und bleibt deutsches Schicksal. Dieses Schicksal ist ahnungsvoll vorgebildet im Baldurmythos und erfüllt sich schon in jenem Arminius, der von der eigenen Sippe getötet wird, deutet sich schon im Kampf Hildebrands und Hadubrands an.

Nur darf der Schluß des „Siegfried" nicht — wie es auf der Tecklenburg war — in einen idyllischen Heimatchor ausklingen. Da müßte eine Polyphonie des Schmerzes wahrhaft heroisch das Ganze abschließen.

Die Tecklenburg ist in dem herrlich weiten, buschdurchwachsenen westfälischen Gelände mit seinen besondersartigen Bauernhöfen ein überragender Punkt. Man hat die überall hereinschauende Landschaft mit im Gefühl, wenn auch nicht so unvergleichlich bedeutend wie im Harzer Bergtheater, wo die Landschaft geradezu die Kulisse bildet. Diese Burgtrümmer sind für die „Nibelungen" — wie im vorigen Jahre für den „Tell" — durch einige künstliche Holzbauten abgerundet. Es steht ein mächtiger Platz einschließlich Burgwall und Zugangs- oder Abgangs-Toren zur Verfügung, so daß sich Roß und Reiter tummeln und Massen entfalten können.

Die Freilichtbühne stellt dem Dichter und Darsteller neue Aufgaben. Wir haben schon vor einem Vierteljahrhundert Deutschlands Dichter eingeladen: „Kommt heraus in den Wald! kommt in Licht und Luft, in die deutsche Landschaft! Laßt an solchen Orten, die sich zum Freilichtspiel eignen, die Gestalten eurer Dichtung seherisch vor euch auftauchen! Fügt sie in den Rahmen solcher Stätten — und ladet das Volk ein, an Ort und Stelle eure Gestalten im Spiel zu schauen!" So haben wir die Dichter gerufen. Aber sie kamen nicht. Sie waren den Kaffeehäusern und der Kleinmalerei des Stuben-Naturalismus oder des Problem-Dramas unrettbar verfallen.

Es fügte sich durch reizenden Zufall, daß ich in Tecklenburg Julius Hart traf und mit diesem einst so anregungsreichen, ganz in Berlin verbliebenen Theaterkritiker nun Seite an Seite zu Tisch und im Theater saß. „Sehen Sie, lieber Hart," konnte ich dem ergrauten Fachmann sagen, „der Freilicht- und Landschaftsgedanke hat doch gesiegt! Und nun kommen auch Sie aus der Großstadt in dieses pfingstliche Gelände heraus und sehen sich an, was die Gaue leisten — eben aus dieser Landschaftsstimmung heraus. Was bedeutet denn euer Berlin noch für die deutsche Seele?"

Und er stimmte bei ... L.

Eine Antwort an d'Annunzio

Wir haben neulich (Mai-Heft, Auf der Warte) den Angriff der dänischen Schriftstellerin Karin Michaelis auf den Räuber der Villa Cargnacco (einst Henry Thodes Eigentum), den italienischen Dichter d'Annunzio mitgeteilt. Nun veröffentlicht sie ihre Antwort auf d'Annunzios schwächliche Abwehrversuche. Man muß schon sagen: die Frau ist jenem Krieger und Räuber unbedingt überlegen. Sie schreibt (Berl. Tagebl., Nr. 218):

„... d'Annunzio nennt Villa Cargnacco ein altes Bauernhaus. Man beurteile, wer die Wahrheit sagt, er oder ich. Cargnacco ist eine von Henry Thode mit vielen Kosten umgebaute italienische Villa. Das herrschaftliche Wohnhaus enthält 19 Wohnzimmer. Außerdem gehört zum Besitz eine Gärtnerwohnung mit 4 Zimmern, Dienerhaus mit 2 Zimmern und Küche und noch dazu ein 8-Zimmer-Haus, das an den Bürgermeister in Gardone vermietet war.

Der Park ist von einer zwei Meter hohen Mauer an der Straße umgeben. In der Mauer befinden sich drei breite Einfahrten mit schmiedeeisernen Toren. Der Park enthält uralte Libanonzedern, Zypressen, einen schönen Magnolienhain, drei Terrassenanlagen mit

großer Pergola, und ist mit Kunstwerken geschmückt.

Zum Besitz gehört eine romantische Schlucht, vom Bach durchströmt, Wiesengelände mit Wein und Ölbäumen. Der Grundbesitz allein hat einen Wert von 300000 Lire. Das Papier, vom Unterpräfekten und dem Bürgermeister in Gardone unterschrieben, liegt vor mir.

Die Villa Cargnacco mit Inventar und Kunstschätzen repräsentiert einen Friedenswert von einer Million achthundertundvierundzwanzigtausend Lire. Dies ist durch Gutachten von Sachverständigen bei der deutschen Regierung festgestellt. Eine von Hans Thoma eigenhändig unterschriebene Preisliste über die von ihm gemalten Bilder, Zeichnungen, Radierungen, die Henry Thode besaß, gibt allein siebenmalhunderttausend Goldmark!

In der Bibliothek befinden sich 7000 Bände, darunter viele Seltenheiten, zum Beispiel das „Deutsch-römische Brevier“ (bei Gregorius de Gregorii im Jahre 1518 erschienen). In der kunsthistorischen Abteilung sind die Bücher teilweise mit Henry Thodes Vermerken versehen. Dort befinden sich ebenfalls handgeschriebene Partituren und Gedichte Richard Wagners.

Wenn nun d'Annunzio diesen Besitz und die darin ruhenden Effekten als so minderwertig einschätzt, fragt man sich staunend, warum hat er dann die durch diesen Verlust ganz arm gewordene Witwe des berühmten, von Italien hoch in Ehren gehaltenen Henry Thodes (Grande Ufficiale del l'Ordine di St. Maurizio e Lazzarro) ihres Besitzes berauben wollen?“..

So geht es Schlag auf Schlag. Dabei scheint Karin Michaelis von dem Angebot der italienischen Regierung (Frascati), das wir neulich erwähnten, gar nichts zu wissen. Sie spricht nur von einem anderen Angebot des Bürgermeisters in Maderno. Mehr als 100 Briefe hat sie aus allen Teilen der Kulturwelt erhalten, sogar aus Italien: alle ohne Ausnahme gegen d'Annunzio. Sie schließt mit den Worten:

„... Ich kann diese meine zweite und letzte Darstellung der Tatsachen nicht schließen, ohne noch einmal aufzuzählen, was d'Annunzio nicht widerlegt hat (weil es unwiderlegbar ist): Er hat eine wehrlose Frau mit vollem Bewußtsein um alles Hab und Gut gebracht, ist in ihre Villa ohne Vollmacht der Regierung eingedrungen, hat sich dort unerlaubt festgesetzt, hat alles aus dem Schreibtisch des berühmten Kunsthistorikers herausgenommen, hat intime Briefe (mit der Aufschrift: Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen) aufgerissen, hat der Witwe Henry Thodes die Auslieferung der auf einer Liste aufgeführten Sachen sowie der gesammelten Manuskripte verweigert, hat Thodes Tagebücher sowie seine Privatkorrespondenzen behalten! (Wo befinden sich jetzt diese Sachen? Vernichtet? Verkauft? Im Dienstbotenzimmer?) Er hat sein eigenes mehrmals gegebenes Wort gebrochen und das Rembrandt-Bild nicht zurückgeschickt, hat die Thoma-Bilder für eine große Summe verkauft! — —

Nein, ich greife die Regierung nicht an, weil ich eben an Italien als Kulturland und an die Italiener, als ritterliches Volk, appelliere. Nur d'Annunzio klage ich an. Wieder und wieder sagt er, daß er sich Frau Thode gegenüber ‚brüderlich‘ benommen hat. Wenn das ‚brüderlich‘ genannt werden soll, kann man ebenso gut die Tat Kains Abel gegenüber ‚brüderlich‘ nennen. Kain bekam für alle Ewigkeit das Brandmal auf die Stirn, was weder Wasser noch Zeit abwaschen können. D'Annunzio hat sich selber gezeichnet.“

Man erinnert sich, daß d'Annunzio schon einmal durch seine unzarten, rückhaltlosen Schilderungen erotischer Art eine Frau bloßstellte, die er geliebt hatte. Er scheint seinen Fiume-Kriegsruhm durch solche Beleidigungen weiblicher Würde und weiblicher Rechte übertrumpfen zu wollen.

Thomas Mann

hat in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag gefeiert (6. Juni). Es wäre unfreundlich, eines so bedeutenden Vertreters modernen Schrifttums nicht zu gedenken. Und doch stehen wir samt manchem Deutschen den zwei bekanntesten — d. h. meistgenannten — deutschen Schriftstellern Thomas Mann und Gerhart Hauptmann mit einer leisen Zurückhaltung

gegenüber. Wir wandern auf einer anderen Ebene. Jene saßen bei feierlichen Gelegenheiten an der Seite des früheren Reichspräsidenten, vertraten demnach gleichsam offiziell das geistig-republikanische Deutschland, sind also Gradmesser für die jetzige Reifestufe deutschen Geistes. Und da müssen wir es deutlich aussprechen: wir haben das Zeitalter eines Flaubert oder eines Zola noch nicht wesentlich überstiegen; wir haben das Besondre, das wir Deutschen herauszuarbeiten und der Welt zu sagen haben — grade als Deutsche — in diesen Vertretern nicht gefunden.

Fassen wir uns kurz! Denn es ist unnütz, gegen diesen Zeitgeist wortreich anzukämpfen. Das verhältnismäßig Feinste über Thomas Mann — so weit wir die Jubiläumsartikel überschauen — hat Hans Brandenburg geschrieben („Deutsche Rundschau", Juniheft 1925), der im Grundton der Bewunderung doch das vielfältig Schillernde dieser kunstbewußten Erscheinung kritisch zerlegt.

Eine spätere Zeit mit ausgeglichenen Kräften wird aus optischer Entfernung feststellen, wie viel kunstvoll verhüllter Verfall von den „Buddenbrooks" bis zum „Tod in Venedig" und zuletzt zum zweibändigen „Zauberberg" in dieser Persönlichkeit und ihren Auswirkungen spürbar ist. Es ist unfaßlich, daß ein Deutschland wie das heutige, das in seinen reinsten Kräften geladen ist mit dem Drang nach Aufbau, grade diese beiden Schilderer von so viel Niedergang und Nichtheldentum als Höchstleistungen jetziger deutscher Geistes- und Gemütsverfassung hinausstellt. Wann hat man solches Wesen gemacht mit einem Bruckner oder Hans Thoma oder Wilhelm Raabe, diesen echten Vertretern besten deutschen Seelenlebens?

Grade an diesen drei eben Genannten gemessen, tritt die Gemüts-Unkraft der Hauptvertreter jetziger deutscher Dichtung um so greller zu Tage. Sie haben weder dem Herzen und seiner tiefsten Sehnsucht noch dem deutschen tragischen Schicksal Wesentliches und Starkes zu sagen, um so mehr dem Kunstverstand. Und so ist in ihnen die Hauptkrankheit der Zeit, der Intellektualismus, nicht überwunden.

Wir ehren in Thomas Mann den geschmackvollen schriftstellerischen Arbeiter von künstlerischer Selbstzucht, den nuancereichen Analytiker: diese zwei Fremdwörter weisen zugleich auf seine Grenzen hin. Sein Stil wimmelt von Fremdworten, besonders in seinen Abhandlungen. Das gibt einen romanischen — sagen wir gleich: einen läßlichen europäischen Einschlag. Man plaudert gleichsam für die gute europäische Gesellschaft: für den Salon. Dieser weltmännische Beigeschmack, diese kühl plaudernde Ironie ist von Thomas Mann untrennbar. Es ist der „Zivilisationsliterat" in ihm, dem Künstler, der mit Flaubert'scher Sorgfalt langsam und zäh zu formen pflegt. Insofern ist er immer „interessant", ja mitunter „faszinierend" — aber niemals mit Gefühlsschwung hinreißend oder wahrhaft befreiend und durchwärmend. Es ist Rationalismus neben Hauptmanns Naturalismus. Wobei der Letztere, zumal in seinen Anfängen, doch wohl der stärkere Dichter ist neben dem klugen Schriftsteller Mann.

Diese wenigen Worte mögen als Andeutung unsrer Bedenken genügen. Wir empfinden Thomas Mann als achtenswerten Ausklang oder als feingeprägte Zusammenfassung des jetzt geltenden, vom neuen Geschlecht zu überwindenden Geschmacks. In dieser Hinsicht darf man ihn einen glänzenden Vertreter seiner Gattung nennen, sollte aber eine so geschlossene, den beiden Genannten mindestens ebenbürtige Künstlerpersönlichkeit wie Stefan George dabei nicht übersehen. L.

Rilke in Paris

In der „Auslandspost" (München) finden wir einen Aufsatz des Franzosen Martin du Gard wiedergegeben, worin „Les Nouvelles littéraires" (Nr. 127) den deutschen Lyriker Rainer Maria Rilke feiern. Wir haben diesen Artikel über einen nun wieder in Paris herumträumenden deutschen Dichter mit Kopfschütteln gelesen; und man kann nicht sagen, daß der ohnedies bedenklich zur Verschwommenheit neigende Rilke dadurch gewinnt. Da wird gleich eingangs gesagt: „Rilke,

wie Nietzsche (!) slawischer Abkunft, ist der größte Lyriker des heutigen Deutschlands" — d. h. die rein deutsche Kraft reicht bei uns nicht aus; wir mußten auch Nietzsche von den Slawen holen! Dann aber: im Gespräch — so teilt der Franzose mit — äußerte Rilke selbst: „Jedes Wesen hat in Paris sein eigenartiges Gepräge, ein persönliches Merkmal, das es weder zu zeigen noch zu verbergen sucht. Alle Gefühle von Glück, Unglück und Einsamkeit habe ich nur auf den Gesichtern der Menschen in Paris gefunden" (!) — Doch wir müssen die ganze Stelle im Zusammenhang nachdrucken:

„Rilke! Man kann ihn im Luxemburg-Garten treffen. Er lehnt sich an die Ballustrade des Medici-Brunnens, die genau so hoch ist wie das Pult, an dem er arbeitet, wenn er seine vergangene Walliser Reise vor sich aufleben läßt. Er zieht einen kleinen schwarzen Bleistift aus der Tasche, notiert, träumt, schreibt mit zarter Hand, die kleinen blauen Augen durchforschen die Welt. Morgen ist Frühling. Gewiß denkt er an den Frühling früherer Jahre vor dem Kriege. Aber nichts hat sich geändert. Zur gleichen Zeit wie damals geht er auf der Seine- oder Bonaparte-Straße, schaut sich die Buchläden und Antiquare an, von denen er im „Laurids Brigge" geschrieben hat.

„Nichts hat sich geändert. Als Rilke wieder zu uns kam, konnte sein Freund André Gide von seinem hiesigen Eigentum nur zwei Bücherkisten zurückbekommen. Alles andere hatte man verkauft. Das war 1919. Rilke wollte nur die Dinge wiedersehen. Er fürchtete sich, zu erfahren, daß die Menschen sich tatsächlich gewandelt hätten. Lange war er hier in diesem Jahre ganz allein. Dann sah er eines Tages, daß ein Antiquar noch die gleiche Krawatte trug wie 1914. Das gab ihm Vertrauen. Er nannte seinen Namen und war nicht mehr allein in Paris. ‚Jedes Wesen,' sagte er, ‚hat dort sein eigenartiges Gepräge, ein persönliches Merkmal, das es weder zu zeigen noch zu verbergen sucht. Alle Gefühle von Glück, Unglück und Einsamkeit habe ich nur auf den Gesichtern der Menschen in Paris gefunden, und die Vitalität des Franzosen zeigt sich in der Mannigfaltigkeit dieses äußeren Ausdruckes. Auf der Straße gehe ich nie im Leeren, ich gehe von einem Gesicht zum andern und behalte das reine und unverwechselbare Gepräge eines jeden im Gedächtnis; und alles ist von einem wundervollen Glanz erfüllt.' So lebt Rilke auf dem linken Ufer der Seine ..."

Es ist für uns schwerringende Deutsche, die wir mit ganzem Sinnen und Trachten auf Wiederaufbau bedacht sind, wahrlich nicht leicht, solche Dinge zu lesen. Am schwersten leiden wir unter Frankreich: und der „größte Lyriker des heutigen Deutschland" flaniert in Paris herum und hat „nur dort" (!) auf den Gesichtern der Menschen „alle Gefühle von Glück, Unglück und Einsamkeit gefunden", nicht in Deutschland. Man muß sich solche ästhetische Duselei merken.

Die französische Fremdenlegion

Die im Jahre 1923 erfolgte ungeheure Verstärkung der französischen Fremdenlegion lenkt von neuem die Blicke auf diese afrikanische weiße Söldnerschutztruppe Frankreichs. Der Zweck ihres Daseins besteht in der Sicherung des Landes gegen die unruhige arabische Bevölkerung, Arbeitsdienst zur Erschließung und ev. Kultivierung des Landes — Tunis, Algier und Französisch-Marokko — und schließlich der Sicherung der Rekrutierung der farbigen französischen Armee die heute ohne weiße Vorgesetzte 220000 Mann stark ist. Letztere hat sich, ebenso wie die Fremdenlegion, erst ganz allmählich und aus kleinen Anfängen heraus gebildet. Die Turko- und Zuaven-Regimenter waren die Vorläufer der heutigen Farbigen-Armee der Franzosen. Erstere sind die von der französischen Regierung 1831 nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen aus Eingeborenen errichteten algerischen Schützenregimenter — Tirailleurs algériens —, letztere, ebenfalls eine Eingeborenentruppe, die etwa um die gleiche Zeit, wie die Turko-Regimenter, formiert wurden, aber aus ehemaligen Söldnern der Berberfürsten aus den Kabylenstämmen des Dschudschuragebirges im algerischen Departement Constantine stamm-

ten und den Ruf großer Tapferkeit genossen; der eigentliche Name ist Zuauas, aus dem dann Zuaven entstanden ist. Infolge später stattfindender starker Desertionen mußte die eigentliche Eingeborenentruppe als solche aufgelöst werden, deren Reste in die Turko-Regimenter aufgingen, während in die nun nur noch dem Namen nach vorhandenen Zuaven-Regimenter nur Franzosen eintreten konnten. Die malerische Turko-Uniform behielten die neuen Regimenter aber bei.

Die Fremdenlegion wurde 1831 in einer Stärke von zunächst 1600 Legionären aus Flüchtlingen, Abenteurern und Fahnenflüchtigen gegen Zusicherung von Straffreiheit bei Eintritt dieser Elemente in die Legion gebildet. Zum Teil hat die Legion weite Landstrecken Algeriens für Frankreich erobert. 1834 hatte sie schon eine Stärke von 5600 Mann, die dann, immer mehr anwachsend, vor dem Weltkriege sich auf 13000 Mann gesteigert hatte. Sie war formiert in 2 Regimenter Infanterie mit zusammen 26 Kompanien. Nach dem Kriege setzte eine sehr starke Propaganda ein, da Frankreich im Jahre 1921 diese Truppe auf 25000 Mann vermehrt und in 4 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Kavallerie, 1 Regiment Artillerie und 1 Bataillon Pioniere umformiert hatte. Im gleichen Jahre beschloß das französische Kabinett — das Parlament hat über die Fremdenlegion nicht zu verfügen —, die Legion im Jahre 1923 weiter zu verdoppeln, so daß die Stärke der Fremdenlegion heute auf 50000 Mann angenommen werden kann.

Sofort nach obigem Beschluß des Kabinetts wurde der Werbe- und Agitationsfonds um 200 Millionen Franken erhöht, der für die in Deutschland liegenden Werbebureaus von Deutschland im Reparationsfonds bezahlt werden muß! Zugleich haben die Besatzungsbehörden Werbebureaus in Mainz, Wiesbaden, Neustadt a. d. Hardt, Trier, Aachen, Düsseldorf, Duisburg und Saarbrücken eingerichtet, die die „Angeworbenen" dann in die Hauptsammelstellen nach Metz, Straßburg i. E. und Zabern überführen, von wo sie später über Marseille mittels Schiff nach Nordafrika gebracht werden. Die in Graudenz und Kattowitz (Polen) und die in der Tschechoslowakei eingerichteten Werbebureaus dürfen keine Landeseingeborenen, sondern nach Möglichkeit nur Deutsche anwerben. Seit der Abtrennung Memels vom Reiche ist ebenfalls ein Werbebureau daselbst von den Franzosen errichtet worden.

Das Versailler Diktat gibt „äußerlich" den Franzosen eine Art Recht, trotz des Artikels 179, Deutsche für die Legion anzuwerben.

Teil V A I, Kapitel 3, Artikel 179 lautet: „Unbedingtes Verbot für deutsche Reichsangehörige, Dienst in einem fremden Heere, Marine oder Luftdienst zu nehmen —"

Der Vertreter Frankreichs beantragte nachstehenden Zusatzantrag, der auch von den Entente-Vertretern angenommen wurde:

„Diese Bestimmung berührt jedoch nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Militärgesetzen und Verordnungen Rekruten für die französische Fremdenlegion anzuwerben."

Deutsche Zeitungen, so unter anderen die „Saarbrücker Zeitung", mußten Werbe-Bekanntmachungen aufnehmen:

Bekanntmachung!

„Laut Gesetz vom 19. April 1919 können Ausländer von nun an nach Unterzeichnung eines Verpflichtungsscheines in die Fremdenlegion aufgenommen werden. Junge Leute, die sich zu verpflichten wünschen, können sich zwecks Auskunft an den Militärverwalter, Schloßplatz 15, wenden."

Die Tätigkeit in der Legion ist eingangs schon mit wenigen Worten skizziert worden. Die Löhnung beträgt (gegen früher 4 Pfennige) heute 20 Pfennige für den Tag. Das Klima, die aufreibenden Kämpfe und die sonstigen Begleiterscheinungen haben sehr starke Verluste zur Folge, die nach Angaben bis zu 80 % ausmachen sollen. Eine Statistik oder irgendwelche genaue Angaben über Mannschaftsbestand, Zugänge, Abgänge oder sonstige Bewegungen innerhalb der Fremdenlegion gibt weder die französische Regierung noch die Militärverwaltung heraus. Irgendeiner öffent-

lichen Instanz gegenüber ist die Leitung der Legion auch keinerlei Rechenschaft schuldig.

Bezeichnend für die Art der Verwendung des angeworbenen Menschenmaterials ist der Ausspruch des ehemaligen Legionsführers General Négrier, der den Legionären zurief:

„Vous autres, légionnaires, vous êtes soldats pour mourir et je vous envoie où l'on meurt!" Zu deutsch: „Legionäre, ihr seid Soldaten, um zu sterben, und ich schicke euch dorthin, wo man stirbt!"

Einen Ausspruch, der auch die Verluste kennzeichnet, tat der ehemalige Legionsoberst de Villebois-Mareuil über Nordafrika, das Haupttätigkeitsfeld der Legion; er sagte:

„Es gibt kaum einen Hügel im Lande, unter dem nicht Legionärsleichen begraben liegen."

1914 schätzte man den Gesamtverlust an Deutschen seit Bestehen der Legion, die erst allmählich auf die vorgenannte Sollstärke von 8000—13000 Mann in der Zeit vor dem Kriege gebracht worden war, auf rund 200000 Mann. Das ist mehr als der Gesamtverlust aller deutschen Heere im Kriege 1870/71. (Eingehende Darstellung siehe Heft: „Die französische Fremdenlegion" von Dr. F. v. Papen. Verlag: Theodor Schubert, Dresden-Blasewitz.)

Die ungemein straffe Disziplin wird bei der Art der Zusammensetzung der Fremdenlegion durch das härteste Strafsystem aufrechterhalten. Schon der Verlust irgendeines Ausrüstungsgegenstandes hat Verurteilung durch das Kriegsgericht zur Folge. Jede Strafe über 8 Tage Gefängnis muß nachgedient werden. Es sollen nur sehr wenig Leute in der Legion sein, die keine Strafen erhalten haben. Deutsche sollen keinerlei „Erleichterungen" genießen.

Die Versuche, sich durch Desertion dem Dienste zu entziehen, sind eine grassierende Krankheit, die aber meist damit endigen, daß die Deserteure aus Geld-, Wasser- und Lebensmittelmangel entweder elend umkommen oder, was meist ihr Los ist, von „eingeborenen" berittenen Polizisten oder Arabern, die die Legionäre hassen, umgebracht oder an die Legion abgeliefert werden. Für jeden wieder eingefangenen und zurückgebrachten Legionär wird eine Fangprämie von 25 Franken gezahlt. Neben Quälereien Weißer, besonders der verhaßten Legionäre, ist die Habgier eines der stärksten Triebmittel, die Legionäre einzufangen und abzuliefern.

Man schätzt, daß 45—60 % aller Legionäre deutscher Abstammung sind.

Rittmeister a. D. Wilhelm v. Trotha

Neueste Geschichtswerke

Selten ist die geschichtliche Forschung so lebendig und vielseitig gewesen wie in unseren Tagen. Es ist das allgemeine Bedürfnis, sich angesichts des ungeheuren Geschehens der eigentlichen Gründe der Ereignisse bewußt zu werden. Daß man dabei nicht bloß bei der letzten Vergangenheit weilen, sondern in fernere Zeiten zurückgehen muß, ist selbstverständlich. In erfreulicher Weise erhebt sich daher die neuere Geschichtsforschung über Einzelforschungen wieder zu allgemeiner Betrachtung.

An der Spitze steht das Werk des berühmten Berliner Historikers Ludwig Rieß, Die Basis des modernen Europa (München 1923, R. Oldenbourg, 224 S.). Vielleicht schadet dem Buch sein Titel. Die Grundlagen oder die Entwicklung des neueren Europa wäre wohl besser gewesen. Mit dem weltgeschichtlichen Blick eines Ranke behandelt Rieß in klarer Übersicht die Entwicklung vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution.

Daran schließt sich die Behandlung von zwei Sonderfragen für einen längeren Zeitraum. Der bekannte Geschichtsschreiber des Weltkrieges, Hermann Stegemann (Der Kampf um den Rhein. Berlin und Leipzig 1924, Deutsche Verlagsanstalt, 664 S.) hat sich ein strategisches Problem ausgesucht, das von den Zeiten Cäsars bis zum Weltkriege seine kriegsgeschichtliche Bedeutung gehabt hat und vielleicht gerade infolge des Ausganges des Weltkrieges weiter haben wird. Dagegen der neuerdings vielgenannte Berliner Historiker Friedrich Meinecke (Die Idee der Staatsraison in der neueren Geschichte. München 1924, R. Oldenbourg, 546 S.) hat in tiefgründiger Forschung nur die Entwicklung einer einzelnen

Idee, der Staatsraison, und nur in der beschränkten Zeit von Macchiavelli bis Treitschke zum Gegenstand seiner Arbeit gemacht.

Wenden wir uns nun der neuesten Geschichte zu, so ist es eine wahre Freude, vermelden zu können, daß das bekannte Werk von Gottlob Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart (9. Aufl., Stuttgart 1924, Carl Krabbe Verlag; 2 Bände, 511 u. 660 S.) schon wieder in neuer Auflage vorliegt. Besitzer älterer Auflagen finden eine Ergänzung in Egelhaafs historisch-politischer Jahresübersicht für 1923 (fortgeführt von Hermann Haug, 16. Jahrg., Stuttgart 1924, Carl Krabbe Verlag). Das Egelhaafsche Werk ist für jeden, der in der Tagesgeschichte und Politik arbeitet, unentbehrlich. Die Veröffentlichungen des Auswärtigen Amtes sind, soweit bisher erschienen, berücksichtigt. Im übrigen ist das Werk von größter geschichtlicher Zuverlässigkeit. Im Anschlusse daran mag hingewiesen werden auf eine gute Einzelschrift von Heinz Trützschler von Falkenstein: Bismarck und die Kriegsgefahr des Jahres 1887 (Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 154 S.). Auf Grund der Akten wird hier geschildert, in wie meisterhafter Weise Bismarck einst das Reichsschiff in größten Gefahren zu steuern verstand.

Damit nähern wir uns bereits dem Weltkriege. Die Brücke über den Abgrund, der uns von der vorangegangenen Zeit trennt, schlägt einer von Deutschlands besten Söhnen, der frühere Gouverneur von Ostafrika Heinrich Schnee, Weltpolitik vor und nach dem Kriege (Leipzig, Quelle & Meyer, 481 S.). Mit weitem weltpolitischen Blick schildert der Verfasser, weshalb die deutsche Politik vor dem Kriege scheitern mußte, und welche Aufgaben ihr nunmehr bevorstehen. Einen ebenso wehmütigen Rückblick bietet die Schrift des verstorbenen Staatsministers Clemens von Delbrück, Die wirtschaftliche Mobilmachung Deutschlands 1914 (München 1924, Verlag für Kulturpolitik, 324 S.), aus dem Nachlasse von seinem Sohne herausgegeben. Der Stoff ist außerordentlich wertvoll. Doch das traurige Ergebnis bleibt, daß wir eben nicht wirtschaftlich vorbereitet waren, was gleichzeitig gegen den deutschen Kriegswillen spricht.

Und so mußte es kommen, Deutschland liegt am Boden — vorläufig, wollen wir sagen. Aber haben die sogenannten Sieger, die tatsächlich militärisch gar nicht gesiegt haben, denn von ihrem vermeintlichen Siege eigentlich Vorteil? Diese Frage hat kein geringerer aufgeworfen als Lloyd George: Ist wirklich Friede? (Übersetzt und eingeleitet von Dr. W. Simons, Reichsaußenminister a. D., Leipzig, Paul List, Verlag 191 S.). In der Aufwerfung der Frage liegt schon die Antwort. So kann denn Fritz von Hake (Englands Kriegsbilanz. München 1924, C. H. Beck) im einzelnen nachweisen, wie England durch den wahnwitzig vom Zaun gebrochenen Krieg auf allen Gebieten und nach allen Seiten nur verloren, nichts gewonnen hat.

Den Franzosen geht es trotz der Befriedigung des Revanchedurstes und der augenblicklichen Wiederbesetzung der deutschen Reichslande nicht viel besser. Es ist ja die Angst des bösen Gewissens, die alle haßerfüllten Handlungen der französischen Politik leitet. Daß noch nicht aller Tage Abend ist, wissen die Franzosen besser, als es leider manchen deutschen Kreisen bewußt ist. Daher die Sorge um die eigene Sicherheit, wohlbemerkt vor dem waffenlosen Deutschland. In diese Sorgen führen uns die französischen Dokumente zur Sicherheitsfrage mit einem Geleitworte von Hermann Oncken (München 1924, Verlag f. Kulturpolitik, 324 S.) ein. Durch nichts können freilich die Franzosen ihre Sicherheit in dem Maße gefährden als durch die Saat des Hasses, den sie durch ihre Taten in den besetzten Teilen Deutschlands einschließlich Elsaß-Lothringens gesät haben. Wo Menschen schweigen, müssen Steine zeugen. Für Deutschland ist das beste Zeugnis das Werk des früheren amerikanischen Oberbefehlshabers Henry T. Allan, Mein Rheinland-Tagebuch (Berlin, Reimar Hobbing; 386 S.). Ein unparteiischer Zeuge schildert hier aus eigener Anschauung das Treiben der Franzosen. Sein eigener Standpunkt zu Deutschland wird am besten gekennzeichnet durch das Wort: Ich kam als Feind und ging als Freund.

Freilich der größte Feind Deutschlands sitzt bei uns selbst in einer weltfremden, verstiegenen Demokratie. Das zeigt so recht das Buch von Ernst Troeltsch: Spektator-Briefe, Aufsätze über die deutsche Revolution und Weltpolitik 1918—22, mit einem Geleitworte von Friedrich Meinecke, herausgegeben von H. Baron (Tübingen 1924, J. C. B. Mohr). Ein hervorragender Gelehrter auf religionswissenschaftlichem Gebiete, war Troeltsch leider ein vollständig unklarer politischer Kopf, der noch dazu durch die Revolution vollständig aus der Richtung gekommen war. Es ist bedauerlich, daß ein so hervorragender Historiker wie Friedrich Meinecke dazu mitgewirkt hat, die Aufsätze, die in der Tagesstimmung vielleicht eine Beurteilung nach mildernden Umständen erfahren konnten, der Vergessenheit zu entreißen. Daß unsere Demokratie aber noch heute unbelehrbar und unverbesserlich ist, zeigt am besten das Buch von Mary Hamilton, Ramsay Macdonald. Sein Werk und sein Charakter, übersetzt von Dr. Siegmund Feilbogen (Zürich 1924, Orell Füßli, 275 S.). Wegen einiger wohlwollender Äußerungen über Deutschland wird das Buch als demokratische Propagandaschrift für den Wahlkampf empfohlen. Niemand sollte abstimmen, ohne das Buch gelesen zu haben.

Von diesem Wechsel der Zeiten erheben wir uns schließlich zu Höhen, die über alle Zeiten erhaben sind. In diese Kreise führt uns Theodor Lessing, Europa und Asien, Der Mensch oder das Wandelbare, Sechs Bücher wider Geschichte und Zeit (Hannover 1923, Wolf Albrecht Adam Verlag). Auch der Japaner Kotaro Pyama, Der Geist des absoluten Schicksals, Das Ideal des Lebens, der Politik, der Erziehung (Weinfelden-Konstanz 1922, A. G. Neuenschwandersche Verlagsbuchhandlung, 253 S.), gehört hierher. Wer neue, eigentümliche Wege liebt, mag sich in diese Bücher vertiefen. Es ist ja nicht alles Unsinn, was uns seltsam klingt . . .

Dagegen ist uns das Buch von Dr. Eugen Dühring, Waffen, Kapital, Arbeit (3. Aufl., Leipzig 1924, A. R. Reisland, 185 S.), eine in gewissem Sinne auch über die Zeitverhältnisse erhabene, schon vertraute Erscheinung.

So wächst aus mannigfachen Bausteinen das Geschichtsbild zu immer größerer Klarheit, doch niemals zur absoluten Wahrheit, sondern es bleibt eben das Bild, das jeder zu schauen meint. Wir sind schon dankbar, wenn man uns den so überreichen Stoff einigermaßen gesichtet zugänglich macht.

Prof. Dr. Konrad Bornhak

Psychosynthese

Je höher sich die geistige Entwicklung erhebt, desto mehr versucht der Mensch, sich alles, was er tut, erlebt und denkt, bewußt zu machen. An die Stelle des naiven Daseins tritt das reflektierte, d. h. ein Leben, das sich über jedes Geschehen und jede Handlung Rechenschaft ablegt.

Dazu bedürfen wir der Psychologie im weitesten Umfange. Zunächst hat diese mit dem zu tun, was als seelische Tatsache klar und bewußt vorhanden ist. Darüber hinaus greift sie neuerdings aber weiter und tiefer in das Gebiet des Unbewußten, dessen uns jeder Tag im Tun und Lassen eine Menge bietet und wie es dann besonders im Traume sein Wesen treibt. Aber auch alles scheinbar Vergessene, was die Seele einmal erlebt hat, ist nicht wirklich verloren, sondern nur unter die Schwelle gedrängt. Freud, der Schöpfer der Psychoanalyse, glaubte nun, daß dort, wo seelische Erkrankungen beobachtet werden, die Ursache häufig in einer nicht gelungenen Verdrängung zu suchen sei, d. h. daß seelische Rückstände im Unterbewußtsein den betreffenden Menschen krank und unglücklich machen. Sicher ist nun viel Richtiges an der Freudschen Lehre, daß durch Hervorholung und Wiederbewußtmachung dieser ehemals nicht gut hinabgetauchten Restbestände seelischen Materials eine Gesundung herbeigeführt werden kann. Und diese Ausgrabung schief eingerückter Seelenerlebnisse geschieht durch die Psychoanalyse. Ein Reinmachen der Seele von den Schlacken verkrusteter Ereignisse, eine Aufhellung dunkler Untergründe wird in vielen Fällen gut wirken. Wer sich kurz unterrichten will, greife zu dem preiswerten Büchlein des

Sanitätsrates Dr. Koerber aus der Sammlung „Wege zum Wissen“.

Aber jede Wissenschaft hat ihre Gefahren, wenn sie in Hände von Laien gerät, die sich nicht genügend mit ihr vertraut machen; und so wurde die Psychoanalyse zu einem Gesellschaftsspiel, wurde Mode. Viele schafften sich einen „Komplex“ an, um auch zum Psychoanalytiker gehen zu können, bildeten sich Krankheiten ein, die sie gar nicht hatten, und dieser Unfug ging so weit, daß das witzige Wort von Karl Kraus beinahe recht bekam: „Psychoanalyse ist die Krankheit, für deren Therapie sie sich hält.“

Vor allem stürzte man sich auf die sexuelle Seite der Analyse und auf das Traumleben. Da wurden denn die harmlosesten Dinge zum sexuellen Symbol, und endlich konnte man kein einziges Wort mehr sprechen, ohne daß der gewiegte Laienpriester der Psychoanalyse die geschlechtliche Deutung dazu gab. Werke der Kunst wurden in einer Weise sexuell gedeutet, daß einem übel werden konnte. Und endlich griff eine Sorte intellektueller Pöbel die Sache auf, um ihr die Wendung zur Beseitigung der moralischen Hemmungen zu geben.

Die Psychoanalyse als ärztliche Seelenkunde hat hiermit nichts zu tun und ist dafür nicht verantwortlich. Sie sollte aber noch deutlicher von dem Unfug abrücken! Es ist unerträglich, wenn allenthalben in den Winkeln sexueller Unterbewußtheit geschnüffelt und halbe oder schiefe Aufklärung geschaffen wird.

Die Analytiker um jeden Preis, die Desillusionisten, koste es, was es wolle, haben nun bald lange genug gewirtschaftet. Wenn sie über die Analyse hinaus keine Synthese (Zusammenfassung) leisten, dann sind sie keinen Schuß Pulver wert.

Wo, ihr Psychoanalytiker, bleibt eure Psychosynthese? Hier wäre eine neue Wissenschaft anzubauen, die uns bitter nottut. Die Krankheit bewußt machen, aber in ihr stecken bleiben, ist nicht besser als unbewußt krank zu sein. Wir wollen gesund werden. Was hülfe uns ein Arzt (hier muß ich sagen: Kurpfuscher), der uns sagt, wie krank wir überall sind, der ungefähr alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens als aus krankhaften Sexualhemmungen hervorgehend kritisiert, wenn er nicht weiß, wo die Dinge nach der Sektion und Skelettierung wieder heil und besser zusammenkommen?

Zudem vielfach die schamlose Entschleierung! Nicht, daß man nicht unerbittlich dem Wirklichen ins Auge schauen soll; wenn aber dieses Wirkliche rein nihilistisch angesehen wird, dann erblicken wir nach Lüftung des Schleiers von Sais immer nur unsere eigene kranke Fratze und gehen am Ekel zugrunde. Gut, forscht unnachsichtlich! aber, wenn die Kehrichtschnüffelei zum Selbstzweck wird und auch da Regenwürmer findet, wo wirkliche Schätze liegen, dann ist's widerlich. Liebe, Familie, Kunst, Volksbewußtsein, alles das sind für gewisse Relativisten und Analytiker Hemmungen, die beseitigt werden müssen. Sie wissen gar nicht, wie krank sie sind! Und sehen ihre Gesundheit in ihrem letzten Fieberzustand. Aber, wenn sie alle Komplexe auflösen ... der große psychoanalytische Komplex, der übrig bleibt, der hat wahrlich dann keine Struktur, sondern eher Ähnlichkeit mit einem Tröpfchen Brei voll Infusorien.

Die Entkörperung Deutschlands, die Zersetzung, die Entgötterung und Entgottung der Welt stehen uns bis zum Halse. Zeigt uns die Psychosynthese! Zeigt uns, wo endlich jenseits der unendlichen Sexualwissenschaft die Ordnung der deutschen Seele wieder aufersteht! In Ehe, Familie, Volk, Politik und Kunst! Habt ihr jenseits der hemmungslosen Befreiung keine neue Bindung, dann ist eure ganze Wissenschaft unnütz.

Womit, ich betone es nochmals, nichts gegen die analysierende Psychotherapie gesagt sein soll, die, vom geistig hochstehenden Facharzt vorsichtig angewandt, Segen stiften kann.

Rudolf Paulsen

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Gerda
Nach einem Pastellbild

C. A. Mülhardt



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. August 1925 Heft 11

Lachende Heiterkeit
wirft auf alle Lebensbahnen Tageslicht;
der Mißmut weht seinen bösen Nebel
in jede Ferne ...

Gibt es etwas
so Schönes und Poetisches im Leben als
das Lachen und Scherzen einer Jungfrau,
welche, noch in der Harmonie aller Kräfte,
mit und auf allen in üppiger Freiheit spielt,
und die weder höhnt noch haßt,
wenn sie scherzt?

Jean Paul

Die Entdeckung des Kindergartens und der Name „Kindergarten"

Von Dr. Fritz Halfter

Der Begriff „Kindergarten" und der Name Fröbel gehören zusammen. Denn das meiste, was in den „Kindergärten" der Welt getrieben wird, geht auf den Sohn Mitteldeutschlands Friedrich Fröbel zurück. Dennoch bedeutet die hergebrachte Bezeichnung „Fröbel, der Schöpfer des Kindergartens" gegenüber seinem Werk und erst recht gegenüber seiner Sehnsucht eine mißverständliche Halbheit. Als Seher fühlte er sich, und sein Werk galt ihm als eine Entdeckung. Wozu seiner Meinung nach jeder Erdgeborene berufen ist, was dennoch der weitaus größte Teil aller Menschheit sich immer von neuem verscherzt, das suchte er in seinem „Deutschen Kindergarten" ins helle Licht zu rücken, um es allen zu erhalten.

Die Summe aller „Kindergärten" der Welt und ihrer Einrichtungen und Verrichtungen bedeutet also nicht im entferntesten das, was Fröbels Schau besagt. Dem besseren Verständnis der äußeren Einrichtungen, die Fröbel als Kindergärtner schuf, hülfe es vielleicht, ihn als einen Kolumbus auf geistigem Gebiet zu betrachten; mit welchem Eroberer von Neuland er selbst sich wiederholt verglichen hat. Folgerichtig sollte Fröbel daher statt Schöpfer „Entdecker des Kindergartens" genannt werden. Nur wäre das eine neue und, wie sich zeigen wird, auch geschichtlich nicht haltbare Halbheit, vergäße man dabei, daß dieser Kolumbus zugleich der schöpferische Pflanzer in seiner neuen Welt, der Wegemeister zur Lebenserneuung sein wollte. Indessen sind alle derartigen Bezeichnungen nur Bilder zur Verständigung; was am Kindergärtner Ursprüngliches ist, läßt sich eben nur mit dem Worte „Der Kindergärtner" benennen. Dieser Name wird Fröbel in der Geschichte verbleiben; er umfaßt die Ganzheit in sinnigster Art, wie keine andere Bezeichnung.

Fast alle Halbheiten in der Beurteilung Fröbels lassen sich erklären aus der Schwierigkeit, ihm zu folgen in der beständigen Verschmelzung von Hingabe und Behauptung der eigenen Persönlichkeit, von williger Annahme und starker Bezwingung der Umwelt, besser gesagt: des Nicht-Ich's. Es ist das die Art des deutschen Idealismus, der immer zugleich persönlich-überpersönlich fühlt und nur ein schöpferisch-tätiges Begreifen kennt. In diesem Sinne schrieb Fröbel 1831: „... vom Geiste könnte und muß man vielleicht sagen schauende Kraft." Der große Brief „An die Frauen", in dem das steht, zeigt tatsächlich, wie Fröbel selbst von seinem Leben behauptet, „nur Eines und das Eine": „Leben meiner im Unendlichen und Unpersönlichen; Sehnsucht nach Gestaltung und Darlebung des Unendlichen, und Sehnsucht, das Unendliche im Leben und der Gestalt zu schauen". Und der Schreiber hatte sich selbst durchaus richtig erfaßt, wenn er bekannte: daß seinem Geiste, seinem Gemüte gar nicht möglich gewesen, „irgend etwas alleinstehend und nur isoliert, abgeschnitten persönlich zu schauen, sondern alles gleich in einer höheren allgemeinen Bedeutung." Ist der Leser sich über solche völlige (idealistische) Durchdringung von Subjekt und Objekt bei Fröbel durchaus klar, so lösen sich die meisten seiner Rätsel.

In den sachlichen Kern führt folgende Überlegung. Als Kind des Thüringer Oberlandes hat Fröbel von jeher das Gefühl einer Einheit der Seele mit ihrer Umgebung im tiefsten Gemüte gepflegt. Er ist aufgewachsen, die Wipfelmeere hoher Bergwälder vor Augen: ihm konnte es nicht geschehen, einen Wald vor Bäumen nicht zu sehen. Er ist — wir verweilen mit Bedacht einen Augenblick bei diesem leider bereits leer gewordenen oder abgegriffenen Wort — auch später kaum jemals von Tal zu Tal, von Baum zu Baum geschritten, ohne jede Einzelheit und ganz vor allem *sich selbst* als zu einer *Ganzheit* gehörig zu fühlen. Und doch vertrug sich dieses Gefühl durchaus mit dem scheinbar entgegengesetzten größter *Selbständigkeit*. Denn es löste sich auf in der höheren Empfindung, *denkender Teil* in einer Unendlichkeit zu sein. So blieb der Waldsohn schließlich überall in ihr zu Hause.

Für das noch unklare Gefühl hiervon prägte die Romantik den Ausdruck „Die schöne Waldeinsamkeit". Ganz entsprechend — das führt uns weiter — hat die weite Ebene der baumarmen Heimat dem Friesen Allmers jene einfühlungsstarken Verse eingegeben, die auch dem modernen Großstädter, zumal in der Vertonung Brahms', ohne weiteres eingängig sind: „Feldeinsamkeit". Wollen wir die Analyse begrifflich schärfer durchführen, dürfen wir vorsichtig an Kants berühmtes Bekenntnis vom „bestirnten Himmel über mir" und „dem moralischen Gesetz in mir" erinnern. Denn auch Fröbels Naturgefühl ist im Grunde frei von Empfindsamkeit, und auch seine Unendlichkeitssehnsucht war sittlich bestimmt, wenn auch durch religiöse Schau um viele Grade wärmer empfunden als die des metaphysischen Kant.

Auf *Unendlichkeitssehnsucht* hat uns also unsere Überlegung geführt. Denn schon die romantische Sehnsucht geht weiter als auf die Einigung mit der heimatlichen Umgebung, ist also mehr als nur irdisches Heimweh. Schon sie ist auf das Gefühl einer *allgegenwärtigen Unendlichkeit* gerichtet. Und auch die sittliche Note fehlt ihr nicht, wenn wir etwa an Eichendorff und sein „O Täler weit, o Höhen" denken. Mit dessen drittem Verse:

„Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.

Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar"

sind wir daher auch der Fröbelschen Ethik viel näher als mit Kant. Sie fand sich wie bei Eichendorff allezeit zurecht an der Natur als Gottes unmittelbarer Offenbarung.

Damit ist gesagt, daß Fröbel mit eingeborenem romantischen Einheitsempfinden und naturkindhaft sicherem Gemüt dem Kantischen Dualismus einfältig entrann. 1811 ging er vor der Erscheinung des berühmten großen Kometen in *seiner* Art, die Sterne zu schauen, über zur kosmischen Sphärenempfindung. Das war die äußerste Vorstellung naturhaften Einheitsgefühls, die möglich ist. Um aber Entdecker des Kindergartens zu werden, mußte er über Wald und Sterne hinaus den Blick zur Idee der Menschheit erheben. Es geschah unter Festhalten seiner bisherigen Art, in Einheit zu denken, also in kindlich einfältiger Erweiterung und Bereicherung seines Weltbildes durch Beobachtung der Mannigfaltigkeit der Menschenwerkswelt, die er bis zu seinem 25. Lebensjahr ganz übersehen hatte.

Entscheidend dabei wurde, daß es seinem Einheitsfühlen gelang, alles das auch

begrifflich auf einen Hauptnenner zu bringen: allseitige Lebenseinigung. Von vornherein — wir sahen es — in der Sache zu Hause, fand er diese Bezeichnung erst als 49jähriger Lebenskämpfer. Der früh in sich gegenwärtigen Heimat derselben wurde er um dieselbe Zeit ganz gewiß, um sie von da an auch im Meer des Menschheitslebens immer deutlicher vor seinen Augen heraufsteigen zu sehen: in jedem rein und natürlich bewahrten Kindesgemüt. In dieser Abwandlung begegnet uns bei Fröbel die Ehrfurcht, die Kants Gemüt erfüllte beim Anblick des „moralischen Gesetzes in mir". Und damit erst wurde Fröbel „der Kindergärtner". Denn soviel ist jedem ernsten Beobachter klar: eine solche Entdeckung machen kann freilich jede schuldig gewordene Menschenseele, die Menschheitslegende vom verlorenen Paradiese beweist es; aber das kindliche Paradies ohne Zittern kolonisieren zu wollen, kann nur ein Narr — oder ein Mann, der in seltener Reinheit das kindliche Fühlen in Lebenseinigung aller Art sich bewahrte. In diesem Sinne muß man mit Eduard Spranger Fröbels geniale Schau ganz auf eine vom Manne festgehaltene Kindlichkeit zurückführen.

Lange genug hatte der einstige Forstlehrling, um mit Eichendorff zu sprechen, „auf buntbewegten Gassen" treu im Herzen bewahrt, was auch ihm als „des Menschen Hort" erschien. Das Leben mußte ihn arg pressen, bis er, die Glückseligkeit seines Einsamkeitsgefühls opfernd, die Pflanzarbeit im Garten der Kindheit unternahm, um endlich mit seinem Reichtum verstanden zu werden. Denn erstaunlich und doch wieder selbstverständlich früh (schon als Säugling mutterlos geworden und in steter Vereinsamung herangewachsen!) war ihm das Paradies in der kindlichen Lebenseinigung heraufgestiegen. Und sobald er Erzieher wurde, mußte das sein Verfahren beeinflussen.

Von Fröbels tief religiöser Einstellung dabei zeugen die 30 und mehr Jahre, die der Entdecker brauchte, um endlich als Kindergärtner vor die alten Menschen zu treten. Formen religiöser Ehrfurcht, wie Friedrich Otto sie in seinen Ausführungen über „Das Heilige" dartut, hatten daran teil, neben dem fascinosum nicht zuletzt das tremendum. Nur solche Ehrfurcht kann es erklären, daß ein zum pädagogischen Genius erwachter Erzieher nach 4 Jahren angestrengter Betätigung 1811 noch einmal zu genauen Naturstudien die Universität bezog, ohne das Erziehungsziel aus den Augen zu lassen. In gleicher Weise ist das nur oberflächlich rätselhaft erscheinende Verlassen der Stelle in Burgdorf 1836 zu erklären, die in gewissem Sinne durch Vorgängerschaft keines Geringeren als Pestalozzis geweiht war.

Wie rein das Ziel schon dem 28jährigen vor Augen stand, lehrt eine Briefstelle vom 1. Mai 1810: „Je tiefer wir Erzieher in das Wesen der Erziehung durchs Nachdenken und durch Erfahrung eindringen, desto mehr finden wir, daß unsere erste Sorge sein muß nicht die Kinder den Vätern zu entreißen, sondern dagegen jenen diese wiederzugeben." Nichts anderes spricht ein Fragment vom Juli 1841 aus: „Darum sollen Familien selbst zu Kindergärten werden." Und wie viele Jahre des pädagogischen Ringens auch zwischen beiden Aussprüchen liegen, all ihr Suchen läßt sich auf die eine Formel bringen: Wie führe ich die Menschheit zum echten Kindessinn zurück?

Verrät sich in dieser Grundströmung der Fröbelschen Pädagogik deren früh-

romantische Einstellung ganz besonders, so begegnet uns solche nirgends entsprechender als in dem Typus des Kindmenschen der deutschen Romantik, den Hardenberg-Novalis verkörperte, und zwar persönlich und nicht nur in der sinnbildlich gefaßten Sehnsucht nach „der blauen Blume". Freilich, schon Goethes „Werther" hat das für Fröbel entscheidende Grundthema „Kindlichkeit" anklingen lassen, von vornherein sogar in der bei Novalis viel unsicheren Bezugnahme auf Jesus, die dafür von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer bedeutsamer in Fröbels Denken hervortrat. Am 29. Juni schreibt Werther: „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhol' ich dann die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: *Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!*" Unsere Unterstreichung der Jesu-Worte führt uns daher unmittelbar auf die Hauptlinie in Fröbels pädagogischem Denken, und es lohnt sich, die *ganze* Junius-Stelle daraufhin genauer anzusehen, inwiefern Fröbel doch eben wie Werther an ein Jesuswort anknüpfte, als er die Alten zum Kindergarten rief: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!"

Aber zunächst sich selbst in seiner kindhaften Sehnsucht zu verstehen, dazu halfen dem 22jährigen Fröbel die Schriften des Novalis. „Das Buch machte mir die innersten, verborgensten Regungen, Empfindungen und Anschauungen meines Geistes kund, offen und lebendig. Das innerste Sehnen und Streben meines Geistes und Gemütes lag offen vor mir", bekannte er noch als 46jähriger Mann. Wie den nächsten Freunden Hardenbergs das Kindliche in dessen Wesen bis weit über den Tod hinaus heilig geblieben ist, so mußte es aus des Dichters Werken den gleichartigen Fröbel heimatlich ansprechen. Und eben bei Novalis fand Fröbel Bestärkung für seine germanische Art, eine innige Naturliebe unschwierig mit einem innerlichsten Gemütsverhältnis zu Jesu zu verbinden, wie dergleichen im Beginn unseres geschichtlichen Daseins naiv statthatte und nach den Ergebnissen jüngster Forschung wahrscheinlich auf dem Weg über die Goten beispielsweise sogar die Balder-Mythe bestimmend beeinflußt hat.

Fröbel hatte in frühesten Kinderjahren nicht bloß den Odem seiner Waldheimat, sondern auch Jesuspredigten seines Vaters, eines Waldpfarrers, tief in sich aufgenommen. Daher ließ er das Mythenbilden auf sich beruhen, teilte also nicht die Sehnsucht der Kreise um Schelling nach einer neuen Mythologie. Er erfreute sich in schlicht gemütvoller Art, ähnlich wie das die gläubigsten Katholiken vermögen, wenn sie Maria als Maikönigin verehren, an Hardenbergschen Versen der Jesussehnsucht, wie

„Von Blumen wird sein Haupt geschmückt,
Aus denen er selbst holdselig blickt.
Er ist der Stern, er ist die Sonn',
Er ist des ew'gen Lebens Bronn.
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert sein kindlich Angesicht."



Fröbel hielt also eine gewisse Mitte ein zwischen (mystischer) Poetisierung und (ästhetischer) Beobachtung der Natur, eben auf Grund seiner Fähigkeit, Subjekt und Objekt in seinem Geistgemüt miteinander zu verschmelzen. Im Augenblick, wo sein starker Wille ein klares Ziel aller Lebensentwicklung ahnte, mußte er zum Erzieher werden, und zwar mit protestantischer Grundrichtung. Denn er wollte dienen und nicht dichten, und entfernte sich damit, vorangetrieben vom Tatwillen eines Arndt und Fichte, ergriffen auch vom Liebesgeist eines Pestalozzi, entschieden von den Romantikern, mitnehmend freilich ein wichtiges Erbe, das dem hinsiechenden Novalis aus den Händen geglitten war, als ihm alles ein sinnig ästhetisches Spiel und schließlich alles Poesie geworden.

Denn wichtig genug ist, daß schon derselbe Hardenberg nicht bei gefühlvoll mystischer Erfassung der Natur stehen bleiben wollte, sondern zu geistiger Nachschöpfung derselben in mathematischer Symbolisierung aller Verhältnisse angetrieben hatte. Sein Ziel lautete dabei: „Wir sind auf einer Mission: Zur Bildung der Erde sind wir berufen." Diese Aufgabe ergriff Fröbel mit Feuereifer. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Hardenbergs Vorliebe für den Bergmann und sein geist- und gemütvolles Einfühlen in die Welt der Kristalle Fröbel erst auf den Weg gebracht hat, der ihn berühmt machte: Novalis hat den einstigen Kindergärtner für den mathematischen Aufbau seiner „Fröbelgaben" geradezu erst vorbereitet, indem er ihn ein innerliches Verhältnis zu den Mineralien finden ließ, das dem jungen Fröbel sogar erst in wiederholter Lesung Hardenbergs erwuchs. Hernach freilich klingen noch späte Briefstellen wie aus der Welt der Hardenbergschen „Lehrlinge zu Sais" kommend.

1814 kam Fröbel als Gehilfe des Begründers der Kristallographie, Professors Weiß, nach seinen eigenen Worten „recht eigentlich in den Mittelpunkt" seines Lebens und Strebens. Als Ordner und Pfleger des mineralogischen Kabinetts der Berliner Universität, „wo Wirkung und Gesetz, wo Leben, Natur und Mathematik in einer klaren Festgestalt geeint, wo symbolisch Wesen zu schauen dem innern Auge vorlag", mochte er sich fühlen, wie einer jener „Lehrlinge zu Sais", dem ein höherer Meister mehr erlaubte, als den Schlaf nur einer Nacht im Tempel, um die Grundzüge der Entwicklungskunst des Naturverständnisses „der Natur abzulernen". Denn ihm lag eben nicht Naturerkenntnis an sich, sondern romantische Naturschau im strengen Dienste der „Mission" des Menschen im Sinne, von der Hardenberg gesprochen.

Professor Weiß verstand nicht, wie es seinen Gehilfen mit Macht von den Steinen zur Erziehung der Menschen treiben mußte. Fröbel aber vernahm auch vor den Kristallen, was wir vorhin am Worte „Einsamkeit" darzustellen versuchten: den Unendlichkeitsruf der Natur. Er las das „stille, ernste Wort" Einheit, das der Forstlehrling (in Eichendorffs Art) aus dem Walde in die Städte der Menschen mithinaus genommen hatte, jetzt immer klarer in Hardenbergs fordernder Art, und wohl genau wie die Steine in den Sälen des Novalisschen Sais riefen ihm die Pfleglinge in seinem mineralogischen Museum zu: „Oh! daß der Mensch die innre Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte ... Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannig-

faltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meister eines unendlichen Spiels."

Es dürfte nun nicht mehr allzusehr überraschen, Fröbel, nachdem er von 1816 an als Leiter verschiedener Erziehungsanstalten seine Mitwelt zu begeisternder Mitschau solcher Lebenseinigung kosmischen Ausmaßes aufzurufen versucht hatte, 1836 plötzlich zur Gründung einer „Autodidaktischen Anstalt" schreiten zu sehen: er wollte mit ganzen, einmal und zweimal durchschnittenen Würfeln, mit mathematisch genauen Bauklötzchen, Plättchen und Kästchen den Menschen groß und klein seine kristallenen Lehrmeister ins Haus schicken, daß alle in seiner und doch zugleich in ihrer Weise „Lehrlinge zu Sais" würden; auch in den Städten unmittelbar an Hand der Natur: siehe seine seltsam anzuschauende und doch so schlicht tiefe Idee vom „über sich selbst belehrenden Würfel"!

Und als er auch damit nicht den rechten Erfolg fand, stieg er noch tiefer zurück in die Urheimat naturkindlichen Fühlens: der Mann neigte sich hinab zum Kinde — als dem doch lauter und dringender als alle Kristalle fordernden und überall, wo Menschen sind, gegenwärtigen Erzieher zur Lebenseinigung Wertherscher Schau. Es will das alles so einfach erscheinen, wie eine naturgesetzliche Entwicklung des sich selbst treu bleibenden Geistgemütes, mit dem Fröbel seine Bahn angetreten. Und wie ein solches nichts Wesentliches wieder fallen lassen kann, weil es nur Wesentliches aufnimmt, so hielt der Kindergärtner fest an seinen Bauklötzen, erweiterte seine „Gaben" mit dem nicht von den Kristallen abzulesenden Urbilde allgemeinsten Zusammenhalts, der Adhäsion im fallenden Tropfen: mit dem Ball oder der Kugel, und sann über alles nach, was geeignet ist, seine letzte und doch erste Entdeckung, Einheit des Getrennten, Ganzheit, allgemein zu machen. Demgemäß lautet der Sinn der Fröbelschen Entdeckung: Der Kindergarten ist überall, wo das ältere Geschlecht ein jüngeres als schöpfungsbereit—bildungsbedürftig anerkennt; beide stehen damit an der Quelle des Lebens jenes Himmelreichs, das von den Erden und Kristallen über das eigene unverdorbene Wesen zur Gotteskindschaft am Bau geistiger Welten führen muß.

Alle Einzelheiten auf Fröbels Wegen haben in erster Hinsicht dem einen Ziel zu dienen: Erhaltung der „erzieherischen Atmosphäre", die mit der Geburt jedes Kindes, ja vor derselben, die älteren Menschen von neuem umweht. Daß auch den Älteren in der Nähe der Kindheit Gesundheit erwächst, sagt kaum etwas eindringlich klarer als der Name für Fröbels irdisches Paradies: Kindergarten. Wir möchten auch in diesem Zusammenhange noch einmal an das Wort erinnern, das Eichendorff für seine Sache fand: „des Menschen Hort". Man freue sich ruhig des zufälligen Anklangs vom lateinischen hortus = der Garten; auch Fröbel liebte dergleichen Klangausschöpfung in volkstümlich unbesorgter Wortbildungsschau.

*

Fröbels Ausdruck geht, merkwürdig unbewußt, wieder so stark mit Novalis Art zusammen, daß er geradezu als eine späte Wortfrucht aus dessen „Heinrich von Ofterdingen" angesehen werden könnte. Nur muß man sie, wie alles bei Fröbel, aus dem Gesamt-Erleben des Autodidakten erwachsen sehen.

Unzweifelhaft ist, daß schon den 22jährigen Jüngling auch jene Stelle aus dem Schluß des Novalisschen Roman-Fragments besonders erregen mußte, wo der Held, im Blumengarten Silvesters sitzend, in Tränen ausbricht mit der Klage: „Aber mußte die Mutter sterben, daß die Kinder gedeihen können?" (Den Tod der eigenen Mutter hat Fröbel früh als den Opferpreis für die Innigkeit seiner einsamen Naturschau empfunden, und unter seinen Lebensumständen mit vollem Recht.) Freilich, von den Trümmern vergangener Zeiten in jenem Garten ist die Rede, aus denen die lebendige Schöpfung Nahrung ziehe; aber wie Silvester von seinen Blumen spricht, so hatte der wortstrenge Vater Fröbels seinen Blumengarten gepflegt und des Knaben Tätigkeitsdrang früh dazu herangezogen, so daß sich der frühe Grabhügel der Mutter ihm zum Blumengarten am Pfarrhause erweiterte.

Um der großen Gefühlsverwandtschaft mit Novalis, vielleicht auch tatsächlichem Nachhall dieses Dichters im Finden des Namens „Kindergarten" zu begegnen, mag ein Auszug aus der ganzen Szene genügen. Novalis hatte Silvester sagen lassen: „Wir Alten hören am liebsten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt Ihr mich den Duft einer Blume einziehn ... Nur sagt mir noch vorher, wie Euch meine Einsiedelei und mein Garten gefällt ... Ich bin hier mitten unter meinen Kindern und komme mir vor wie ein alter Baum, aus dessen Wurzeln diese muntre Jugend ausgeschlagen sei ..." „Ja," sagte Heinrich, „wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden und von der Erziehung, weil wir in Eurem Garten waren und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächtnis und auf unsre Lippen die Erinnerung der alten Blumenschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens, und die glücklichsten Stunden seines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind ... So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erscheinungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieses sind, und darum so wohltätig auf die erstere heruntertauen."

Aus der Himmelsnähe einer zweiten Kindheit betreute Fröbel der ganzen Menschheit Hort, nachdem er in nachtwandlerischer Sicherheit den Zugang für alle dorthin entdeckt, woher nach seiner Meinung kein gesundes Kind sich freiwillig verirren möchte. Den Zugang für alle sollte sichern die Stiftung einer überschauenden Übungs- und Lehranstalt in Blankenburg 1840, genannt „Der Deutsche Kindergarten". Er wollte ihn allen einzelnen „Kindergärten" vorbauen, wie er's mit der Kugel getan bei den Kristallen: als allgemeine Stiftung schwebendes Sinnbild der Ganzheit, und wirkend als Tau, der die starren Erden löst.

Seltsam nur, wie schwer dem Seher das Finden des Namens wurde. Es ist eine schöne, aber auch echte Überlieferung: Friedrich Fröbel mit Freunden von Keilhau über den Steiger hinabsteigen zu sehen zum Blankenburger Tal, das in Frühlingspracht Thüringens ausgebreitet lag. „Wenn ich doch nur für mein jüngstes Kind einen passenden Namen wüßte!" hatte er wiederholt ausgerufen. Mit leuchtenden Augen sei er plötzlich stillgestanden und habe laut in die Berge gerufen: „Heureka! Kindergarten soll die Anstalt heißen."

Ganz gewiß, solch Name konnte nicht im Zimmer gefunden werden, noch weniger aus Büchern. Aber sollte es nur ein hübsches Spiel des Zufalls sein, daß das Fest, mit dem Fröbel die erwähnte „Stiftung" verband, eingeleitet wurde mit dem Gesang eines Liedes „Bergmannsgruß"? Vielleicht liegt hier eine feinsinnige heimliche, für uns aber bedeutsame Anknüpfung Fröbels vor. Im Ofterdingen des Novalis heißt es nämlich eingangs der herangezogenen Szene: „Wie sich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor sich zu sehen." Man muß sich erinnern, daß der Dichter im „Silvester", dem einstigen „Bergmann", des „deutschen Philosophen" Jakob Böhmes entscheidenden Einfluß auf sein Denken dargestellt hat.

Gern begegnen wir solchem Denkmal des kindlich-sicheren Görlitzer Gotteskindes auch auf Fröbels Wegen, obgleich der Kindergärtner trotz eigenem Besitz Böhmescher Schriften (seit 1814) nicht gar zu viel von ihm und in ihm gelesen. Um so bedeutsamer ist, was er als Kern Jakob Böhmes für sich herausgegriffen hat: „daß wohl in den sämtlichen Schriften die Idee eines lebendigen Zusammenhanges der moralischen und physischen Welt und der Gedanke der oder einer sinnbildlichen Bedeutung des Sichtbaren in Beziehung auf das Unsichtbare durchgehe". Diese Beobachtung erlaubt uns, den Kindergärtner ganz unabhängig auf dem deutschen Geisteswege zu sehen, der zu Theodor Fechner, dem offensinnigen Begründer der Psychophysik, führt. Eine solche Erkenntnis hilft mit, Friedrich Fröbel endlich aus seiner Einsamkeit zu erlösen und ihm den Platz in der Geistesgeschichte genau zuzuweisen, der ihm als bloßer Kinderfreund unbilligerweise vorenthalten wird.

Und warum vorenthalten? — Weil man dem Kindergärtner nicht innerlich genug in seine Entdeckung gefolgt ist, den tiefen Sinn im kindlichen Spiel zu erfassen verschmähte: Einheit, Ganzheit des Lebens. Ungezwungen erklärt sich, warum Fröbel mit dem Namen „Deutscher Kindergarten" die Öffentlichkeit am 28. Juni 1840, vor jetzt 85 Jahren, zur Teilnahme an seiner Entdeckung aufrief. Ganz Deutschland feierte an jenem Tage die 400jährige Wiederkehr der weltschöpferischen Erfindung der Buchdruckerkunst. Es war nicht nur Fröbels allzeit lebendig tätige Freude an Volksfesten, die ihn hieß, seine Entdeckung in das Licht der Großtat Gutenbergs zu rücken. Er ahnte, daß nur der kindliche Sinn des deutschen Gemütes vor allem unmittelbar Nützlichen die ideale Bedeutung solcher Taten zu werten imstande ist. Friedrich Fröbel war mit seinem Tun selbst der lebendigste Beweis für Schillers Behauptung:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Vergleiche dazu Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", insbesondere deren ersten! Durch seine Entdeckung der Grundlage des kindlichen Paradieses wurde Fröbel freilich denn doch Förderer der ganzen Menschheit, dieweil er eben mit den Kindern aller Menschheit rechnet und aus tiefer Naturverflochtenheit überzeugt ist, daß seine Erziehungsgrundsätze „in ihrem innersten Wesen für alle Weltenkörper wahr sind" (1831). Und diese Fröbelsche Gemütssicherheit ist um nichts geringer als die ethische Immanuel Kants.

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

(Fortsetzung)

Eine Woche durfte er noch aufs Land. In ein kleines altes verlassenes und zerfallenes Kloster, das nur ein Priester waltend bewachte. Von dort ging an den Freund dieser Brief heim.

E. M.
W.

Bruderherz!

Es ist wieder etwas geschehen an mir. Ich weiß jetzt, was Einsamkeit ist, die tiefe Einsamkeit vor Gottes Angesicht.

Aus der brausenden Fabrik und der argen Stadt gleichsam in die Stille gefallen sitze ich hier in dem blühenden Kreuzgarten, außen in der Ecke der Brunnenkapelle, und schreibe dir auf den Knieen. Die Sonne scheint und das Wasser singt drinnen in die Steinschalen; auch höre ich leis über das Klosterdach herüber die Linden rauschen, die draußen im Hofe stehen.

Ich sitze so still und geschwunden, wie ein Tropfen in mich selber zurückgezogen, bis die Liebe zu Dir mich plötzlich wieder anfällt, daß ich unsere Briefbogen aus der mitgebrachten Mappe holen muß.

Ernst Moritz — Wolfgang

Das schönste der Gottesgebote hat unsere Namen zusammengeschrieben und wird sie nie trennen.

Der Herr Pfarrer nahm mich unter seinen Schutz. Als er mich zum erstenmal umherführte, sagte er: „Wolfgang, ich bin in diesen Mauern fromm geworden."

Ich antwortete: „Daher sollte man die Menschen führen."

Als es so still war, daß man die Stille hörte, sagte der geleitende Mann wieder: „Da ist kein Krieg, da ist Friede."

Ich mußte fragen: „Weil es ausgestorben ist und leer?"

„Sind die Mönche nicht alle noch hier, und ihre Gebete und ihr Wesen! Spürst du sie nicht?"

„Am Ende helfen die Abgelebten, daß auch uns der Friede nicht verloren geht?"

„Wolfgang, Knabe, das hätte auch ein Siebzigjähriger fragen können."

Es kann mir nichts mehr geschehen. Komme ich wieder in die Welt, werde ich doch in der Stille sein. Und ich will dem Geist Gottes dienen.

Wärst Du doch auch da, und der Vater, und Professor Haller, und Kordelia!

Wärst Du da!

Herzbruder.

Gerade läutet die Elfuhrglocke, zufällig zum letztenmal. Sie kommt morgen herunter zur Kanonenschmelze, verstummt darum aber nicht in dem Kreuzgarten.

Wieder ging ein Brief ab:

E. M.
W.

Bruderherz!

Ich sitze auf dem Hügel in der Sonne unter einem Birnbaum. Das warme Licht fließt lieb über den Baum auf die Erde.

Wenn alle leidenden und streitenden Menschen mit mir unter dem umsonnten Baum sitzen könnten! Eine gereifte gelbe Birne im Schoß.

Ich habe noch nie eine Birne gesehen, dünkt mir.

Ich glaube an das Paradies. Das Licht Gottes ist noch nicht verdorben.

Mein Gaumen fühlt, wie schmelzend süß die Frucht schmecken würde. Aber ich will die kostbare Dir schicken, die eine in einer Schachtel, auf daß Du den Saft meiner zaubervollen Stunde genießest. Der Vater bekommt eine gleich schöne. Und keine andre Birne will ich für mich von dem Baum pflücken.

Herzbruder.

In einem dritten Brief hieß es:

Zwei Stunden schaue ich dem Brunnen zu. Immerzu muß er fließen. Wenn ein Windstoß einmal sein Wasser stäubt, kommen Regenbogenfarben.

Wie ist das: Brunnen müssen fließen? Und ich merke, daß es auch in mir geflossen ist, zwei Stunden lang, schön und rein und fromm.

Regenbogenfarben steigen auch aus mir.

Ein Gottesbrunnen ist das Menschenherz.

Und wiederum:

Ich denke mir, wenn Eduard Frick an meiner Stelle säße? Oder die andern Menschen der Fabrik? Was würde an Ihnen geschehen, was würde die Stille in ihnen tun?

Meine Seele erschrickt vor dem Geschenk, das der bevorzugten gemacht worden ist. Sie wagt nicht, sich wert zu nennen.

Ich will auch Eduard Frick eine Birne schicken.

In der Nacht zum ersten Oktober schrieb Wolfgang ins Tagebuch: Jetzt ist er fort ins Feld. Trotzdem es ihm nicht recht war, ist die Klasse an der Bahn gewesen und hat ihm gesungen. Keiner im Transport war so frisch. Seine Mutter und Kordelia weinten nicht. Von meiner Mutter gab ich ihm ein Paket Selbstgebackenes. Von mir trägt er eine Stahluhr mit Leuchtziffern. Diese sieht er, wenn er nachts im Dunklen aufwacht. Dann sieht er auch mich. Und einen Stern haben wir ausgemacht wie mit dem Vater. Jetzt ist es, als wäre etwas aus mir ihm nachgegangen. Das fehlt in mir drinnen, und ich bin doch froh, daß er fort ist; wie ein unsichtbarer Mantel soll es um ihn sein.

Wir waren miteinander auch noch in der Kirche. Kordelia war dabei. Die Sonne schien durch die Chorfenster und die Uhr schlug uns zehnmal ins Herz.

Fritz Merk hatte in der Stille ein Heft zusammengeschrieben, betitelt: Himmelsgestirne und Menschenseele. Das gab er Wolfgang, als der Freund fort war; zum Trost sollte es sein.

„Und weißt du, eigentlich hast du es geschrieben, denn durch dich bin ich so geworden; so von außen nach innen."

Beim Schein der Lampe las der Beschenkte die Blätter und wie er dann ans Fenster trat, war ihm, es müßten geheime Stufen gewachsen sein, darauf anzusteigen in den Zauberraum, oder Geister rätselhafter Verwandtschaft wollten herunter kommen zur Erde.

Vorn im Heft stand eine Widmung:

Keine Rechnung rundet sich,
Seit durch deine Augen ich
Schaue aus dem Ring der Zeit.
Zahl und Ziffer werden weit,
Gleichung schließet nur zum Schein,
Führt in neues Gleichnis ein.

Wolfgang ahnte nur, was die helldunklen Worte bedeuten sollten.

Welch eine Wunderkammer war der Kopf und welch ein Gnadenbecken das Herz dieses Jüngsten der Klasse! Gaben die argen Jahre der Finsternis solches Licht? Zu was war Fritz Merk ausersehen?

Wolfgang wagte nicht recht ihn Freund zu nennen. Aber doch wurde etwas in ihm ruhig und wohl. Er schrieb die Widmung ab und zeigte sie Professor Haller.

Erstaunt wog der Lesende die Zeilen: „Riecht schier nach Novalis oder nach Goethe."

„Es ist von Fritz Merk."

„Wenn das wahr sein soll, dann sitzt Gott in ihm."

„Gleichung schließet nur zum Schein,
Führt ein neues Gleichnis ein..."

Langsam, wie durch eine Türe damit gehend, sagte der Lehrer die Worte noch einmal her. Dann fügte er bei: „Und ja, die Liebe gibt uns den Schlüssel zu den Offenbarungen. Wolfgang, weil er dich suchte, fand er sich."

Bei Schellings Abendlesungen war man zur Zeit an Grimms Märchen. Kordelia hatte dazu kommen dürfen. Wolfgang las die Geschichte vom treuen Johannes. Die Worte von seinem Mund klangen, als seien sie weit fort gesprochen, und alle in der Stube dachten, Ernst Moritz müsse es hören.

Der Vater schrieb: Ich habe in dunklen Stunden Sorge, unsere Kraft lange nicht. Mir ist, es würden keine Fahnen wehen daheim am Tag des Friedens. Ich kann nicht sagen, warum meine Gedanken so bang sind, aber sie laufen immer in die gleiche Schwermut hinein; und meine Augen haben es wahrgenommen: Der Krieg ist in unsern deutschen Soldaten gestorben. Wir werden darum nicht siegen ... Ich weiß auch nicht, warum ich Euch das Herz beschwere. Doch kann man einen Stein auf der Brust liegen lassen? Seit Wochen habe ich es Euch schreiben wollen, einmal schon stand es auf dem Papier. Das schickte ich jedoch nicht ab, weil gerade ein Brief Gottfrieds kam von der schönen Siegesfeier daheim.

Professor Haller wurde ganz still, als Wolfgang bei ihm Trost suchte. Dann sagte er: „Vielleicht wird uns auch das zum Heil."

„Wenn Deutschland zerbricht?"

„Das wird kein Feind vermögen."

„Wenn sie uns aber schlagen?"

„Dann treffen sie nur die Schale."

„Und der Kern?"

Der Lehrer schaute ihn an: „Leg' deine Hand aufs Herz, Wolfgang!"

Dann begegnete ihm Kordelia und sagte: „Ich habe heut nacht aufstehen und für dich beten müssen."

Mit Fritz Merk unternahm er Entdeckungszüge durch die Stadt. Der Freund kannte sich auch da aus und schloß ihm die Geheimnisse der Bauwerke, Gassen und Plätze auf. Nicht nur schwärmerisch, sondern, wie wenn eine Formel zu lösen wäre, oder wie man ein Haus abträgt, jeden Stein betrachtet und das Haus wieder aufbaut. Nach seinen Zeiten sah er jedes geworden und eines im andern verwirkt stehen.

Wenn Wolfgang irgendwo die Augen schloß, vermochte er sich ein so gezeigtes Bild auf die Netzhaut zu locken. Er erkannte seine Heimat und erkannte sich.

Sie stiegen auf die Türme und sahen, wie die Stadt geworden war, Zelle um Zelle, Ring um Ring, Geviert um Geviert, in Jahrhunderten, durch Geschlechter, wie sie die Herzkammer des Landes wurde. Sie sahen vom Bahnhof die Adernbündel der Schienenwege hinauslaufen nach den Städtlein und Dörfern. Gehörten diese nicht zu der Stadt gleich einer Art von Kindern in einer Gemeinschaft?

Inständig sagte Wolfgangs Herz: „Heimatland! Bleibe zusammen, liebes Vaterland, falle nicht auseinander!"

Wieder drunten im Vorbeigehen tupfte bei einem alten Patrizierhaus des Führers Finger an einen eisernen Türklopfer, dann daneben am Türrahmen an einen messingen Glockengriff, und wieder, kaum Handbreit daneben an einen elektrischen Klingelknopf.

„Vierhundert Jahre mit eines Armes Bewegung an einer Pforte", sagte Wolfgang.

„Ja nicht Zeit, Gezeiten müssen wir sehen", erwiderte Fritz Merk.

Der erste Brief von Ernst Moritz lautete:

E. M.
W.

Herzbruder!

Jetzt, da ich fern von Dir bin, merke ich erst, wie nah ich Dir war und was Du aus mir gemacht hast.

Wäre ich Soldat geworden, ehe wir Freundschaft schlossen, so wäre ich wohl auch kein Feigling, aber an meinem Mut hinge gewiß etwas Eitles, Leichtfertiges. Das ist bei Vielen. Ohne daß sie es wissen, wollen sie ein wenig vor sich selber prunken. Und mancher läuft so in den Tod.

Wenn ich in den Tod gehe, glaube ich, werde ich nichts mehr von mir sehen, nichts mehr von mir denken. Vielleicht bin ich's gar nimmer, der fällt. So wenig gehöre ich noch mir.

Wir sind nicht weit hinter der Front. Die Luft dröhnt von der Schlacht. Ich spüre, wie diese schon an uns zieht.

Dein Bruderherz.

Wie wenn ein neuer Brunnen fließe, war es, als das Schreiben kam. Gleich aus zwei Bechern konnte Wolfgang sich fortan mit des Vaters und des Freundes Briefen tränken. Der Postbote nahm im armen Haus Schelling die reichsten Geschenkgroschen ein.

Ins Tagebuch schrieb er: Überall und immer reden jetzt die Menschen von Fleisch, Eiern, Fett. Es ist, als ob der Krieg um diese Dinge ginge. Draußen aber greifen die Engländer gewaltig an; warum bebt nicht jedes Herz und jeder Mund um die entbrannte Schlacht. Bei uns im Haus spricht eigentlich nur Gottfried vom Essen, sonst niemand. Trotzdem wir Not haben. Da ist's beinahe wie bei Eichendorff mit dem Geld.

Wieder schrieb er: Professor Haller hat eine große Dichtung des Italieners Bojardo aus der Zeit der Renaissance. „Der verliebte Roland“ heißt sie und mißt Tausende in Stanzen gefaßter Verse. Plötzlich bricht der Dichter das zu solcher Höhe gewachsene Werk ab: Er vermöge es nicht zu beenden, aus Gram, daß die Barbaren (Franzosen) in seinem geliebten Heimatland Italien hausen.

Sogar General Roschmann schrieb Zweifel.

Kordelia nahm Wolfgang in das dritte Zimmer hinein, als der Brief kam und sie ihm davon sagte, daß ja niemand etwas von dem Argen höre; ihre Mutter war um einen Schatten bleicher.

Das Mädchen griff nach seiner Hand. Langsam erzählte er ihr, was auch der Vater geschrieben habe und Professor Haller davon rede. Es war, als müßte das Haus um die still Gewordenen zusammenfallen.

Wie kam das? Die Zeitungen standen angefüllt von Zuversicht, und im Frühjahr erwartete man den Sieg.

Er ging allein draußen einen Wiesenweg. Es war Abend und unten an der Wiese lag gelb gewordener Wald. Die Sonne war schon untergegangen, eine kalte Hand strich über die Erde. Es wurde ihm bang und er rief durch hohle Hände hinab in den Wald: „Ernst Moritz!“

Ein Echo antwortete und ein Reh trat aus dem Waldgrund auf die Wiese. Wolfgang dachte, es könne Kordelia sein.

Am andern Tag geriet er schier in Gassenhändel. Ein Mann schimpfte inmitten eines Menschenschwarms: Alles sei kaput, und alles ein Schwindel. Da stellte Wolfgang sich mit der Klassenmütze in den Ring hinein und hielt eine Ansprache: Vom General Roschmann habe er neue Briefe gelesen, darin stehe, wir werden den Krieg ganz gewiß gewinnen.

Der Mann lachte breit und frech auf. Sein Stecken kam hoch, wurde aber von einer Faust niedergeschlagen. Die Menschen glaubten dem lügenden Jüngling. Ein Herr stand hinter ihm. Dieser mußte den Schlag gewehrt haben. Seine Hand legte sich auf Wolfgangs Kopf und stille edle Augen schauten in dessen Augen. Es war der Unbekannte!

Den Kopf unter ein Brett gedrückt, unselig ging Wolfgang in schmerzhafter Luft.

Ins Tagebuch kam die Frage: „Wenn etwa eine geheim über Deutschland aufgehängte Grammophonplatte insgesamt aufnähme, was allwärts, ununterbrochen, ohne Unterschied gesprochen wird in diesen Jahren, wenn die Platte sotane „Gespräche und Unterhaltungen der Deutschen im großen Weltkrieg“ unsern Enkeln wiedergäbe ...?

Jetzt hatte er auch vor den Soldaten Angst. Wenn er einen Urlauber sah, dachte er: Oh, hoffentlich macht er den Mund nicht auf, es wird Böses sein, was daraus hervorkommt.

Nachts schlief er schlecht und wachte wieder und wieder an dem Schrecken auf, als ob etwas zusammenbräche.

Lausbuben hörte sein Ohr böse Reime des bösen Geistes singen.

Einmal stand auf dem Postplatz eine arme Frau unter aufgelaufenem Volk, hielt ein Stück Brot hin, brach es auseinander und zeigte das breiige graue Gebäck.

„Damit sollen wir unsere Kinder füttern!“ schrie der geifernde Mund.

Eduard Frick rannte ihn an: Am Tag des Waffenstillstandes werde es Revolution geben. Mit strahlenden Augen erzählte der Fabrikler das und packte Wolfgangs Hand. Diesem aber schien, trotzdem die Sonne in der Straße lag, der Weg plötzlich von Schatten belegt, und seine Hand glaubte er an einem Feuer gehabt zu haben.

Wieder stand im Tagebuch: „Ich habe Angst um Gott.“

Ernst Moritz schrieb:

E. M.
W.

Herzbruder!

Jetzt sind wir vorgekommen Es dünkt mich, ich ginge in einen ungeheuerlichen Vorhang hinein. Wenn Du mich dahinter nicht mehr siehst, dann schau' nach meinem Stern.

Dein Bruderherz.

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Als ich den Brief las, mußte ich plötzlich daran denken, wie wir das letztemal zusammen badeten. Da ist er in der Sonne auf dem Sprungbrett gestanden und ich habe zum erstenmal ganz gesehen, ja auch gespürt, wie schön er ist. Das hat mich, ohne daß ich wußte woher, plötzlich traurig gemacht. Dann ist er hinunter ins Wasser gesprungen und erst am andern Ufer aufgetaucht. Gott, wenn du gut bist, laß ihn auch dort wieder herauskommen! Er muß doch dein Liebling sein und deiner Augen Spiegel.

Wolfgang saß auf einer Bank. Ein alter Mann kam und setzte sich an das andere Ende. Der Mann war arm und vom Hunger abgezehrt. Wolfgang dachte daran, ihm das Geld aus seiner Tasche zu geben, allein er fand nicht den Mut dazu. Nach einer Weile ging der Mann, ohne daß ein Wort gesprochen worden war. Da fiel die Last eines ungeheuren Versäumnisses auf den Jüngling. Er stand auch auf und ging nach, in eine trübe Gasse der Altstadt in ein trübes Haus. Es roch schlecht darin. Langsam war der Alte vier finstere Stiegen hinaufgestiegen, schloß eine Kammer auf und verschwand darin. Verzagt war Wolfgang gefolgt und klopfte an der windschief zugefallenen Türe. Es wurde geöffnet, man sah ein eisernes Bett, einen Tisch und einen Stuhl in dem Raum stehen. Der Besuch hatte hinter dem inmitten harrenden Inwohner kaum mehr Platz. Aber gerade schien die Abendsonne durch das Fenster und warf das schäbige Gemach voll Licht. So viel Licht hatte der Betroffene noch nie gesehen. Der Mann war wie eine Erscheinung davon umsäumt. Ein fleckiges Wasserglas auf dem Tisch glänzte wie ein großer Brillant.

„Sie haben auf der Bank etwas liegen lassen", sagte Wolfgang, gab dem leuchtenden Greis seine zwei Markstücke in die Hand und lief wieder hinaus.

Ins Tagebuch kam die Frage: Wenn es umsonst ist, warum sind dann Millionen gefallen? Warum soll vielleicht auch noch der Vater und ... Ernst Moritz ...?

Der Vater schrieb: Wolfgang, Du willst wissen, ob man auch für Vergebliches Opfer bringen müsse. Das Opfer gilt der Idee, nicht dem Erfolg. Keiner stirbt umsonst für das Vaterland, auch wenn von diesem nur ein Quadratkilometer übrig bliebe auf der Karte. Sohn ... nie, nie habe ich es so tief gespürt, daß wir nicht zuerst um das Reich, sondern um das „Reich" kämpfen!

Es war November geworden. Die Mutter ging nie so viel an das Fenster. Die Geranien blühten dort noch rot, aber ihre Hand mußte ihnen jedesmal gelbe Blätter nehmen.

Draußen sah man feuchte Bäume, ein paar Dächer, die — woher nur? — glänzten. Dann nichts mehr, die Stadt lag versunken und ihre Geräusche kamen gedämpft. Manchmal dachte man, es sei was geschehen. Wie am Wasser war's, als müßte im Nebel irgendher vom Ufer ein Rettungsboot stoßen.

Dann kam der Herbstregen, es wurde ums Einheizen herum. Als die erste Wärme vom Ofen aus gemach die Stube anfüllte, meinte man, sie sei ein gutes Wesen.

Am Morgen Allerseelen sah Wolfgang ein seltsames Fuhrwerk drunten in der Stadt durch den Nebel kommen. Ein Marktwagen, darauf ein großes breites Dach gefügt und über und über mit Totenkränzen verhängt. An der Deichsel tapperte ein Esel, dem der halbwüchsige Fuhrmann mit Singsang das Zugwerk leicht und munter machte.

In der Zeitung las er nachher, seine Vaterstadt zähle schon siebentausend Gefallene und an Wunden Gestorbene. Welch ein Aufmarsch! Welch ein Schwund! Ein Tier fraß draußen die Regimenter weg.

Niemand konnte denen einen Kranz bringen. Leere Augen der Liebe suchten aus den Fenstern in die Fremde nach ihrem Grab, an einen Hügel, in ein Tal, an einen

Wald, an einen Fluß, in einen Graben, in ein offenes Feld? Wo lag er auch, mit Kameraden zusammen? Allein? Unter einem Baum? Ist's ein Apfelbaum, eine Linde?

Die Mutter sagte: „Nur der Glaube, Wolfgang, weiß einen Weg."

Er kam abends zu Fritz Merk in die Stube. Dieser saß am Tisch, zeichnete und rechnete auf großen Blättern, inzwischen sich mit dem Sternhimmel und Sternkarten beschäftigend. Wolfgang, hinzugekommen, frug: „Du stellst das Horoskop? Glaubst du daran?"

Fritz Merk antwortete: „Nein, ich glaube nicht daran... Doch neige dich her und sieh! Sind es nicht auch Gesetze?"

Wolfgang frug nun seinen Vater. Der Freund rechnete und schwieg: „Dein Vater wird nicht tot sein, auch wenn er vielleicht stirbt."

„Und Ernst Moritz?"

„Wenigen wird so leicht sein wie ihm."

Aber der Deuter durchstrich mit einem großen aufrechten Kreuz seine Rechnung. Dann gingen sie ans Fenster. Wolfgang sagte wieder: „Dort ist der Stern des Vaters, dort der Ernst Moritzens."

„Weißt du, wie lang ihr Licht zu unserer Sonne braucht? Fünfhundert Jahre."

„Das gibt großen Frieden. Und sag', was mag wunderbarer sein, daß wir sie mit unsern Menschenaugen sehen, mit unsern Menschengedanken messen?"

„Beides ist ein Wunder."

Die zwei Jünglinge legten einander die Arme um die Schulter.

Ernst Moritz schrieb:

E. M.
W.

Herzbruder!

Gerade kommen wir vom Engländerangriff zurück in Ruhe. Von der Kompagnie sind fünfzig gefallen. Es ist jetzt, wie wenn ich in einem hohlen Raum säße, um dessen Wände Feuer liefe. Und dennoch bin ich in Stuttgart bei Dir unter der Schillereiche, ganz leibhaftig, wie ich früher noch nie dort und bei Dir gewesen bin. Es ist genau vier Uhr morgens.

Dein Bruderherz.

Mein Seitengewehr ist mir beim Bajonettkampf abgebrochen; und bei meinem Nebenmann sah ich deutlich, wie ihm die Augenkugeln wieder in die Höhlen zurückgingen, als der Sturm abgeschlagen war. So war alles Blut rasend. Ein anderer biß in der Wehr einem Schotten einen Finger ab und dachte erst nachher daran, ihn aus dem Mund zu lassen. Gott helfe uns!

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Sein Brief hat es offenbart, daß die Seele sich aus dem Leib heben kann. Am Dienstag genau vier Uhr morgens bin ich an dem Freund aufgewacht. Wir brauchen also nicht zu erschrecken, wenn einmal der Leib nicht mehr da ist.

Von Braunbeck, der den Verweis wegen der Goldkette erhalten hatte, kam aus dem Feld ein Brief an Professor Günther; und in die nächste deutsche Stunde brachte der Lehrer die Nachricht, der Schreiber des Briefes sei gefallen. Professor Günther war bleich und konnte nicht unterrichten.

Kordelia durfte mit ihm einen Abendspaziergang machen. Sie gingen nebeneinander im Dunkel über der Stadt, die lag tief wie ein hinuntergefallener Sternhimmel. Wie wenn man einem recht vertraut, sprach das Mädchen ernste Dinge; und unten bebten die Lichter.

Dann hörte man vom Westen her fernen Kanonendonner; als ob weit fort große Tücher ausgeschüttelt würden. Da sagten beide auf einmal mit einem Mund: „Ernst Moritz."

Kordelia rückte ganz nahe an den Begleiter und schob ihren Arm in den seinen.

Auch der Vater schrieb so: Der Feind stürmt täglich. Aber dennoch, mir ist in mancher Stunde, als wäre ich gar nicht mehr im Krieg, als wäre ich schon weit aus ihm hinausgegangen; mein Leib ist nur noch in dem schaurigen Hammerwerk, das gar keinen Sinn mehr haben will und ein Wahn zu sein scheint, der jeden Augenblick über mir schwinden muß. So sind wir für den ... Frieden reif geworden. Wolfgang, Wolfgang, gebe der Himmel, daß Deine Augen und Hände rein bleiben von dem Greuel!

Fritz Merk war jetzt sein täglicher Begleiter, sprach aber dabei, oder wenn sie gegenseitig auf ihren Stuben saßen, viel von Ernst Moritz. Wolfgang fühlte die zarte Rücksicht. Auch hatte der Mathematiker einen Briefwechsel mit dem Freund draußen begonnen. Es wurde ein seltsames Spiel, wie die drei nun auch auf Umwegen voneinander erfuhren; und ineinander lebten.

Wolfgang bemerkte eines Tages: Ich gehöre gar nicht mehr zur Klasse und werde den Schulkameraden fremd. Man muß mit ihnen laut sein und affig. Dabei ist's so ernst, daß man vor dem eigenen Wort erschrickt.

Aber er wollte sich wieder in die Pflicht der Gemeinschaft rücken. So zog er auch den gebliebenen Freund in die Luft der Schulstube und sogar in die Spiele zurück. Dennoch blieb es wie ein Doppelleben, der Geheimbund ließ sich nicht erweitern. Wenn sie allein waren, schien es, sie träten auf einen anderen Boden, irgendwie höher hinauf und hinaus.

Merkwürdig frug auch niemand nach Ernst Moritz. Wolfgang wollte einmal mitteilsamen Herzens einen Brief von dem Soldaten vorlesen, aber Fritz Merk nahm ihm das Papier schweigend aus der Hand.

Professor Haller sagte: „Den Krieg führen wir eigentlich gegen uns selber."

Wolfgang frug mit den Augen und bekam die Antwort: „Gegen den Schein, der um unser Wesen gewachsen ist."

„Das war also kein Glorienschein?"

„Nein, auch wenn wir viel von Herrlichkeit sprachen."

„Werden wir das Wesen wieder finden?"

„Es ist nicht verloren ... und einmal werden wir auch daran genesen."

„Die Welt wird genesen?“
„Laß uns demütig sein.“
Daheim holte er Vaters Brief hervor. Es war das gleiche, was da stand: Sohn … nie, nie habe ich es so tief gespürt, daß wir nicht zuerst um das Reich, sondern um das „Reich“ kämpfen.

Wolfgang ging in einem klaren Morgen in frisch gefallenem Schnee aus der Stadt hinaus. Nur seine zwei Fußtapfen liefen als Menschenspur den Weg entlang, sonst war dann und wann ein Vogel darübergetreten. Sorgsam trug er sich dahin und fühlte die große Reinheit der ihm bereiteten Stunde für alle Tage seines Lebens.

Er ging in der dunklen Frühe wieder durch den Schnee zur Adventsmesse in die Marienkirche. Die Kirche war voll und die Tausend Menschen sangen:

Tauet Himmel den Gerechten!
Wolken regnet Ihn herab!
Rief das Volk in bangen Nächten,
Da ihm Gott Verheißung gab.

Aus den tausend Mündern stieg der Atem des ungeheuren Liedes sichtbar in dem kühlen erhellten Raum. Mußte der Himmel nicht aufgestoßen werden von dem Schall?

Seltsam schrieb der Vater an diesem Tag: „Je ferner mir Gott geht, desto weiter darf ich ihn suchen.“

Der Vater schrieb wieder: Wolfgang, hab' recht acht auf die Mutter! Sie wird euch bald ein Geschwister schenken.

Gerade zum Morgenkaffee war der Brief gekommen. Der Empfänger las und steckte ihn wieder ein. Sonst gingen die Briefe immer an die andern weiter.

Annemarie klopfte auf den Tisch: „Was steht da drinnen, daß wir's nicht sehen dürfen?“

Wolfgang schwieg; Frau Berta schaute ihn an, bis auch er aufschauen mußte.

Dann kniete sich der Sohn zu ihr hin und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Da wußte sie, was der Vater geschrieben hatte.

Nachher zeigte ihm, wie zum Zeugnis des Vertrauens, die Mutter ein von ihr stammendes, ins Feld gesandtes Gedicht:

Freund, wenn Du in die Fremde gehst,
So geh' ich leis mit Dir,
Und leise führt Dich eine Hand
Und ist die Hand von mir.

Und wacht Dir draußen einmal auf
In dunkler Nacht ein Schmerz,
Dann greif nach Deinem Herzen hin
Und sieh, es ist mein Herz.

Auch der Vater schickte der Mutter Verse. Erkorene Schönheit und Größe gab dies in Wolfgangs Augen dem Schicksal der beiden geliebten Menschen. Seltsam, er selber

fand keine Reime, auch Ernst Moritz nicht; trotzdem in ihren Briefen und in ihrer Seele alles tönte.

Der Freund schickte ihm einen erd- und blutbeschmutzten knitterigen Zettel. Er hatte ihn bei einem gefallenen Franzosen gefunden. Darauf stand aus einem französischen Buch eine Stelle notiert, deutsch etwa lautend: Deutschland, dieses große menschliche und große dichterische Land, das den Deutschen unbekannt ist.

Was war das für ein Feind, welchen es unter den deutschen Granaten drängte, solches aufzuschreiben, vielleicht kurz bevor er von einem deutschen Geschoß fiel? Und welche schmerzvolle Wahrheit lag draußen im Kot bei der fremden Leiche?

Wolfgang suchte noch einmal, zum drittenmal, Vaters Brief mit dem Satz: Sohn ... nie, nie habe ich so tief gespürt, daß wir nicht zuerst um das Reich, sondern um das „Reich" kämpfen.

An den Plakatsäulen stand wieder ein Spruch:

Wir waren begeistert.
Laßt uns jetzt geduldig sein!

Zu Weihnachten schickte er dem Vater und Ernst Moritz je ein kleines Tannenbäumchen, mit Erde in einer selber gebästelten Kiste. Es wurden sechs weiße Lichter beigelegt und ein silberner Stern.

Unter dem Christbaum las Wolfgang die Erzählung des Lukas von der Geburt Jesu Christi:

Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.

Und diese Schätzung war die allererste, und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.

Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt.

Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war.

Auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertraueten Weibe, die war schwanger.

Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte.

Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde.

Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird;

denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.

Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.

Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen:

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.

Und sie kamen eilend, und fanden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen.

Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kind gesagt war.

Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.

Maria aber behielt alle diese Worte, und bewegte sie in ihrem Herzen.

Und die Hirten kehreten wieder um, preiseten und lobten Gott um alles, das sie gehöret und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

Es war wie ein Wunder in der Stube und aller Augen waren feucht geworden.

Nachher frug Wolfgang den mitfeiernden Professor Haller: „Nicht, es ist so schön, daß es wahr sein muß?"

Der Gefragte antwortete: „Wenn alle Gelehrten der Welt zusammen bewiesen, es sei nur eine freundliche Legende, wir wüßten, daß sie erbarmungswürdige Blinde sind. Denn was du da lasest, ist einmal geschehen. O welche Einbildung, welche Menschensage vermöchte solches zu erfinden und zu fügen zu diesem Gebilde heilig strahlender Einfalt?"

„Und diese Zeit? Der Krieg?" frug Wolfgang wieder und bekam den Bescheid: „Was sind für den Stern ob dem Stall tausend, zweitausend Jahre. Die Kundigen des Himmels sagen uns, wie lange Wege die Lichter aus jener Welt zu uns machen müssen. Einmal, ganz gewiß, so wahr Sonne, Mond und Gestirne droben stehen, werden die Menschen an einem heiligen Abend in einer Stunde des Schweigens sitzen, alle zu Kindern geworden und alle zu Erkennenden; und das Wort wird ihnen geboren sein, das weise und heilige. Alle Zungen sprechen es nach, alle Ohren werden ihm Muschel und alle Herzen Grund."

Der Jüngling legte sich in des Sprechenden Arm. Die Mutter sang zum erstenmal wieder seit Vaters Fortgang.

Im späten Winter und frühen Frühjahr schien die Zeit wie eingesackt. Die Menschen schlüpften in die Trübsal mit hinein und brütend waltete das Gesetz der Trägheit. Man barg das Gesicht vor Künftigem, auch wenn die Hoffnung immer noch von den Lippen sprach, und aus den Kundgaben der Feldherrn.

Der Briefwechsel mit Vater und Freund, der Dienst daheim, die Schularbeit, die Gespräche mit Professor Haller und Fritz Merk ließen die Seele nicht absterben. Wo der Tod drohte, sah Wolfgang in der Mutter das Licht des Lebens gehen. Sie ging eingerahmt in seinen Augen.

Kordelia kam und nahm ihn oft in ihr Haus; sie war die holde Erscheinung seiner Tage. Er zeigte ihr die Stadt, wie Fritz Merk diese ihm gezeigt hatte. Die Freundin wurde kräftiger, wie an einem geheimen Trank trinkend.

Am liebsten ging sie mit in eine Kirche und in das Gemäldemuseum. So still konnte niemand beten und schauen wie das demütig adelige Mädchen. Überall waren ihre Augen klare Spiegel und ihre Worte wie aus Quellwasser kommend. Sie tat immer noch Liebesdienst bei den Blinden. Einer, vordem Maler, hatte ihr ein selber

ausgeschnittenes Scherenbildlein geschenkt. Ein junges Fräulein auf einem Hügel stehend.

Kordelia frug: „Wer ist das?“

Wolfgang antwortete: „Das bist du!“

Die drei Freunde schrieben sich Aufsätze: Das innere Deutschland, — Das Band der Trennung, — Die Wiedererweckung der Freundschaft als ein Heilmittel der Zeit.

Eine Art Zeitung kam dabei hervor, die Fritz Merk dann auf der Maschine zusammenschrieb. Auch sonst warfen sich die Mitarbeiter im Zettelkasten Gedanken und Gefühle zu. Gedichte kamen hinein, die seltsamerweise von dem Mathematiker stammten. Die Zeitung hieß „Dreigestirn“.

Fritz Merk zeichnete auch. So kam das Bildnis Wolfgangs, sein eigenes und auch das Ernst Moritzens in das gemeinsame Werk. Den Feldsoldaten brachte er auswendig aufs Papier. Kordelia sagte: „Das ist ja wahrer, als wenn mein Bruder selbst vor ihm gesessen wäre.“

Vor dem, was Arges in der Stadt geschah, fand Wolfgang so eine Zuflucht für seinen still und fromm gefüllten Geist.

(Schluß folgt)

Auf der Reise ins Leben ...

Von Julie Kniese

Kinderlachen klingt aus der Ewigkeit,
Und ich höre das Trippeln kleiner Füße,
Und höre es rufen: „Mutter, ich grüße!
Ich bin auf dem Wege und nicht mehr weit,
Ich komme — und dann — o selige Zeit —
Wie wollen wir leben und wandern zu zweit!
Und was wir uns alles erzählen werden!
Du erzählst mir gar viel von der Erden,
Und ich erzähle dir leise, vertraut,
Von den Englein, die ich bis jetzt geschaut,
Vom Himmelsglanz, den ich selbst erblickt,
Eh' mich Gottvater zu dir geschickt ...“
Wie Kinderlachen klingt es in mir,
Zarte Fingerchen pochen schon an die Tür —
Nur noch ein Weilchen Geduld und Bangen,
Dann halten wir beide uns froh umfangen!

Die Brücke

Von Max Jungnickel

Draußen vergeht der schöne Tag.

Ich erzähle meiner kleinen Tochter ein Märchen, das sich in ihre Seele setzt wie der späte Falter, der am Fenster vorübersegelt und in irgend einer Blume seine bunte Herberge nimmt.

Wir sitzen zusammen, draußen wird es immer dunkler.

Nun ist es schon so finster geworden, daß wir fast nichts mehr sehen. Nur ihr kleines Gesicht leuchtet noch aus dem Dunkel, und in ihrem Haar liegt ein Glanz, ein geisterfeiner Glanz, den ich noch nie bei ihr sah. Vielleicht ist es ein Strahl, den sie vom Himmel mitbrachte, und der sie noch am Himmel festhält.

Jetzt ist auch ihr Gesicht erloschen. Nur das Glänzen im Haar ist noch da.

Und nun, wo wir ganz in Dunkelheit sitzen, fühle ich, wie von ihrem Herzen nach meinem Herzen sich eine Brücke baut, eine lichtgewobene Brücke.

Unsere Herzen begegnen sich auf dieser Brücke und reden die schönsten Dinge miteinander, die kein Mund jemals sprechen kann.

Dämmerung

Von Marie Luise Stor

Dämmerung — da wächst der Garten
Und die Mauer weicht zurück,
Und die engen braunen Wege
Ziehen in des Abends Glück.
Schleier breiten weich und leise
Ihren Silberschimmer aus,
Und ich trete vom Balkone
In die Märchenwelt hinaus.
Wohin führst du, Fliederhecke?
Birnbaum, du, was schirmt dein Dach?
Kauert unter deinem Laube
Ein Prinzeßlein, das noch wach?
Führt der Weg ins Wunderbare,
In ein Land voll Seltsamkeit,
Das mit seinem stillen Zauber
Jeden Lauscher benedeit?
Oder läuft die Spur ins Dunkle,
In ein Nichts voll süßer Ruh'? —
Sag' mir, Garten, alter Garten,
Hast ein heimlich Rätsel du?

Die geistige und sittliche Not der Jugend

Von Pfarrer Dr. Luther (Charlottenburg)

An der Unruhe unserer Zeit, an der inneren Wirrnis unseres Volkes hat die Jugend in stärkstem Maße Anteil. Während wir Alten im festgefügten Haus überkommener Lebensanschauungen groß wurden, ist für die Jugend heute alles in Frage gestellt; während wir auf vertrauten Pfaden ins Leben hinausschritten, muß die Jugend überall neue, eigene Wege suchen; während mit uns geliebte Menschen wanderten, an die wir uns voll starken Vertrauens anlehnen konnten, ist die Jugend oft auf einsamer Straße oder von Führern umschmeichelt, die keine Führer zu Lauterkeit und Wahrheit sind. Es ist eine Aufgabe, deren Wucht ich gar nicht stark genug zu schildern vermag: daß die Jugend sich aus dem bodenlosen Nichts heraus, in das sie gestoßen ward, durch das Dornengestrüpp unserer Tage einen Pfad bahne, auf dem sie festen Schrittes zu wandern vermag, ihr selbst zum Heil und unserm Volke zum Segen. Aber ich habe als einer, der seit vielen Jahren mit dem Verstehenwollen der Liebe sich um die Jugend gekümmert hat, den frohen Glauben in mir, daß die deutsche Jugend in der schweren Erschütterung unsres Volkes nicht nur zum Bewußtsein ihrer selbst, sondern auch zur Erfassung ihrer *Aufgabe* erwacht und sie dann auch mit ernster Kraft meistern wird.

Der Weg der Jugend ist schwer — eine wilde Flut von Gedanken stürmt gegen die Pforten ihrer Seele. Aus der Entwicklung deutschen Lebens heraus, die auch durch den Krieg nur unterbrochen ward, umwirbt sie seit den Tagen der Revolution in besonders starkem Maße das Evangelium des *Materialismus*. War er früher oft nur eine Theorie, gegen deren Wirksamkeit entschlossene Widerstände aus altem Glauben heraus sich regten und die wissenschaftlich längst überwunden ist, so ist er jetzt im öffentlichen Leben Deutschlands anerkannt, zumal nachdem er die armselige Grundlage des Sozialismus geworden ist und als Erlösungsidee die Gemüter umgaukelt. Er ist mit Purpur umkleidet auf den Thron gestiegen, vor dem Millionen aus allen Lagern ehrfurchtsvoll grüßend vorüberziehn — seine Macht ist ungemessen, alle Pforten springen vor ihm auf. Wir haben es in den ersten Tagen der Revolution ja fast körperlich gespürt, wie dieser Herrscher Besitz ergriff vom deutschen Volk, jene Freiheit kündend, die in schrankenloser Lust und im Rausch der Sinne höchstes Erdenglück sieht. Und wir spüren es noch heute, wie der zur Weltweisheit emporgehobene praktische Materialismus, aufs glänzendste empfohlen durch mancherlei Zeitungen und Zeitschriften, unser Volk zersetzt.

Dieser Materialismus ist aufs engste verknüpft mit einer grenzenlosen *Ehrfurchtslosigkeit* gegenüber alten Werten. Mit der Selbstsicherheit, die den Emporkömmlingen eigen ist, spotten die Modernen über Vaterland und Religion, über Familie und Ehe. Die Literatur strotzt von zügellosem Spott über alle diese angeblichen Rückständigkeiten — ein einziger Blick in die Auslagen der Zeitungs-Verkaufsstellen zeigt den Kultus der Dirne, der im bewußten Gegensatz zu der ethischen Schätzung reinen Frauentums als höchste Leistung der Gegenwart betrachtet wird und in immer neuen bilderreichen „mondänen" Zeitschriften verherrlicht wird; ein einziger Blick in die Welt des Theaters offenbart die Schamlosigkeit, mit der die

dort gefeierte Kunst, die sich über Lessing und Goethe, über Hebbel und Wagner längst erhaben dünkt, die Lauge ihres angeblichen Witzes über alles gießt, was uns heilig ist und was einmal den Aufbau unsres seelischen Lebens gefördert hat. Ein einziger Blick in die Kinos lehrt uns, wie neben all dem Vorzüglichen und kulturell Wertvollen leider auch sensationslüsterner Masse das Fürchterlichste und Gemeinste als Beute für gierige Augen und Seelen hingeworfen wird. Ich will das nur durch ein Beispiel belegen. Ich habe in diesen Tagen in Frankfurt a. M., und zwar in seinen besten Straßen, mir die Titel der gerade abrollenden Filme notiert. Sie lauteten so: Boulevardblut, Rund um die Ehe, Die Favoritin des Maharadscha, Der Einbruch in die Payton-Bank, Sklaven der Liebe, Opfer des Harems, Im Hafen der Liebe, Die Tragödie einer Intrigantin, Die Tragödie im Hause Habsburg! Es hätte sicher auch der Haarmannfilm nicht gefehlt, wenn er nicht auf entschiedenen Einspruch hin von der Oberfilmprüfungsstelle verboten worden wäre. In Büchern und Schriften wird das Menschenmögliche geleistet, das Gift freiheitlicher Lebensauffassung zu verbreiten und dem sexuellen Bolschewismus die Wege zu ebnen. Gewiß sind die Verkäufer der Broschüre „Ehe oder freie Liebe", die in dem ersten Revolutionsjahr an jeder Straßenecke Moabits standen, verschwunden; gewiß sieht man nicht mehr die fragwürdigen Gestalten am Potsdamer Platz, die Hefte mit den anlockenden Titeln „Haremsnächte", „Bordelle am Kurfürstendamm" und ähnliches feilboten; aber der heimlichen Kanäle sind viele, durch die all das erotische Zeug in die Massen hineinbefördert und die Emanzipation des Fleisches als Evangelium verkündet wird. Mich erfüllt es stets mit besonders tiefem Schmerz, wenn die Tagespresse, selbst die bessere, es noch immer für nötig hält, Taten von Verbrechern, Ehebruchsgeschichten, Schlafstubenintimitäten in breitester Aufmachung zu bringen und so, statt all den Dreck in den Winkel zu schleudern, wohin er gehört, all diese Erbärmlichkeiten selbstverständlich zu machen, mit denen der moderne Mensch Kopf und Seele füllt. Und spiegelt sich die Ungebundenheit des Empfindens nicht wider im ganzen Verkehr, in der Frivolität der Sitten, die belgische und französische Laxheiten nachäfft, in allem, was die Straßenbilder unwillkürlich offenbaren?

In diese Welt der Ehrfurchtlosigkeit und der plattesten Genußsucht, in diese Welt, in der alle Autoritäten zerschellt sind und neue nicht erstanden, ist nun unsre **Jugend** hineingestellt. Es ist eine Jugend, deren Freiheit keine Militärdienstzeit und keine Arbeitsdienstpflicht einschränkt, eine Jugend, die früh selbständig und in engen, das sittliche Leben gefährdenden Wohnungen großgeworden ist. Nimmt es uns da wunder, wenn Dinge, über die wir nie gesprochen, weil ihre Erwähnung Jungen wie Alten die Schamröte ins Antlitz getrieben hätte, das Tagesgespräch halbwüchsiger Jugend bilden? Ist es ein Wunder, wenn viele dem Geist der Zeit erliegen, wenn viele im Taumel dieser wirren Tage in ihr persönliches Leben nicht Halt und Kraft zu bringen vermögen, wenn gerade die Jugendlichen ein starkes Kontingent stellen für die Stätten der „Freude", oder auch, wie die steigende Ziffer der jugendlichen Verbrecher mit erschreckender Deutlichkeit zeigt, für Besserungsanstalten und Zuchthäuser? In der breiten Öffentlichkeit weiß man davon wenig, weil vieles sich im Finstern abspielt, weil die breite Öffentlichkeit im Behagen nicht gestört zu werden

wünscht. Die breite Öffentlichkeit will weder Elend noch Lebensdunkel sehen, sie will lachen und scherzen und bei flimmerndem Kerzenschein wilder Lebenstäuschung sich hingeben. Aber um so ernster ist unsre Pflicht, auf die ungeheuren Gefahren hinzuweisen, die der Jugend unseres Volkes in der ganzen Atmosphäre drohen, in der sie jetzt aufwächst. Mit Bitterkeit stelle ich fest, daß seitens des **Staates** eine große **Lauheit** gegenüber diesen Dingen sich geltend macht. Der schrankenlose Freiheitsbegriff, den uns die Revolution geschenkt hat und der nicht auf deutscher Erde gewachsen ist, sondern ein Einfuhrartikel aus der Fremde ist, drängt die erzieherischen Pflichten, die doch auch der Staat zu erfüllen hätte, völlig in den Hintergrund. Das große Mißbehagen, das der gegenwärtige Staat vielen Ernstgesinnten bereitet, hat nicht zum letzten seinen Grund in der Unfähigkeit der staatlichen Organe, **Energie in die sittliche Erziehung der Jugend zu bringen.**

Die Jugend selbst hat sich zu wehren und zu helfen gesucht. Schon die Wandervogelbewegung war ja im Grunde ein Gegenstoß gegen die Albernheiten der modernen Zivilisation. Aus dem Großstadtstaub strebte die Jugend hinaus zur Natur, zur Stille, zur Schlichtheit. Mag dabei hin und her manche Übertriebenheit, zumal des äußeren Auftretens, Kopfschütteln erregt und Kritik herausgefordert haben — alles in allem sollten wir uns noch heute freuen, daß gesunde Jugend wieder den Weg zurückgefunden hat zu sich selbst und zu natürlicher Lebensauffassung. Was der Wandervogel begonnen hat, wird heute in vielen andern Kreisen der Jugendbewegung fortgesetzt: Jugend will alles abschütteln, was ein reines, starkes, quellfrisches Leben hindert, Jugend will nach eigener Bestimmung und unter eigener Verantwortung ihr Leben gestalten. Jugend will heute wieder heim zum rechten Lebensquell: zu **Gott**. Romantik, Mystik und Idealismus haben seit Jahren wieder in der Jugend Einzug gehalten und haben ihr eine oft staunenswerte Tiefe und Innerlichkeit gegeben, die uns einfach Hochachtung abnötigt und uns mit großer Freude erfüllt. Sie haben freilich hier und da alles überwuchert und wunderliche Einseitigkeiten wachgerufen — aber Wissende stellen mit Freude fest, wie von Tag zu Tag mehr in der Jugend eine aus der Tiefe erneute Frömmigkeit Platz greift, die in Gesinnung und Tat ein gottdurchglühtes Leben offenbaren will.

Es scheint mir eine reizvolle Aufgabe und eine hohe Pflicht zu sein, dieser Sehnsucht der Jugend nach **Verinnerlichung** und **Vereinheitlichung ihres ganzen Seins** verständnisvoll die Wege zu ebnen. Noch ist ja begreiflicherweise das Chaos der Stimmungen und Meinungen groß. Die einen sind zu weltablehnendem Mystizismus geneigt, der aus dem berechtigten Gegensatz gegen die Erbärmlichkeiten der Moderne zu schroffer Ablehnung jeglicher Teilnahme an kultureller Arbeit gelangt; die andern wollen aus hohen Ideen chiliastischer Stimmung heraus unter absolutem Bruch mit der jetzigen Gesellschaft das neue Reich der Gerechtigkeit auf Erden zaubern. Manche der letzteren sind zu fanatischer Propaganda der Tat übergegangen. In allem ist ein stark östlicher Einschlag zu spüren: hat auf der einen Seite der angloamerikanische Freiheitsbegriff, bei dem Freiheit schrankenloser Individualismus ist, die Jugend abgestoßen, so hat auf der anderen Seite orientalische Mystik, zumal wo sie mit dem Glauben an die Gemeinschaft und dem Leben für sie verquickt ist, junge Seelen außerordentlich gefangen genommen, manche dabei freilich in Lager



geführt, wo sie zu nichts anderem als zur Durchsetzung eines ganz brutalen Materialismus gemißbraucht wurden.

Ob sich wohl viele klar darüber sind, wie schwer die Jugend in diesem Chaos von Stimmungen und Gedanken sich durchringt zu klarer und einheitlicher Lebensauffassung? Ob wohl viele für das Ringen der Jugend, die wie alle Jugend in gewissen Jahren scheu und schroff ist und das bloße Hereinschauen in ihr seelisches Leben ablehnt, ein wenig Verstehen aufbringen oder sich mit dem erstaunenden Erschrecken begnügen, wenn die innere Not der Jugend sich einmal jäh entlädt? Für uns erwächst m. E. daraus die Pflicht, unserer Jugend trotz aller erzieherischen Schwierigkeiten zu starker, sturmfester, einheitlicher Lebensanschauung zu verhelfen, die sie zu treuen Gliedern unseres Volkes und zu wertvollen Bürgern unsres Staates macht.

Der erste Gedanke, der unserer erzieherischen Arbeit den starken und reinen Impuls geben muß, ist und bleibt der vaterländische. Wir wollen junge Deutsche erziehen. Wir arbeiten nicht für den „europäischen Menschen“ und die „Menschheit“, sondern wir wollen Jugend um uns sehen, die ihre Kraft aus dem Boden des Vaterlandes nimmt. Scharf und klar geißeln wir das, was uns bedroht: westliche Zivilisation, getaucht in den lodernden Glanz des pazifistischen Internationalismus. Wir wollen keine Allerweltsmenschen, die intellektuell und technisch aufs höchste gebildet, allüberall zu Hause sind, gleichförmige Gesellschaftsmenschen, voll steter heimlicher Furcht vor Straffheit und Zucht wie vor hartem, lastendem Schicksal, das ja freilich nur Männer und nicht Schwächlinge überwinden.

Wir wollen ebensowenig Jugend um uns sehen, die an die Stelle unserer Kultur das Chaos setzen will, Jugend, die eine neue Welt zu zaubern glaubt, wenn sie alles Feine und Schöne der alten zugleich mit ihren selbstverständlich vorhandenen Fehlern und Schwächen rücksichtslos zertritt, Jugend, die das niedrige Lebensideal des Ostens, das seit Jahren in fanatischer Propaganda ihr nahegebracht worden ist, an die Stelle unsres deutschen setzen will, das in unendlicher Mannigfaltigkeit jedem Eigenwuchs und Eigenleben gestattet und nur dadurch auf allen Gebieten des Lebens, ob in Kunst oder Handwerk, ob in Literatur oder Technik, so viel Köstliches in vergangenen Tagen geschaffen hat.

Wir wollen junge Deutsche erziehen: Menschen, die auf der Scholle, auf der sie geboren sind, in Klarheit und Kraft emporwachsen zu Männern und Frauen des Ernstes, der Tiefe, der Wahrhaftigkeit in entbehrungsfroher Selbstzucht und Sehnsucht nach innerer Vervollkommnung. Wir wollen junge Deutsche erziehen, die bei aller Innenschau, die dem Deutschen eigentümlich ist und die Quelle seiner heimlichen Stärke, doch weltaufgeschlossen helle Freude haben an Kampf und Arbeit, an der bunten, reichen Vielgestaltigkeit des Lebens. Es ist selbstverständlich, daß wir dabei nicht — mag's Unzähligen als Enge und Torheit erscheinen — in die Fremde wandern, sondern daß wir entschlossener denn je alles ausschöpfen, was deutsches Leben und deutsches Land seit Jahrhunderten an Reichtum in sich birgt. Es ist selbstverständlich, daß wir unsre Jugend Pfade führen, die aus der Vergangenheit in die Zukunft gehen, daß wir wieder und wieder den heißen Atemzug sie spüren lassen, der aus den Taten unserer Vorfahren uns entgegenweht, daß wir unsre Jugend einwurzeln lassen in die große Geschichte unsres Volkes. Geschichts-



loser Idealismus, der nur ein allgemeines Kulturideal vorgaukelt, löst nicht die besonderen deutschen Fragen, die uns auf der Seele brennen; geschichtsloser Idealismus gibt kein Mark in die Knochen, das in Tagen schwerer Entscheidungen die letzte Waffe ist. Wir pflegen mit höchstem Nachdruck deutschen Idealismus: den Idealismus eines Kant und Fichte, eines Luther und Bismarck. Wir pflegen jenen deutschen Idealismus, der die stille Leuchtkraft in den Werken unsrer Dichter ist, ob eines Eichendorff oder Goethe, eines Storm oder Raabe. Aus tausend Strömen rinnt das zusammen, was unsre Deutschheit ausmacht — sie wollen wir lauter und unversehrt dem jungen Geschlecht vererben.

Es wird uns und der Jugend das nicht immer leicht gemacht: wie der Deutsche in der Vergangenheit, nach dem Wort des heißblütigen Patrioten Schubert, so gern mit Auslandspuppen gespielt hat, wie er selbst nach dem furchtbaren Weh des 30jährigen Krieges ein gelehriger Schüler des Franzmanns war, so hat er auch jetzt stille oder laute Bewunderung alles Fremden, so läßt er auch jetzt gleichgültig und achtlos Geister der Fremde um seiner Jugend Seele werben. Mag es für die empfindlichen Ohren des gebildeten Mitteleuropäers, der sich als deutscher Landsmann gern mit dem Plunder der Fremde behängt, als Rückständigkeit gelten, ich wage es doch zu sagen: weder Zola noch Maeterlinck, weder Maupassant noch Bernhard Shaw, weder Tolstoi noch Dostojewski, weder Buddha noch Tagore sind Erzieher zum Deutschtum, das als Eigengut deutsche Jugend der Zukunft schafft. Keiner von ihnen hat ja das, was letztlich das Deutsche ist: heldenhafte Lebensauffassung.

Ich glaube freilich, daß Unzähligen noch völlig das Bewußtsein davon fehlt, wie sehr die ganze Atmosphäre, in der unsre Jugend groß wird, von Giftkeimen der Fremde durchsetzt ist. Es muß darum mit unendlicher Treue und mit unendlicher Sachkunde gearbeitet werden, damit sich die Seelen der Jugend unwillkürlich von den Kräften umspielt fühlen, die ihr Leben im Sinn und Geist deutschen Glaubens und deutschen Wollens bauen können. Wenn es doch wahr ist, daß das Unwillkürliche in der Erziehung die größte Rolle spielt, dann sollte mit ganz anderm Ernst und ganz andrer Entschlossenheit als bisher die sittliche und geistige Entgiftung des öffentlichen Lebens gefördert werden, dann sollten vor allem Vieltausende um die Jugend stehen, Vieltausende, die bis in die geringsten Dinge des Tages der Jugend ein Leben deutscher Glut und deutschen Geistes, deutscher Innerlichkeit und deutscher Selbstzucht vorleben.

Ich erhebe diese Forderung um einer bitteren Notwendigkeit willen, die unsre Gegenwart jeden Tag uns offenbart: daß an dem Leben des Staates, der doch das Bollwerk der Nation ist, Jugend in höchster Pflichttreue teilzunehmen sich gewöhnt. Wir brauchen Menschen, die Staatsgesinnung in sich tragen und sie bis in den Tod zu bewähren bereit sind. Die tragen aber nicht Menschen in sich, die den Staat nur als eine Versicherungsanstalt für ihre egoistischen Interessen betrachten, nicht Fordernde, die unter dem Schutz des Staates skrupellos ihrem Glück nachjagen, nicht Menschen des praktischen Materialismus, auch wenn sie ihn mit klugen Worten zu verhüllen wissen, nicht Menschen, die (frei nach Spencer) Bau von Kanälen, Wasserleitungen und Verkehrswegen als Großtaten der Kultur preisen. Staatsgesinnung hegen

auch die nicht, die nach den utopischen Anschauungen von kommunistischer Lebensgemeinschaft dem geschichtlich gewordenen Staat den Kampf bis aufs Messer ansagen, Zerstörende, die absolut unfähig sind, einen neuen Staat zu bauen, der seinen Bürgern segnende Heimat ist. Staatsgesinnung hegen auf der andern Seite auch die nicht, die glauben, daß der Mensch erst anfange, wo der Staat aufhöre, die in allen staatlichen Ordnungen und Maßnahmen nur Einschränkungen ihres persönlichen Lebens sehen, Weichlinge, die den scharfen Lufthauch des Tages scheuen. Staatsgesinnung haben nur die, die in den Fußstapfen Steins und Bismarcks den Staat als das weite Ackerfeld ansehen, auf dem der Einzelne seine beste Kraft einzusetzen hat, sich zum Segen und den andern zum Heil, die alle nur, die in Selbstverleugnung und Opferbereitschaft der Gemeinschaft dienen, die ihnen Leben und Odem gibt.

Ich glaube, daß wir noch ganz am Anfang solcher Auffassung vom Staat in Deutschland und damit auch in der deutschen Jugend sind. Es liegt in der ganzen geistigen Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrhunderten, die von dem humanistischen Kulturideal des 15. und 16. Jahrhunderts bestimmt ward, daß alles Denken und Wollen am Einzelnen orientiert war, daß das Verwurzelt- und Verbundensein des Einzelnen mit dem Staat kaum gesehen wurde, daß die Öffentlichkeit geflohen wurde, statt die Arbeitsstätte der Besten und Edelsten zu sein. Diese Auffassung wirkt nach und wird durch die Geschehnisse seit 1918, durch Korruption und Personalpolitik, durch die tausend Gemeinheiten des politischen Lebens noch verstärkt. Und doch gilt es, die Jugend über die Zufälligkeiten des Tages auf jene Höhe zu führen, von der aus Wirken für Volk und Staat der edle Ehrgeiz schaffensfroher Jugend wird.

Dieser Staatsgedanke fängt an, in der Jugend lebendig zu werden. Ist er auch naturgemäß mit viel Kritik am Bestehenden verbunden, äußert er sich auch bisweilen in etwas heftiger Form — der Wille zur Tat regt sich in der Jugend, weil sie bei der natürlichen Unruhe, die in ihr ist, des Harrens und Wartens müde ist. Es wird alles darauf ankommen, diese jugendliche Sehnsucht in die rechten Bahnen zu lenken, vor allem der Jugend die Freude am tätigen Leben auf dem Boden des Staates zu wecken und zu erhalten. Die Jugend will in dem idealistischen Reinlichkeitsgefühl, das ihr eigen ist, nicht heruntergezerrt werden in die Niederungen parteipolitischen Gezänkes, sie will von hohen Gesichtspunkten aus in die Arbeit des Staates gestellt werden. Lagarde hat einmal gesagt: „Das Gewissen der Jugend, wie haarscharf wägt es Ehre und Schande, Fehler gegen Laster; wie will diese Jugend durchaus wahrhaftig, ehrlich, echt sein, auch da, wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln, zu scheinen."

Brauche ich einen dritten Gedanken noch eingehend auszuführen? Ich sprach eingangs von einer steigenden religiösen Verinnerlichung der Jugend — weist sie uns damit nicht selbst darauf hin, daß die letzte Quelle alles Werdens und alles Tuns auch für sie nur die der Frömmigkeit sein kann! Welch eine Aufgabe für uns, unserer Jugend eine lichte und hohe Frömmigkeit zu geben, die über die Erbärmlichkeiten der Tage, über Kleinheit und Enge, über Künsteleien und Relativitäten hinaus das Unbedingte in ihr Leben aufnimmt, die sich letztlich einem Ewigen verpflichtet fühlt und von seinem Geist sich zu einem Leben höchster Opfer-



willigkeit treiben läßt! Diesen religiösen Einschlag, der doch einst auch in den Großtaten unsrer Vorfahren die bestimmende Rolle gespielt hat, gilt es auch in unsrer Jugend zur Geltung zu bringen. Daß hier größter Takt und feine, kluge Hände vonnöten sind, leuchtet ohne weiteres jedem ein, der die scheue Art der Jugend gegenüber jedem religiösen Einflusse kennt.

Ich weiß wohl, daß die Stickluft in Deutschland, die durch wirtschaftliche Einschnürung und politische Gereiztheit erzeugt wird, die liebevolle und fröhliche Pflege dieser heranwachsenden Generation stark behindert. Ich weiß wohl, daß ein armes, zertretenes und gefesseltes Volk weder Arme noch Seele frei hat für schöpferische Gestaltung jungen Lebens aus stillen, heiligen Tiefen — drängt doch die Sorge jeder Stunde und die kleine Not des Tages allzu stark. Aber ich sehe keine Zukunft für das deutsche Volk, wenn es nicht dem jungen Geschlecht die Flügel löst zu neuem stolzem Flug, indem es mit äußerster Hingabe um seine Seele wirbt, diese Seele auszustatten mit Wärme, Klarheit und Tatkraft zu zähem opferbereitem Leben für Volk und Vaterland.

Aber eins ist dabei unerläßlich: daß solch Werben um die Seele nicht durch intellektuelle Maßnahmen geschieht, durch neue Wege der Bildung nach altem rationalistischem Prinzip. Jugend will zu loderndem Leben geweckt sein, und das flammt nur da auf, wo Ahnen und Glauben, wo Liebe und Glut eine Stätte haben.

Wunder?

Von Georg Groh

Einst hatte ich — es war ein Traum im Dämmern —
Starkwillig Flügel mir geschaffen
Und konnte so des Erdentreibens mich entraffen,
Des Raubtiertanzes derer, die am goldnen Kalbe hämmern.
Leicht, still und ruhig trugen mich die Winde;
Tief unter mir erstarb das Dröhnen
Der Fronmaschinen, die ihr Sklavenvolk verhöhnen;
Ins All war ich gelöst, gleich einem sorgenlosen Kinde.
Was mich erstickte in den letzten Tagen,
Zerstob wie schwere Wolkensträhnen,
Die um die Scheitel hoher Berge sich zu Mähnen
Häufen, im Sturm zerrissen werden und davongetragen!

Wie hatte doch mein ganzes heißes Streben
Darauf gezielt, der Welten weise Ordnung zu ergründen;
Erkenntnisqualen, die in Irrsinn münden,
Zermürbten meine Kräfte, statt sie zu erheben!
Nun lag mir Stillgewordnem alles Zeugen,
Das Werden und Vergehn der Sterne offen.
Ich brauchte keine Bücher, die von Weisheit troffen
Und keine Lehrer mehr, den Geist zu beugen.
In edler Einfalt sah ich rings im Rahmen
Des Urgesetzes, innig rein, in echten Harmonien
Lichtquell an Lichtquell durch die Räume ziehen,
Mit goldnem Zuge wirkend Gottes Namen!

Aus den Pfarrhäusern meiner Jugendzeit

Von Käthe Damm

Woher kommt es wohl, daß wir, wenn der längste Weg des Lebens hinter uns liegt, so gern den Stimmen der Erinnerung lauschen? Und daß manche dieser Stimmen und manche dieser Bilder das Herz so besonders erwärmen und durchsonnen? Daß ein eigener Zauber über ihnen liegt, der, trotzdem wir alt geworden sind, frisch und jung blieb? Wir haben damals beim Erleben diese besondere Helligkeit, diese besondere Wärme nicht gespürt — und doch: wieviel Sonne muß aus diesen Stunden in unsere Herzen gedrungen sein!

Für mich sind es besonders die in deutschen Pfarrhäusern verlebten Tage und Stunden, die solche Leuchtkraft haben. Ganz, ganz fern — man war ja erst vier oder fünf Jahre alt — die allererste Erinnerung an eine Reise mit der gelben Postkutsche von Berlin an die mecklenburgische Grenze zu Vaters Verwandten! Postkutsche und Posthornklang machten tiefsten Eindruck, und dann der Pfarrhof, von dem man damals nicht wußte, daß es ein Pfarrhof sei! Ställe mit Kühen, Ziegen, Pferden und Schweinen, bunte Hühner und gurrende Tauben, ein großer Garten voll leuchtender Pfingstrosen und in der Laube ein alter Herr mit einem runden schwarzen Samtkäppchen auf weißem Haar, der aus einer langen Pfeife dichte Rauchwolken emporsteigen ließ, ein Kaffeetisch mit vielem Kuchen und Weißbrot und bunten Glasdosen, die gefüllt waren mit goldschimmerndem Honig. Das waren die äußeren Erinnerungszeichen! Aber das milde, freundliche Antlitz des alten Mannes, die lichten Erscheinungen seiner blonden Töchter, die „Stimmung" in Haus und Garten, diese Andenken blieben getreu neben den äußeren Dingen, die Eindruck auf das kleine Stadtkind machten.

Später wurden jahrelang die „großen" Ferien bei lieben Verwandten in einer norddeutschen Kleinstadt verlebt. Verwandtschaftliche Bande dieser gütigen Gastfreunde führten in eins der Pfarrhäuser jener Stadt. Waren die Töchter des Hauses auch bedeutend älter als wir, so waren wir doch immer willkommen.

Güte, Liebe, Frieden, Treue, wahre Menschenfreundlichkeit, Schlichtheit und Frömmigkeit, damit verbunden jene geistige Beweglichkeit, die man vielfach in stillen Städten findet (trotz aller gegenteiligen Behauptungen), großes Kunstinteresse, viel Musikverständnis waren dort daheim. Ende der sechziger Jahre hörte ich dort zum erstenmal den Namen „Richard Wagner".

Wie fröhlich haben wir dort gespielt im kleinen Garten hinter dem Hause, im großen Garten „vor dem Tor", dessen enormer Beerenreichtum uns auch zum Naschen zu Gebot stand, oder im lauschigen Wohnzimmer, von dem man heute sagen würde, daß es „im Biedermeierstil" eingerichtet war. Aus seinem Studierzimmer nach getaner Arbeit gekommen, saß im Ohrenlehnstuhl die ehrwürdige Gestalt des greisen Pfarrers — natürlich mit der geliebten Pfeife —; auf dem Sofa, ebenso behaglich die Pfeife rauchend, oft sein, auch äußerlich ihm sehr ähnlicher älterer Bruder, der in der Nähe, irgendwo auf dem Lande, als Kirchenrat amtierte. Diese ebenso große Ehrerbietung einflößende Gestalt aber wurde für uns Kinder noch von besonderem Zauber umwoben. Er war damals — ach, wie entsetzlich lange

dünkte es uns zu jener Zeit, zu Beginn der siebziger Jahre! — damals, als es galt, die Freiheit wieder zu erkämpfen aus Napoleons Joch, Lützower schwarzer Jäger gewesen. Einer von „Lützows wilder, verwegener Jagd"! Einer, der Theodor Körner gekannt, geliebt, ihm kameradschaftlich nahe gestanden, ihn im Tode geschaut, ihn mit unter den alten Eichen bei Wöbbelin bestattet hatte! Es war uns, wenn er erzählte, als sei ein Märchen Wirklichkeit geworden. Einer von denen, die Anno dazumal mit dabei waren, wovon wir in der Schule aus Büchern lernten!

Das war zu jener Zeit, als gleich nach dem Feldzug 1870/71 das Deutsche Reich geschmiedet worden war.

Man war natürlich noch zu jung, um zu begreifen, welche Gedanken die Seele des alten Pfarrers bewegten, der vor sechzig Jahren zur Schar der schwarzen Jäger gehört hatte. Die Hände, die damals das Pferd gezügelt, die Waffen umschlossen hatten, waren nun welk, falteten sich zum Gebet und Segen für Vaterland und Gemeinde, hielten Bibel und Kelch. Und die Augen, die in der Jugend voll Mut und Begeisterung am Freiheitswerk geblitzt und die nun den stillen, bewußten Blick des Alters hatten, blickten mit Dank und voll froher Hoffnung in des deutschen Vaterlandes Zukunft.

Manchmal durften wir die Pfarrerstöchter von Sonnabend nachmittag bis Sonntag abend in ein ländliches Pfarrhaus in der Nähe begleiten. Waren in jenem städtischen Pfarrhaus nur erwachsene Angehörige, so gab es in dem ländlichen außer schon erwachsenen Töchtern einer ersten Ehe noch solche in kindlichem Alter, dazu bekannte junge Feriengäste auch aus Berlin, und einige Pensionärinnen und Lernkameradinnen der jüngeren Töchter aus der Landesresidenz. Wir waren in jenem großartig gastfreien Pfarrhause als „Freunde unserer Freunde" immer gern gesehen. So liebevoll nahm man uns, trotz der zahlreichen Insassen, noch auf! Und wieviel frohe, sorglose Jugendlust schufen diese beiden Tage, die so lang vor uns lagen und so schnell vorüberflogen!

Schon die Fahrt durch das stille, schlichte, schöne, fruchtbare Land auf einem gar kunstreich für viele Fahrgäste zurechtgemachten Sackwagen war köstlich. Der Wagen kam aber nicht etwa unsertwegen. Er nahm uns nur so von ungefähr mit. Wenn wir z. B. an andern Sonntagen jenes liebe Pfarrhaus besuchten, so gingen wir mit den erwachsenen Pfarrerstöchtern um sechs Uhr früh fort, legten die gute Meile Wegs, vielleicht etwas mehr, zu Fuß zurück und mußten wieder um halb sieben Uhr abends aufbrechen und zu Fuß zurück, solange es noch hell war. Der Wagen wurde nur dann zur Stadt geschickt, wenn der Pfarrer verreist war, um seinen Stellvertreter für den Sonntags-Gottesdienst zu holen, einen schon ziemlich bejahrten Kandidaten der Theologie, der aus Gründen, die natürlich niemand kannte, beim Kandidaten hängen geblieben, lange Jahre seines Lebens „Hauslehrer" auf Gütern gewesen war und der, anscheinend nicht ganz unbemittelt, sich von seinem bescheidenen Einkommen ein stilles Heim geschaffen hatte. Wir wurden zuerst abgeholt, zuletzt fuhr der Wagen, dessen bester „Ehrenplatz" auf dem vordersten Sack rechts für den Kandidaten frei gelassen war, vor seinem kleinen Hause in der Hinterstraße vor. Er ließ auch nie auf sich warten, verstaute seine Reisetasche, auf der mit bunter Wolle ein leuchtender Blumenstrauß und die Worte „Gute Reise!" gestickt waren,





Leo
Nach einem Pastellbild

C. A. Mülhardt

sehr sorgsam zu seinen Füßen, und wir kleinen Mädchen sahen uns dann verständnisvoll untereinander an. Denn wir wußten, daß die so sorglich gehütete Tasche sein Barett und seinen Talar umschloß. Dieser Talar war aber nicht, wie die der anderen Pfarrer, die wir darin hatten amtieren sehen, von schwarzwollenem Stoff, sondern von schwarzem Atlas. Von diesem Talar ging unter uns die Sage, daß er darin einst — als Hauslehrer auf einem gräflichen Schlosse — öfter in der dortigen Hauskapelle gepredigt hätte. Da wir selbstverständlich am Sonntag zum Gottesdienst in der ländlichen Kirche nicht fehlen durften, hatten wir dann die Genugtuung, den Kandidaten im Atlastalar zu bewundern. Nun aber, während der Fahrt, hatte er gar nichts „Lehrerhaftes“ oder „Pastörliches“ an sich, er unterhielt sich mit den Damen des Pfarrhauses, aber er richtete das Wort auch an uns, lachte und scherzte freundlich mit uns. Dann kam bald der Pfarrhof in Sicht mit einem stattlichen, hübschen, großen, neueren Pfarrhause, dessen gemütliche Zimmer uns natürlich nicht lange fesselten. Ein großer Saal nahm uns an langer Tafel zum Abendessen auf, dann ging es noch für ein Weilchen ins Freie. Die Abendsonne der Mittsommerzeit lag so golden über dem friedvollen, feierabendstillen Pfarrhof, daß wir, wie unter dem Bann festtäglicher Vorfeier, uns keinem lauten Spiel mehr hingeben mochten. Das liebenswürdige, verständnisvolle Pfarrerspaar, die älteren Geschwister unsrer uns gleichaltrigen Gefährtinnen würden auch ein solches unsrer frohen, gesunden Jugend nicht gewehrt haben. Aber es gab in dem großen Garten so viel zu sehen! Die Pfarrerskinder dort müssen glänzende Spielerfinder gewesen sein. Inmitten eines kleinen, vollkommen gefahrlosen Teichs war eine Insel aufgeschüttet. Ich glaube, man konnte auf schmalem Steg hingelangen. Eine Insel mit Rasen und etwas Gebüsch. Das war die Robinson-Insel, getreu nach Robinson hergestellt. Nahe dem Ufer eine Siedlung mit der Hütte, daneben ein Steinherd. In der Hütte primitives Geschirr, vor der Hütte er selbst, d. h. eine in Felle gekleidete Puppe, ein Neger in buntem Gewande, sein getreuer Freitag. Wenn wir dies alles gebührend bewundert hatten, gingen wir noch ein paarmal durch Garten und Hof, und eine der musikalisch sicheren Gespielinnen intonierte dann wohl ein geistliches Volkslied, ein bekanntes Abendlied, das auch die weniger Musikalischen mitsangen.

Früh hat uns Stadtkinder, die wir in freundlichen Giebelstuben untergebracht waren, die goldene Morgensonne geweckt. Welche Wonne für uns, noch vor dem Frühstück hinauszuspringen in die schöne, frische Sommerluft! Nach dem Frühstück ging es in stillem Zuge hinüber in das kleine Gatteshaus. Alle Bewohner des Pfarrhauses, die Gäste und die Haus- und Hofleute bis auf einen oder zwei, die zur Sicherheit daheim bleiben mußten. Und was der Sommerabend und der friedvolle Sonntagmorgen uns Kindern wortlos gepredigt hatten, so daß es wie von fern an unsre jungen Seelen rührte, das klang dann aus den Wortin der Predigt noch einmal zu uns hinüber.

Bis zu Tisch wurde gespielt; diese vergnügten sich mit Ballspielen (bunte Bälle waren in Mengen vorhanden), jene mit dem Wurfkegelspiel im Garten, andere auf einer sehr schönen, besonders gut gefertigten Wippe auf dem Hof, und nach Tisch wurde eine Stunde geruht, d. h. man suchte sich im Garten oder im kühlen

Saal ein Plätzchen und aus der uns zu Gebote stehenden reichhaltigen und wertvollen Jugendbibliothek ein Buch. Wenn dann im Garten der Kaffee getrunken war, wurde „Reifen" gespielt. Heutzutage, wo Tennisspiel Trumpf ist, und zu jener Zeit, ehe Tennis das Krocketspiel ablöste, hat man ja kaum eine Ahnung davon, wie bezaubernd das Reifspiel sein kann. Es wurde glänzend Reifen gespielt. Man stand auf dem Pfarrhof vor dem Hause, wo keine Bäume das Spiel stören konnten, und schleuderte die bunten Reifen und fing sie so geschickt, daß es oft beim Zuschauen aussah, als schwebten die Reifen in der Luft rundherum.

Es mußte genau aufgepaßt werden, meist war nur ein Reifen weniger im Spiel als Spieler. Vom Platz fortzuspringen war nicht erlaubt. Im Augenblick, da man den gefangenen Reifen nach links fortgeschleudert hatte, mußte man sich schon wieder nach rechts wenden, den zugeschleuderten neuen Reifen aufzufangen. Nach einem frühen Abendessen fuhr dann entweder der Wagen vor, d. h. wenn der Herr Kandidat mit war, oder wir rüsteten zum Heimweg zu Fuß. Aber ob im Wagen oder zu Fuß, fröhliche Lieder erklangen. Abwechselnd mit Volksliedern auch geistliche Lieder und Choräle. Im Traum hat man dann die schönen Stunden nochmals durchlebt.

Wenn das frohe Jugendleben durch Kinder, Gäste und Pensionärinnen in jenem Pfarrhause uns Kinder besonders lockte, so gingen wir nicht minder gern öfter am Sonntagnachmittag in ein andres, ungefähr eine Stunde entfernt in einem schönen Gutsdorfe belegenes Pfarrhaus, in dem es keine Kinder gab. Es war gleichfalls schön, neu und stattlich, und wenn die Verwandten, Onkel und Tante im Gespräch mit der Pfarrfrau und ihren schon ältlichen Töchtern saßen, dann kam der alte Pfarrer uns Kindern, die man in den Garten geschickt hatte, langsam nach. Der Garten, den Blumen und dem Nutzen geweiht, hatte keine Spielanlagen, wie jener andere, und da dachte der gütige alte Herr wohl, daß wir uns langweilen könnten. Das wollte er nun nicht, und da er ein gewaltiger Imker war, nahm er uns mit in seine große Bienenwirtschaft. In einem gewöhnlichen „Schauer" standen die alten, damals fast überall noch üblichen Bienenkörbe, an denen man nichts weiter sah, als daß hin und wieder ein paar Bienchen hinaus- und hineinschlüpften. Es gab aber daneben etwas sehr Sehenswertes. Der Pfarrer hatte sich — sie waren ganz neu in Aufnahme gekommen — die später so berühmten und weitverbreiteten Dzierzonschen Bienenhäuser angeschafft, in denen die fleißige Schar, hinter Glasscheiben sichtbar, die Waben füllte. Das zeigte uns der alte Herr mit liebevoller Sorglichkeit. Hier war fast eine ganze Wabe schon gefüllt, dort erst eine halbe, und hinter jener Scheibe war erst ein Anfang gemacht. Wie herrlich war das, unbesorgt um stechende Bienen ihnen zuschauen zu können! Unser damaliger Naturwissenschaftsunterricht der höheren Mädchenschule bewegte sich in andern, mehr trockenen, lehrhaften Bahnen, die Biologisches fast vollständig ausschlossen. Wie fesselnd aber wußte der Pastor von den Bienen zu erzählen, von ihrer Lebensart, ihrem wohlgeordneten Staatsleben, von der Rücksicht, die sie von ihren Besitzern forderten! Daß der Tod des Bienenwirts ihnen förmlich angesagt werden mußte:

„Imme, Biene de Herr is dod!
Verlat' uns nich in unsre Not"



Oder wie das junge „Erbpaar" beim Verlobungsbesuch oder nach der Trauung ihnen vorgestellt werden muß:

„Immen in un Immen ut,
Hier is de junge Brut,
Immen aus — Immen an,
Hier is de junge Mann.
Immeken, verlat' se nich!"

Weil nur Erwachsene im Pfarrhaus waren und es mit dem Abendessen später wurde, so wurde der Rückweg im Dunkel des Abends zurückgelegt. Aber wir gaben uns dem Gefühl der Müdigkeit nicht hin, denn im August war ja der Sternhimmel so klar, die Sterne, die Mondsichel so glänzend, und wir suchten unablässig die bekannten Sternbilder am nächtlichen Himmel.

Dann — es war einige Jahre später, und manche Leute nannten uns Backfische — erlebten wir das Pfingstfest, das in die allerletzten Maitage fiel, in einem uns verwandten Pfarrhause, ebenfalls in dem norddeutschen Lande, das uns jene anderen Erinnerungen geschenkt hatte. Es gab Anno dazumal, Mitte der siebziger Jahre, noch keine Wandervögel, noch keine aus Jungmädchen und Jungmannen gebildeten Wandervereine; aber wir Jungmädchen hielten mit den Vettern im „zweiten Grade", die die obersten Klassen eines berühmten humanistischen Gymnasiums besuchten, gute Kameradschaft. Nun ging es zum Fest in das väterliche Pfarrhaus jener Schüler. Nicht wir allein etwa! Andere Verwandte mit Söhnen und Töchtern kamen dazu. Im ganzen 18 bis zwanzig Wohngäste! Dazu im Pfarrhause drei junge Töchter und zwei kleinere Söhne, die „noch bi Vatting" lernten. Aber das Haus war neu, hell und geräumig, die Pfarrfrau, aus großem Gutshause stammend, an viel Besuch gewöhnt.

Es bot Platz für uns alle in freundlichen Giebelstuben. Der Konfirmandensaal im Anbau nahm — auf Strohlagern mit Decken — die Haussöhne und Vettern auf.

Wie leuchtend hell waren jene Frühlingstage, voll von harmloser Jugendfreude!

Am Pfingstsonnabendmittag waren wir eingetroffen, der Nachmittag war dem Schmücken der Kirche geweiht. Wir flochten Kränze aus Tannengrün und Birkenlaub mit Pfingstrosen und Schwertienlil. Solche Gewinde umzogen den Altar und das die Auferstehung darstellende Altarbild, die Kanzelbrüstung und die Tafeln mit den Namen und die mit den Ehrenzeichen der Gefallenen. Hohe Birkenbüsche standen überall, dem Psalmwort getreu: „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars!"

Als wir fertig waren, setzte sich einer der Pfarrerssöhne an die Orgel; erst ließ er ein kleines Vorspiel ertönen, dann erklang leise die bekannte Abendlied-Melodie, und während die sinkende Sonne glührote Strahlen durch die Westfenster sandte, sammelten wir uns still und andächtig im Kirchenschiff und sangen gemeinsam:

Nun sich der Tag geendet
Mein Herz zu dir sich wendet
Und danket inniglich — — —



Und als wir, ehe die Söhne die Haupttür zuschlossen, noch einmal die geschmückte, so schlichte, fast kahle Kirche betrachteten, rief das kleinste Pfarrerstöchterlein: „Wie ist unsre Kirche nun schön! Wie wird unser Vatting sich morgen freuen!“

Am andern Morgen — nach kurzer Andacht, die der Hausherr gehalten — welche schöne Frühstücksstunde in der geräumigen Veranda! Die liebe Pfingstsonne schien, die Vögel jubilierten.

Mit der unvermählten Schwester des Pfarrers, die nicht mehr jung, aber eine wunderbar schöne Erscheinung war und ihre Schwägerin tüchtig in allem unterstützte, mußten wir Jungmädchen die Kaffeekannen holen, die Milchtöpfe füllen, Tassen herumreichen, und die Vettern, die, wie sie sich ausdrückten, „Schweres tragen konnten“, wurden mit den Blechen und Holzbrettern beladen, auf denen Blechkuchen und Stollen in schier unüberwindlicher Fülle lagen. Sie wurde aber siegreich überwunden.

Nachdem der Pfarrer aus seiner Filialkirche, in der er den ersten Festgottesdienst gehalten hatte, zurückgekehrt war, gingen wir in langem Zuge hinüber zur Kirche; der „Pfarrstuhl“ konnte die Fülle gar nicht fassen, freundliche Bauern- und Kätnerfrauen nahmen uns mit in ihre Bänke.

Blumen — Frohsinn — Sonne!

So steht heute noch, nach fünfzig Jahren, jenes Pfingstfest vor mir.

Nachmittags Spiel im Garten, Spaziergang in den nahen Wald, abends Musik: Klavier — Cello — Geige. (Die jungen Stadtvettern waren sehr gewandte Spieler.) Dann auch Gesellschaftsspiele im großen Familienzimmer, das fast schon ein Saal war.

Den Abend des zweiten Festtages aber hatte der gütige Pfarrer, der es wohl verstand, den Ernst nebst Dank und Bitte und Segen mit dem Frohsinn zu vereinen, den die Jugend braucht, zu Theaterspiel und einem Tänzchen freigegeben.

Oben auf dem Vorboden schloß die liebe Pfarrersschwester eine große Truhe auf. Darin waren aus der Pfarrfrau Elternhause, von Polterabenden und Aufführungen stammend, köstliche Anzüge. Alle Arten und Größen! Für Bäuerinnen, nach damaliger Sitte, die sich an Echtheit nicht kehrte, aus Nirgendwo, für Bürger- und Ritterfrauen, für Ritter, Minnesänger und Landsknechte, für Bauern und Knechte, für Bürger und Zunftherren, leichte Gewänder und goldene Flügel für Feen und Engelgestalten.

Da waren wir, meist mit Phantasie gut begabt, in unserm Fahrwasser. Nun wurden lebende Bilder gestellt. Zuschauer hatten wir ja mit Müttern, Vätern, Oheimen und Tanten genug, da wurden Scharaden aufgeführt, zu jener Zeit ein sehr beliebtes Spiel, und schließlich gab es (wir alle in unseren zuletzt getragenen Verkleidungen) fröhliche „alte“ Tänze nebst einer „unkommandierten“ Quadrille, bei deren „großer Kette“ nicht die kleinste Unordnung entstand.

Wie ging das schön auf den mit ein wenig Talkum bestreuten „gescheuerten“ Dielen!

„Rechtzeitiger Schluß!“ Dieses Hauptwort, oft nicht freundlich begrüßt, bleibt doch stets das Beste.

Am Vormittag des sogenannten dritten Festtages reisten wir Gäste ab. Be-

stellte „Extraposten“ brachten uns zur Bahnstation, von wo aus wir mit einem Stralsunder Zug heimkehrten nach Berlin.

Wie tief bedauerten wir, daß die herrliche Zeit vorüber war! Aber schließlich — diese köstlichen Stunden sind nicht vorübergegangen. Sie sind im Herzen geblieben, denn sie waren mit dem Herzen erlebt; sie sind unser Eigentum: heiliges Eigentum der Seele.

Es spielten Kinder

Von G. Wrann

Es spielten Kinder ...
Mit jenem Ernst, den wir so selten
Im kindlichen Spiele suchen!
Und mit den Kindern freut sich der Sommer,
Der gebräunt und heiter
Ihnen die Freiheit zum Spiele geschenkt.

Es spielten Kinder ...
In heiterem Sprunge
Setzten sie über die Gräben weg,
Und der Bach kann nicht hindern,
Daß sie im Flug ihn überbrücken.
Aus seinen ruhigen Tiefen
Grüßt sie ihr Bild ......

Es spielten Kinder ...
Und ich sehe, wie zwei der Kinder
Sich die Hand vor dem Sprunge gereicht,
Um zu zweien zum Ziele zu kommen.

Wie — wenn eins von den beiden
Schritt nicht zu halten vermag — ?!
Wie — wenn es sich und das andre
Unrettbar stürzt in die Tiefe?!
Wenn sie es nicht begriffen, bedacht,
Daß es ein großes, großes Ding ist,
Immer zu zweien zu sein?!

Es spielten Kinder ...
Ich sehe sie glücklich landen;
Heiteren Ernst in den Augen
Schauen sie dankbar
Die Stille des Wassers ...

Groß war ihr Schritt —
Doch Kinder sind Lebensbezwinger —
Und ein gläubig Vertrauen
Liebt der beschützende Gott!

Heimweh und Heimat

Von E. Stieler-Marshall

Tief in der Seele vieler Menschen schlummert das Heimweh. Es hat nur einen leichten Schlaf, aus dem es oft emporschrickt und wie ein schmerzlich-süßes Weinen in uns wacht, das wohl und wehe tut zu gleicher Zeit. Aber dann und wann wird es auch wilder und schreit aus seinem Kerker und blickt Befreiung suchend aus unseren Augen, wächst und weitet das Herz, daß es zerspringen möchte. Wir breiten die Arme und verlieren uns in Sehnsucht und wünschen uns weit, weit ... wohin? Ja, wohin!

Nach unserer Heimat. Es weht um dieses Heimweh und seine Heimat der linde Hauch eines wunderbaren Geheimnisses. Denn das Heimweh scheint mir eine Blume aus der Ewigkeit, die während unserer zeitlichen Körperlichkeit in uns blüht und dauert, mit uns groß wird und uns das Bewußtsein eines köstlichen Besitzes irgendwo in blauen Fernen gibt.

Ja, schon in Kinderseelen hegt sich die Knospe dieses Heimwehs ein. In den Wachträumen meiner Werdezeit ist es ein großer Teil meines kleinen, inneren Menschen gewesen — in der Kindheit, als ich doch, sollte es scheinen, daheim war, daheim wie ein geliebtes Kind nur sein kann; das an Vaters und Mutters treuen Händen den Berg des Lebens zu ersteigen beginnt.

Damals war eine Zeit, da hatte ich allabendlich, bevor der Schlummer mich mir selbst entführte, den gleichen Wachtraum, auf den ich mich freute, den ich immer herbeirief, mit neuen Verschönerungen schmückte und bis ins kleinste auskostete.

Eine ferne, schöne Heimat zeigte mir mein Traum. Wir wohnten nicht in der grauen Großstadt. Meinem Vater gehörte ein kleines Haus, das in einem grünen Tal zwischen Waldrand und Wiesenbach gelegen und von einem heiteren Garten umgeben war. Von den sanften Höhen stiegen die dunklen Tannen bis an unseren Zaun heran. Der Garten war das Königreich meiner Kindheit, er bot und schenkte Sommerlust und frohes Sein. Ich sah die roten Trauben der Johannisbeeren aus dem gezackten Blättergrün leuchten, Pfingstrosen sah ich, bunte Malven und Wipfel voll lachender Früchte. Ziegen und weiße Lämmer sprangen auf der Weide am Wasser, das mein liebstes Spielzeug war, wie es mit sonnenspiegelnden Wellen über blanke Kiesel glitt. Dort war ich glücklich.

Wenn mich am Tage ein Verdruß traf, in der Schule etwa, oder wenn rings die hohen Mauern mich sehr bedrückten, so tröstete mich der Gedanke an meine grüne Heimat, in die der Abend mich wieder freundlich führen würde. Nie hatten meine leiblichen Augen sie gesehen, und dennoch war sie mir vertrauter als die greifbare Umgebung meiner Tage, und ich besaß sie mit einer beglückenden Gewißheit. Jahrelang hat sie während einer friedlich-stillen Vorschlummerstunde alle Sehnsucht gestillt und erfüllt.

Als ich erwuchs, zerrann der Kindertraum. Das Heimweh blieb und vertiefte sich und ist mir ein innerer Freund geworden, den ich nicht entbehren möchte. Denn es schafft in mir eine leise Musik, es ist immer wie ein Lied in meiner Seele lebendig, das von meiner schönen, fernen Heimat singt. Und es ist an meinem Herzen wie ein

sachtes Ziehen, als gehe ich an einem sanften Bande, dessen Enden dort haften, wo meine Wurzeln sind. Eine Zeit über habe ich geglaubt, es sei nichts anderes als die Sehnsucht nach Wald und Berg, die mich bedränge, die mich in den düsteren Straßen der Stadt niemals Ruhe und Heimat finden lasse.

Ich bin zu Berge gestiegen und in die Wälder geflüchtet. Aber nie an anderen Orten und zu anderen Zeiten ist das Heimweh so heiß lebendig geworden, als da ich unter dem Rauschen der Wipfel oder im starken Odem freier Höhen gewandert bin. Wie Glockengeläute hat es in mir gestürmt und sein Gehäuse sprengen wollen, diese enge Körperlichkeit, die es umschließt. Oder wie ein unbändiger Vogel ist es rege gewesen, der sich heben und zur Sonne fliegen und schwimmen will im blauen All. Ich bin nahe, sehr nahe gewesen, ich habe das Ziel meines Heimwehs mit jedem Atemzuge gespürt und gehofft, es erkennen zu können und meine Heimat zu finden. Aber sie hat sich mir nicht entschleiert ...

Ergeben bin ich zurückgekehrt in die Menschenstadt, wo das Heimweh geduldiger ist. Ich halte still und horche in mich hinein und sinne dem großen Warten nach. Einmal muß ich die Heimat schauen, und meiner Sehnsucht wilder Schrei wird in einem Jubelliede der Erfüllung ausklingen.

Wann wird, wo wird es sein?

Kein Sterblicher kann es mir künden. Kein Dichter in seinen Gesängen. Kein Pfarrer von seiner Menschheitskanzel in einer grauen Kirche mit himmelverhüllenden Mauern.

Das unstillbare Heimweh ist der Schlüssel zu dem Geheimnis der Ewigkeit.

Das Lachen

Von Ernst Stemmann

**Meine Seele fing ein Lachen auf,
Das irgendwo saß und sang,
Das irgendwo golden plätscherte,
Hinter der Laube wo,
Hinter der grünen Wand.
Zwischen dunklem Geschwätz
Perlte es auf,
Aus gleichmäßiger Worte Gesprudel
Quoll es empor,
Selig, wohlig, aller lauteren Süße voll.
Lachen, du Goldklanglachen,
Du leiser Jubel,
Mein Herz ward trunken von dir!**

Der Seifenbläser

Von Konrad Litterer

Mein Seifenbläser ist ein schöner, starker Knabe, einer von jenen, deren Augen das Blau des Himmels haben, und deren Hautfarbe, wie man so sagt, von Milch und Blut ist.

Wenn er so vor dem offenen Fenster sitzt und die Blumen um sein Gesicht herum blühen, so ist das gerade, als wenn der Märzfrühling, der uns die Veilchen bringt, zwischen dem roten Fensterrahmen säße und nachsähe, ob man noch nicht bald in die Welt hinaus fliegen könne. Und allemal, wenn Leute vorbeigehen, bleiben sie stehen, und denken, — aber was mögen sie nur denken?

Ob er sie wohl sieht, die da draußen? Kümmern tut er sich wenigstens nicht um sie; nach seinem Benehmen könnte er ein junger Gott sein — ein junger Gott. Und seine Eltern sind doch so einfache, in den Bahnen der Wohlehrsamkeit lebende Leutchen, voll wahrer Gottesfurcht, die aber ihre Kniee nicht deshalb beugen, weil es andere auch tun. Gott bewahre sie davor, zu meinen, daß sie Götter gewesen, Gott bewahre sie vor solchem Heidentum, und dennoch ist ihr kleiner Helmut ein junges Heidengöttlein. Woher kommt das?

Vielleicht weil sie ihn so vergöttern? Oder trägt am Ende sein Onkel, der ein ganzer Kauz ist, die Schuld daran?

„Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten", muß man denken, wenn man das eigentümliche Spiel mitansieht, das ihn immerwährend beschäftigt. Die Leute heißen ihn nur den Seifenbläser, und es ist kein Wunder, wenn er diesen Namen später einmal zeit seines Lebens herumtragen muß.

Scheint die Sonne, und der Stein des niedrigen Bänkleins vor seiner Eltern Haus wärmt sich nur ein weniges an, wer schlüpft da aus der grünen Haustür? Das junge Göttlein! Seine Ruhe wird durch nichts aus dem Gleichgewicht gebracht, mag nun eines oder gleich ein ganzer Trupp der andern Kinder die Nasen durch die Zaunlatten des Gartens stecken und mögen sie auch wie hundert Orgelpfeiflein ihr „Seifenbläser, Seifenbläser!" hindurchschreien.

Wie ein angehender Bartschaber schlägt er seinen Schaum, so daß dieser bald über den Rand des irdenen Schälchens herausquillt. Damit zu Ende, entnimmt er mit Kennermiene einem zusammengefädelten Bündelchen einen Strohhalm und bläst darein. Findet er ihn gut, so setzt er sich auf dem Bänklein zurecht, zieht die Schale zu sich heran, und es dauert nicht sehr lang, bis die schillerndsten kunstvollsten Seifenblasen wie Tauben aus dem Taubenschlag von der Strohhalmspitze abfliegen.

Viele erlöschen gleich; aber viele fliegen auch über den Garten hin, verfangen sich in den Ästen eines Birnbaumes oder gewinnen das Weite. Und diese sind es, denen die blauen Augen nachschwärmen. Er zuckt zusammen, wenn eine schon in Haushöhe plötzlich verplatzt.

Hat er keinen Grund, darüber zu erschrecken? Das sind ja seine Kunstwerke, seine Welten, die dort oben untergehen. Sie sind mit seinem warmen Hauch gefüllt, seine Phantasie ist schwimmende Farbe geworden auf ihren Oberflächen.

Viele Kinder tun das auch; aber so nicht — so nicht. Ich hab' ihm einmal schier

eine ganze Stunde zugesehen, und da habe ich gedacht: „Viele Kinder machen auch Seifenblasen, aber so nicht — so nicht.“ Viele malen ja auch Bilder, und wer wollte sagen, es sei kein Unterschied in diesem Malen?

Er saß da, in sein Spiel versunken, und die Spätmorgensonne stand schräg über ihm, ein Regen ihrer Strahlen fiel auf ihn. Aber merkte er es? Sein Spiel war stärker. Er tauchte in fast gleichen Abständen seinen Strohhalm in den Schaum und schob ihn mit zierlichem Handgelenk in die Lippen. In dem Augenblick, wo er den Schöpfungsodem durch den Halm blies, lag sein Gesicht in seltsamer Verklärung.

Ach! Wie doch die herrlichen Kugelgebilde aus dem Röhrchen kamen! Es dünkte mich, zumal als sich zwei Zitronenfalter über seiner blonden Haarpracht zu haschen suchten, er sei Pan mit der Flöte, aber ohne die Hörner, ohne die Bocksfüße!

Und es wunderte mich, daß aus seinem Halm keine Musik kam. Wo blieben die lieblichen Flötentöne, die einem das Herz kribblig machen?

Nur diese drehenden Kugeln machen die stille Sphärenmusik der Sterne; mein Ohr hört sie.

Lang stehe ich so und warte darauf, seine Stimme zu hören, aber umsonst. Ich muß ihn schon irgend etwas fragen, so aufs Geratewohl fragen. Meine Frage ist recht dumm, ich sehe es ja, was er tut; aber dennoch frage ich ihn auf diese dumme Art.

Der kleine Kerl sieht mich erst eine Weile an, als ob er mich prüfen wollte. Sein Sinn mag wohl erraten, daß dieser große Mensch vor ihm nicht über ihn lachen wird. Meint er vielleicht, meine Frage sei nicht so dumm, wie sie mir vorkommt; ich wüßte etwas davon, daß er hier mehr tue, als bloß Seifenblasen machen?

Mag dem sein, wie ihm will. Er gibt mir die ganz überraschende Antwort: „Herrgöttlein spielen.“

„Herrgöttlein spielen? Wer hat dich das gelehrt?“ frage ich in allem Ernst.

„Onkel Christoph.“

„So, Onkel Christoph?“ Das ist schön von ihm. Aber im stillen denke ich bei mir: „Hat er noch ein Wissen vom Himmel her, wo Gott-Vater vielleicht auf ähnliche Weise seine Welten in den Allraum bläst?“

O, dieser Seifenbläser! Er muß wohl schon ein Wissen davon haben trotz Onkel Christoph — trotz Onkel Christoph!

Ich komme . . .

Von G. Jahrmann

Ich komme.
— Warum? —
Fragst du die Sonne,
Warum sie strahlt?
Den Sturm,
Weshalb er wütet?
Die Woge,
Wozu sie braust?
Wie kannst du
Meine Seele fragen,
Warum sie kommt?

Ich komme.
— Wie? —
Sturmzerfetzt, abgekämpft,
Flugkraftberaubt.
Jed' Federchen einzeln
Beschädigt, geknickt, beschmutzt.
So komme ich,
Auf daß du helfest und heilest,
Stark machst und stolz
Mich: —
Deinen kleinen Menschenbruder!

Von meinen Eltern

Erinnerungen einer Mutter

Es bleibt wohl keinem Elternhaus erspart, daß die heranwachsende, zur eignen Lebensführung drängende Jugend einen Kampf um die freie Entfaltung eigner Art führen muß. Von der Liebeskraft und der Weisheit beider Generationen hängt es ab, ob dieser Kampf still und fein, oder ob er laut und schmerzlich ausgetragen wird. Leicht mögen die Härten dieser Werdejahre den Jungen das Gesamtbild derer verdunkeln und trüben, die ihnen ihre beste Liebe gaben.

In meinem Vater klang eine ernste, schwere Musik, fast zu schwer für junge, suchende Menschenkinder. Und doch, oder gerade darum waren die Augenblicke, in denen ich mich Vater nahe fühlen durfte, die seligsten meiner Kindheit — denn Vater war meinem Kinderherzen das Höchste und das Größte, was es auf der Welt gab. Er hatte immer zu arbeiten, schwere Dinge, die ich so glühend gern verstehen wollte, daß ich ab und zu ein Fünkchen des Verständnisses erhaschte, dessen Flamme ich liebend hütete. Es stand mir fest, daß Vater zu große Aufgaben erfüllen müsse, als daß er an sich oder an seine Familie denken dürfe. Abends, wenn sich die Bewohner anderer Häuser um das Licht der Lampe sammelten, zu Spielen oder zur Pflege gemeinsamer Interessen, dann kamen zu uns zwei alte Männer, schwere Aktenbündel auf der Schulter, und der eine von ihnen besah sich mitleidig und kopfschüttelnd die Arbeitslast, die er seinem heiß verehrten Bürgermeister ins Haus trug, ehe er sich scherzend und spielend zu uns Kindern wandte. Bei Tisch sprach Vater, ermattet von dem Kampf um seine Ziele — er war ein Mann der Tat und weitsichtiger Bodenreformer — bewegt und durchschüttelt von seiner nie ausreichenden sozialen Tätigkeit. Wie hat mein Vater gegen Armut und Elend gekämpft, wie stand er ganz persönlich hinter allen Anstalten der Fürsorge, wie schätzte und beurteilte er jede Arbeitskraft!

Vor wenigen Tagen sprach mich eine alte, schwache Frau an, die auf einer Bank in der Sonne saß. Sie erzählte mir, daß sie schwer herzkrank gewesen sei; nun wisse sie nicht, ob der Frühling sie noch einmal gesund machen könne. „Wenn es mir sehr schlecht ging, dann habe ich immer an den Herrn Bürgermeister gedacht, wie er so oft bei mir in der Volksküche gesessen hat in der Stube; dann aß er die Suppe mit den Arbeitern und sagte zu mir: ‚Was Sie gekocht haben, schmeckt mir immer. Es schmeckt mir sehr gut heute!' Wenn mir sehr bange und schwach wurde in meiner Krankheit, dann habe ich daran gedacht, wie zufrieden und vergnügt er bei mir war, und wie er seine Späßchen mit mir machte. Als ich damals einmal krank wurde, hat er mich ins Bad geschickt, damit ich weiter für die Volksküche sorgen konnte." Ich glaube, diese treue Frau möchte sich, wenn sie vor ihren Herrgott gerufen wird, einführen mit den Worten: „Nach bester Kraft habe ich mit meinem Pfund gewuchert; dort in der Volksküche tat ich treue Arbeit. Ruft meinen Bürgermeister; der wird es bezeugen; er kennt mich gut..." Ich weiß es, daß mehr treue, schlichte Mitarbeiter meines Vaters ähnlich empfinden wie diese Frau.

Uns Kindern fehlte dieses sonnige Bewußtsein, daß Vater mit uns zufrieden, daß er gar stolz auf uns sei. Wir waren scheu und gemessen und wußten, daß wir den überlasteten Mann nicht stören durften. Tief beseligend aber waren die wenigen, unvergeßlichen Augenblicke, in denen ohne jedes Hindernis und ohne Hemmung der Weg zum Vaterherzen frei lag. Herrgott, wie war man in solchem Erleben voll Sonne und voll jubelnden Glücks!

Scheu und heimlich trieben wir unsere Spiele; ein jeder nach seiner Art. An einem sonnigen Sonntagsmorgen im Frühling aber hatte ich beim Spiel Ort und Zeit vergessen. Offen ausgebreitet stand und lag meine ganze Puppenherrlichkeit im Garten, Tischchen, Stühlchen

Truhen, Koffer, Wald, Wiese und See! Und dazwischen meine geliebten Puppenkinder, von denen jedes eine Seele und einen Charakter hatte! Waldemar, der älteste Sohn meines Hauses, war, da er eine Uniform trug, ein für allemal ein Prinz. Auch an diesem Morgen erlag er, wie so oft, seiner leichtsinnigen Neigung, an einem See spazieren zu gehn, zu laufen, zu springen und — seinen kostbaren Orden zu verlieren! Schwere, häusliche Erziehungsszene, Schläge, reumütiges Versprechen der Besserung. Inzwischen fiel der zappelige Hans, der Lockenkopf, vom Stuhl und schrie, was meinen mütterlichen Zorn gegen meinen ältesten, prinzlichen Sohn steigerte. Dann aber, angesichts der immer braven, braungezopften Lotte wurde es friedlich, und ich erzählte meinen Kindern von allem Lieben und Schönen, was mein kleines Herz in sich aufgenommen und verarbeitet hatte, und was ihren Seelchen von Nutzen sein könnte. Zuletzt erklärte ich ihnen biblische Geschichten. Und fast all dies Schalten und Walten und Reden hatte mein Vater mit angesehen und angehört! Aufgeschreckt durch andere nahende Schritte sah ich ihn auf der Terrasse über mir stehen. Erglühend in Schreck und Scham packte ich hastig zusammen — heilig ist einem Kinde ja solches Spiel wie Gottesdienst! Da sagte Vater warm, beruhigend: „Du kannst ja später weiter spielen!" Weiter nichts, — aber hemmungslos fluteten Vaters Güte und Liebe in diesem Augenblick in mein weit offnes Herz hinein. Vater anzusehen, wie er frei von Arbeitsdruck und -schwere, die ihn von uns fernhielten, in strahlender, froher Güte zu mir herniedersah, das war ein tieferes Glück, als mir Frühling, Sonne, Garten und Spiel vorher gegeben hatten! So geringfügig der Augenblick scheinen mag, so war mein jubelndes Glücksempfinden doch so groß, daß es mir noch heute das Herz bewegt.

Man wuchs heran und sah mit einer Mischung von Stolz und von Ehrfurcht zu Vater auf, überzeugt, daß man das, was man von eigenem suchenden Leben in sich trug, in der gemessenen, kritischen, geschlossenen Atmosphäre unseres Hauses unterdrücken oder verbergen müsse. Sachliches, logisches Denken, Pflicht und praktische Arbeit für die Allgemeinheit schienen allein die Grundmauern zu sein, darauf man sein Leben bauen dürfe. In mir aber wuchs unter Grübeln, Zagen, Zweifeln und Verzweifeln ein Sehnen, aus offener, freier Freude heraus zu leben, aus der Freude, ein gottverbundenes Kind der Schöpfung zu sein; heiß sehnte ich mich nach Seele und Beseelung alles Wirkens, alles Lebens. Es war eine schwere Unnatur für meine ganz offene Art, die Vertrauen geben und nehmen will, aus Furcht vor Tadel oder Spott mein inneres, bitteres Kämpfen und Werden jener Jahre mit fast schlechtem Gewissen in mich zu verschließen. Tiefstes Glück blieben mir die Augenblicke, in denen Vaters Schwere sich löste und sein Gemüt sich öffnete.

So stark alles historische Studium meinem Vater fesselte, so hatte er doch für Bücher und Werke bildender Kunst, die wir jungen Menschen liebten, keine Zeit. Es schien fast überflüssig, daß nach Goethes „Faust", nach Gustav Freytags ausruhenden Kulturbildern, nach Fritz Reuters Heiterkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur noch jemand irgend etwas geschrieben hatte.

Eine aus Herzenstiefe geliebte Kunst hatte freien Eintritt in unser ernstes Haus: Die Musik. Ein überwältigender Eindruck wurde mir eines späten Nachmittags. Vater saß spielend, phantasierend am Klavier, vergessend, daß ich Kind mit einem Buch in einer Zimmerecke hockte, mucksmäuschenstill. All meine Verehrung umgab den tiefernsten Mann und sein Spiel. Da plötzlich — nie hatte ich so einen Gefühlsausbruch bei ihm erlebt — verbarg er sein Gesicht in den Händen und stöhnte: „Ich hätte doch Künstler werden sollen!" Lieber Vater, ebenso wenig wie damals in meiner Ecke habe ich mich auch später zu rühren gewagt, wenn sich mir eine Spalte zu deinem inneren Leben öffnete, aber ein Glücksgefühl über diesen Einblick hat mich überschauert, und ein tiefes Mitschwingen meiner Liebe ist um dich gewesen!

Wortlos umgab dich meine Liebe auch in jenem Konzert, als man sang:

„Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch ..."

All deine Waldliebe und -sehnsucht, all deine Müdigkeit durch Kampf mit kleinen Geistern und mit der Not, all dein schwerer, innerster Drang nach Vollendung lag in dem leisen Stöhnen neben mir: „Balde ruhest du auch!“

Musik und der geliebte Heimatwald öffneten meines Vaters Herz. Nie wieder war der „Ungeheure Grund“ so schön, so groß, so weit wie an jenem Tag, da wir beide ihn wandernd durchschritten; leiser und ernster als sonst raunte neben uns der Bach; tiefer rauschten die Bäume; stiller leuchtete die Sonne, als du mir erzähltest von deinem Verbundensein mit deinem Vater, von seinem Leiden, seinem Tod. Reifer und gesegnet erschien ich mir, da ich teilnehmen durfte in diesen kurzen Stunden an deinem inneren Leben.

Einmal noch, wenige Tage vor deinem Tode, überflutete wie in ferner Kindheitsstunde deine Güte mein offnes Herz. Und ich erschauerte, da deine Vaterliebe so mächtig den weiten, trennenden Raum überwand. Wußtest du, fühltest du, mein Vater, wie innig meine Liebe um dich war? Die rechten Worte habe ich nie gefunden ...

In Mutter klang ein leises, feines, liebes Lied; es tönt noch fort in ihren Kindern. Meist war sie fast erdrückt von Hausfrauentätigkeit, Sorgen und sozialer Arbeit, in der sie Vaters tapfere Gehilfin war. Oft war sie atemlos und stets in Tätigkeit. Aber ein feineres Ohr hörte ihre Melodie, das immer gleiche Lied: „Alles zum Guten wenden!“

Für rechtes Festefeiern — das ein jeder als Quelle neuer Kräfte braucht — fehlte in meinem Elternhaus Zeit, Verständnis und, von Liebe getragen, der heitere, spielende, schaffende Sinn. Aber einen Ort gab es, der Mutters Heimat war, dort wurzelte sie, dort rastete sie und sammelte neue Kräfte, dort klang in beschaulicher Poesie noch hörbarer als sonst und umwoben von feinen, freundlichen Variationen ihre Lebensmelodie: „Alles zum Guten wenden!“ Nicht der Wald war Mutters Heimat, sondern Großmutters Park: auf den blumenreichen Wiesen hatte sie als immer heiteres Kind getollt, unter den alten Bäumen war sie als Mädchen gewandert; hier war ihr Herz zu Hause, hier entfaltete sie, allein mit uns Kindern, die harmonische Heiterkeit ihres Wesens, die sich in Alltagslast und -sorgen nicht recht ans Licht wagte. Hier war ihr Lieblingssitz unter alten Eichen, abseits an verträumter Lichtung, die wir die Märchenwiese nannten. Ich glaube, hier hat sich meine Mutter immer wieder neuen Vorrat ihrer Herzensgüte geholt.

Scharf eingeprägt steht eine Erinnerung vor meiner Seele: Wir schritten auf dem grünen Damm des jenseitigen Ufers und sahen über den Fluß hinüber zu Großmutters Park. Und Vater sagte in entscheidender Stunde zu der Greisin an Mutters Arm: „Schenk deinen Garten der Stadt! Gib ihn der Allgemeinheit! Er wird vielen ein unschätzbares Gut sein!“ Neben mir grollte tief getroffen mein Bruder: „Vater hat keinen Sinn für das alte Erbe, keinen Familiensinn!“ Ich schwieg; aber mein Herz schwang überschwenglich mit dem Vater: „Wie könnte Vater an das Kleine denken! Er kann nur an die Stadt denken, für die er lebt, weil er selbst groß ist!“ Ich habe später nicht immer so groß gedacht; diejenige aber, die am tiefsten drüben wurzelte bei den alten Bäumen, viel tiefer als wir alle, stand fest an Vaters Seite, sprach kein Wort und sah nur mit ihrem stillen, reinen Gesicht feierlich und wehmütig hinüber zu ihrer unberührten Heimat, die sie, die tapfere Gefährtin ihres Gatten, der Allgemeinheit geben würde. Ich dachte einen Augenblick: „Ob Mutter betet?“ So schön war sie.

Mutter wurzelte im Althergebrachten und hielt fest an alten Formen; aber unbewußt beseelte sie jede Form mit ihrer Herzensgüte und Reinheit. Ob sie, in Geselligkeit zurücktretend, zuschauend gütig war, schön anzusehen im feinen Bau der Glieder, dem aschblonden Haar, den stillen, blauen Augen, vor die sich kein häßlicher Klatsch wagte, ob sie einem Menschen zuhörte, der ihre Beratung suchte, ob sie freundlich und klug verband, wo Vaters scharfe Kämpfernatur weh getan, ob sie in rührend lieber Weise bei Tisch Vater zu erheitern suchte; oder ob sie — und dann war sie vielleicht am schönsten! — strahlend nach Hause kam nach einer erfolgreichen Fürsorge für Notleidende — — ihr kleines, feines Lied war stets das gleiche: „Alles zum Guten wenden!“ Herbe Erfahrung ließen sie erschauern und leiden; ihr kleines Lied klang treu bis in den Tod! —



Ernst bewegt und dankbar, aber doch mit einem freien Aufatmen, habe ich einst diese Kreise verlassen zu eigener, froher Lebensgestaltung. Erst langsam, da ich die Gefährtin meines Mannes war, da ich selbst ein Kindlein sorgend im Arm hielt, wuchsen in mir Verständnis und Verehrung für die tiefe Liebe, die meine Eltern verband und die sie uns gaben. Erst im eigenen Häuschen, in meiner Kinder Waldheimat, da das Herz reicher wurde im Wirken und Erleben, und da die Seele empfänglicher wurde für die mannigfaltigen Melodien der Menschen um uns her, ist mir der heilige Segen meines Elternhauses recht bewußt geworden.

Möge unseren eigenen Kindern, wenn sie sich einst von uns lösen, um selber ihr Leben zu bauen, ein guter Sang nachklingen aus ihrem Elternhause! E. D.

Die Seele des Dorfes

Still liegst du und abgeschieden am lieblichen Thüringer Waldessaume, mein teurer Heimatort! Minarettartig schlank erhebt sich der weiße Kirchturm mit dem altehrwürdigen Glockenstuhl über die verstreuten Häuser und Höfe; und Nachrichten aus der großen Stadt dringen auch heute nur bisweilen ans Ohr. Selbst aufregende Wahlversammlungen kennt man dort nicht, da die vom gesunden Tagewerk ermüdeten Bauern den Versammlungen meistens fernbleiben und im übrigen gar kein Zweifel für sie besteht, daß ihre Stimmen schollentreuen Vaterlandslisten gehören. Das Pusten und Pfeifen der nächsten Kleinbahn hört man nur an windstillen Tagen oder wenn die Witterung sich zu ändern anschickt. Noch heute sieht man an hohen Festtagen hie und da den Kopfschmuck altehrwürdiger Bändermützen, den Kirchenstuhl oder auch das schlichte schwarzwollene Kopftuch, und nur die jüngeren Geschlechter prunken bereits in modischem Hut nebst Zubehör. Das pfeifengewöhnte Geschlecht der älteren Männer mit granitenen Bauernschädeln sieht man pünktlich Sonntags nachmittag in der Schenke bei Skat und Bier versammelt; aber selbst am heißesten Sommertage bleibt der Kopf im rauchigen Gastzimmer durch warmwollene Mützen behaglich geschützt. Das sind die Männer, die im Winter nicht frieren und um Johannis nicht schwitzen, die frohgemut mit der Natur ihr enges Gesetz teilen, deren Leben und Tagewerk so gleichmäßig jahraus, jahrein abrollt wie der Kreislauf der Natur selber.

Und doch, welcher Reichtum, welche Lebensfülle liegt über dem ruhigen Dörfchen ausgebreitet trotz aller Armut und Enge, trotz aller Abgeschlossenheit und altmodischer Einfachheit! Man muß freilich in seinem stillbildenden Dunstkreise voller Tausende von Antrieben und Entwicklungskeimen groß geworden sein, um das voll würdigen zu können. Es genügt nicht, daß man durch Dörfer wandert, einzelne Bauernfamilien kennt und bei ihnen bisweilen aus und ein geht. Nein, man muß selber ursprünglich eine Knospe am heimatlich-dörflichen Volksbaume gewesen, muß selbst ein Stück des Heimatepos sein und von seiner Seele zehren, dann erst spürt man etwas von der Seele des Dorfes.

Noch heute sehe ich im Geiste den grauen Giebel des langen Pfarrhauses, an dem in jedem Frühjahr Ende April die wiedergekehrten Schwalben kreisten und zwitschernd die Nester ausbesserten oder neu anlegten. In den Pfützen der Dorfstraße bereiteten sie den zähen Brei, und welche Lust war's für uns Kinder, die possierlichen kleinen Maurer in nächster Nähe so genau beobachten zu können, die wippenden Schwanzstacheln, die roten Brustlätze, die schwarzfunkelnden Äuglein und den leichtbeschwingten Flug zum Nest. Wir selbst versuchten an Fensternischen, den Schwalben es bauend mit Lehm nachzutun, aber vergeblich; die Nester bekamen keinen Halt. Wie aufmerksam und stillsinnend folgten wir ebenso den nestbauenden Staren, für die im März und April allerlei Nistkästen gezimmert und an Giebeln und auf Obstbäumen befestigt wurden, den an niedrigen, mosigen Astgabeln sich ansiedelnden Finken, dem im Dickicht höherer Baumkronen sich einrichtenden Stieglitz, den auf Weiden am Bachesrand bauenden Bachstelzen



mit ihren so überaus zierlichen Gliedern, dem im Holunder sich bergenden Hänfling und am niedrigen Laubenbalken sich niederlassenden Rotschwänzchen. Ich habe als Knabe etwa 40 Vogelarten in Garten, Hof, Feld und Wald kennen gelernt nach Aussehen, Nistweise, Stimme und Eierart! Wie beglückt hörten wir nach eintöniger Winterszeit den ersten Lerchentriller, den ersten Starpfiff auf dem Hausgiebel, den ersten Finkenschlag! Wieviel Stunden haben wir beim Nestbau und dann beim Ätzen der jungen Brut zugeschaut, deren Stimmen sich von Tag zu Tag wandelten, deren Köpfchen immer sicherer und befiederter zum Flugloche herauslugten, bis sie eines Tages verschwunden waren! Wieviel feinere ästhetische, sittliche, biologische Gefühle und Eindrücke fanden dabei ihr Erwachen und ihre Pflege! Eine anschauliche Lebenskunde wuchs uns zu ohne Begriffe. Ich denke dabei auch an all die Eindrücke des Hochsommers, wenn die Wachtel im Weizenfeld ihr „Pickwerwick" ruft, das Rebhuhn durch die Kartoffelfurchen die kleine Kette gurrend führt und die Scharen junger Distelfinken in geschwungenen Wellenlinien wippend und zirpend dahinziehen; und nicht minder an die Not der Wintervögel, wenn sie, Goldammer und Kohlmeise allen voran, mit dem Bettelvolk der Spatzen sich hungrig herandrängen an Scheune und Stallkrippe. Welche Antriebe für fühlende Kinderherzen!

Und das gleiche gilt von den Tieren im Stall und Hof, in Garten, Feld und Wald. Eine Zoologie voll feinster Beobachtung und fühlenden Verständnisses liefert ohne Buch und Präparat die dem Großstadtkinde völlig unanschaulich bleibende Welt der kleinen Fohlen und Kälber, Ziegen und putzigen Ferkel, der drolligen Kätzchen und Hunde, des Igels und Maulwurfs, der Ratten und Mäuse und besonders zahlreicher Insekten, insbesondere der Raupen und Bienen. Das alles ist fast in jedem Gehöft zu sehen; aber nicht bloß flüchtige Eindrücke wie im Zoologischen Garten oder auf Ausflügen sind es, sondern all die Tiere und ihre Lebenserscheinungen bietet uns das Dorf in ihrer allmählichen Entwicklung! In welche Welt nachdenklichen Sinnens führt allein die Geschichte des Huhnes — ab ovo — von dem Nestbau, der Brutzeit, dem Sprung der Schale — bis zum Schlachten und Zerlegen der Gans und dem Aufbau des weichen Federbettes! Oder die Geschichte des täglichen Brotes vom Ausstreuen des Saatkornes an bis zum Aufheben des Getreidesackes unter der Reinigungsmaschine. Welche vorbereitende, vielseitige Bodenzubereitung einschließlich der Düngungs- und Maschinenkenntnisse, wieviel Furcht und Hoffnung, tiefinnerliche Freude und Enttäuschung vom ersten Grünen der jungen Saat, die wie eine Hechel sich auf gartenweichem Boden reckt, bis zum Einbringen der reifen Garben, wieviel Berechnung, Zeitauskauf und Organisationstätigkeit, wieviel jährlich neue Erfahrungen und Vermutungen! Wie bedeutungsvoll erscheinen für Pflanzen und Tiere Luft und Sonne, Licht und Regen, Sauberkeit und Wärme! Ohne Wärme kein Wachsen, ohne Feuchtigkeit kein Keimen, ohne Licht und Sauberkeit kein Gedeihen, sondern ein Erbleichen und Absterben. Steckt nicht mehr dahinter — so sinnt still hinter dem Pfluge der Ackersmann —: gäbe es überhaupt Leben und Welt ohne Luft und Sonne? Sind nicht Luft, Licht, Wasser somit letzte Elemente des Weltbildes? Aber woher diese? Und woher die strenge allseitige Abhängigkeit? Durchweg nur Mechanismus, nur starre Notwendigkeit, nur Naturgesetz? Kommt man damit aus, um das Leben einer Biene zu deuten und alle die eigenartige Zweckmäßigkeiten, die der sich einwinternde Baum und das für die kalte Jahreszeit Fett aufspeichernde Erdtier bekundet? Da schwingt in Kopf und Herz schon des jugendlichen Landbewohners die ganze Flut religiöser und meinetwegen auch naturphilosophischer Gedankenwellen, und ich weiß noch, wie in meiner Landkindheitszeit die Gespräche mit den Eltern an langen Winterabenden wie mitten in der Fülle sommerlichen Lebens sehr, sehr oft den schlichtkindlichen, aber ahnungsvoll hohen Flug in solche Weiten nahmen: Faustsehnen, Faustsinnen in der Landstube! Und das alles im ungesucht natürlichen Anschluß an die eigenartig-wunderbaren Vorgänge im Rahmen der täglichen Eindrücke und Erfahrungen.

So führt das Dorf in den gesamten Kreislauf des heimatlichen Lebens ein von der sinnlichen Wurzel bis zu den letzten Fragen menschlichen Daseins, von den Problemen der jonischen Natur-



philosophen bis zur Frage Kants und zur schwankenden Milieutheorie des Naturalismus — alles in durchaus anschaulich-konkreter Verknüpfung, ohne begriffliche Sprache und gelehrte Vorkenntnis. Ein Staatsorganismus vermag erfahrungsgemäß nur gesund und leistungsfähig zu bleiben, wenn sich die städtischen Schichten immer wieder neu ergänzen und auffallen durch schollenfrischen Zuzug vom Lande. So konnte auch unsere künstlerisch-literarische Kultur nach den Jahren der naturalistischen Hochflut, des Erzeugnisses der Großstadt, nur durch entschlossene Abkehr von Internationale und Unnatur, durch Umkehr zum ländlichen Idyll, zur Heimatscholle und Volksseele wieder gesunden. Das gleiche gilt von der Sprache, der Erziehung und nicht zum mindesten von dem Lebensproblem. Ist es nicht so bezeichnend, daß die neuidealistische Philosophie z. B. Rudolf Euckens der letzten Antwort näher zu kommen sucht auf dem Boden menschlicher Arbeit und Tat?

Mir tritt das ganz besonders auch in sozialer Hinsicht entgegen. Wie verwickelt, ja undurchsichtig bleibt für städtische Jugend das Gewebe sozialer Fäden! Man weiß nicht recht, welchen Beruf die Bewohner des eigenen Mietshauses ausüben, man kennt kaum ihre Namen, wieviel weniger die wirtschaftlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen sie stehen. Darum viel Gleichgültigkeit oder beständiges Sichwundern über Auftreten, Leistungen ... Wie ganz anders ist das auf dem Lande, wo die Familien von Generationen her bekannt sind, wo die wirtschaftlichen Lagen, Charaktere, Leistungen, Methoden, Genüsse und Ansprüche an das Leben völlig durchsichtig sind, so daß auf der Grundlage deutlicher Sach- und Personenkenntnisse die Möglichkeit der Menschenbeurteilung und Selbsterkenntnis viel stärker angebahnt wird. Das wäre die praktisch-ethische Seite der Philosophie des Landlebens. Zweifellos können Kirche und Schule bei rechter Einstellung auf Seele und Arbeit des Landes viel fruchtbare Tätigkeit entfalten, und gerade aus diesem Grunde will es nur unnatürlich erscheinen, wenn in neuester Zeit die Lehrerbildung sich mehr auf dem Boden der akademischen Theorie und Großstadt vollziehen soll statt vielmehr umgekehrt im noch engeren Zusammenhange mit Land und Landseele; denn um bodenständig-volkstümliche Bildungsarbeit handelt sich's ja! Dagegen ist alles, was in der Richtung heimatlicher Dichtung, der Mundartpflege und Bereicherung von Festen, ländlicher Volkshochschullehrgänge und sonstiger fruchtbarer Ansätze liegt, im Sinne wörtlicher gesunder Umkehr zu fruchtbarer Verinnerlichung unseres Volkslebens mit Freuden zu begrüßen.

Absichtlich habe ich von den Schattenseiten des Dorfes geschwiegen; ich wollte nur die gesunden Entwicklungskeime ländlichen Mutterbodens und die Fülle natürlicher Grundlagen beleuchten, die sich dort, wo die Kultur noch im Zustande der Morgendämmerung liegt, als fruchtbare Triebkräfte aller leiblich-geistigen Seiten verweisen. Jedenfalls kann man die Werte ländlichen Lebens für die Kultur des Personenlebens nicht leicht über-, eher unterschätzen. Wer ländliche Vereinsamung fürchtet und meint, daß doch gerade die besten Charakterkräfte des Menschen im Kampfe der sich reibenden Gegensätze erwüchsen, also in größeren Verhältnissen, der möge bedenken, daß die Gefahr der Verflachung und öden Nachtreterei heute im nivellierendem Stadtgewimmel größer ist als die Besorgnis geistig-ländlicher Enge. Darum hinein in Land und Volk, wo der aufwachsende Mensch in reichster Fülle findet, was er zur Gestaltung persönlichen, einfachen, nicht entarteten Lebens braucht!

Dr. Kästner

Vom Kinderreichtum

Vor einem Menschenalter noch war Kinderreichtum eine Durchschnittserscheinung in der deutschen Familie. Ich denke an meine Kinderzeit zurück: Meine eigene Familie, unsere Schulfreunde, unsere Verwandten — überall reicher Kindersegen!

Völlig ist das Bild verwandelt. Heute ist der Kinderreiche der gebildeten Schichten eine unverständliche Ausnahme unter seinesgleichen. Wirtschaftliche Klugheit regiert; unumstößlich fest



steht die Lehre, daß Kinderarmut erstrebenswert und Kinderreichtum ein Unglück sei. Nichts gilt die Erfahrung, daß Tausende ihren Einzigen im Kriege verloren und in verzweifelter Einsamkeit zurückblieben, daß die Sprößlinge des Ein- und Zweikindersystems schlechter zum Kampf ums Dasein ausgerüstet sind, als die aus einer Kinderschar, daß die Einzelkinder oft gesundheitlich nicht vollwertig sind. Klugheit regiert: Das Leben ist (wir sind weit weg von Schiller!) der Güter Höchstes geworden, die Schuld an dem Kinde, dem der Eintritt ins Leben verwehrt wurde, ist der Übel Größtes nicht mehr.

Langsam mischt sich aber in die Selbstzufriedenheit der gewollten Kinderarmut ein Gefühl der Unsicherheit, des Zweifels. Zwar konnte man noch einen großen Triumpf feiern: Die kinderarme Familie wurde von seiten des Staates als Normalfamilie anerkannt. Jedes Existenzminimum, jede Gehalts- und Lohnrechnung wurde auf die Familie mit zwei Kindern gestellt. Dem Zweikindermann das Existenzminimum, dem Kinderreichen die Not, in besonders schweren Fällen das Armenrecht! Es war ein natürlicher Gegenstoß, daß die kinderreichen Familien sich zusammenschlossen (im Reichsbd. d. Kdr.). Es gilt für diese Organisation, einer auf falschen Gleisen fahrenden Volksstimmung die Weichen richtig zu stellen, das auf diesem Gebiet völlig eingeschlafene nationale Gewissen zu schärfen und aus dem neu erwachten Verantwortlichkeitsgefühl die Früchte zu ziehen.

Sehr einfach sind die Grundgedanken dieser Aufklärungsarbeit. Um ein Volk zu erhalten, bedarf es einer Kinderzahl von 3,6 im Durchschnitt der Ehe. Wer nicht der Meinung ist, daß unsere Jung-Ehen diese Zahl erreichen, spricht unserm Volke das Todesurteil. Das — von uns im Geburtensturz überflügelte — Frankreich sorgt mit seiner chronischen Angst vor dem eigenen Untergang dafür, daß wir solche Gesichtspunkte nicht gleichgültig beiseiteschieben. Wie solches Volkssterben vor sich geht, lehrt uns die Tragödie antiker Völker: Einwanderungen geburtenstarker Völker verdirbt und zerstört endgültig körperlich wie geistig die nationale Eigenart. So liegt unser Schicksal vielleicht in polnischer Hand. Und die kulturelle Seite? Einmal bedingt die gewollte Kinderarmut als Normalerscheinung eine Umwandlung in den sittlichen Anschauungen und im religiösen Empfindungsleben. Sie bedeutet ein bedenkliches Opfer an Lebensmut, an seelischen Freuden und eine Abdrosselung naturstarker Stimmen in unserm Innern. Wer sich mit einem, mit zwei Kindern bewußt begnügt, trägt in sich ein Schuldgefühl, das er durch nur materielle Erfolge bekämpfen kann, die ihm recht zu geben scheinen. So ist das Ein- und Zweikindersystem gleichzeitig Folge und Förderer materieller Gesinnung. (Fälle von Kränklichkeit usw. schalten natürlich aus.)

Schlimmer noch sind die Folgen des Lenzschen „Verpöbelungsgesetzes". Immer sind es die gebildeten und wohlhabenden Schichten, die schneller aussterben. Die Lücken werden durch ausgelesene Reserven der unteren Volksklassen ausgefüllt. Geht der Prozeß genügend langsam vor sich, so werden diese Reserven von der oberen Schicht geistig assimiliert; sie haben auch selbst kein anderes Ziel, als sich der oberen Schicht anzugleichen. In Zeiten starken Geburtenabsturzes aber werden die Lücken zu groß, die nachrückenden Reserven (die auch nicht mehr sorgfältig ausgelesen sind) können nicht mehr verarbeitet werden. Ihre meist rücksichtslose Energie reißt die Herrschaft an sich. Der Raffketyp, die sinkende Zuverlässigkeit der hohen Beamtenschichten, die kulturelle Traditionslosigkeit, die abnehmende Bedeutung der „alten" und „guten" Familie, die früher anerkannte Hüter der Kultur, der Geselligkeit und des verfeinerten Ehrgefühls waren, sind ein Gradmesser, wie weit wir auf diesem Wege schon fortgeschritten sind.

Über das reine Bejammern der Geburtenabnahme sind wir heute hinaus. Wer Nachwuchs fordert, muß auch Wege weisen, wie dieser Nachwuchs ohne unerfüllbare Opfer in der Lebensführung aufgezogen werden kann. Viel gesünder als die Predigt gegen das Zweikindersystem ist der Ruf nach Schutz und Ansehen der mit zahlreichen Kindern Gesegneten. Zwei Aufgaben erwachsen hier: Dem Kinderreichen aus den notleidenden Schichten muß gesunde Wohnung und Existenzminimum verschafft werden. Einmal aus Sparsamkeitsgründen, denn



ihr Nachwuchs wird, wie Dr. Schlesinger in seinen Statistiken nachgewiesen hat, durch Not körperlich und auch geistig-sittlich minderwertig und belastet früher oder später die öffentliche Fürsorge. Und dann aus Staatsvernunft, denn es ist schon so, wie Prof. Thomsen (Münster) treffend sagt: Nicht die Kinderreichen müssen den Staat bitten, daß er sie erhalte, sondern der Staat muß die Kinderreichen bitten, daß sie ihn erhalten. Zweitens aber muß den Kinderreichen aus den gebildeten Schichten in ihrer Not geholfen werden. Hier dreht es sich weniger um Essen und Trinken, als um Erziehung und Ausbildung. Der Sohn des kinderreichen Akademikers muß bei entsprechender Begabung studieren können, das Kind des kinderreichen Mittelstandes gehört auf die höhere Schule. Schule und Hochschule müssen diesen Kindern ihre Tore weit öffnen und bei der Verleihung von Stipendien usw. muß die Frage nach dem Kinderreichtum des Hauses mit im Vordergrund stehen. Man vergesse auch nicht, die Schule allein erzielt nicht den Kulturmenschen. Das Haus und sein Geist gibt den größeren Teil dazu. Ein Elternpaar mit fünf gesunden Kindern aber leistet an dieser für die Gesamtheit so wichtigen Kulturarbeit viel mehr als ein solches mit einem Kinde.

Dr. Fritz Brüggemann (Hannover)

Friedrich von Bodelschwingh

Neben Gerok, Frommel, Stöcker ist wohl Friedrich von Bodelschwingh der in Laienkreisen bekannteste protestantische Theologenname der letzten fünfzig Jahre. Bodelschwingh, Bethel, Bielefeld — drei Worte, die seit Jahrzehnten zu dem engsten und innigsten Zusammenklang verwoben waren und miteinander verbunden bleiben werden für alle Zeit.

Wie aus dem Landwirt Friedrich von Bodelschwingh der zunächst an der Pariser Deutschengemeinde, dann im Ruhrgebiet wirkende Seelsorger und schließlich der berühmte Leiter der Bielefelder Krankenanstalten geworden, wie aus bescheidensten Anfängen heraus der mächtige, vielgestaltige Bau von Bethel entstanden und durch immer neue segensreiche Gründungen ins Große und Weite gewachsen ist, das tut uns die Biographie von Friedrich von Bodelschwingh kund, die Sohneshand pietätvoll und mit feinster Darstellungsgabe aufgezeichnet und der Öffentlichkeit übergeben hat (Friedrich von Bodelschwingh, ein Lebensbild von G. v. Bodelschwingh. (Furche-Verlag, Berlin 1922.) Eine stille, unaufdringliche, aber desto wirksamere Macht geht von dem warm und vornehm geschriebenen Buche aus. Der erste Teil (1831—1872) beruht hauptsächlich auf den von Bodelschwingh selbst seinen Kindern diktierten Lebenserinnerungen; der zweite, umfangreichere Teil (1872—1910), die wichtigen Jahrzehnte der Bielefelder Tätigkeit umfassend, ist ganz das Werk des Sohnes.

Mit größter Zartheit und einer gleichsam ritterlichen Ehrfurcht vor den tiefinnersten Fragen und Geheimnissen des Einzeldaseins, die gerade bei der Schilderung eines in seelsorgerlichem Berufe stehenden Menschenlebens berührt werden müssen, wird das Streben und Wirken des heißgeliebten Vaters vom Sohne, der es aus nächster Nähe miterlebt und mitarbeitend geteilt hat, dargestellt. Die Luft altpreußischer Zucht und Sitte, Würde und Einfachheit weht erquickend in den Blättern, Kräfte der Schlichtheit und Innerlichkeit werden wachgerufen, das Bild eines wundervoll harmonischen Familienlebens breitet sich vor uns aus, und als unentbehrliche Würze des so tief in menschliches Leiden und Elend hinabführenden Weges ist je und je eine Gestalt aus der Umwelt, ein kleiner Zug aus dem Gemütsleben oder ein Vorkommnis aus dem reichen Arbeitsgebiet in das warme Licht des Humors gestellt. Es sei hier nur der aus Versehen volle sechs Stunden im Separatstübchen für persönliche Aussprache wartende Schuster angedeutet, oder der Besuch beim Bischof in Münster, wo Bodelschwingh in der Zerstreutheit beim Fortgehen nach dem breitkrempigen Trobbelhut des Domkapitulars gegriffen hatte

und es erst merkte, als ihn auf der Straße die Leute verwundert ansahen und er den Gruß eines ihm Unbekannten erwiderte.

Was die Betrachtung dieses unermüdlich auf das Wohl der Kranken und Obdachlosen, Verlassenen und Ausgestoßenen gerichteten Schaffens so besonders anziehend macht, ist, daß Bodelschwingh nie vom grünen Tisch aus, sondern immer im engsten Anschluß an die unmittelbaren Forderungen und Bedürfnisse des wirklichen Lebens gearbeitet hat. Alles, das Nahe und das Ferne, ob es sich um die großzügigen heimatlichen Gründungen der verschiedenen Krankenanstalten und Arbeiterkolonien oder um die Missionsaufgaben in dem ihm so sehr am Herzen liegenden Afrika handelte, ward immer aus dem frischen Quell täglicher praktischer Erfahrung heraus gestaltet und gestützt und deshalb von gesundem Wachstum begleitet.

Aber das Unvergleichliche, Bezwingende — trotz aller Großartigkeit des Geschaffenen und Erreichten — war auch in diesem Leben der ihm selber unbewußte Zauber der Persönlichkeit, dem sich Hoch und Niedrig unwillkürlich beugte; ein Zauber, der auf seiner Kindlichkeit, seiner in unbeirrbarer Gottesliebe gegründeten und durch alle Lasten und Mühen unverbittert hindurchgegangenen, helfenden Menschenliebe beruhte und der am schönsten und überzeugendsten in dem Vergleich zwischen Stöcker und Bodelschwingh beleuchtet wird, in dem einfachen Wort von einem, der beiden nahe gestanden: „Stöcker, der Mann Gottes, der mehr gearbeitet hat als sie alle und über solcher Arbeit fast müde geworden ist; Bodelschwingh, das Kind Gottes, dem Barmherzigkeit widerfahren ist und das darum nicht müde werden kann."

Und über dieses segensvolle Einzelwirken hinaus fällt durch dieses prächtige Bodelschwinghsche Erinnerungsbuch ein helles Licht auf die Kraft, die im Protestantismus schlummert — schlummern kann, wenn solche herzensgeniale Persönlichkeiten sie zum Leben wecken.

Berta Schleicher

Nietzsche als Sozialpolitiker

In einer Zeit der Demokratie und des Sozialismus mit ihrer gleichmacherisch abflachenden Richtung allem Großen gegenüber tut nichts mehr not als Werbung zu Umkehr. Der zu solcher Umkehr feuerzüngiger als jeder vor und nach ihm aufrief, war Friedrich Nietzsche.

Die Demokratie ist nach Nietzsche eine Verfallsform des Staates, eine Vermittelmäßigung und Werteerniedrigung des Menschen. Kein Volk mit liberalen Institutionen, so behauptet er, hat jemals eine epochemachende Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Der Staat, der lange leben will, muß s. E. antiliberal sein und von festem Willen geleitet werden. Die Demokratie, die nach Nietzsche alles bekämpft, was herrscht und herrschen will, ist die Staatskunst der Schwachen, die sich gegenseitig schützen wollen. Der demokratische Staat macht nach seiner Ansicht die Menschen weder frei noch gleich, wird er doch nur von schlauen, verschmitzten, in der Wahl ihrer Mittel durchaus nicht von der Stimme des Gewissens beeinflußten Demagogen geleitet; diese zwingen der denkfaulen Masse ihren Willen auf und führen sie am Gängelbande, daß sie glaubt, sie schiebe, wo sie doch geschoben wird.

Gleichheit ist eine Verneinung des Lebens; sie ist eine Tyrannei, die nicht ohne drückende Gesetze aufrechterhalten werden kann.

Alle Entwicklung geht von Einzelnen aus, deren Ideen eine Gemeinde bilden, allmählich in weitere Kreise dringen und die große Masse triebhaft mit sich fortreißen. Um jeglichen Fortschrittes willen muß der geistigen Auslese einer Nation Macht gegeben werden, statt ihre Kraft und Wirksamkeit durch Gleichberechtigung der Masse, durch staatliche Gewaltmaßregeln zu unterbinden. Eine höhere Kultur kann nach Nietzsche allein dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft gibt: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit.

In der Kastenordnung des von ihm hoch gepriesenen indischen Manu-Gesetzbuches erblickte er einen Vollzug der Naturgesetzlichkeit: denn die Natur, aber kein Gesetzbuch schafft den Unterschied zwischen Geistes- und Muskelstärke.

Die Masse wird nur vom Muß regiert, von dem blinden Erhaltungstriebe. In wenigen nur lebt Charakter und Wille, ein selbständiges Erfassen ethischer Aufgaben, die klare Erkenntnis des persönlichen Berufes. Und diese Wenigen haben ein angeborenes Recht zu regieren, ein besseres als Priester und Könige, weil sie der geistige Adel der Menschheit sind, weil sie nur vor der Wahl stehen, Amboß oder Hammer zu sein, sich selbst zu behaupten oder in der Herrschaft der Masse ihren Untergang zu finden.

Die Ungleichheit der Rechte zeigt, daß es überhaupt Rechte gibt; ein Recht aber ist ein Vorrecht, und das Unrecht liegt mithin nicht in ungleichen Rechten, sondern im Anspruch auf gleiche Rechte. Je mehr der zum Regieren bestimmte Mensch sich seiner Vorrechte entäußert, desto schneller gerät er unter die Herrschaft des Durchschnittsmenschen.

Wo bisher auf allen Gassen das Evangelium der Gleichheit gepredigt wurde, da sollte eine neue Gemeinschaft der Herrschenden und Beherrschten erstehn. Um den Menschen die Freude am Dasein wiederzugeben, müßte das Dasein selbst ein anderes werden. Alles Kleinliche und Niedrige, alles, was das Hochgefühl des Menschen herabmindert, sollte erstickt werden. Das anbetende Gefühl für Größe, Macht und Schönheit sollte aufs neue im Menschen erweckt werden. Nietzsche glaubte an eine bessere Menschheitszukunft. Neue Sterne werden, wie er meinte, über unserm Dasein strahlen und als schönster unter ihnen der Wille zur Macht. Leben ist ihm: Wille zur Macht.

„Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? — Alles, was aus Schwäche stammt.

Was ist Glück? — Das Gefühl davon, daß die Macht wächst, — daß ein Widerstand überwunden wurde."

Und an anderer Stelle sagt Nietzsche:

„Aus sich eine ganze Person machen und in allem, was man tut, deren Wohl ins Auge fassen — das bringt weiter als jene mitleidigen Regungen und Handlungen zugunsten anderer. — Auch jetzt wollen wir unsern eigenen Vorteil in dieser Arbeit finden. Es kommt nur darauf an, was man als seinen Vorteil versteht; gerade das unreife, unentwickelte, rohe Individuum wird ihn auch am rohesten verstehen."

Nietzsche sang das Hohelied vom vornehmen, vom „höheren Menschen".

Zuerst begriff er unter dem vornehmen Menschen einen treuen, ehrbaren und tapferen Mann von innerem Adel; er hob also mehr die intellektuelle und moralische Seite seines Charakters hervor. Später aber änderte er sein Ideal und sah in seinem Aristokraten einen wertbestimmenden Menschen, der Macht über sich selbst besitzt, der zu reden und zu schweigen versteht, der von Jugend auf mit einem stolzen Herzen bedacht ist und nur deshalb gelegentlich die schenkende Tugend übt, um sich dadurch von seinem Überfluß zu befreien. Aus diesem Herrenmenschen entwickelte er dann allmählich den eigentlichen autokratischen Übermenschen, der als sein eigener Gesetzgeber die Verantwortlichkeit für seine Taten selbst übernimmt und die Ausführung seiner Vorrechte als seine heiligsten Pflichten betrachtet.

„Zeichen der Vornehmheit: nicht daran denken, unsere Pflichten zu Pflichten gegen jedermann herabzusetzen; die ‚eigene' Verantwortlichkeit nicht abgeben wollen, nicht teilen wollen; seine Vorrechte und deren Ausübung unter seine Pflichten rechnen."

Nietzsches freier Mensch hat den Willen zur Selbstverantwortlichkeit; er ist gleichgültig gegen Mühsale, Härte und Entbehrung, selbst gegen das Leben. Er ist bereit, seiner Sache Menschen zu opfern und auch sich selbst. Er verabscheut „die verächtliche Art von Wohlbefinden, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demokraten träumen." Er ist Kämpfer

und verlangt, daß die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft über alle Regungen führen."

Unegoistische Handlungen gibt es, ihm zufolge, überhaupt nicht, denn alles, was der Mensch tut, entspringt einem persönlichen Bedürfnis. Er begrüßt es, „daß wir in das klassische Zeitalter der Kriege getreten sind" ... auf daß „alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrfurcht zurückblicken werden".

„Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit noch viel zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen."

„Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen ... Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege... Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe."

Wir haben Grund anzunehmen, daß Nietzsche seine Kriegsworte nach den Erfahrungen unserer letzten fünf Jahre eher verstärkt als abgeschwächt hätte.

Der Egoismus als alleinige Triebfeder unserer Handlungen hat sich nach Nietzsche mächtiger erwiesen als alle Lehren von Selbstlosigkeit, Feindes- und Nächstenliebe.

„Rate ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Nächstenflucht und zur Fernstenliebe!"

Das geruhige Leben verpönt Nietzsche und achtet es dem Müßiggang gleich. Der sozialistische Staat, der jedem ein frohes Dasein verspricht, untergräbt die Energie der Starken, wendet sich daher nur an ermattete Menschen. Der Sozialismus ist eine Erscheinung der Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Jede Bestimmung aber, die von der Masse ausgeht, neigt zur Gewalttat, während Geistigkeit nicht nur den Einzelnen befreit, sondern zugleich eine tiefe Abneigung gegen allen Zwang entwickelt und sich wesentlich auf Schutzmaßregeln beschränkt.

Die Masse hält Nietzsche nicht für fähig, eine neue Ordnung der Dinge zu gestalten. Denn sie selbst weiß gar nicht, was ihr frommt. In einer von ihr geschaffenen Gesellschaft könnte der Einzelne nicht atmen:

„Der Sozialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast ausgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reaktionär. Denn er begehrt eine Fülle der Staatsgewalt, wie sie nur der Despotismus gehabt hat, ja er überbietet alles Vergangene dadurch, daß er die völlige Vernichtung des Individuums anstrebt, welches ihm ein unberechtigter Luxus der Natur vorkommt und durch ihn in ein zweckmäßiges Organ des Gemeinwesens umgebessert werden soll. — Wenn seine rauhe Stimme in das Feldgeschrei: so viel Staat als möglich! einfällt, so wird dieses zunächst dadurch lärmender denn je; aber bald dringt dann auch das entgegengesetzte mit um so größerer Kraft hervor: so wenig Staat als möglich."

Die Mehrheit der Sozialdemokraten sieht in dem Zarathustradichter den „Philosophen des Kapitalismus". Doch die Vertreter dieser Ansicht befinden sich auf dem Holzwege. Für die Anhäufung von Reichtümern hatte er blutwenig übrig. Die Reichen, so mahnte er, sollten, um kein öffentliches Ärgernis zu erregen, mäßig leben und jedes Gepränge der Üppigkeit vermeiden. Die Protzen, die ihren Reichtum beständig zur Schau tragen, sind erfolgreichere Verbreiter der sozialistischen Ideen als alle lärmenden Agitatoren. Nur wer Geist hat, sagt Nietzsche, soll Reichtum besitzen; bei allen anderen hält er ihn für gemeinschädlich.

Nietzsches Lehre ist gewiß nicht frei von Irrtümern und Voreiligkeiten, von Kraßheiten, Schroffheiten, Übertriebenheiten. Nicht nur der Sozialismus oder seine Konsequenz, der Kommunismus, sondern auch Nietzsches Lehre vom schrankenlosen Ichmenschentum würde die Verneinung der Gesellschaft bedeuten. Denn der Mensch ist, was nur ein Einsamer wie Nietzsche übersehen konnte, weder ein Einzelner noch ein „Herdenmensch". Er ist zugleich Einzelwesen

und Gesellschaftswesen. Als Einzelner hat er ein Recht auf persönliche Vollendung und Geltendmachung seiner Menschenwürde. Der „europäische Mensch“ Nietzsche übersah, daß das gesellschaftliche Leben, die Menschheitsgliederung in verschiedene und verschiedenartige Völker nicht etwas Zufälliges, etwas der menschlichen Natur äußerlich Aufgepfropftes, sondern eine durch die Natur selbst gewollte und vorgezeichnete Form ist, durch deren volle Entfaltung der Mensch erst sein geistiges Ziel erreichen kann.

Nietzsche wollte die Kluft zwischen Herren und Beherrschten durch Verschärfung der beide Klassen charakterisierenden Eigenschaften beständig erweitert wissen. Wir aber wissen, daß die Überbrückung dieser Kluft ein Ziel ist, aufs innigste zu wünschen. Was die zivilisierte Menschheit seit 2000 Jahren als ungeheuren Fortschritt über das Heidentum hinaus empfunden und gewertet hat, das biblische Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, jenes Gebot, woran zu rütteln selbst der materialistischen Sittenlehre nicht in den Sinn gekommen ist, diese großartige sittliche Errungenschaft wird von Nietzsche als Dekadenzsymptom, Hauptursache der Niedergangserscheinungen der heutigen Kulturwelt gebrandmarkt. Optimismus und Pessimismus, Individualismus und Kommunismus, diese Gegensätze finden in keinem philosophischen System ihre wahre Versöhnung, sondern nur in der Lehre des Übermenschen, den die edelsten und genialsten Geister als den Welterlöser wohl noch weitere Jahrtausende anbeten werden.

Doch eine Verwirklichung mancher der genannten Forderungen Nietzsches wäre doch für die deutsche Volksgemeinschaft heilsam und erstrebenswert. In einer Zeit wie der unseren, der es im ganzen genommen leider so vollkommen an sittlicher wie körperlicher Kraft gebricht, vermöchte Nietzsches Mahnung zur Verehrung wahrer Menschengröße und zur Kräftesammlung, mit Bedachtsamkeit zur Richtschnur für die deutschen Volksgenossen erkoren, einen wohltätig anregenden Einfluß auszuüben. Die Lebensweise, die er als Seelenarzt verordnet, wortgetreu zu befolgen, hieße den Untergang unseres ohnehin in erschreckenden Egoismus verfallenen Volkes beschleunigen. Doch Nietzsche macht uns auch hart gegen das Leiden. Er war kein Freund der Arbeit, deren Zweck lediglich in der Erringung des täglichen Brotes bestand. Er selbst arbeitete aber unter den heftigsten Schmerzen mit vorbildlich rastlosem Fleiß. Die Qual seiner Leiden und Enttäuschungen verführte ihn nie dazu, dem Leben zu fluchen. Ständig von Krankheit und Tod bedroht, nahm er das Recht für sich in Anspruch, über Schmerz und menschliches Elend mitzureden. Und der Schwergeprüfte hat niemals aufgehört, sein leidenschaftliches Lied zum Lobe des Lebens zu singen.

Inbrünstiger denn je harren wir heute auf die Erfüllung der Verheißung Nietzsches: Der höhere Mensch der Zukunft, der uns vom bisherigen Leben befreien wird und von dem, was aus ihm wachsen mußte, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts — dieser Glockenschlag der großen Entscheidung, der uns Ziel und Hoffnung zurückgibt — er muß kommen!

Paul Wittko (Hamburg)

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Kirche und Religion

(Fortsetzung der Aussprache über Dr. Rothes Aufsatz im Aprilheft)

VI.

Ich glaube, daß wir den Mut haben müssen zu erkennen, daß die Krisis der protestantischen Kirche aus einer Kluft entstand, die ewig ist, und daß es gerade das Wesen der Kirche sein sollte, Erbauer, Hüter und Wärter der Brücke zu sein, die diese Kluft überspannt.

Wir treten damit von Fragen der Art: „Warum nehmen die Gebildeten nicht Anteil an der Kirche? Warum nimmt die Kirche nicht teil an den gefühlsmäßigen Zusammenhängen, welche die Kunst vermittelt?“ zurück, da sie nur auf den Teil gehen. Die Kernfrage lautet: Warum stehen religiöse Persönlichkeiten außerhalb der religiösen Gemeinschaft?

Religion ist das Band zwischen Gott und dem Menschen — die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen.

Die Religion ist das Wort, das Zeugnis, die Tat — die Kirche ist das Behältnis.

Wenn nun eine Kluft zwischen den Heiligen und der Gemeinschaft der Heiligen fühlbar wird, so ist das ein Widerspruch in sich, ein Zeichen, daß die Kirche das religiöse Erlebnis nicht mehr umspannt; die wirkliche Kirche und die offizielle Kirche sind nicht mehr Eines; die wirkliche Gemeinschaft steht namenlos jenseits der benannten, aber nicht mehr einfassenden Gemeinschaft.

Darum helfen keine äußeren Mittel, die Kirche zu einem Vortrags- und Disputationssaal für Gelehrte oder zu einer Zufluchtsstätte für mystisches Ästhetentum, das sich von der Welt abschließen will, zu machen. Nicht intellektueller Rationalismus oder Gefühlsschwärmerei kann umfas'end sein, und doch sind Verstand und Gefühl, Intellekt und Seele im Geist mit beschlossen.

Es gibt zwei Grenzzustände des Seins: das „Alleinsein“ und das „Außersichsein“. Der alleine ist, trägt das All in Einem in sich; der außer sich ist, trägt sich in das All.

Beide, der Erkennende und der Handelnde, sind notwendig. Der die Inbrunst der Dinge in sich empfängt — und der seine Inbrunst in die Dinge trägt. Wirklich religiöse Tat ist ein Schwimmen über ein Meer, ohne versiegelten Brief, am anderen Ufer anzukommen. Der religiöse Mensch vollzieht in sich durch die Tat die Überbrückung des Zwiespaltes, d. h. er handelt auf Gnade und Ungnade. Er tut nicht die guten Werke, um in den Himmel zu kommen, sondern Gnade und Ungnade fallen ihm zu.

Das gerade ist der Unterschied des Protestanten und des Katholiken; das ist der Grund, warum Luther vielleicht der einzig wirklich lutherische Mensch war. Er wußte, daß der Mensch handeln muß, ohne darum zu feilschen, ob seine Handlung auch belohnt werde.

Die protestantische Kirche kann nicht Ablaß erteilen, darum muß sie in einer ewigen Krise bleiben. Es ist verständlich, daß alle, deren Leben in eine Tiefe des Erlebens gezwungen wird, die ihre Kraft übersteigt, als dessen Folge sie nicht mehr ein noch aus wissen und die Verantwortung nicht mehr ertragen können, Halt suchen und in den Schoß der katholischen Kirche flüchten. Die Zeit nach dem Krieg und die Zeiten der Romantik tragen unzweideutig diesen Zug. Will die protestantische Kirche Verantwortung abnehmen, so wird sie sich selbst untreu, denn sie kann nicht Gnade und Ungnade vergeben. Das Leben selbst soll zur Vollendung geführt werden, damit die Schöpfung das Ebenbild Gottes werde.

In dem Verhältnis zwischen Religion und Kirche, zwischen religiöser Persönlichkeit und religiöser Gemeinschaft sehen wir überall jene Zweiheit des einen Erobernden, immer Neuland



Betretenden, das das religiöse Erlebnis wieder gestaltet, und des anderen Bewahrenden, Umschließenden, das das Land umfaßt und der Gemeinschaft offen hält. Jeder Erobernde ist Ketzer im Sinne der Kirche, sobald die Kirche dogmatisch wird, d. h. den Zutritt in Neuland verwehrt. Die protestantische Kirche muß in der Anschauung der katholischen Kirche eine Kirche von Ketzern sein, da es im Sinne des Protestanten liegt, daß er immer selbst es ist, der Gnade empfängt und nicht die Kirche für ihn als Gnadenträger eintreten kann. Da Kirche aber das Umfassende, Umschließende ist, trüge die protestantische Kirche in sich einen Widerspruch. Dieser Widerspruch ist tatsächlich vorhanden, wenn die Kirche nicht aus sich heraus das religiöse Erlebnis aller immer wieder zu umfassen suchte. Es muß ihr also darum zu tun sein, immer wieder den Blickpunkt zu erreichen, von welchem sie das religiöse Erlebnis, das in den verschiedenen Persönlichkeiten nach außen hin verschiedene Erscheinung trägt, tatsächlich in seiner wesenhaften Gleichheit sehen kann. Solange die Kirche jenen Blick behält, wird sie wie ein lebendiger Organismus alle Glieder umfassen. Es soll hier dargetan werden, wie das gemeint ist.

Ein Apfelbaum trägt Äpfel. Ein Birnbaum trägt Birnen. Würde der Apfelbaum dem Birnbaum Vorwürfe machen, daß er wertlos sei, weil er keine Äpfel trüge, so müßte der Gärtner dastehen und sagen: „Ihr tragt beide Früchte, und wer Früchte trägt, gehört in meinen Garten.“ Aber der Gärtner weiß auch, daß er die Früchte nicht hervorbringt, sondern daß er nur Hüter des Obstgartens ist. Was aber ist nun wesentlich für das Tun des Gärtners in diesem Falle? Er sagt nicht: ein Apfel ist eine Birne; aber dadurch, daß er beide als „Früchte“ bezeichnet, sagt er doch, daß beide gleich, nämlich Früchte sind. Er gewinnt also einen neuen Begriff (Stand), durch den er Ungleiches wieder gleich macht, aber nicht so, daß das eine identisch mit dem anderen ist, sondern so, daß eines „wesensgleich“ mit dem anderen ist. Und das wäre der Sinn der Kirche, daß sie immer dem Erlebnis gegenüber eine Ebene fände, von der sie es anschauen und umfassen könnte. Die Kirche ist also nicht, sie wird, denn sie soll sich „kein Bildnis noch irgendein Gleichnis“ machen und keine toten Götzen anbeten.

Da die protestantische Kirche nicht Gnade und Ungnade vergeben kann, ist sie nicht Richter im weltlichen Sinne. Bürgerliches Gesetz, Moral, Ethik sind noch keine Religion, und doch ist das religiöse Erlebnis ethisch, nur trägt es seinen Wert nicht vor der Tat. Da es beides umschließt, die Inbrunst aus den Dingen (Umwelt) zu empfangen, und die Inbrunst in die Dinge (Umwelt) zu tragen, ist es Brücke zwischen den getrennten Welten Ich und Du. Jede Tat ist Opfer, in das Ich und Du eingehen, sich hingeben. Darum ist Christus der größte Offenbarer. Die Kirche kann in ihm immer die übergeordnete Ebene finden, von der sie das religiöse Erlebnis umschließt. Sie muß nur jene unausschöpfliche Tiefe seines Lebens, seines Gleichnisses fassen. Sie muß schauen, daß die gleichen Dinge der übergeordneten Ebene in der untergeordneten ungleich erscheinen und doch gleich sind (vor Gott sind alle Dinge gleich), daß Apfel und Birne verschieden und doch als Früchte gleich sind. Sie muß die Brücke bauen über die Kluft, in echtem Sinne transzendent sein: Hinüberschreiten.

Ein Mensch, der nicht Äpfel und Birnen unterscheiden kann, hat keine Augen. Ein Mensch, der nicht sehen kann, daß Äpfel und Birnen Früchte sind, hat keine Augen.

Das Erstaunen darüber, daß diese Welt so mannigfaltig ist, daß kein Ding dem anderen gleicht, und das Erstaunen darüber, daß diese Welt doch nur eines, des Schöpfers Leib und Kleid ist, gehören zusammen.

Der Intellektuelle, der nur noch die Teile sieht, die er mit seinem Seziermesser auseinandergeschnitten hat und die als Chaos nebeneinander liegen, und der Sentimentale, der nur ein großes Verschwommenes fühlt, das er nicht entwirren kann, sind nur Teile. Sie stehen einander ratlos gegenüber; zwischen ihnen die Kluft. Die Kirche kann für sie die Tat nicht tun, aber sie kann das Gleichnis bewahren, aus dem jene die inbrünstige Tat lernen.

Welche Anschauungen des Erlebenden und der Kirche sind es nun, aus denen jene Krise entstanden ist?



Der religiös Erlebende, welcher sich auf den Standpunkt stellt, daß zwischen seinem Gotteserleben und der Kirche kein Zusammenhang besteht, hat in etwas recht, in etwas unrecht.

Daß die Kirche ihn nicht selig machen kann, ihm, wie er sagt, „nichts geben kann“, ist recht, wenn er mit Kirche die offizielle Kirche im Zustand des nicht mehr Umfassenkönnens begreift, ist unrecht, da sich ja das religiöse Erlebnis typisch dadurch von den kleinen Erlebnissen unterscheidet, daß es, obwohl seiner Art nach an die Persönlichkeit gebunden, seinem Wesen nach überpersönliche Brücke zwischen Ich und Umwelt ist, inbrünstige Tat, die Ich und Nichtich verbindet, und damit die Grenzen des Ichs sprengt. Sein Erlebnis verbindet ihn also mit der Gemeinschaft, nur daß diese Gemeinschaft sich nicht mit der offiziellen Kirche deckt.

Anders der Intellektuelle. Sein Erlebnis ist nicht Durchbruch, sondern in seinem eigenen Intellekt begrenzt.

Hier aber sollte die Kirche ehrlich sein. Es kann nur im Sinn einer äußeren Politik liegen, diejenigen an die Kirche zu binden, denen die Welt eine Kommode mit Schubfächern ist. Würden die Dinge miteinander in Berührung kommen, so wären diese Menschen ratlos. Sie müssen also gerade jener grundwesentlichen Bedingung der Kirche fremd gegenüberstehen, die Dinge zu überbrücken.

Auch der ästhetisch Erlebende ist nicht Brücke, denn die Sinne des Menschen sind den Gesetzen des Geschmackes unterworfen; und Menschen gleichen Geschmackes müssen notwendigerweise auseinanderfallen, sobald die Entwicklung sie in verschiedene Richtung treibt. Es ist aber aus der Sinnenlehre automatisch zu zeigen, daß gerade ein ständiger Wechsel naturnotwendig gegeben ist. Das Kind, der Erwachsene, der Arbeiter, der Bauer, der Gelehrte müssen andere Dinge mit ihren Sinnen antasten und für schön halten. Eine Zeitepoche muß gegen die andere stehen, Ästhetik ist ein Teil, und nur wer hinter die wechselvolle Erscheinung dringt, kann zum Erlebnis des Ganzen gelangen. Es gibt nichts, das die Menschen mehr trennte als ein undurchschautes ästhetisches Erlebnis. Wenn hier nicht der Sinn begriffen wird, tauschen sich Liebe und Haß unvermutet gegeneinander aus.

Wer seinen Intellekt überschätzt, kann nicht in die Erlebnisform des einfachen Menschen eindringen; wer seine Sinne überschätzt, kann nicht in die Tiefe des noch Ungeborenen eindringen.

Es ist not, Ehrfurcht zu haben vor allen Dingen, und das ist not für die Kirche wie für den einzelnen.

Helmut Schenk

VII.

Kauck?

Ein Geh. Oberkirchenrat und D. theol. aus Norddeutschland schreibt uns:

...„Seit einiger Zeit bin ich ein dankbarer, aufmerksamer Leser des ‚Türmers‘ und weiß mich eins mit Ihren in begeisterter Liebe zu unserem herrlichen, nun so unglücklichen, erniedrigten deutschen Vaterland. So darf ich Sie wohl bitten, sich diese Zuschrift gefallen zu lassen, die ihre Veranlassung in dem Anstoß hat, den ich an den Aufsätzen der Dr. Dr. Ulmer über „Johannes Müllers Jesus“, Barthel „Die Jesusfrage im Licht des psycholog. Urteils“ und Rothe über „Kirche und Religion“ genommen habe (April-Nummer, Heft 7).

Johannes Müller ist der ausgesprochenste Individualist, den man sich denken kann. Er vertritt im Grunde die alte stoische Moral des selbstgenügsamen Individuums. Sein Menschenideal ist der stoische „Weise“. Er gefällt sich in Paradoxieen und ist eine völlig ungeschichtliche Natur. Das beweisen seine Bemerkungen auf S. 34 über den geschichtlichen Gang der christlichen Religion und sein unglaublicher Satz: „Jesus wirkte weiter aber nicht durch die christliche Religion, sondern trotz ihrer.“ Wenn doch Luther schon Elmau hätte besuchen und J. Müller hören können!

Mit Barthels guter Zurückweisung der törichten, unwissenschaftlichen Behauptung Drews', daß Jesus nicht gelebt habe, bin ich sehr einverstanden, bedauere aber seine Anschauung von der teilweisen „Mythologisierung“ des Jesusbildes in den Evangelien. Goethe urteilte anders und richtiger in seinen Gesprächen mit Eckermann.

Rothe wiederholt die genügend gehörten Vorwürfe gegen „die Kirche“, unter der er auch und vorzugsweise die evangelische Kirche versteht. Daß aber auch er von der schon von dem verstorbenen D. Kögel in einem seiner Zeit großes Aufsehen erregenden Vortrage geschilderten „Unwissenheit der Gebildeten in der Religion“ nicht frei ist, beweist sein von der Redaktion dankenswerterweise mit einem Fragezeichen versehener Satz: „Die Kirche vermag sich nicht frei zu machen von einer falschen Auffassung des Begriffs ‚Glaube‘. Sie versteht darunter das Fürwahrhalten eines Weltbildes“ (sic) !?! Jeder Katechismus kann ihn darüber belehren, daß die Kirche das nicht tut, sondern fortwährend diesen falschen Begriff vom Glauben als einen bloßen „Fürwahrhalten“ bekämpft. Und dann soll sogar das „Weltbild“ (nicht der lebendige Gott, nicht der Weltheiland Jesus Christus) Gegenstand des Glaubens sein, das alte, verflossene Weltbild, das durch das moderne abgelöst und als falsch erwiesen ist! Letzteres scheint er für absolut sicher und unwidersprechlich klar und wahr zu halten! Die moderne Physik ist am Werk, es nicht unwesentlich zu modifizieren, und die bedeutenden Naturforscher sind sich keineswegs so sicher wie Haeckel, alle „Welträtsel“ gelöst zu haben. Ich brauche nur an meinen, auch dem Türmer bekannten Freund und Schulkameraden, Geh. Hofrat Professor Dr. Reinke in Kiel, und sein neuestes Buch: „Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion“ zu erinnern. Und sollte der flämische Dichter Maeterlinck so ganz verirrt und gottverlassen sein, wenn er in seinem Büchlein „vom Tode“ sagt: „Was wir nicht wissen, würde hinreichen, um die Welt neu zu schaffen, und was wir wissen, kann das Leben einer Mücke nicht um einen Augenblick verlängern.“ „Die immer völligere Einsicht in den Umfang unseres Nichtwissens ist alles, was das menschliche Wissen erhoffen kann.“ — Wunder sind für Rothe unmöglich und von vorneherein ausgeschlossen, also auch das Wunder der Auferstehung des Erlösers. Und wie denkt er sich den „veredelten Gottesbegriff“, den die Kirche herstellen soll? Kann der Begriff: Gott ist die heilige Liebe, wie ihn die Kirche lehrt, überhaupt noch überboten und „veredelt“ werden?

Von Jesus als dem Versöhner und Erlöser und dem Mittler zwischen Gott und der sündigen Seele, diesem Zentrum und Herzpunkt der lutherischen Kirchenlehre, ist überhaupt nicht die Rede. „Vergebung der Sünden“ scheinen die modernen Gebildeten überhaupt nicht zu brauchen, obgleich Luther sagt: „Vergebung der Sünden sind nicht mehr denn zwei Wort', darinnen das ganze Reich Gottes stehet.“ Gott erleben ist gewiß das Höchste für einen Menschen, ist Seligkeit. Aber den ewig Heiligen erlebt man nicht ohne Sündenvergebung, ohne Sühne seiner Schuld, ohne den, der da sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Gott verkehrt nicht so gemütlich mit dem alten Menschen, den doch auch die „Gebildeten“ haben, sondern er richtet ihn zunächst. Er will in der Seele und im Leben der Menschen herrschen und nicht als angenehmer Gefährte weihevoller Stunden nur hin und wieder eingeladen werden. Was der alte Anselm von Canterbury sagt: „Nondum considerasti, quanti ponderis sit peccatum“ (du hast noch nicht erwogen das schwere Gewicht der Sünde) das gilt leider gerade von unseren Gebildeten und ist der Grundschade ihrer religiösen Einstellung. Sie wollen nichts von Sünde hören, sie schwärmen von Tugendstreben, von „neuem, hohem Menschentum“. Darum muß ihnen die Lehre der Kirche ein Ärgernis sein. Und sie, die Christum predigt, den großen Sünderheiland, hat ihnen „nichts mehr zu geben“. An Christum wollen sie nicht glauben, aber an Buddha, an die Geister des Spiritismus, an Steiner, an die Bahai-Lehre usw.! Ach, es ist ein Jammer um so manche edle, suchende Seele, daß sie so vergebens sucht, Trauben von den Dornen, Feigen von den Disteln holen will! „Sucht, was ihr sucht. Da ist es nicht, wo ihr es sucht“, sagt der große Augustin. Es ist ein Jammer um den Religionsunterricht gerade auf den höheren Schulen, wo ihn in der Regel oder doch vielfach Theologen geben, die innerlich mit der Kirchenlehre zerfallen sind und darum kein Pfarramt begehren. So werden leider oft die „Gebildeten“ nicht mit dem Kern und Stern des Evangeliums vertraut, sondern sind schon als unreife Jünglinge „mit ihm fertig“. „Ab igne ignem!“ Aber wo ist oft ignis, begeistertes Feuer bei den Religionslehrern?!

Doch wohin gerate ich? Verzeihen Sie einem Vierundsiebzigjährigen diese loquacitas senilis, mit der ich Sie behellige! Ich habe in meinem langen Leben schon „ein Ende mancher Dinge gesehen“, auch die Frage, um die sich der Rothesche Aufsatz dreht, bereits selber in einem Vortrag (er ist im Druck erschienen) behandelt. Das Thema war mir gestellt: „Warum hat die Kirche von dem Neuerwachen des religiösen Interesses bisher so wenig Gewinn gehabt?“ Ich würde heute natürlich manches anders sagen und manches hinzuzufügen haben; aber nichts von dem dort Gesagten zurückzunehmen in der Lage sein. [Den Vortrag haben wir dankend erhalten D. T.]

Mit von Herzen kommendem Dank für so vieles, was Sie unserem deutschen Volke und auch mir gegeben haben Ihr . . .

VIII.

Ein Pfarrer (A. L.) schreibt uns:

. . . „Dr. Rothe glaubt am ‚Wunderglauben‘ Anstoß nehmen zu müssen. Er beruft sich hiefür auf einen Ausspruch Jesu. „So ihr nicht Zeichen und Wunder sehet . . .“ Es ist nicht die einzige Äußerung des Meisters über die Taten seiner Macht und Liebe. Einen Johannes den Täufer und dessen Jünger verweist er ausdrücklich auf seine Machtäußerungen (Matth. 11). Freunde und Feinde erkannten seine „Taten“, wenn sie dieselben auch verschieden bewerteten (Luk 24, 19; Joh. 3, 2; Luk. 11, 15; Apg. 2, 22).

Die Wundertaten Jesu bestreiten wollen heißt in der Tat über die Evangelien und die Bibel zur Tagesordnung (des entschiedenen Unglaubens) übergehen. Freilich, je nachdem man die Erscheinung dieses Einzigartigen bewertet, wird man auch seine „Wunder und Zeichen“ hoch- oder ver-achten.

Nun ist eins zu beachten. Die Wundersucht (oder gar der Aberglaube) darf sich nicht auf den Stifter der christlichen Religion berufen. Wunder können Mittel zum Zweck sein, sie sind nicht Selbstzweck. Weiter, tiefer und höher leiten wollte der Wunderbare die Augen- und Ohrenzeugen seiner Taten und Worte. Man erinnere sich der Szene mit dem Thomas, einem Vertreter „exakter Wissenschaft“ (Joh. 20, V. 29!). Übrigens blieben einzelne Heilwunder ohne die bezweckte tiefergreifende Wirkung (neun undankbare geheilte Aussätzige, ein dankbarer Samariter!).

Aber nun wird die Forderung erhoben, sogar als eine grundsätzliche, jede Glaubenslehre mit den Mitteln „der Erfahrung und des Denkens zu beweisen“. Kann man jedoch Wunder oder allgemeiner ausgedrückt Wunderbares beweisen wie den pythagoreischen Lehrsatz?? Nein. Sonst würde das Wunderbare, das Geheimnisvolle in seiner Besonderheit aufhören.

Ferner nur annehmen wollen in Religionssachen, was sich denk- und vernunftmäßig erklären und beweisen läßt, hieße die Religion ihres feinsten Gehaltes entleeren. Die Spuren des Rationalismus sollten für immer abschrecken!

Es gibt in unsrer christlichen Religion viel Geheimnisvolles. Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern — ein Wort Goethes, des „Weltkindes“. Gottes Wesen und Walten, unser eigenstes, tiefstes, persönliches Innenleben, unsere Beobachtungen an Andern, unsere ganze christliche Zukunftserwartung, nicht zuletzt Er, das „Wunder der Zeiten“: Geheimnisse über Geheimnisse, teilweise etwas enthüllt und durch einzelne Lichtstrahlen erkenntlich, im Ganzen aber eben, wie der Name besagt, Geheimnis.

Der Wunderwelt gegenüber, die uns umgibt und überragt, geziemt sich für den Empfänglichen tiefe Ehrfurcht. Die steht auch dem Gebildeten ganz gut an. Nicht Kopfbildung entscheidet in großen Weltanschauungsfragen, sondern Herzensbildung. Nicht umsonst hat der Größte das schöne Wort von den fürs Himmelreich geschickten Kleinen und von den empfänglichen Kindern geprägt. Nicht umsonst hat er die „Klugen und Weisen“ in Gegensatz gestellt zu den „Unmündigen“. Der große Denker Blaise Paskal hat den treffenden Ausspruch getan: „Das Herz hat seine Gründe, die die Vernunft nicht kennt.“

Mangel an Herzensbildung — da steckt das Unglück unsrer Zeit.

Und der Kirche Aufgabe? Diese Aufgabe kann nicht dahin zielen, den Gebildeten (d. h. den von der Vernunft zu sehr Befangenen) die „Religion" abzusprechen. Vielleicht darf man sagen: würde die Kirche den Gebildeten mehr Verständnis entgegenbringen, so würden die Gebildeten der Kirche wieder näher kommen, wiewohl je und je tief Gebildete recht kirchlich waren. Aber auch auf der andern Seite wäre Verständnis zu wünschen. Die ernsten Worte, die Jesus für bzw. gegen die Reichen in dieser Welt gefunden hat, passen auch auf gewisse Wissensreiche oder Wissensstolze! Das Überwiegen des Intellektualismus — zweite Hauptgefahr der Gegenwart!

Die Kirche ist für alle da. In ihrer Predigt, die ich nicht „verringert" sehen möchte, muß sie alle Herzens- und Geistes-Bedürfnisse zu befriedigen suchen. Das sollten „Gebildete" und „Ungebildete" bedenken. Man soll erhoben, erbaut, gekräftigt nach Hause gehen. Im übrigen muß die Predigt „gemeinverständlich" sein. Andernfalls müßten die „Armen am Geist" beeinträchtigt werden.

Endlich laßt uns nicht vergessen: In und außer der Kirche werden Fehler begangen. Wir helfen einander zu wenig. Ein „Werdender" strebt der Vollkommenheit zu, ohne sie je ganz zu erreichen. Demut und Nachsicht, vor allem aber helfende Liebe ist auch eine christliche Tugend, am Ende die schönste."

IX.

Ist nicht auch die harmonische Familie eine Kirche?

Karfreitag! Schon früh hat's mich mit meiner Ältesten in den Wald getrieben. O Gottesnatur! Wie schön, wie rein, wie heilig bist du!

Die Sonne verdrängt mit ihrer Lichtfülle das Dunkel, die Vögel erquicken und erheben mit ihrem Gesang das Herz, doch die Seele ist erfaßt von Karfreitagsstimmung, ist festgehalten von dem Gedanken: Sind wir dem Heile heut näher als damals, wo Christus den Kreuzestod erlitt? Und trotz Sonnenhelle und Fröhlichkeit unter den gefiederten Waldbewohnern, die alle zum Lob und Preis ihres Schöpfers singen, es wäre Überhebung, wollte man bejahen.

Christus muß im Menschen immer neu geboren, unser ganzes Sinnen und Trachten immer wieder nach dem Reich Gottes hin eingestellt werden, wollen wir Christen sein. Hierbei haben wir gegen dieselben Hemmnisse anzuknüpfen, müssen dieselben Fährnisse vielleicht in anderer Form überwinden wie die Jünger Jesu. Das Streben nach diesem Ziel steckt in jedem Menschen. Den Weg recht weisen und hilfreich führen soll die Kirche.

Hier drängen sich nun die gleichen Gedanken vor, die im Aprilheft Dr. G. Rothe in seinen Ausführungen „Kirche und Religion" bewegen.

Luther fühlte wohl, daß ein Hauptbaustein in den vier Evangelien verkümmert auf uns überkommen ist und wies an Clemens von Alexandrien und Tertullian von Karthago anknüpfend sowohl mit der Tat durch sein vorbildliches Familienleben als auch durch Wort und Schrift der christlichen Familie einen Hauptplatz im Kirchenleben zu. Ist nach Clemens von Alexandrien die ehrliche Ehe die beste Schule zur Erlangung der christlichen Tugenden für den, der sie als Gottesordnung ansieht, denn, spricht der Herr, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, so preist Luther die Ehe mit den Worten: Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist ein fromm Gemahl haben, mit der du friedlich lebst, der darfst du all dein Gut und was du hast, ja deinen Leib und Leben anvertrauen.

Die ersten Christen als tatsächlich in der Nachfolge Christi stehend, sahen in dem Lebendigwerden Jesu im einzelnen Menschen das Wesen des Christentums. Sie wirkten durch die Kraft ihres Glaubens. Paulus erklärte es als einen Vorzug, daß er nach seiner wunderbaren



Berufung sich nicht beeilt, sondern drei Jahre vergehen läßt, ehe er die Bekanntschaft des Apostels Petrus sucht, Galater Kap. 1, Vers 17—19.

Sieht man in diesem Lichte das Christentum, dann lassen sich die Bedenken und Zweifel gegen Wunder, die Anfechtungen durch Widersprüche in den einzelnen Evangelien als im Wesen der Zeit liegend zerstreuen, und man kann auch ohne am Glauben Schaden zu nehmen den historischen Wert der Evangelien betrachten und frei darüber lehren, da sie ja nicht das tatsächlich Wesentliche beim rechten Christentum sind.

Uns Deutschen kommt die Kirche aber besonders nahe vor, wenn sie da, wo Clemens von Alexandrien und Tertullian von Karthago, dieser mit den Worten: „Wie soll ich der Aufgabe genügen, das Glück einer Ehe zu schildern, welche die Kirche zusammenfügt, das dargebrachte Opfer bestätigt und der Segen besiegelt, die die Engel verkünden und der Vater für gültig erklärt" ihr Rüstzeug ansetzt.

Denn immer in Zeiten größter Seelennot, ödester Materialisierung hat es Familien gegeben, von denen wie bei einem Diamanten ein warmer, auch die Umgebung veredelnder Schein ausging. Vergleichen wir nur die Zeit nach der französischen Revolution, die so oft heut herangezogen wird. Ein unverwerflicher Zeuge, der Akademiedirektor Schadow, der in seinen jungen Jahren das Lotterleben der damaligen Zeit mitangesehen, schreibt darüber: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Lüderlichkeit, alles betrank sich in Champagner, aß die größten Leckerbissen, frönte allen Lüsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendlich, der König an der Spitze. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie wohltätig auf jene Üppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit, Lieblichkeit und Bravheit der Königin Luise." Die Auswirkung jenes geläuterten Familienlebens, die nicht allein von den vorbildlichen Berliner Hof ausging — man lese nur die Jugenderinnerungen eines alten Mannes von Kügelgen wieder — war es, die damals nach der furchtbaren Katastrophe von 1806 den Wiederaufstieg des deutschen Volkes doch möglich machte, trotz schwerster Friedensbedingungen seitens Napoleons. Man muß wissen, wie die Franzosen auch zur Franzosenzeit in Deutschland gewirtschaftet und gewütet haben, man muß sich erinnern, daß das arme zertretene, ausgeplünderte, um die Hälfte seines Gebietes verringerte Preußen die geradezu ungeheuerliche Kriegskontribution von 1020299494 Fr. aufbringen mußte, daß die Ausrüstung der großen Armee nach Rußland im wesentlichen auf Kosten Preußens geschah. Und dabei die gleichen Erscheinungen wirtschaftlicher und politischer Korruption wie heute! In Berlin lehrte aber ein Friedrich Schleiermacher und gab der Kirche neues Leben, hielt seine Predigten über den christlichen Hausstand. Und durch die Reden Fichtes wurden im Anschluß an das Urchristentum und die Lehre Eckeharts alte und doch immer wieder neue christliche Wahrheiten verkündet. So ist die wahre Kirche, sofern sie durchgöttlichte Lebensgemeinschaft ist, nie zu überholen, auch nicht von „Gebildeten".

Schäfer

[Es haben sich so viele Leser an der Erörterung beteiligt, daß wir nicht alle Zuschriften abdrucken können. Wir werden im nächsten Hefte schließen. D. T.]

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Dilthey

Zur Gesamtausgabe seiner Werke

Das Erscheinen der „Gesammelten Schriften" Wilhelm Diltheys möge uns ein willkommener Anlaß sein, auf die Bedeutung dieses einzigartigen Denkers hinzuweisen.

Daß seine philosophische und historische Wirksamkeit erst heute den geisteswissenschaftlichen Boden in weitem Umfang zu befruchten vermag, nachdem sie schon vor Jahrzehnten lebensvolle Keime dahin und dorthin ausgestreut hat, daran sind wohl nicht so sehr innere Beweggründe schuld, als vielmehr die äußere Tatsache, daß die zum größten Teil vergriffenen oder in Akademieabhandlungen und Zeitschriften schwer zugänglichen Werke in der gegenwärtig (im Teubnerschen Verlag in Leipzig) erscheinenden Gesamtausgabe der Schriften Diltheys ihre Auferstehung feiern. Deshalb kommt diesem großangelegten Unternehmen, dem sich einige Schüler Diltheys in dankbarer Verehrung ihres Meisters unterzogen haben, mehr als nur historische Bedeutung zu; es ist vielmehr die Lebendigmachung des Werkes eines Mannes, der noch keineswegs der Geschichte angehört, sondern auch heute noch lebendig mitten in unserem Geistesleben steht und uns noch viel zu sagen hat.

Über die schön ausgestattete und in jeder Beziehung mustergültige Ausgabe sei hier nur das Nötigste gesagt, da es uns vor allem darauf ankommt, in einigen wenigen Strichen den philosophischen Gehalt des Diltheyschen Werkes zu zeichnen und zur eingehenderen Beschäftigung mit seinen Schriften anzuregen. Das umfangreiche Schaffen des Denkers soll in 8 Bänden niedergelegt werden. Hiervon liegen nunmehr 5 Bände vor. Der 1922 erschienene, von B. Groethuysen herausgegebene 1. Band enthält das berühmte, aber schon seit 20 Jahren vergriffene systematische Hauptwerk Diltheys, die „Einleitung in die Geisteswissenschaften", das wie so viele seiner Arbeiten Fragment geblieben ist. Im Untertitel nennt sich dieser gewaltige Torso einen „Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte". Der 2. Band, den Georg Misch schon 1913 herausgegeben hat und der 1923 zum drittenmal aufgelegt wurde, enthält die wichtigsten historischen Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie und Religion, jene großartige Überschau über die Entwicklung des modernen Geistes. Er betitelt sich „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation" und beschäftigt sich vorwiegend mit dem 15.—17. Jahrhundert der europäischen Geistesgeschichte. Der noch nicht erschienene 3. Band soll Diltheys Studien zur Geschichte des deutschen Geistes in sich vereinigen. Der 4. Band schließt sich hieran unmittelbar an. Er ist von Hermann Nohl besorgt und 1921 veröffentlicht worden; er enthält „Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen zur Geschichte des deutschen Idealismus". Besonders die an erster Stelle genannte Schrift ist neben der Schleiermacher-Biographie das historische Meisterwerk Diltheys, das der Hegelforschung seiner Zeit neue Bahnen gewiesen hat. Zwei weitere Bände, der 5. und 6., sind erst vor kurzem (1924) herausgekommen und wenden sich wieder systematischen Studien zu. Ihr Herausgeber, Georg Misch, hat ihnen im Einverständnis mit Dilthey den Obertitel „Die geistige Welt; Einleitung in die Philosophie des Lebens" gegeben und hat in einem ausführlichen und verständnisvollen Vorbericht so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte des Diltheyschen Denkens hinzugefügt. Der 5. Band schließt sich dem Gedankenkreis der „Einleitung" an und bringt „Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften", darunter

die beiden wichtigen „Beiträge über die Realität der Außenwelt“ und die „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“, sowie die bedeutsame Schrift über „Das Wesen der Philosophie“; der 6. Band endlich enthält „Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik“. Wenn wir hierzu die noch ausstehende Veröffentlichung der Schriften über „Den Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“, eine der reifsten und bedeutendsten Arbeiten Diltheys, und die „Abhandlungen zur Weltanschauungslehre“, die den 7. und 8. Band füllen sollen, hinzurechnen, ferner die in diese Ausgabe wohl nicht einzubeziehende große Biographie Schleiermachers sowie die schon früher in dem Band „Das Erlebnis und die Dichtung“ gesammelten literarischen Essays über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin, so können wir uns schon aus den Titeln einen ungefähren Begriff von der außerordentlich vielseitigen und umfassenden Lebensarbeit dieses Mannes machen. Bemerkt sei noch, daß die Ausgabe nicht nur die früher schon veröffentlichten Werke sammelt, sondern zahlreiche Zusätze und Ergänzungen aus dem Nachlaß, sowie einige bisher überhaupt noch nicht gedruckte Schriften und Aufsätze zum Abdruck bringt.

Die geschichtliche Stellung Diltheys (1833—1911) innerhalb der philosophischen Bewegung seiner Zeit läßt sich nicht so leicht bestimmen, da er keiner der Hauptrichtungen des philosophischen Denkens in der zweiten Hälfte des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ohne weiteres zuzurechnen ist. Sein universaler Geist war aller Einengung und Einschränkung auf eine bestimmte Philosophenschule durchaus abgeneigt. Obwohl er in Kant den großen Meister verehrte und seiner Philosophie als historischer Erscheinung in vollem Maße gerecht wurde, stand er doch den Gedanken der von ihm begründeten Transzendentalphilosophie infolge seiner ganz anders gerichteten philosophischen Grundeinstellung durchaus ablehnend gegenüber. Nicht die reine abstrakte Vernunft als der aus dem Leben verdünnte Saft der Denktätigkeit war ihm Gegenstand des philosophischen Nachdenkens, sondern das Leben in seiner Totalität, in allen seinen Bezügen, Leistungen und Verrichtungen, vor allem das Leben, wie es in den großen Persönlichkeiten und Zeitaltern der Geschichte seinen Ausdruck findet. Daher befaßte er sich schon frühe mit dem Gedanken, Kants Werk fortzusetzen und der Kritik der reinen Vernunft als der im wesentlichen auf den Naturwissenschaften begründeten Erkenntnistheorie die Kritik der historischen Vernunft als die Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften gegenüberzustellen. Daß er diese Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte, sondern statt dessen bei einer Einleitung in die Geisteswissenschaften stehen geblieben ist, darin liegt das Unvollendete seines Denkens, dessen systematische Kraft einem so hochgesteckten Ziel schließlich doch nicht gewachsen war. Seine tiefe Verbundenheit mit der deutschen idealistischen Bewegung der nachkantischen Epoche drückt sich in immer neuer Beschäftigung mit deren großen Gestalten Hegel und Schleiermacher aus, so wenig auch seine eigene Philosophie sich aus diesem Boden nährte. Eher noch als in den spekulativen Systemen der Fichte, Schelling und Hegel wurzelt sein Denken in der deutschen Romantik. Die ungeheuere Spannweite seines Blickes nahm den ganzen Reichtum des romantischen Lebensgefühls in sich auf und bewahrte sich den freien Ausblick über die bunte Mannigfaltigkeit der historischen Gestaltenfülle. Aber neben dem deutsch-idealistischen Erbgut, mit dem er sich von früher Jugend an durchdringen ließ, war es andererseits wieder der englisch-positivistische Geist, der ihn in seinen Bann zog: der Geist exakter und strenger Wissenschaftlichkeit; daher stammt seine rückhaltlose Bewunderung für die Fortschritte der empirischen Wissenschaften, deren philosophische Begründung er sich angelegen sein ließ. In Comte und Mill erkannte er neben Kant und den Deutschen die andere Linie seiner geistigen Abstammung.

So webt sich das Denken unseres Philosophen aus verschiedenen Fäden zusammen, ohne daß man sagen könnte, daß er irgend einen dieser Fäden in gerader Linie weitergesponnen hätte. Daher ist es nun von Wichtigkeit, das aufzuzeigen, was ihm ureigen ist und wodurch sich seine selbständige Stellung innerhalb der verschiedenen Strömungen kennzeichnet. Man vergißt

es heut allzuleicht, daß in dem zähgeführten Kampf um die selbständige philosophische Begründung der Geisteswissenschaften Dilthey einer der ersten Rufer im Streite gewesen ist. Der Gedanke, daß die Geistes- oder Kulturwissenschaften ein Gebiet eigener logischer Struktur sind, dem man mit naturwissenschaftlichen Methoden und Kategorien nicht beikommen kann, ist uns heute beinahe in Fleisch und Blut übergegangen. Aber noch vor wenigen Jahrzehnten hielt man an der Alleinherrschaft der naturwissenschaftlichen Universalmethode als der einzigen wissenschaftbegründenden Methode fest, und es mußte ein heftiger Kampf um die Loslösung der Geisteswissenschaften aus der naturgesetzlichen Zwangsherrschaft geführt werden. Es ist vor allem Diltheys Verdienst, daß er die beiden großen Wissensgebiete einander gegenübergestellt und sie damit reinlich voneinander geschieden hat, indem er den globus intellectualis unter sie aufteilte. Er bewahrte damit die Eigenart der Geisteswissenschaften, die er auch die Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte nannte, vor der Tyrannei des naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriffes. Damit machte er erst die Bahn frei für die so überaus fruchtbar gewordenen wissenschaftsmethodologischen Untersuchungen der südwestdeutschen Schule, die seinem Antrieb und seiner Vorarbeit viel zu verdanken hat. Wir können daher Dilthey den ersten Erkenntnistheoretiker der Geisteswissenschaften nennen, wobei wir uns wohl bewußt sind, daß die spätere Entwicklung in manchen wichtigen Punkten über ihn hinausgeschritten ist (hierüber vergl. meinen Aufsatz „Geschichte und Philosophie" im Maiheft 1924 dieser Zeitschrift).

Diltheys Denken ist durchaus an der Geschichte orientiert. Die Geschichte aber ist für ihn nichts anderes als das Bewußtsein des Lebens über sich selbst; sie spiegelt die Struktur des Lebens in seinen wesenhaften Zügen wieder. Das Leben aber, so können wir sagen, in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit, in seiner Individualität und Irrationalität steht im Mittelpunkt der Philosophie Diltheys; auf das Leben ist sein ganzes Denken gerichtet. Er hat es selbst ausgesprochen: „Der herrschende Impuls in meinem philosophischen Denken: das Leben aus ihm selber verstehen zu wollen." So bilden den immer wiederkehrenden Grundton seiner Arbeiten die mit Emphase niedergeschriebenen Worte: Leben, innere Lebendigkeit, lebendiger Zusammenhang, lebendige Wirklichkeit und Erfahrung, Lebensbezüge, volle Lebendigkeit usw. Auch das Denken ist ihm eine Funktion des Lebens. Nicht das abstrakte Denksubjekt der Kantianer, sondern die lebendige Totalität der Menschennatur ist der Gegenstand seines Forschens. Mit dieser Glorifizierung des Lebens und des Lebendigen, mit dieser Verabsolutierung des Lebens als Grundlage aller Philosophie reiht sich Dilthey jener modernen philosophischen Strömung ein, die man Lebensphilosophie nennt; er ist neben Nietzsche einer ihrer ersten und zugleich markantesten und sinnvollsten Vertreter, als solcher noch frei von allen jenen Auswüchsen und Entgleisungen, in welche die heutigen Verkünder dieser Lehre geraten sind.

Als Lebensphilosoph hat Dilthey wiederum als einer der ersten vor der Mechanisierung und Rationalisierung alles Seelenlebens gewarnt und auch dieser Gedanke ist heute allgemeines Denkgut geworden. An Stelle der mechanischen Zergliederung der psychischen Vorgänge, wie sie die naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie betreibt, setzt er die verstehende Einfühlung in den Gesamtzusammenhang des Seelenlebens. Überall stellt er dem Mechanischen, Abstrakten, Rationalen, dem abgeleiteten begrifflichen Wissen das Lebendige, die Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit und die anschauliche Irrationalität des Lebens selbst entgegen. Gegenüber dem begrifflichen Wissen und dem diskursiven Denken als den Kategorien der naturwissenschaftlichen Erkenntnis schuf er sich eine Erkenntnisform, die der Lebensfülle, wie sie ihm in den historischen Geisteswissenschaften entgegentrat, besser gerecht zu werden vermochte. Diese eigentümliche Form der historischen Erkenntnis nannte er das Verstehen, dessen Korrelatgebilde das Erleben ist. Erleben und Verstehen bedingen sich gegenseitig und erhellen sich durcheinander. Jenes ist das ganz unmittelbare Innewerden der eigenen Seelenzustände in der inneren Erfahrung, dieses geht über den reinen Erlebnisimpuls hinaus zu jenem objektiven

Anderen, als das sich die geschichtlichen Erscheinungen erweisen. Nur das Verstehen, nicht das Erkennen durchleuchtet den Gegenstand gleichsam von innen heraus, erfaßt das Leben in seiner vom Begriff noch unberührten Wirklichkeit, nähert sich mit keuscher Berührung der Erlebnisnacktheit. Hierbei wird nichts umgeformt, sondern das Leben selbst wird aufgenommen und erfaßt, wie es ist. Denn die Welt der Kultur und der Geschichte ist dem verstehenden Bewußtsein nicht fremd; sie ist die von uns selbst geschaffene objektive Wirklichkeit, Geist von unserem Geist, Leben von unserem Leben, während die Naturwirklichkeit nur als Erscheinungswelt in unsere Erkenntnisbegriffe eingeht. Daher sagt Dilthey: Die Natur erklären wir, aber die Geschichte verstehen wir.

Vom Lebensbegriff aus bestimmt sich dann auch Diltheys Stellung zum Wesen der Philosophie überhaupt. Die Weltanschauung ist Erleben der Welt, nicht Denken oder Konstruieren derselben aus Begriffen. Die Philosophie wird damit in den lebendigen Zusammenhang des Lebens selbst hineingestellt und als eines der Kultursysteme der menschlichen Gesellschaft gedeutet neben Religion, Dichtung und Kunst. Sie ist als Metaphysik eine Lebensverfassung und Geisteshaltung, kein Begriffsgebäude, das dem Leben fremd gegenübersteht. Das Leben erzeugt die mannigfachen metaphysischen Gebilde aus sich selbst heraus und stellt sie in die Objektivität der geschichtlichen Welt hinaus. Damit ist Philosophie keine bloße theoretische Angelegenheit mehr, sondern ein praktisch-pädagogischer Beruf.

Diltheys universales Einfühlungsvermögen wandte sich nun mit liebevoll verstehender Betrachtung der Vielheit der von der Geschichte hervorgebrachten metaphysischen Systembildungen zu und machte es sich zur Aufgabe, die Typen und die Struktur der Weltanschauungen zu erforschen. Darin erschöpft sich ihm dann die wesentliche Aufgabe der Philosophie. Sie sollte eine Typenlehre der metaphysischen Weltanschauungen sein. Mit feinstem Verständnis gliederte und charakterisierte er die einzelnen Systeme in ihren Wesenszügen und verglich sie miteinander. Hierbei vermochte er sich selbst aber für irgend einen Systemtypus nicht zu entscheiden; die Geschichte lehrte ihn vielmehr die Anarchie der Systeme, deren historische Gebundenheit mit ihrem Anspruch auf Alleinherrschaft und Allgemeingültigkeit nicht zu vereinigen ist. So entwickelte sich in ihm die Weltanschauung des Historismus, die in einem bewußten Verzicht auf eigene Systembildung zum Ausdruck kommt. Der neue Typus des Philosophen, den Dilthey begründete, mußte also das System als solches ablehnen; er konnte kein eigenes Gebäude mehr aufführen, sondern sich nur noch rückschauend aus einer gewissen resignierten Lebens- und Geistesverfassung heraus dem reichen Leben der geschichtlichen Gedankenbauten zuwenden. Er erkannte das Metaphysische als ein dem Leben innewohnendes, mehr gefühlsmäßiges als theoretisches Element an, verwarf aber die Metaphysik als konstruktiven Systembau. Damit vollzog er die Entthronung der Königin der Wissenschaften, und es ist wiederum ein positivistischer Zug seiner Lehre, daß er der Ansicht war, mit dem Aufblühen der empirischen Einzelwissenschaften habe die Metaphysik ihre Rolle in der Geschichte der Philosophie ausgespielt und an ihre Stelle seien die Spezialdisziplinen der Natur- und Geisteswissenschaften getreten. Die Entwicklungsgeschichte des modernen europäischen Geistes, dies war seine geschichtsphilosophische Grundüberzeugung, vollzieht sich in der Entstehung und Wiederauflösung der metaphysischen Weltanschauungen. Diesen Prozeß hat er besonders in der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" mit dramatischer Spannung und Bewegung an unserem Auge vorüberziehen lassen.

Wenn Dilthey die Weltanschauungen der großen Denker nicht als reine Begriffsarbeit ansah, sondern hinter jedem System den lebendigen Menschen erblickte und den Pulsschlag eines lebendigen Herzens klopfen hörte, so hat er damit die Lebensbezogenheit aller Philosophie und die Bedeutung der Persönlichkeit bei der philosophischen Gestaltung sinnig und fein zum Ausdruck gebracht. Zugleich aber hat er damit den philosophischen Gedanken in die Subjektivität und Relativität der psychologischen Verbundenheit und Erfahrung des Individuums herab-



gezogen und entwertet. Die Philosophie ist in ihren höchsten Aufgipfelungen nicht nur Ausfluß persönlicher Lebens- und Wirkungszusammenhänge, nicht nur Produkt sich kreuzender Lebensfunktionen, sondern sie ist ein Stück objektiver Weltwahrheit, deren Geltung auch unabhängig von aller Realisierung im Bewußtsein einer Persönlichkeit besteht; als solche ist ihre Einbettung in den historischen Lebenszusammenhang gleichsam nur zufällig und kann nicht durch völlige Psychologisierung erklärt und erfaßt werden. Die philosophische Wahrheit schreitet von System zu System und wählt sich die geschichtliche Persönlichkeit nur als Sprachrohr jenes ewigen Sinngehaltes, der zeitlos gilt, weil er jener unwirklichen Sphäre angehört, die von keiner historischen oder psychologischen Wirklichkeit berührt zu werden braucht. In Diltheys Verzicht auf eine eigene Weltanschauung kündigt sich daher jene geistige Müdigkeit an, die ein typisches Zeichen des Nachlassens und Mattwerdens nicht nur des philosophischen Systemtriebs, sondern auch des Kulturlebens überhaupt ist. Mit Nietzsche gehört er jener mit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammenfallenden Epoche an, die nach dem Höhenflug des philosophischen Denkens im deutschen Idealismus notwendigerweise in Erschöpfung und Ermattung zusammenbrechen mußte. Daher jene feine, weltmännische Skepsis, jene breite Aufgeschlossenheit gegenüber der reichen und bunten Fülle des zeitgenössischen und vergangenen Kulturlebens, jenes fast überscharfe und hellhörige Organ des Verstehens und Eindringens in die Gestalten und Bewegungen des geschichtlichen Lebens, damit verbunden jene Furcht vor dem abschließenden letzten Wort, jene Ehrfurcht vor dem Leben selbst, dessen Geheimnis in einer abstrakten Formel auszusprechen er sich ängstlich hütete, jener Kult des Erlebens und Verstehens und schließlich jener zarte und feine herbstliche Duft, der über dem Ganzen seines Werkes ausgebreitet liegt.

Es ist nach alledem nicht zu verwundern, wenn wir sagen, daß in dem Philosophen Dilthey nicht so sehr ein Systembildner als ein Künstler steckte. Und in der Tat zieht sich sein inniges Verhältnis zu den großen Dichtern durch sein ganzes Schaffen hindurch. Auch die Dichtung war für ihn Weltanschauung, nicht aus Begriffen wie die Philosophie, sondern aus Bildern und Gleichnissen. Aus den großen Meisterwerken der Dichtkunst hörte er noch deutlicher als aus den metaphysischen Gedankenbauten den Zug des Lebens heraus, und die Dichter waren ihm bessere Künder und Deuter dieses Lebens als die Philosophen. So hat er in reichem Maße die Literatur- und Kunstgeschichte angeregt und befruchtet und sie aus der Stagnation des Nur-Philologentums herausgeführt zur Betrachtung der lebensvollen Zusammenhänge, aus denen die großen Dichtwerke herauswachsen.

Der innige Zusammenhang von Leben, Denken und Dichten, wie ihn sich Dilthey dachte, kommt in einigen prachtvollen Sätzen zum Ausdruck, die wir zugleich als Beispiel seiner gepflegten Schreibart an das Ende unserer Ausführungen stellen wollen zusammen mit einer anderen Stelle des jungen Dilthey, in der sich seine philosophische Geisteshaltung ganz besonders schön ausdrückt: „Die Philosophie vermag die Welt nicht in ihrem Wesen durch ein metaphysisches System zu erfassen und allgemeingültig diese Erkenntnis zu erweisen; aber wie in jeder ernsten Dichtung ein Zug des Lebens, so wie er vorher nicht gesehen worden war, sich aufschließt, wie Dichtung so die verschiedenen Seiten des Lebens uns in immer neuen Werken offenbart, wie wir die Gesamtanschauung des Lebens in keinem Kunstwerk besitzen und doch vermittels ihrer aller uns dieser Gesamtauffassung annähern: so tritt uns in den typischen Weltanschauungen der Philosophie eine Welt entgegen, wie sie erscheint, wenn eine mächtige philosophische Persönlichkeit einer der Verhaltungsweisen zu ihr die anderen unterwirft und den in dieser enthaltenen Kategorien die anderen Kategorien unterordnet. So bleibt von der ungeheuren Arbeit des metaphysischen Geistes das geschichtliche Bewußtsein zurück, das sie in sich wiederholt und so die unergründliche Tiefe der Welt an ihr erfährt. Nicht die Relativität jeder Weltanschauung ist das letzte Wort des Geistes, der sie alle durchlaufen hat, sondern die Souveränität des Geistes gegenüber einer jeden einzelnen von ihnen und zugleich das positive Bewußtsein davon, wie in den verschiedenen Verhaltungsweisen des Geistes die eine Realität der Welt für uns da ist"

(Bd. V, S. 405f). Und die andre Stelle (Bd. V, S. XIV): „Wir verschmähen die Konstruktion, lieben die Untersuchung, verhalten uns skeptisch gegen die Maschinerie eines Systems. Wir sind zufrieden, am Ende eines langen Lebens vielfache Gänge wissenschaftlicher Untersuchung angebohrt zu haben, die in die Tiefe der Dinge führen; wir sind zufrieden, auf der Wanderschaft zu sterben.“

Dr. Rudolf Metz

Richard Wagners Briefe

Als Goethe 1805 im Verein mit Heinrich Meyer und Fr. August Wolf, den W. K. F. (Weimarer Kunstfreunden), die Briefe und Aufsätze „Winkelmann und sein Jahrhundert“ herausgab, schrieb er: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mitteilen, und so ist auch der Brief eine Art Selbstgespräch. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“

Gerade bei Wagner treffen nun alle diese Voraussetzungen Goethes zu, und so darf der Herausgeber der zwei vorliegenden Briefbände, Wilhelm Altmann, der bereits 1905 ein Verzeichnis von Wagners Brief-Regesten als schätzenswerte Vorarbeit einer künftigen kritischen Gesamtausgabe der Briefe aufgestellt hat, den Bayreuther Meister als einen jederzeit „ausgezeichneten Briefschreiber“ rühmen. Viele seiner Briefe böten dem Leser „einen großen ästhetischen Genuß. Sie zeigen auch, daß er durchaus ein Augenblicksmensch gewesen ist, dessen Stimmung jäh umschlagen konnte. Gelegentlich ließ er die Briefe zu ganzen Abhandlungen auswachsen, namentlich wenn er philosophisch-ästhetische oder literarische Fragen behandelte oder zur Erklärung seiner eigenen Werke sich veranlaßt fühlte“. Wie Wagners ganze schriftstellerische Tätigkeit nur die Pausen in seinem künstlerischen Schaffen ausfüllte, so suchte er selbst in seinen größeren Schriften wie „Oper und Drama“, „Eine Mitteilung an meine Freunde“ vor allem sich selber Klarheit in der Fülle der auf ihn eindrängenden Probleme zu verschaffen, und dasselbe gilt von den über seine künstlerischen Absichten Auskunft gebenden Briefen, vor allem von jenen an Liszt, Uhlig, Röckel. Seine Briefe ergänzen demnach einerseits die theoretischen Schriften, und wie von H. Gerhard Gräf bei seiner neunbändigen Zusammenstellung von Goethes „Äußerungen über seine Dichtungen“ ausgiebig des Dichters Briefwechsel herangezogen wurde, so ist auch bei den verschiedenen Sammlungen von Wagners Äußerungen über seine einzelnen Dramen geschehen. Andererseits ist aber gerade in den Briefen, und keineswegs bloß in den von der Gunst der Leser ganz unverhältnismäßig bevorzugten an Mathilde Wesendonk, die von 1904 bis 1918 68 Auflagen erlebten, während es die wichtigste seiner Briefsammlungen, der Wagner-Lisztsche Gedankenaustausch, von 1887 bis heute nur auf drei Auflagen brachte, das reichhaltigste Material für unsere Kenntnis des Menschen Wagner enthalten. Wohl ist Wagner bei seinem überschäumenden Temperamente geneigt, im Eifer seiner brieflichen Selbstgespräche, um hier Goethes Bezeichnung anzuwenden, die Dinge oft in rosigerem Lichte darzustellen, als sie in Wirklichkeit liegen. Allein abgesehen von den Briefen an Frau Minna, zu deren Beruhigung er wohl gelegentlich unrichtige Angaben einstreut, gibt er sich überall stets mit naiver Offenheit. Eine, man möchte sagen vor dem Spiegel einstudierte Pose, wie sie z. B. in Heines Briefen sich abstoßend verrät, kommt bei dem vielbedrängten Wagner in keiner Lebenslage vor. Und da er selber schon 1852 erklärte, nur der vermöge sein künstlerisches Wollen vollständig zu erfassen, der ihm auch menschlich näher trete, so wird für tieferes Verstehen der unvergleichlich groß-

artigen Gesamterscheinung des Ton- und Wortdichters die Einsicht in seinen Briefwechsel unentbehrlich.

Wenn einmal — so bald dürfte es freilich nicht der Fall sein — alle Wagnerschen Briefe vorliegen, so möchte deren Anzahl kaum gegen den Umfang von Goethes Briefwechsel zurückstehen. Der treu ergebene Emerich Kastner in Wien vermochte in seinen „Beiträgen zur Wagner-Bibliographie“ 1885 nur 413, aber 1897 bereits 1470 Briefe nachzuweisen. Altmann konnte 1905 in seinen „dem Biographen Wagners, Glasenapp, verehrungsvoll zugeeigneten“ Regesten, „R. Wagners Briefe nach Inhalt und Zeitfolge“ 3134 Briefe verzeichnen.

Die im Verlage von Greiner u. Pfeiffer erschienenen, längst vergriffenen „Bücher der Weisheit und Schönheit“, nach denen heute von so vielen Seiten sich neues Verlangen regt, haben 1908 in dem Bande „Richard Wagner in seinen Briefen“ in dreizehn Gruppen Aussprüche des Meisters über die verschiedensten Gegenstände von Kunst und Leben aneinandergereiht. Der erste, 1914 von Emerich Kastner (†) und Julius Kapp begonnene Versuch einer Gesamtausgabe der Briefe ist in zwei Bänden leider nur bis zum 2. Juli 1850 geführt worden. Dagegen leitet uns Altmann in den soeben im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig ausgegebenen beiden Bänden (457 und 429 S. 8°; Lwdbd. ℳ 12.—) vom 6. Oktober 1830 bis 2. Dezember 1882. Statt Kastner-Kapps 486 Nummern vereint Altmann 738 Stücke. Seine Auswahl, die ein Anhang knappster Erläuterungen und ein mit der beim Bibliographischen Institut herkömmlichen Sorgfalt ausgearbeitetes „Register“ vervollständigt, verfolgt den besonderen Zweck der im Vorjahr im gleichen Verlage von Altmann herausgegebenen großen Autobiographie Wagners (vgl. Aprilheft des „Türmers“ 1924) ergänzende Dokumente beizugesellen. Hatte Altmann doch schon seinen Regesten den Untertitel „Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters“ gegeben.

In Altmanns S. 441 aufgestellter Liste der bisher erschienenen Wagnerschen Briefsammlungen — wirkliche Briefwechsel sind nur der Wagner-Lisztsche und der mit seinen beiden Verlegern Schott und Breitkopf-Härtel — vermisse ich neben den übel berufenen Putzmacherin-Briefen die gleichfalls von Ludwig Karpath 1924 herausgegebenen (100) Briefe an Hans Richter. In den Erläuterungen ist S. 449 irrtümlich statt Josef Görres der doch erst 1805 geborene Guido Görres als Herausgeber des altdeutschen „Lohengrin“ von 1813 genannt. Das Buch ist von besonderer Wichtigkeit, denn aus seiner Vorrede lernte Wagner die Schreibung und Deutung „Parsifal“ für „Parzival“ kennen, ein Irrtum von Görres, der übrigens, was bisher in den Untersuchungen über Wagners Bühnenweihfestspiel übersehen worden ist, von keinem Geringeren als Jakob Grimm geteilt wurde (vgl. „Wagner und die Brüder Grimm“ in Karl Grunskys „Bayreuther Festspielführer für 1925“). Friedrich der Große hat nicht, wie Altmann II, 393 einen alten Irrtum wiederholend berichtet, über Myllers Ausgabe des Nibelungenliedes, sondern über die von Wolframs Parcival jene berüchtigte wegwerfende Äußerung getan. Prinzessin Marie Wittgenstein, das von Wagner wie vom ganzen Lisztschen Kreise gefeierte „Kind der Altenburg“ hat nicht, wie Altmann II, 393 annimmt, den späteren Reichskanzler Fürst Clodwig Hohenlohe geheiratet, sondern den k. k. Oberhofmeister Fürst Konstantin Hohenlohe. Der Irrtum gibt mir Anlaß auf Anton Bettelheims Ausgabe des Briefwechsels der Fürstin Marie mit Ferdinand von Saar hinzuweisen (Wien 1910). Mit Wagner und den ehemaligen Freunden der Weimarer Altenburg durfte die Fürstin Hohenlohe in Wien nicht mehr verkehren, und Wagner hoffte in seiner Wiener Notzeit vergeblich auf eine Fürsprache für die Aufführung seines „Tristan“ von seiten der Gattin des höchsten Hofbeamten, dessen guter Wille unschwer ihm die Erreichung des so heiß und unter Bitternissen angestrebten Zieles ermöglicht hätte.

Wenn wohl manche Leser die „Anmerkungen“ gerne etwas reichlicher bemessen sehen würden, so ist ihnen gewiß der Herausgeber selber mit solchem Wunsche vorausgegangen. Aber der Umfang der Ausgabe war von vornherein vom Verlage festgesetzt und damit der schwierige und undankbare Versuch, aus der Überfülle des Stoffes die Auswahl zu treffen. Daß dabei jeder

Kenner der einzelnen Briefwechsel ihm Wertes vermissen wird, war nicht zu vermeiden. Jedenfalls gebührt aber Altmann Dank für die Lösung der gestellten Aufgabe, und sind die beiden Bände vorzüglich geeignet, so manche Vorurteile, mit denen vor allem die menschliche Anerkennung des lebenslang schwerringenden Meisters noch immer zu kämpfen hat, zu überwinden. Auch der Sammlung Altmanns möchte ich als Geleitwort das Urteil des von ihm hochgeschätzten Ludwig Schemann, des verdienstvollen Biographen von Gobineau, Lagarde und Cherubini, aus dessen „Lebensfahrten eines Deutschen“ mit auf den Weg geben: daß „solche, die noch heutigentags in dem Meister von Bayreuth nicht einen der großen Offenbarer deutschen Geistes erkennen, nicht zu den im höheren Sinne Gebildeten zählen“. Die Vertrautheit mit Wagners Bekenntnissen, wie sie in seinen Schriften und Briefen, welch letztere hier in so anziehend gefälliger Ausstattung vorliegen, zu erwerben ist, gehört nicht minder als die Bekanntschaft mit seinen Dramen selbst zur Bildung eines jeden Deutschen im höheren Sinne Schemanns.

Prof. Dr. Max Koch

Die Sehnsucht nach dem Unendlichen

(Religiöse Bücher)

Wer zu lauschen weiß, der vernimmt in dem Branden und Stürmen unserer bewegten, unsicheren Tage eine inbrünstig werbende Stimme, die immer verpflichtender und drängender ruft, und der sich immer mehr bereitwillige Ohren entgegenneigen. Wer auf brandenden Wogen, unter verdecktem Himmel fährt, sehnt sich nach einem beständigen Lichte, nach einem festen Lande. Und ob man es auch zu leugnen versucht —: gerade heute wieder verlangt man nach Bestimmtheit, nach religiöser Gewißheit. Man beginnt einzusehen, daß wir hier nur Erscheinungen wahrnehmen, daß unser niederes Ich der hinfälligen irdischen Welt verhaftet ist daß wir aber auch Bürger einer anderen, höheren Welt sind, daß wir eine geistige Heimat haben, die über allem Trug und Wechsel beharrt und leuchtet. Und so kann man allerorten, in allen Konfessionen das Anwachsen einer religiösen Literatur bemerken, welche sich mit den mannigfachen und fordernden Fragen dieser Zeit auseinanderzusetzen bemüht ist. Aber man forscht auch wieder nach dem Vergangenen; denn man hat begriffen, daß Religion nicht etwas Zeitgebundenes bedeutet, sondern eben etwas überragend Altes und dennoch immer Neues ist; man weiß, daß es nur eine Religion, aber mancherlei Auswirkungen, Bekenntnisse, Sekten gibt. Und man erkennt, daß auch bei den außerchristlichen Konfessionen Werte zu finden sind, die es wohl verdienen, unserer armen Gegenwart neu geschenkt zu werden.

Es ist Pflicht, an erster Stelle die hier schon mehrfach genannte Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker“ (Eugen Diederichs, Jena) lobender Erwähnung zu würdigen. Dieses stattliche und ernsthafte Unternehmen ist inzwischen gewachsen und um verschiedene Bände bereichert worden. Verhältnismäßig fern liegen uns ja die „Urkunden zur Religion der Ägypter“; sie betreffen vor allem den Forscher. Aber die gründlichen Einführungen von Günther Roeder enthüllen ein reiches, überraschendes Bild einer versunkenen hohen Kultur, und so bleibt eine gute Erinnerung zurück, auch wenn man mitunter ein wenig ermüden mag. Reichhaltiger, uns verwandter sind die unter dem Titel „Von Mohammed bis Ghâzalî“ gesammelten islamischen Zeugnisse. Auch hier haben wir die guten Einführungen und Anmerkungen von Joseph Hell dankbar zu erwähnen. Hier leuchtet wirklich ein redliches Streben nach Innerlichkeit empor, wenn auch das Gesetz und die Form noch stark beherrschend auftritt. In der durch Hellmuth Ritter besorgten Ausgabe von Al Ghazâlîs „Elixier der Glückseligkeit“ ringt ein mystisches Schauen zum Lichte; Erfüllung der Seele, Eingehen in den göttlichen Willen ist seine Forderung, und wir lauschen erstaunt und freudig diesen Mahnungen und finden

eine schöne und wertvolle Ausbeute an wahren und leitenden Worten. Zu diesem Buche kehrt man gern und häufig zurück, weil es frei macht und zugleich Einblick gewährt in ein reines und ehrfürchtiges Gemüt. Besonders die indische Weisheit ist uns gemäß und nahe, und so wird sicherlich die von Carl Capeller übertragene Dichtung „Buddhas Wandel“ Anklang und Widerhall finden. Freilich — jener ekle „Salon-Buddhismus“, wie er jetzt geübt wird, soll uns verpönt und ferne bleiben; aber wo ernstes Wollen und Streben redet, da soll man sich aufschließen, soll lernen und vergleichen. Vielleicht aber werden die wundervollen „Dhamma-Worte“, die Otto Franke sehr geschickt übersetzt hat, noch herzlicheren Beifall ernten. Hier ist etwas Großes und Reifes, der letzte Ausdruck überwindender Erkenntnis. Wie stark und bittend klingt die Mahnung zur Einkehr, zur Abwendung von allem Äußeren und Hinbrechenden, von Zufall und Weltlichkeit! Wenn man auch die Tat nicht unterlassen und unterschätzen soll, so ist doch nichts so nötig nud wertvoll als Sammlung, als Rast in der Wüste, als Aufblick zum Unveränderlichen und Ewigen. Und aus dieser kostbaren Spruchsammlung läuten jene Glocken, die zur innerlichen Kirche rufen, die wir heute dringender als jemals brauchen und fordern müssen. Auch die „Hymnen des Manikka Vasaga“, übersetzt von H. W. Schomerus, können uns heute wieder zeigen, wie man in begeisterter Freude sich dem Unendlichen hingibt, unmittelbar und überzeugend. Hier betet in frommer Inbrunst ein Sänger, der bei aller andersgearteten Ausdrucksform immer ein starker und redlicher Gotteszeuge bleibt.

Über Jesus von Nazareth liegen zwei verschiedene Bücher vor. Der Roman „Jesus“ von Else Zuhellen-Pfleiderer (Eugen Salzer, Heilbronn) ist von einem guten Willen, aber von schwachem Können getrieben. Abgesehen von dichterischen Entgleisungen, die hier aber unerörtert bleiben müssen, ist doch das Bild des Heilandes so matt, lau und weich, daß man sich schließlich eines abweisenden Gefühles nicht erwehren kann. Dagegen hat Friedrich Schütz in seinem Buche „Jesus, der Meister des Lebens“ (Fr. Hirt, Breslau) eine sehr feine, warme Einführung in die Evangelien gegeben, die besonders den Religionslehrern wohl empfohlen werden kann.

Die mittelalterliche Theologie, der man wieder entschiedene Aufmerksamkeit zuwendet, ist vor allem durch die Mystik bestimmt, jene hohe und reine Gottesschau, geboren aus dem Geiste germanischer Gotik, die man endlich wieder zu würdigen und einzuordnen weiß. Hier verdient die gründliche, sachkundige und fleißige Arbeit von Joseph Bernhart, „Die philosophische Mystik des Mittelalters“ (Ernst Reinhardt, München) genannt zu werden. Ohne Zweifel findet man hier Erschöpfendes in einem verhältnismäßig knappen Bande. Man kann gewiß über manche Formulierungen anderer Ansicht sein, man mag namentlich einige Mystiker wie Tauler, den Frankfurter oder Ruysbroeck als ziemlich karg bedacht sehen — immer jedoch fühlt man sich sicher geleitet; und wenn man nur zwischen Scholastik und eigentlicher Mystik den geziemenden Unterschied zu wahren versteht, so wird man sich des Buches erfreuen und es gern empfehlen. — Unstreitig war Deutschlands größter religiöser Lehrer und Denker der Mystiker Eckehart. Daß man dies endlich begriffen, läßt darauf schließen, wie stark man wieder nach gotischem Aufblick begehrt, nach Einkehr ins Unendliche. Unter dem Titel „Ewige Geburt“ hat Wilhelm Willige einige Predigten und Fragmente übertragen (Dr. K. Moninger, Greifswald), sehr geschickt, ehrfürchtig und sprachkundig. Auch der schon erwähnte Joseph Bernhart gibt Eckeharts „Reden der Unterweisung“, wohl die für den Laien eingänglichste Schrift dieses erhabenen Predigers, in einer gewandten und brauchbaren Übersetzung (C. H. Beck, München). Auch der Niederdeutsche Jan van Ruysbroeck ist wieder erweckt worden; eines seiner Hauptwerke, die tiefe, wundersame „Zierde der geistlichen Hochzeit“ hat Willibrord Verkade aus dem Vlämischen nachgeschaffen, und es spricht eine rührende Liebe aus dieser schönen Arbeit (Matthias Grünewald-Verlag, Herm. Rauch, Wiesbaden). Immer und immer wieder müssen wir unser mißleitetes Volk zu den Quellen zurück- und hinanführen, aus denen das lautere und stillende Wasser quillt, das alle Sehnsucht sänftigen und richten kann.



Und Ruysbroeck gehört zu diesen wenigen, die immer wieder gelesen werden müssen, wenn man germanisches Denken und Suchen recht verstehen möchte. Derselbe Verlag hat noch eine sehr hübsche Sammlung „Die minnende Seele" veröffentlicht, welche mittelalterliche Dichtungen, besonders aus dem Kreise der deutschen Mystik, einschließt. Br. Brado hat die Verse geschickt erneuert, und man begegnet auch hier ungemein zwingenden und tiefen Liedern, die aus durstiger Seele und aus heimatlicher Einkehr geflossen sind. Auch ein trefflicher Band „Altchristliche Gebete" möge empfohlen werden, die nicht nur historisch wichtig sind, sondern unserer Gegenwart viel zu spenden haben an schwellender und herzlicher Gottinnigkeit. Derselbe Verlag hat außerdem einige Hefte unter dem Namen „Religiöse Geister" begonnen; es liegen drei vor und zwar „Aus heiligen Bergen" von Franz von Sales, „Über die Gottesliebe" des Bernhard von Clairvaux und drei Reden über „Dostojewski" von Wl. Solowjeff, alle bedeutsam und förderlich, wie denn dieser katholische Verlag hier eine lobende Erwähnung gewiß verdient hat. In diesen Kreis gehört noch die kleine, aber recht nützliche Studie von Grete Lüers über „Marienverehrung mittelalterlicher Nonnen" (Ernst Reinhardt, München), die mit weiblicher Scheu einem seligen Geheimnis nachspürt. Und bei dieser Gelegenheit muß auch die köstliche Sammlung „Der deutsche Psalter" gerühmt werden, die Will Vesper angeordnet hat. Sie ergibt Proben aus der deutschen geistlichen Dichtung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; soweit es möglich ist in dem abgesteckten Rahmen, hat der Herausgeber etwas Abschließendes und Zusammenfassendes geboten. Staunend wandert man durch diesen rauschenden Wald, durch den die Lüfte Gottes brausen, hinnehmend und wahrhaft erhaben. Welche Schätze harren des Volkes, das sich noch abseits hält und lieber den Staub der Straßen schluckt, als diese hohen Klänge in sich widertönen läßt! Das Buch (Verlag H. Haessel, Leipzig) gehört in jedes Haus, wo christliche Zucht und Liebe gepflegt wird. Unter dem Titel „Kosmische Harmonie" ist eine von W. Harburger besorgte, sehr lehrreiche und beachtenswerte Auswahl aus den Schriften Johannes Kepplers erschienen (Insel-Verlag, Leipzig); wirklich klingen hier Töne aus hohen Gefilden, reiche Ahnungen, göttliche Schauungen.

Ein besonders wertvolles und nicht hoch genug zu schätzendes Werk hat uns der ehemalige katholische Professor der Theologie, jetzt protestantischer Geistlicher, Leonhardt Fendt, geschenkt: „Der lutherische Gottesdienst des 16. Jahrhunderts" (Ernst Reinhardt, München). Eine Studie über die Entwickelung der Messe, welche der Arbeit vorangeschickt ist, gehört zum Besten, was wir über diesen Gegenstand haben; vor allem ist eine persönliche und überzeugende Meinung vertreten, die auch späterhin, bei Durchführung des eigentlichen Themas, immer warm und hinreißend berührt. Namentlich protestantische Geistliche sollten diese aufschlußreiche und fleißige Schrift lesen und beherzigen; sie würden dann erkennen, wie verarmt unser Gottesdienst ist und daß Luther keineswegs jener radikale Erneuerer und Revolutionär gewesen ist, als der er heute erscheinen kann, wenn man so manche Konsistorialräte vernimmt, die in ihrer Angst vor „katholizierendem Unwesen" sich nicht erschöpfen können, anstatt die innersten Bedürfnisse der Gemeinde zu berücksichtigen und allen gelehrten Rationalismus zu überwinden zugunsten des lebendigen und sammelnden Gottesdienstes, dessen wir heute so dringend bedürfen.

In die Neuzeit führt eine Sammlung, die der Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart, veranstaltet. Da finden wir Schleiermachers „Monologe", die immer neuen und bleibenden, vor allem aber einige der schönsten Schriften des Philosophen Fechner, dieses ehrfürchtigen und weisen Forschers: — „Über das höchste Gut" und „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode". Gute Einleitungen und Anmerkungen erhöhen den Wert der schmucken Bändchen. Endlich hat Heinrich Adolph eine zwar nicht erschöpfende, aber anerkennenswerte Einleitung in „Die Weltanschauung Fechners" gegeben. Daß Fechner heute wieder gehört wird, zeigt abermals, daß man alles öden, verarmenden Rationalismus müde geworden, daß man wieder Wunder und Seele haben möchte.

Sodann einige konfessionelle Schriften. „Jugendbewegung und Protestantismus"

heißt eine Rede, die Otto Pieper veröffentlicht hat (Greifenverlag, Rudolstadt), und die in treuem Ringen sich um wichtige Probleme bemüht, richtige Erkenntnisse vermittelt und überzeugungsfreudig klingt. Dagegen ist die Gegenschrift von Dr. Nikolaus Ehlen, „Vom Wesen der katholischen Kirche" (derselbe Verlag) ziemlich matt und beinahe auf der Stufe der beliebten werbenden Traktate. Behauptungen wie diejenige, daß der Protestantismus keine Kultur und keine Kunst habe schaffen können, sollten heute nicht mehr möglich sein. Bach, Rembrandt, Goethe, diese ragenden Gipfel, keine Kunst! Nein, so weit darf konfessioneller Eifer sich nicht verirren! So kehrt man gern und wiederholt zu Romano Guardini und seinen Vorträgen „Der Sinn der Kirche" zurück (Matthias Grünewald-Verlag, Herm. Rauch, Wiesbaden): da redet Begeisterung und eine tief menschliche Sehnsucht. Mag auch zuletzt dem andersgläubigen Leser die Nachfolge schwierig werden, so kann man doch vor allem auf protestantischem Gebiete dieses lernen: nicht immer über die Kirche zu mäkeln und zu spotten, sondern ihre überpersönliche Bedeutung zu fassen, an ihr zu bauen und zu helfen, durch innere Vollendung sie zu erhöhen und sichtbar werden zu lassen. Das treffliche Buch darf nicht ungehört verhallen; es wirbt zu emsig und dringend, als daß man diesen Ruf verlieren könnte. Auch eine lehrreiche Studie von Heinrich Hermelink, „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart" (Fr. A. Perthes, Gotha) wird aufklärend und günstig wirken, wo immer offene Herzen und Geister ihr entgegenkommen.

Ein anonymes Buch, „Die Eingebungen des Marianus" (Nicola-Verlag, Wien), ein Buch der Einkehr, ist sehr anspruchsvoll ausgestattet, bietet auch manches Tüchtige und Gute; wenn man aber auf einer Seite nur die Zeile liest: „Ehrliche Arbeit ist mir auch ein wohlgefälliges Gebet", so fragt man sich, ob es nötig war, diese gewiß nicht neue Weisheit bei der herrschenden Papiernot gar so aufdringlich darzubieten. Ein Buch von Karl Liebrich, „Lebensleid und Liebe", eine Philosophie des Herzens, sagt nicht eben Neues und Bestimmendes, aber es bietet, gewürzt mit einer Fülle von Zitaten, den Suchenden sicherlich manch nützlichen Hinweis und wird darum auch der Jugend willkommen sein, soweit sie sich um die Fragen des Sittlichen und Ewigen bemüht. (Fr. A. Perthes, Gotha.)

Schließlich noch zwei besonders würdige Sammlungen. Sie sind beide von Wilhelm Schwaner besorgt und im Volkserzieherverlag (Berlin-Schlachtensee) erschienen. „Vom Gottsuchen der Völker" birgt eine Auswahl aus den heiligen Schriften aller Zeiten. Asiaten, Griechen, Römer, Germanen künden von ihrem Gottsuchen, und man erkennt das einigende Band, das sie alle umschlingt: die Gemeinschaft im Unendlichen. Wichtiger noch ist die stattliche zweibändige „Germanenbibel". Es war ein überaus glücklicher Gedanke, aus den deutschen heiligen Schriften entscheidende Proben zu übermitteln, denn wir sollen niemals vergessen, daß Gott auch in unserem Volke lebendig war und ist, daß auch unter den Deutschen erhabene Gotteszeugen auferstanden sind, und daß man keineswegs nur bei den Juden oder Griechen borgen muß, wie es mitunter Mode gewesen; sondern daß in unserer Mitte noch immer Zeugen des Ewigen leben und wirken. Es sind zwei prächtige Bücher, die Schwaner dem Volke hier geschenkt hat; Dichter und Denker reden vom Letzten und Heiligen. Immerhin mögen ein paar Bemerkungen nicht unterdrückt werden. Man begreift nicht recht, was Stirner in einem Bibelbuche zu suchen hat, man würde einen Dichter wie Gilm gern vermissen; dagegen müßten Männer wie Suso, Tauler, der Frankfurter, Sebastian Franck, Weigel unbedingt vertreten sein; manches minder Belangreiche könnte dafür wegfallen. Künftige Auflagen, die wir dem ausgezeichneten und so verdienstreichen Werke dringend wünschen, können noch manche Änderungen und Verbesserungen bringen; vor allem sollte eben das Bibelhafte reiner betont werden. Jedenfalls möge das deutsche Volk aus diesen Bänden erkennen, welche Fülle an Edlem und Hohem seiner harrt, wenn es nur willig ist und geneigt, sich aus dem blinden Tageslärm zu lösen und dorthin zu pilgern, wo jenes Wahrzeichen leuchtet, das immer wieder, bis auf Lienhard hin, als Symbol deutschen Glaubens gefeiert wurde: der heilige Gral. Ernst Ludwig Schellenberg



Karl Albin Mülhardt

Zu den Bildern dieses Heftes

Das Verständnis für die Lehre Gobineaus ist mehr und mehr gewachsen; Günthers „Rassenkunde“ wurde zum deutschen Hausbuch. In dem Maße, wie die Erkenntnis des biologischen Wertes fortschreitet und der Blick sich schärft für die Beobachtung der Gestalt und des Antlitzes unserer Mitmenschen, wird auch die Bildniskunst wieder zu Ehren kommen. Mülhardts Wort, die Porträtmalerei sei angewandte Kunst, erhält in diesem Gedankengang einen besonderen Sinn. Von einem kubistischen Schmierer, der einen nordischen Langschädel in einen Negerkopf verwandelt, wollen wir unsere Eltern, mit deren Porträts wir in neuerwachter Ehrfurcht vor unseren Ahnen eine neue Geschlechtergalerie beginnen, nicht abbilden lassen. Jetzt kommen die deutschen Künstler zu Wort, die mit einer gewissen Halsstarrigkeit den Überlieferungen der großen Bildnismaler — ohne Aufgabe ihrer Eigenart — treu geblieben sind.

Zu diesen im besten Sinne konservativen Malern gehört der Düsseldorfer Karl Albin Mülhardt, auf den hier nachdrücklich hingewiesen sei. Mülhardt ist vor allem ein Meister des so ungemein schwierigen Kinderporträts. Selbst Vater von fünf prächtigen Kindern, versteht er es, die ungeduldigen Modelle blitzschnell, während sie sich unterhalten, spielen und lachen, in ihrer ganzen Eigenart zu erfassen und verblüffend ähnlich zu pastellieren. Der zarte, feine, pfirsichartige Pastellton gibt seinen Kinderbildnissen ihren Zauber. Mit erlesenem Geschmack wählt er seine Farben. In der Zeichnung ist er deutsch-herb, von Holbein beeinflußt oder ihm wesensverwandt. Gerade und aufrichtig ist seine Sinnesart, und jedes seiner zahlreichen Werke spiegelt diese Charakterzüge wieder. Dieser Künstler kann durch den Schein nicht getäuscht werden: seine Intuition setzt sich auf geheimnisvolle Art mit dem ureigensten Wesenskern seines Gegenübers in Verbindung. Seine Porträts zeigen die Menschen, wie sie in ihrem Wesen sind. Hermann Bahr hat etwas Ähnliches einmal von einem Wiener Maler gesagt: Bahr traf oft mit Frauen und Männern in der Gesellschaft zusammen und glaubte sie zu kennen; aber erst wenn er ihr Bildnis von jenem Künstler gesehen hatte, kannte er sie wirklich.

Mülhardt ist nicht nur Porträtmaler, er hat auch manch feines Stilleben geschaffen, manche Landschaft und manches Genrebild. Ein Meister ist er als Aktmaler. Hell und licht sind diese Frauenkörper, wie man sie selten gemalt sieht. Sein humorvolles Gemüt offenbart er — und damit wohl sein Bestes — in seinen Zeichnungen und Illustrationen.

Schimmert nicht auch etwas von dieser heiteren Freude durch die Kinderbildnisse? Vielleicht sind sie gerade deshalb so lebenswahr und lebensprühend. Mülhardt, der im besten Mannesalter steht, wohnt in seinem Eigenheim in Düsseldorf-Hilden. D.

Türmers Tagebuch

Wer andern eine Grube gräbt · China und Marokko · Englische Sorgen und französische Nöte · Die Hand Moskaus · Das Erwachen der Rassen · Rückwirkungen · Der Sicherheitspakt · Gottes Mühlen

Wer Wind säte, der hat noch immer Sturm geerntet. Schon im vorigen Tagebuch wurde auf China und Marokko hingewiesen. Was sich damals formte, hat sich während des Julimonats triebkräftig ausgewirkt, und die Tragweiten lassen sich jetzt halbwegs überschauen.

Während des Krieges holten unsere Feinde alle 32 Luftunholde der Windrose aus ihrem großen Äolusschlauch. Wie man sie wieder hineinzwänge, das blieb spätere Sorge, wenn nur erst Deutschland niedergefegt wäre. Drangzeit vergißt stets das respice finem, und weil ein Ende mit Nackenschlägen gefürchtet ist, tut man, was dann Nackenschläge ohne Ende trägt.

Die halbe Welt hat England gegen uns gehetzt. Auf Geld und Waffenhilfe kam es nicht an, wohl aber darauf, daß der deutsche Überseehändler verjagt und die deutsche Kauffahrtei enteignet wurde.

Was hatte China für Ursache, sich über unseren Einbruch in Belgien zu entrüsten? Man bewies ihm, daß es unter den deutschen Fremdenrechten leide, ihrer indes bequem ledig werden könne als Teilnehmer des allgemeinen Kesseltreibens. Man gab sich drein und ließ den Engländer walten. Dieser krempelte die Hemdsärmel auf und machte sich an das Hausknechtswerk des Hinauswurfs aller Deutschen. Binnen kurzem hatte er deren ärgerlichen Wettbewerb auf der ganzen Küstenbreite des himmlischen Reiches mit Stiel und Stumpf ausgerottet. Der Versailler Friede beraubte uns auch noch der konsularen Gerichtsbarkeit. Das war nicht nur ein fürchterlicher Schimpf, sondern auch stete Leib- und Lebensgefahr für den Deutschen, der zurückkehrte. Fortan unterstand er chinesischen Richtern mit krausen Rechtsbegriffen und barbarischen Strafvollzügen. Aber darauf lief alles hinaus: er *sollte* gerade der Verachtete der Verachteten, der Mißhandelte der Mißhandelten sein, der Paria der Parias.

Das Tsungliyamen mag darüber spitzzüngig getuschelt haben. Denn was jetzt das chinesische Selbstgefühl auf englische Mache uns abnahm, das hatten ihm einst die Engländer für sich selber als die ersten erpreßt. Nicht die Deutschen, wohl aber sie hatten den gelben Mann auf dessen Heimatboden zum Kuli herabgewürdigt. Nie in Tsingtau, wohl aber am Stadtpark von Schanghai klebte der verächtliche Anschlag: „Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten."

Wir waren hinausgedrängt. Auf dem freigewordenen Handelsgelände nisteten sich eilfertig die „Sieger" ein. Bull und Jap zumal errichteten Fabriken; in blinder Gewinngier drückten sie auch noch die ohnehin armseligen Kulilöhne. Das schuf neuen Haß zum unverjährten alten. Die ersten Streiks gingen daher gegen diese

gefühllose Ausbeuterwirtschaft. Sie forderten menschenwürdiges Auskommen, Verbot der Frauen- und Kinderarbeit, sowie Sonntagsruhe. Denn angelsächsisches Herrentum gönnt zwar sich selber ein mehr als ausgiebiges week-end, allein dem Fremdling in seinen Toren noch nicht einmal die karge Feierstunde des christlichen Sabbats.

Eins kam zum anderen. Man empörte sich über die Nabobgehälter, die den ausschließlich englischen Hafen- und Polizeibonzen aus den Stadtkassen zufließen. England verlangte, daß alle chinesischen Firmen, die in das weiße Viertel liefern, dafür Eingangszoll zahlen und sich in das englische Handelsregister einkaufen müßten. Auch sollten die einheimischen Zeitungen den englischen Preßgesetzen unterstehen.

Von diesen Forderungen gelangte kein Sterbenswörtchen ins Abendland. Reuter schwieg sie tot. Und doch waren gerade sie die Tropfen, wovon der Becher überquoll. Sollte man sich im eigenen Lande unter fremdes Recht und fremde Steuern beugen? Nun gesellten sich zu den ausständigen Kulis aus geschäftlichen Gründen die Kaufleute, aus vaterländischen die Studenten; ehe man sich dessen versah, war aus dem Lohnstreik ein großer politischer Aufstand geworden. Der Kao Ming Tang, die völkische Freiheitspartei, entrollte das Banner des verstorbenen Sun Yatsen. Er hat die Führer gestellt und wird immer mehr zum Werkzeug der Schicksalsstrafe. Denn er macht nun gegen den Briten dieselben Ansprüche, die er auf dessen Anstiften gegen uns erhob. Nach der teilweisen Abschaffung des Fremdenrechts verlangt er die völlige. Man hat ja damals nicht „China den Engländern", sondern „China den Chinesen" gerufen.

„Tod den englischen Räubern!" schrillt es durch die wimmelnden Straßen Kantons. Die Stadt hat von allen Fremden geräumt werden müssen; nur Deutsche läßt man unbehelligt. In Schanghai streiken hunderttausend Spinner; über dem Hafen von Hongkong liegt die Peinstille einer Toteninsel, da kein Schiff mehr gelöscht wird.

Sogar religiöse Motive mischen sich drein. Ein Aufruf des christlichen Generals Feng Yu Hsiang wendet sich an die Glaubensgenossen in aller Welt. Die Engländer hätten Ausständige und Studenten wie Hunde hingeschlachtet; ob das christlich sei? Niemand empöre sich darüber; ob denn das Christentum völlig abgewirtschaftet habe? Aber ihn beirre das nicht: „Gleichgültig, was die anderen wollen, ich will den Krieg, den Krieg gegen England."

So kehrt der Pfeil zum Schützen zurück und durchbohrt den Arm, der ihn schnellte.

Das stolze Albion aber? Jenes brutale England, das einst zu den Waffen griff, weil China die Einfuhr des volksverderblichen Opiums verbot? Das aus Gewinnsucht dem unglücklichen Lande sein Nervengift mit Schiffskanonen aufzwang? Der Fehdehandschuh klatschte ihm vor die Füße, aber es nimmt ihn nicht auf. Es druckst vielmehr und ist in die üblichen Erwägungen eingetreten, ob man wagen dürfe, den englischen Staatsbürger chinesischer Rechtspflege zu überlassen. Bei uns Deutschen hat es keinen Wimperschlag erwogen, sondern frischweg gefordert, und wir sind doch sozusagen auch Abendländer. In der englischen Presse reift die späte Erkenntnis, es sei damals eine Riesendummheit gemacht worden. Es war ja freilich die Maienblüte der Riesendummheiten.

Amerika fühlt sich seit Wilson als der Schiedsrichter der Welt. Auch hier schickt es sich an, den ehrlichen Makler zu spielen. Es hat freilich nur das Allheilmittel völkerbündlerischer Gesundbeterei zur Hand: eine Konferenz. Coolidge schlug sie vor; jedoch dürften die Hauptbeteiligten nicht mit konferenzeln.

Hierbei erwachte plötzlich wieder der Stolz Alt-Englands. Das sehe ja so aus, als ob es gerichtet werden solle. Aber ihr Männer, lieben Brüder, ist denn dies nicht in der Tat der Sinn des Völkerbundes, den ihr mitgründetet? Dem blendenden Worte nach erstrebt er das Recht des Rechtes, die Beseitigung des Rechtes der Faust, und zwar durch Schiedsspruch der Unbeteiligten.

Allein, so erhebt sich der Einwand, Amerika habe chinesische Interessen, sei also befangen. Wieder eine allzu späte Erkenntnis. Als es um uns ging, da war England, da waren alle befangen und haben dennoch tapfer abgeurteilt. So sind dessen Chinahändel, wie dessen Einspruch gegen die Art des vorgeschlagenen Ausgleichs nur Beweise, wie schnöde und dumm man damals uns behandelt hat.

Man hat uns zugefügt, was man jetzt ablehnt, sich selber antun zu lassen. Man ist in die Grube gefallen, die man dem anderen grub.

* * *

Englands Sorgen im erwachten Asien entspricht Frankreichs liebe Not im erwachten Afrika.

Die Spanier wissen ein Lied zu singen über die Schrecken eines Marokko-Krieges. Was hat dieser siedeheiße Boden nicht seit Menschenaltern schon für kastilisches und andalusisches Blut gesogen! Vier Jahre lang suchten sie ihr Schutzgebiet gegen den Ansturm der Bergstämme zu halten, doch jeder Niederlage folgte eine noch größere. Zum Schaden kam der Spott, denn Paris höhnte, daß die Nachfahren des unwiderstehlichen Cid Campeador auskniffen vor den Museumsvorderladern verlauster Rifleute.

Am Manzanares wußte man besser Bescheid. Man klagte dort, daß Sid Mohammed Ben Abd el Krim el Jattobi vom französischen Marokko her mit neuestem Schießzeug versehen werde. Das kluge Quai d'Orsay mochte denken, es sei gar nicht ohne, wenn er sich vorläufig einmal die spanischen Gebiete aneigne, denn dann könne man späterhin mit ihm gleich auch sie überschlucken.

Darauf spitzte sich natürlich alles zu. Seit Jahresanfang machte General Lyautey die üblichen Grenzzwischenfälle auf; die beliebten Vorwände eines längst geplanten Vormarsches. Allein er stieß auf wilden Widerstand. Auf ein Heer von 60000 Mann, an Waffen und Waffendrill dem französischen schier ebenbürtig; weit überlegen jedoch an Nerven, Kampflust, Ausdauer, Geländekenntnis und örtlicher Gefechtskunst. Die alten Vorstellungen eines Rifkrieges müssen umlernen. Abd el Krim ist in Spanien abendländisch erzogen und offenbar ein geborener Feldherr. Er versteht es, in seinem Bereiche europäische mit afrikanischer Taktik sinnvoll zu verschmelzen. So führt er die Seinen nicht mehr wie Abd el Kader mit flatterndem Burnus auf feurigem Berberhengst, sondern weit hinterm Schuß, wo die Telephondrähte der ganzen dreihundert Kilometer breiten Front zusammenschießen wie Lichtstrahlen in einem Brennpunkt.

Und so wenig wie zuvor die Spanier, widerstehen die Franzosen seiner Stoß-

kraft. Er dringt nach Süden, Stamm auf Stamm eilt ihm verstärkend zu. Die strategische Algierbahn ist überrannt und bereits liegt Taza unter dem Feuer seiner Schnellfeuergeschütze. Aufgescheucht floh der wohl oder übel französisch gesinnte Landessultan aus seinem stark gefährdeten Hoflager Fez nach Rabat zurück.

Nun spottet man nicht mehr in Paris. Vielmehr wurde Malvy nach Madrid geschickt als Vermittler eines gemeinsamen Vorgehens. Primo de Rivera hat zwar kein rundes Nein, aber nur ein dutzendfältig bedingtes Ja. Er möchte der Affe nicht sein, der für die klügere Katze die Maronen aus den glühenden Herdkohlen scharrt. Nicht den gemeinsamen Krieg möchte er, sondern den gemeinsamen Frieden. Frankreich hingegen will vorerst den Strauß immer noch ausfechten. Oder wie Painlevé sich so unverfälscht gallisch ausdrückte, „sein Zivilisationswerk zu Ende führen“.

Freilich würde man auch selbst in Paris dieses letzte Ziel gern noch für ein Weilchen zurückstellen, nachdem es auf solche Abwehr gestoßen. Zwar wiegen die Menschenverluste nicht schwer; sie treffen nur die schwarze Macht und die deutschen Landsknechte der Fremdenlegion. Aber das heidenmäßige Geld, das dieser Krieg kostet, wo das Land nur noch reich an Schulden ist! Man hat daher schon unter der Hand mehrfach mit lockenden Worten des Entgegenkommens angebohrt.

Leider zeigte der Sidi stocktaube Ohren. Er weiß, daß ein Austrag unausbleiblich ist. Daher erzwingt er ihn lieber jetzt, wo es ihm paßt, als daß er ihn aufschieben ließe auf eine Gelegenheit, die den Franzosen günstig wäre. Er hofft offenbar auf die werbende Kraft seiner bisher stetigen Erfolge. Wenn erst der Aufstand durch ganz Nordafrika züngelte, meinte selbst Painlevé, dann würden alle Franzosen Marokkos und Algiers an einem Tage niedergemetzelt. Das wäre freilich ein Ende des hundertjährigen „Zivilisationswerkes“, worauf man es nicht ankommen lassen darf.

So macht man denn die marokkanische Division aus dem Ruhrgebiet marschbereit und wirbt Tonkinesen wie Hindus zu kraftvoller Heeresverstärkung. Marschall Petain aber flog auf den Kriegsschauplatz als der Oberbefehlshaber des großen Gegenstoßes. Er wird auf jeden Fall alles einsetzen, damit diese neue Karte schlägt. Also man will jetzt eifrig, allein man will doch nur, weil man muß.

* * *

Schon früher, sobald den Franzosen etwas zustieß, mußte der „Boche“ daran schuld sein. Selbst an der Reblaus, wenn sie über seine Wingerte kam. Erst recht steckt er natürlich jetzt hinter den afrikanischen Peinlichkeiten. Deutsche Offiziere — wer sonst? — drillen die Rifleute, wir, die Entwaffneten, liefern Gewehre, und deutsches Verbandzeug ist festgestellt. Nach Pariser Blättern gibt es bei Abd el Krim sogar einen Chef der deutschen Spionage namens Langenheim.

Das ist der übliche helle Unsinn. Europäischer Rat und europäische Hilfe sind freilich unverkennbar; nur fließen sie aus anderen Quellen.

Der Franzose brauchte gar nicht weit zu suchen. Hat nicht in der Kammer der Kommunist Cachin gesagt, man werde die Räumung Marokkos durch Generalstreik erzwingen? In den Kasernen laufen Flugblätter um, der Soldat möge sich auf keinen Fall ins Rif schicken lassen. Hinter der Kampffront arbeitet ein geheimnisvoller Gegner. In den Fliegerlagern von Rabat und Casablanca brachen angelegte

Brände aus; als man Truppen in Kraftwagen verschieben wollte, waren diese unbrauchbar gemacht. Der Feind steht in den eigenen Reihen, und er befolgt Moskauer Befehle.

Auch sonst rollt der Räterubel, und russische Waffenzufuhr soll entdeckt sein. Wer ferner die Briefe und Fragegespräche liest, die Abd el Krim in englische Blätter zu schmuggeln weiß, der erkennt auch die geistigen Hilfsmittel des Bolschewismus. Scharf zugespitzt wird der Botschaft des Völkerbundes von der Gleichheit und dem Selbstbestimmungsrechte aller Menschen die rohe Gewaltpolitik ihrer heuchlerischen Verkünder gegenübergestellt.

Genau wie im fernen Asien. Das Denken des Berbers und des Mongolen sind durch Weltweiten getrennt. Dennoch dieselben Schlagworte? Hier „Afrika den Afrikanern", dort „China den Chinesen". Wer schuf den Luftfunk zwischen dem Rif und dem Gelben Meere? Nur der Kreml kann es sein.

In unserem Sinne ist der Bolschewismus bis auf die Knochen religionslos. Gleichwohl hat er einen Glauben, nämlich den an sich selbst und seine Sendung. So fanatisch macht ihn dieser, wie der Islam es war, als er die Mittelmeerländer unterwarf und ohne Karl Martell ganz Europa überflutet hätte. Sein Haß auf die heutigen Weltmächte ist so heiß und blutdürstig, wie der damalige des Moslem gegen die Giaurs nur je gewesen sein kann.

Zuerst wollte er den allgemeinen Umsturz über Deutschland hinweg vortragen. Das mißlang. Im Westen festgerannt, warf er sich umgehend nach Osten herum. Aber auch sonst setzt er an jedem schwachen Punkte des alten Staatenwesens sein Brecheisen an. In Moskau gibt es eine richtige Congregatio de propaganda fide; eine Pflanzschule, die Sendlinge aller Zungen bolschewistisch erzieht und dann ausschickt zu lehren alle Völker im allein seligmachenden Glauben Lenins. Insbesondere aber unversöhnlich zu hetzen gegen den Imperialismus des Westens, namentlich Englands und Frankreichs.

Den Erfolg dieses Wühlens merkt man in der ganzen Welt. Die Gelben, Braunen, Schwarzen allerorten tauen auf und werden selbstbewußt. Das verrät sich oft in kleinen Anzeichen; in merkwürdigen Formen von seelenkundlichem Reiz. In Niederländisch-Indien fährt ein Pflanzer mit seinem europäischen Besuch über Land. Liebenswürdig lächelnd grüßen die malayischen Feldarbeiter. „Freundliche Leute", meint der Gast. Aber der Pflanzer schaut finster. Vor kurzem noch hat keiner gewagt, den weißen Herrn auch nur anzuschauen. Die Zucht forderte, daß man sich umdrehte und am Wegrand niederkauerte. Der lächelnde Gruß frei ins Auge bedeutet, daß der Eingeborene jetzt den Europäer als seinesgleichen behandelt. Dem entspricht ein viel selbstbewußteres Auftreten des Arbeitnehmers gegen den Plantagenhalter. Der Strahlenkranz des weißen Mannes ist verblaßt. Ein Stein kam ins Rollen, der sich zum Bergrutsch auswächst und noch vieles zerstören wird. Der Bolschewismus ist es, der ihm den Stoß versetzte.

Weder Abd el Krim noch die Schüler Sun Yatsens sind auf Karl Marx geeicht. Sie denken sozial, aber das Hemd ist ihnen näher als der Rock; die Heimat mehr als die Welt. Ihr Gleichheitsdrang geht nicht über den zähen Willen hinaus, sich ebenbürtig neben die Weißen zu stellen. Sie fühlen erst als Rasse, noch nicht als

Klasse. Aber ein Befreiungskampf des Proletariats ist es nicht minder, den sie kämpfen, und das führt sie mit Moskau ins verstohlene Bündnis. Denn es bietet seine freigebige Hilfe, und wer würde sie ausschlagen?

Noch deutlicher als in Marokko zeigt sich die russische Hand im chinesischen Spiele. Der verschlagenste der Rätediplomaten ist nach Peking geschickt worden. Dieser Karachan soll anderthalb Millionen Pfund Wühlgelder bei sich haben. Ein dunkler „Agent Nr. 33", ein gewisser Dossi ist mit vollgültigen Beweisen russischer Mithilfe festgenommen worden.

England sieht sich an allen Ecken und Enden gefährdet. Es hat meisterhaft verstanden, uns einzukreisen, nun fühlt es sich selber eingekreist; die Völker Asiens entgleiten seiner Hand; ebenso wie in China hört es in Indien das nächtliche Nagen der bolschewistischen Ratten. „Jetzt kriegen wir sie!" rief neulich ein Hinduführer.

Es versuchte einen seiner beliebten Poker-Bluffs. Lord Birkenhead drohte dem Kreml mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Kalt und frech antwortete Tschitscherin: „Das heißt für uns den Krieg. Bitte, wollt Ihr ihn?"

Der Bluff war also durchschaut und gescheitert. Sofort lenkte England ein; Chamberlain tauschte mit dem Londoner Rätegesandten ausgleichende Worte; Agent Nr. 33 wurde nicht gehängt, nur ausgewiesen.

Zu verstehen ist's. Früher sagte man, Bär und Walfisch könnten sich nie zu fassen kriegen. Damit ist es längst vorbei. Englands asiatischer Besitz ist eine einzige große Achillesferse, und es bedarf noch gar keines Meisterschützen, um hinein zu treffen. Es erntet auch hier wieder die böse Ernte einer bösen Saat. Denn es hat den Weltkrieg angezettelt, und ohne Weltkrieg gäbe es kein Räterußland.

Wer kann es dem Deutschen verargen, wenn ihn Schadenfreude erfaßt? Aber er hüte sich vor Selbsttäuschung. Abd el Krim ist uns keine Entlastungsoffensive, vielleicht sogar das Gegenteil. Denn je mehr er den Franzosen die Hölle heiß macht, desto höher steigt deren Angst vor uns, und sie beugen dem gefürchteten Vergeltungskrieg vor durch noch härteren Druck.

Englands Sorge in Asien hingegen bedingt Ruhe in Europa. Da diese eher von Frankreich gestört wird als von unserer Waffenlosigkeit, wird man leichter ihm nachgeben als uns.

Wir bleiben ihm Handelsware, die man im Aufschnitt verkauft. Gelegentlich tut es etwas, was uns Vorteil bringt, allein dann ist dieser nur die beiläufige Nebenfolge englischen Vorteils. Wenn Frankreich jetzt endlich die Ruhr räumt, dann geschieht es unter britischem Druck. Briand aus sich hätte schon Vorwände gefunden, auch dem Dawesabkommen wieder ein Schnippchen zu schlagen; wie widerwillig er abzieht, erweist sich darin, daß er wegen der drei Sanktionsstädte Düsseldorf, Ruhrort und Duisburg die gewohnten Winkelzüge sich anfangs nicht verkneifen konnte und den Ruhrtruppen im überfüllten Rheinland eine neue Erdrosselungsstellung zuweist. England aber fürchtete den Stank eines neuen Vertragsbruches und erinnerte daran, daß es uns für die rechtzeitige Räumung bürge.

Dafür gab es Frankreich in anderer Weise nach. So beim Sicherheitspakt, womit es einem deutschen Vorschlag den Hals umdrehte, den es selber angeregt und anfangs eifrig gefördert hatte. Denn wer zweifelt noch? Es werden etliche Zwischen-

noten gewechselt werden und hierauf tritt eine Konferenz zusammen, der die Bestattung anvertraut wird. Dann bleibt nichts übrig als ein stattliches Grabmal aus bändedicken Protokollen.

Chamberlain ist ein Mann, dem die diplomatische Fühligkeit in erstaunlichem Maße abgeht. Das macht ihn in diesen bedenklichen Zeitläuften zu einer Weltverlegenheit. Selbst in seinem Vaterlande wird dies mehr und mehr erkannt. Nirgends sonstwo sind seine Zugeständnisse an Briand heftiger verworfen worden. Macdonald, Lloyd George, Ponsonby schlugen mit scharfem Rappier darein. Was als Friedensbringer gedacht war, das werde jetzt zur Kriegsgefahr. Der „Daily Expreß" rief alle Väter und Mütter auf gegen einen Pakt, der das Todesurteil fälle über die männliche Jugend des nächsten Geschlechtes. Chamberlain hat sich kläglich verteidigt. Sein Haupteinwand war, daß er ja noch gar nichts festgemacht habe. Worauf Lloyd George erwiderte, das sei der Kniff von Wucherern und Winkeladvokaten, die ihre Opfer zur Unterschrift verleiten mit dem Zuspruch, es sei alles nur Formsache.

Auch Italien will nichts davon wissen. An dem einseitigen Vorteil Frankreichs liege ihm nicht das mindeste. Der unwirsche Mussolini wiederholte in klangvollerem Toskanisch jenes urwüchsige Wort, womit der König von Sachsen seinen Thron räumte.

Für uns Deutsche ist die Lage klar. Wir erstrebten den Abbau des Versailler Vertrages, Briand antwortete mit Vorschlägen zu einem weiteren Ausbau. Schon jetzt an den Händen gefesselt, sollen wir durch vorbehaltlosen Eintritt in den Völkerbund auch die Füße der Fessel bieten und endlich durch den Pakt uns sogar noch den Strick um den Hals legen lassen.

Wir wären Ganznarren, wenn wir's täten. Unsere Staatsmänner mögen nach diplomatischem Brauche in schriftlichem wie mündlichem Meinungsaustausch viel reden, um zu versagen, die Welt wird und wir wollen nur das glatte Nein heraushören. Wir können warten, weit besser als unsere Gegner. Die Zeit, im Kriege unser Feind, hat sich gewandelt und arbeitet jetzt für uns. Gottes Mühlen mahlen. Bedächtig zwar und so leise, daß nur das geschärfte Ohr ihr Rauschen vernimmt in dem Gassenlärm des Weltgetriebes. Allein sie mahlen. F. H.

Auf der Warte

Kaiser Wilhelms I. Weimarer Briefe

Die beiden Briefbände Wilhelms I. an das weimarische Fürstenhaus (herausgegeben vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte; bearbeitet von Joh. Schultze, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) bilden die abschließende, gleichsam krönende Ergänzung der seinerzeit von Dr. P. Bailleu und Dr. G. Schuster herausgegebenen Mitteilungen aus dem literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta. Das sich aus diesem Gesamtmaterial ergebende Bild der verschiedenen fürstlichen Persönlichkeiten — hochstehend als Menschen wie als Träger der Geschichte —, ihrer Entwicklung und ihres Wirkens, darf wohl als eins der bedeutendsten, geistigen Denkmale jener Epoche des deutschen Aufstiegs bezeichnet werden.

Durch die Persönlichkeit des Schreibenden bedingt, steht in diesen beiden Briefbänden der Geist Potsdams bei dem Ringen Preußens um die Führung Deutschlands im Vordergrunde, während der weimarische Geist hier nicht im Sinne des Goetheschen Welt- und Lebens-Erfassens, vielmehr in dem Fortleben des von hoher politischer Einsicht zeugenden Staatsgedankens Karl Augusts erkannt werden muß. „Dem preußischen Königshause mit Ehren zu dienen“, hatte Karl Augusts Sohn, Herzog Bernhard, dem Bräutigam seiner Nichte gegenüber als das Hauptmotiv der Handlungen seines Vaters bezeichnet. Wenn auch das Weimar Goethes, dem die Prinzeß Augusta ihre geistige Entwicklung dankte und das in ihren Briefen seine Stellung behauptet, in den Äußerungen des preußischen Prinzen zurücktritt, so bezeugen doch seine schlichten Worte beim Tode des Dichters seine Erkenntnis von dessen weitreichender Bedeutung: „Gestern abend erfuhren wir mit wahrem Bedauern den großen Verlust, welchen Weimar und mit ihm Deutschland zunächst und wirklich ganz Europa durch das Hinscheiden Goethes erlitten hat. Es gehen mit ihm für Weimar schöne Erinnerungen zu Grabe, wenngleich sein Name der Weltgeschichte angehört.“ Alles, was in den Auszügen aus den Briefen weimarischerseits mitklingt, erweist ein Fortwirken und Festhalten jener, von Karl August schon in der Jugend weitsichtig erfaßten und in den Kämpfen zu Anfang des Jahrhunderts männlich bewährten Erkenntnis von der Bedeutung Preußens für die Entwicklung Deutschlands. Diese weimarischen Traditionen hatten außer der fürstlichen Betätigung Karl Augusts noch eine weitere Hinweisung auf Preußen erfahren durch die nahe Familienverbindung mit dem russischen Kaiserhause, in der Person Maria Paulownas, der Schwägerin der mit Kaiser Nikolaus vermählten preußischen Prinzeß Charlotte. Eben diese Familieneinflüsse, noch verstärkt durch eine Niederschrift der Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, zugunsten des Prinzen Wilhelm, wirkten bestimmend mit, um diesen, nachdem er seiner dynastischen Pflicht das Opfer seiner Jugendliebe gebracht hatte, den Entschluß seiner Verlobung mit der weimarischen Prinzeß fassen zu lassen. „Lieben kann man nur einmal wirklich, aber Achtung und Liebe darf man Auguste nicht versagen, das ist mein Ausspruch von Haus aus gewesen“, hatte er gegen seine Lieblingsschwester geäußert und ihr bekannt, daß er Augusta immer sehr attachiert gewesen und daß sie die erste gewesen sei, die nach jener Katastrophe einen Eindruck auf ihn gemacht habe. „Wie kann man glauben, daß ich da unbeständig sein würde, wo ich im Begriff stehe, mich fürs Leben zu binden. Es hieße an allen Grundlagen der Religion und der Moral in mir zweifeln, wenn man solchen Ideen Folge gibt.“

Auf solcher Grundlage erwachsen, war diese Ehe weit entfernt davon, lediglich eine Konvenienzverbindung zu sein. Eine sich stets einfach und natürlich gebende Natur, gelang es dem Prinzen durch die ruhige Herzlichkeit, die er in das Verhältnis zu seiner Gemahlin legte, ihre Ehe, besonders während

des ersten Jahrzehntes, zu einer beide Teile voll befriedigenden werden zu lassen. Schon in einem ihrer ersten Briefe hatte Maria Paulowna geäußert, daß die Mitteilungen des Prinzen über sein häusliches Glück ihren Wünschen in jeder Hinsicht entsprächen. Diese Empfindung bezeugen zahlreich wiederkehrende Aussprüche des Prinzen aufs nachdrücklichste.

Die Geburt der Kinder, die Übersiedelung in das nach ihren eigenen Plänen erbaute Palais, geben wiederholt Anlaß zu Äußerungen schönsten menschlichen Empfindens, in denen sich des Prinzen wahrhafte Gottesfurcht und schlichte Frömmigkeit offenbart.

Als der Prinz sich in den verhängnisvollen Märztagen von 1848 zur Flucht nach England entschließen muß, sind ihm „Augustes Liebe, Anhänglichkeit und der Mut, den sie mir bewiesen, für immer ins Herz gegraben", wie er der Schwiegermutter von London aus schreibt, „die Trennung von ihr ist mir doppelt schmerzlich. Sie arbeitet mit Klugheit und Konsequenz an meiner Rehabilitation und wacht über unsere Kinder. Gott wird ihr ihre Hingabe lohnen." Wenn dann später die Prinzeß ihre Stellungnahme zu innerpolitischen Fragen Preußens, so auch den Gegensatz, in den sie sich zu Friedrich Wilhelm IV. stellte, in Konflikten und Aussprachen mit ihrem Gemahl leidenschaftlich behauptete und so eine Störung der früheren Harmonie heraufführte, so bewahrt der Prinz doch auch in diesen, aus dem Unterschied ihrer beiderseitigen Individualitäten und ihrer politischen Anschauungen sich ergebenden Reibungen die ihm eigene vornehm-ritterliche Haltung.

Wennschon solche „unglückliche Szenen", aus Augustas politischer Stellungnahme erwachsende Trübungen ihrer Ehe, für beide Gatten persönlich empfundene Prüfungen und Lebenserschwerungen bedeuten mußten, so bestätigen die vorliegenden Briefe doch, was sich schon den früheren Veröffentlichungen entnehmen ließ: die nicht zu unterschätzende Mitwirkung der von Karl Augusts liberalen Anschauungen, von der Geisteswelt des Goetheschen Weimar beeinflußten weimarischen Fürstentochter an der Zukunft Preußens.

Als verständnisvoller Mitwirkender an der Verschmelzung des preußischen Staatsgedankens mit Deutschlands Werden bezeigt sich auch Karl Alexander schon als jugendlicher Erbgroßherzog. Stimmt er mit den wohlerwogenen, sich nur in inneren Kämpfen von dem alten Preußentume lösenden Anschauungen seines Schwagers häufig nicht überein, so bewährt er sich, wie in seiner liberaleren Auffassung, doch auch in seiner klar erfaßten und treu festgehaltenen Erkenntnis des Berufes Preußens für die Führerschaft in Deutschland als der Enkel Karl Augusts. „Habe Mut und gehe vorwärts, baue auf Gott und auf Deine Kraft", schreibt er im November 1848 an den trüb in die Zukunft Sehenden, „und glaube nicht gleich, daß weil jetzt Deine Sachen übel stehen, die Flügel des alten Adlers gebrochen sind. Er weiß nur noch nicht recht, wohin er fliegen, wie er fliegen soll, weiter ist es nichts; aber fliegen kann er noch, und ich denke zu Gott, wird es auch noch." Die ablehnende Haltung des Berliner Kabinetts anläßlich der von Gagern im Namen des Frankfurter Parlamentes dem Könige angebotenen Kaiserkrone, läßt Karl Alexander in den Prinzen bringen: „Wie anders leuchtet dagegen die Zukunft, wenn das preußische Kabinett die Verhältnisse angreift, wie ein günstiges Geschick sie ihm darbringt ... Jede Zeit verlangt die Erfüllung der Bedingungen, die sie in ihrem Schoße führt, und der geht zurück und untergräbt sein Glück, der diese Bedingungen nicht anerkennen will. Wodurch begründete der Große Kurfürst und Friedrich II. Euren Ruhm? Durch weises und kühnes Erkennen ihrer Zeit. Diese beiden Geister rufe ich auf, denn sie würden mir recht geben." Als ihm daraufhin der Prinz seinen rechtlichen Standpunkt klarlegt, daß in der Oberhauptfrage die Fürsten gefragt werden müßten, erwidert Karl Alexander: „Du denkst edel, fürstlich und gerecht." Zweiundzwanzig Jahre später scharten sich in der Spiegelgalerie in Versailles um Deutschlands Kaiser die deutschen Fürsten, unter ihnen Karl Alexander.

Sind auch die Briefe Karl Alexanders nur auszugsweise in den Anmerkungen zu den Briefen Wilhelms mitgeteilt, so erhält doch das bisher mehr romantisch-schöngeistig ge-

färbte Bild des Großherzogs durch diese Mitteilungen rein politischen Inhalts einen neuen Zug. Der Fürst, der in überaus feinfühliger Weise unter den deutschen Souveränen für die Verbindung mit Preußen eintritt, der bemüht war, wiederholt im Sinne Wilhelms mit den Herrschern von Österreich und Rußland bei wichtigen innen- und außenpolitischen Fragen Fühlung zu nehmen, hatte wahrlich die Worte der Anerkennung verdient, die ihm Kaiser Wilhelm am 18. Januar 1881 in Erinnerung an das zehnjährige Bestehen des Deutschen Reiches aussprach: „Du hast durch Wort und blutige Taten zu diesem Ereignis so kräftig mitgewirkt, daß meinen Dank dafür ich Dir heute nochmals aussprechen muß und auf Deinen ferneren Beistand und auf Deine Freundschaft ferner rechne."

Beim Lesen dieser fast zwei Menschenalter umspannenden Briefe vertieft sich der Eindruck von dem wechselseitig Gegebenen und Empfangenen zu der Erkenntnis, daß das weimarische Fürstenhaus sowohl in Maria Paulownas wahrhaft mütterlichem Anteil an seinem persönlichen Geschick wie an seinen politischen Gedankengängen, in der mit Wort und Tat bewährten Gesinnung Karl Alexanders und seiner, dem Prinzen mit warmer Bewunderung ergebenen Gemahlin Sophie, als auch in dem leidenschaftlichen Eintreten Augustas für die Entwicklung des preußischen Staatsgedankens, dem ringenden Prinzen das eine gewährte, was der in Kämpfen Stehende am meisten bedarf: Vertrauen zu seiner Persönlichkeit, Verständnis für seine geschichtlichen Aufgaben, Glauben an sein Geschick und seine Zukunft. E. von Bojanowski

Kronprinz und Kriegsschuldlüge

Kronprinz Wilhelm, als Politiker und Soldat zur Untätigkeit verdammt, sucht als Schriftsteller seinem Vaterland zu dienen. Er veröffentlicht ein Buch zur Kriegsschuldfrage unter dem etwas subjektiv klingenden Titel: „Ich suche die Wahrheit. (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart, geh. 5 ℳ, geb. ℳ 7.50), ein frisch, kenntnisreich, mit leidenschaftlicher Anteilnahme geschriebenes Buch, das man nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Kulturwelt lesen muß.

Den Kaisersohn empört es mit Recht, daß dieser unerhörte und in der Geschichte beispiellose Schandvertrag von Versailles uns Deutsche als „allein Schuldige" brandmarkt und wie Verbrecher bestraft. Es ist der berüchtigte Artikel 231, worin diese Beschuldigung und Beschimpfung zum Ausdruck kommt, verstärkt in den Erläuterungen der Note vom 16. Juni 1919, worin es u. a. heißt: „Nach Ansicht der alliierten und assoziierten Mächte war der Krieg das größte Verbrechen gegen die Menschheit und die Freiheit der Völker, das irgendeine Nation, die sich zivilisiert nennt, jemals bewußterweise begangen hat. Während langer Jahre haben die Regierungen Deutschlands, getreu der preußischen Überlieferung, die Vorherrschaft in Europa angestrebt. ... Sie entwickelten ein System der Spionage und der Intrigen, das ihnen gestatten sollte, inneren Aufruhr und Unruhen auf dem Gebiet ihrer Nachbarn zu erregen. Ja, sie trafen selbst heimliche Vorbereitungen zu Angriffszwecken, um die Nachbarn im gegebenen Augenblick mit größerer Sicherheit und Leichtigkeit zerschmettern zu können. Sie hielten Europa durch Drohungen und Gewalt in einem Zustand der Gärung" usw. Das deutsche Volk soll demnach als das verachtungswürdigste der Erde gekennzeichnet werden, damit das ihm aufgezwungene Joch jenes Vertrages als ein gerechtes Strafgericht erscheint. Der Kaisersohn, indem er sich an der Hand der Geschichte mit deutlichen Dokumenten gegen diesen Unfug wendet, tritt damit zugleich für seines Hauses Ehre ein.

Er beginnt mit der Depesche von Ems, wobei er Kaiser Wilhelms I. persönliche Aufzeichnung jenes berühmten Gesprächs mit Benedetti mitteilt. Sie ist den wenigsten bekannt, denn sie wurde erst 1921 aus dem königlichen Hausarchiv in der Festschrift, welche die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens herausgab, veröffentlicht. Man kann nun endlich feststellen, daß Bismarck durch seine vielgenannte

Emser Depesche den Tatbestand nicht gefälscht hat. Und dann entwirft der Kronprinz vom Frieden von Frankfurt bis zur Einkreisung und zum Weltkrieg Kapitel um Kapitel ein Bild der deutschen Friedenspolitik, in lebendiger Darstellung, gestützt auf Akten und Statistik, so daß jeder gebildete Laie sich von dem wirklichen Tatbestand überzeugen kann.

„Das nächste und erste Ziel," so heißt es gegen Ende, „das in dem Kampf um die Befreiung der Wahrheit angestrebt werden muß, ist die feierliche Zurücknahme der von Clémenceau unterzeichneten Note vom 16. Juni 1919, die den Artikel 231 des Vertrages von Versailles erläutert. Diese feierliche Zurücknahme ist meines Erachtens auch eine unabweisliche Vorbedingung für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund. Es widerstrebt dem natürlichen Empfinden, daß wir uns in eine Gesellschaft begeben, die sich weigert, dem verleumdeten deutschen Volke die ihm gebührende Ehrenerklärung abzugeben. Mit einem Brandmal auf der Stirn ist man nicht gesellschaftsfähig."

Vollkommen unsere Ansicht. Wir wissen aus den seit Kriegsschluß veröffentlichten Dokumenten, wie sehr die einflußreichsten Vertreter Frankreichs und Rußlands, obenan Poincaré und Ssasonow, kriegsschuldig sind. Und wir danken dem Kronprinzen, daß er an der Enthüllung der ungeheuren Verleumdungen an seinem Teil so eindrucksvoll mithilft. Auf einzelnes näher einzugehen wird noch mannigfach Gelegenheit sein.

Eine Ehrenrettung des Fürsten von Eulenburg

Es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, Günstling eines Fürsten zu sein. In den Zeiten des Glückes beständig in Gefahr, auf dem glatten Boden auszugleiten, allgemein beneidet, angefeindet, verleumdet — und dann der tiefe Sturz aus lichter Höhe bis zur Einkerkerung und Vernichtung. Die Blätter der Geschichte wissen von manchem zu erzählen, dem es so gegangen. Eines der erschütterndsten Bilder aus neuester Zeit enthüllt uns das stattliche Buch von Johannes Haller: Aus dem Leben des Fürsten Philipp von Eulenburg-Herdefeld (Berlin 1924, Gebrüder Paetel, 427 S.).

Man kann die Frage der Schuld oder Nichtschuld des Fürsten an den ihm zur Last gelegten Verfehlungen zunächst einmal dahingestellt sein lassen. Auch ein endgültiger Spruch des Schwurgerichtes, wenn das Meineidsverfahren zu Ende geführt worden wäre, hätte darüber nicht entschieden. Die unterbliebene Entscheidung war jedenfalls schlimmer als eine Verurteilung. Sie ließ den Fürsten für den Rest seines Lebens, also noch etwa für ein halbes Menschenalter, unter dem Damoklesschwert eines schwebenden Strafverfahrens als dringend verdächtig seiner vollen Freiheit beraubt und verfemt.

Viel schlimmer war die Art der Durchführung des Strafverfahrens gegen einen schwer Kranken, dem jeden Augenblick das Lebenslicht zu erlöschen drohte, zuletzt sogar unter Verlegung der Verhandlung in ein Krankenhaus. Man hat so oft von einer Klassenjustiz gegen die unteren Schichten der Bevölkerung gesprochen, sehr zu Unrecht. Hier liegt aber in der Tat ein typischer Fall von Klassenjustiz vor, aber gerade umgekehrt, als man gewöhnlich meint. Denn der Fürst wurde nur deshalb schwer krank vor den Richter geschleppt und einer monatelangen Folter unterworfen, weil er eben ein Fürst und der frühere Günstling und Freund des Kaisers war. Hätte es sich etwa um einen jüdischen Mitbürger gehandelt, man hätte das nicht gewagt, oder ein Wutschrei der Entrüstung hätte ganz Israel und damit die öffentliche Meinung erfüllt von Warschau bis Neuyork. Da es aber ein Fürst altadligen Stammes war, sah man dem unwürdigen Verfahren mit wollüstigem Behagen zu.

Ob schuldig oder nichtschuldig: die Feinde des Fürsten, Maximilian Harden und sein Hintermann, der Geheime Rat von Holstein, handelten jedenfalls nicht aus gekränktem Rechts- und Sittlichkeitsgefühle, indem sie Dinge ausgruben, die jahrzehntelang zurücklagen, sondern um den Freund des Kaisers zu treffen. Je klarer diese Absicht schon damals zu erkennen war, um so mehr hätten seine

Freunde, hätte der Kaiser, hätte der früher mit ihm auf das innigste verbundene Fürst Bülow an ihm festhalten müssen. Aber der Kaiser und Fürst Bülow glaubten sich den auch auf sie gerichteten Geschossen nur dadurch entziehen zu können, indem sie den bereits tödlich getroffenen Fürsten Eulenburg fallen ließen.

Hardens Vorgehen wurde natürlich mit einem patriotischen Mantel umhüllt. Man wollte den Günstling treffen, der einen verderblichen Einfluß auf den Herrscher ausübte, der ihn durch Schmeicheleien mit einer Weihrauchwolke des Gottesgnadentums umgab, der als unverantwortlicher Ratgeber das persönliche Regiment stützte. Nach dieser Richtung war aber dieses Vorgehen verspätet und verfehlt.

Es war verspätet. Denn seit es dem Einflusse Eulenburgs gelungen war, seinen Busenfreund Bülow, in dem er den richtigen Mann erkannt zu haben glaubte, an die von ihm selbst niemals erstrebte erste Stelle zu bringen, hatte er auf eine Beeinflussung der allgemeinen Politik ganz verzichtet. Hielt er doch die eingeschlagene Flottenpolitik ohne festen Rückhalt an Rußland für unbedingt verderblich, und mußte er doch schon deshalb den Einfluß auf den Kaiser verlieren. Er hatte sich auf seine dienstlichen Aufgaben als deutscher Botschafter in Wien beschränkt und auch hier im Herbst 1902 aus wirklichen Gesundheitsrücksichten seinen Abschied genommen. Seitdem hatte er nur noch gelegentliche Berührungen mit dem Kaiser, war also außer Zusammenhang mit der großen Politik. Als die Hardenschen Beschuldigungen auftauchten, war kein Eulenburgscher Einfluß mehr zu vernichten.

Daß dieser Einfluß in der Caprivischen und Hohenloheschen Zeit bedeutend gewesen ist, steht geschichtlich fest. Er wurde aber mit vollem Wissen und Willen der höchsten Reichsbehörden geübt, Eulenburg war gewissermaßen ihr Gesandter beim Kaiser zur Vermittlung der mannigfachsten Gegensätze.

Und hier eröffnet das Hallersche Buch die fesselndsten Einblicke in das Getriebe der obersten Behörden und Beamten nach dem Rücktritte Bismarcks. Die neuen Männer gegen Bismarck, das drohende Gespenst der Vergangenheit und vielleicht der Zukunft, Caprivi und Marschall, die Drahtpuppen von Holstein, der wie einst den Grafen Arnim in Paris, so jetzt seinen Herrn und Meister Bismarck verraten, Caprivi gegen den Ministerpräsidenten Grafen Botho Eulenburg, dann der schwache Fürst Hohenlohe, dazwischen die Intrigen von Waldersee und Miquel und schließlich immer einmal wieder eine Rede oder andere Plötzlichkeit des Kaisers, die den ganzen Ameisenhaufen in Verwirrung brachte und die Frage aufwerfen ließ, wie sollte man die Sache wieder gutmachen! Wenn hier nicht ein Vermittler wie Eulenburg alle Fäden in der Hand gehalten und die verschiedenen Gegensätze ausgeglichen hätte, wäre der vollständige Zusammenbruch schon im ersten Jahrzehnt der kaiserlichen Regierung erfolgt.

In seiner staatsmännischen Wirksamkeit steht Eulenburg durch das Hallersche Buch glänzend gerechtfertigt da. Von der hohen diplomatischen Begabung Eulenburgs hatte ich mich schon persönlich auf Grund der Akten des Auswärtigen Amtes überzeugt. Mit seinem klaren Blicke, der ihn intuitiv das Richtige ahnen ließ, war er der geborene Botschafter. Zum leitenden Staatsmann war er nicht geeignet; er hat sich selbst nicht dafür geeignet gehalten. Dazu fehlte ihm der entschiedene Wille, die rücksichtslose Entschlossenheit, er war eine viel zu weiche Natur. Aber gerade deshalb eignete er sich zu jener vermittelnden Tätigkeit, die im ersten Jahrzehnte der kaiserlichen Regierung seine wesentliche Aufgabe war.

Vor allem erscheint der Vorwurf widerlegt, als habe er als einschmeichelnder Höfling und süßer Troubadour den Kaiser in eine Weihrauchwolke von Schmeicheleien eingehüllt, daß er die Wirklichkeit nicht mehr habe erkennen können. Die mitgeteilten Briefe ergeben vielmehr, daß Eulenburg und *vielleicht er allein dem Kaiser rücksichtlos die Wahrheit gesagt hat* auf die Gefahr eines Bruches der Freundschaft. Und das war das Anerkennenswerte beim Kaiser, daß er an sich Widerspruch sehr gut vertragen und die Wahrheit hören konnte, wenn man seine Ansicht nur zu begründen wußte. Aber es half nicht viel, bei der nächsten Gelegenheit schlug das kaiser-

liche Temperament mit seiner Selbstgewißheit doch wieder über die Stränge. Jedenfalls hat Eulenburg in seiner Freundschaftsstellung niemals etwas für sich oder die Seinen erstrebt, sondern immer nur der Sache zu dienen versucht, oft mit Erfolg — im Endergebnisse war es freilich bei dem kaiserlichen Charakter eine Sisyphusarbeit.

So ist denn der patriotische Mantel, den man dem niederträchtigen Vorgehen gegen Eulenburg umzuhängen beliebte, in Fetzen zerschlissen, es bleibt nur die reine Privatrache übrig. Man wird an das Wort erinnert, da Herodes und Pilatus Freunde wurden. Holstein, der Bismarckfeind, der in Eulenburg nicht mehr sein willenloses Organ gefunden hatte, und Harden, den man inzwischen genügend kennengelernt hat, taten sich zu dem nichtswürdigen Werk zusammen. Das Ergebnis waren die Prozesse Moltke, Harden und Eulenburg, die als Wetterleuchten kommender Dinge eine ähnliche vergiftende Rolle gespielt haben, wie der Halsbandprozeß vor der großen Französischen Revolution.

Prof. Dr. Konrad Bornhak

Paul Steinmüllers „Feuerrufe"

„Feuerrufe in Deutschlands Nacht" betitelt sich ein vom Türmer-Verlag in Stuttgart herausgegebenes Heftchen, das unter den Werken seines Verfassers Paul Steinmüller eine Sonderstellung einnimmt. Dieser Dichter-Prediger hat uns Wundervolles gegeben, aber noch nichts von dieser flammenden, hinreißenden Kraft, dieser erschütternden Wucht.

Es steht so schlimm um uns, um unser deutsches Volk, daß jede Schönfärberei oder Begütigung Verbrechen wäre. Der Grundton in diesen „Feuerrufen" ist niederschmetternd, nur im Ausklang schwingt etwas unter wie der leise Ton einer fernen Hoffnung. Feuerrufe heißen diese acht kurzgefaßten Epistel, weil diese Rufe wie Feuer alles niederbrennen und ausmerzen sollen, was unrein, faul und morsch in unserem Wesen und unserer Art geworden ist.

Der erste Schritt zur Besserung ist Selbsterkenntnis; selten ward Selbsterkenntnis zu solch erschütterndem Bekenntnis wie in diesen „Feuerrufen". Steinmüller spricht hier zum Teil als der Ankläger, zum Teil als die Stimme des Volkes, indem er sich mit einschließt in die Anklagen. Etwas tiefer Ergreifendes und Aufrüttelndes als z. B. der erste Feuerruf „Warum alle Not kam" ist kaum geschrieben worden. Ich greife nur einiges heraus: „Weißt du einen, der seelenlos wandert? Dich friert, wenn du denkst: Der dort hat keinen Gott, darum hat er aufgehört, göttlich zu sein. Wie wird es dich schaudern, wenn du dein Volk ohne Seele weißt! Denn nach dem Gesetz der ewigen Mächte ist bestimmt, daß Menschen und Völker, die ihre Seele verlieren, sterben müssen wie Bäume, deren Wurzeln nicht mehr das Wasser trinken, das durch die dunklen Gründe heimlich rinnt... Und dies fand ich auch: Vor jedem Sterben kommt Gottes graue Botin und schlägt den Siechen den Becher vom Mund und stößt sie auf herbstliche Straßen, daß sie ihre Seele suchen und wiederfinden. Diese Botin heißt Not. Wißt ihr jetzt, warum wir zum Brachfeld wurden, über das unaufhörlich Pflugscharen und scharfe Eggen gehen und es brechen, reißen und glätten? Wißt ihr nun, warum alle Not kam? Löset die deutsche Seele!"

Alles, unsre ganze Not und Verzweiflung, unser ganzes Leid und Elend, aber auch „was uns nottut", wie der siebente Feuerruf sich betitelt, ist in diesem schlanken, sprechend düsterbrandrot ausgestatteten Heftchen, das kaum 45 Textseiten zählt, enthalten. Die Überschriften deuten das schon an: „Warum alle Not kam, Wie unser Leid ausschaut, Wie wir es trugen, Was wir anklagen, Welches Antlitz die Zeit zeigt, Warum unsre Tröster schweigen, Was uns nottut, An was ich glaube ..."

Wer sich im rechten Geist in diese Feuerrufe versenkt und sie mit der ganzen Wucht und Tiefe, wie sie der Rufer empfunden, auf sich wirken läßt, dem werden sie zu einem Jungborn seelischer Kraft und Erhebung.

Wohl unserem Volk, wenn es zu dieser Selbsterkenntnis gelangt und die Kraft zu dieser Selbstanklage gewinnt, dann wird es auch den Mut und die Kraft finden, seine äußeren Feinde anzuklagen und zu über-

winden! Es mag noch ein weiter Weg sein, bis breitere Schichten sich zu diesen Selbstanklagen aufraffen — Steinmüller ist hier ein Vorläufer —, aber daß wir bereits auf diesem Wege sind, glaube ich doch. Das scheinen mir auch die „deutschen Buß- und Erkenntnisabende" zu beweisen, die Gustaf Hildebrant mit der Wiedergabe dieser Feuerrufe veranstaltet. An diesen Bußabenden Hildebrants, umwoben von ergreifenden Orgelklängen eines ganz aus dem Geist und der Stimmung des Werkes schaffenden Musikers, wird das gedruckte, dichterisch gestaltete Wort durch die Kunst des Vortrags zur Kraft der freien Rede und künstlerisch erfassenden Predigt erhoben.

Und in der Tat! Ich wüßte keinen anderen Weg, diese schwerwuchtende Geistesfracht erschütterndster Selbstanklagen an das Volk heranzutragen und sie ihm restlos in ihrem innersten Gehalt zu erschließen, als diese öffentlichen Bußabende. Denn bei der Abgestumpftheit des modernen Lesepublikums allem Gedruckten gegenüber und bei der völligen Phantasielosigkeit und Empfindungsverhärtung, wie sie heute unserem Volke eigen, kann das, was in diesen Feuerrufen klingt und schwingt, beim bloßen Lesen nicht erschöpfend vernommen werden. Da muß man solch einen Vortragsabend der Feuerrufe von Hildebrant erlebt haben, um zu ermessen, was in ihnen steckt. Und Hildebrant erscheint mir wie kein anderer als gottbegnadeter Vortragskunst-Missionar der deutschen Seele für diese Feuerrufe geschaffen.

Bußgedanken sind es, die unserem Volke nottun, Buße und nochmals Buße! Unsere ganze Zeit müßte ein einziger großer Volksbußtag sein. Denn nur wenn wir lernen, aufrichtig Buße zu tun, reinigen und heiligen wir uns, daß es wieder besser werden kann. Steinmüller ist der Johannes unserer Zeit, das zeigte sich bereits in seinen „Sendschreiben an das deutsche Volk". Erst wenn unser Volk gelernt hat, den Rufen dieses machtvollen Erweckers zu folgen, kann der Erlöser kommen.

Konrad Mathews

Der Euckenbund

ist auch in unseren Kreisen noch viel zu wenig bekannt. Es wird uns dazu von zuständiger Stelle folgendes geschrieben:

Die heutige Menschheit befindet sich in einer mißlichen Lage, sie entbehrt einer geschlossenen ethischen Überzeugung; eine solche kann nur aus einem sicheren Verhältnis zum Ganzen der Wirklichkeit hervorgehen und dem ganzen Leben feste Ziele vorhalten. Was die vorhandenen ethischen Gesellschaften an Schätzbarem leisten, das beschränkt sich auf das gesellschaftliche Wohlsein mit seiner Nützlichkeit; das genügt nicht, der kämpfenden und erschütterten Seele einen inneren Halt zu geben. Ein solcher ist nur zu erreichen, wenn sich uns eine überempirische Gedankenwelt, eine selbständige Tatwelt eröffnet; nur von hier aus können die einzelnen Bewegungen des ethischen Lebens sich zusammenfassen, sich gegenseitig verstärken, einen durchgehenden Charakter ausbilden.

Wenn der Euckenbund eigentümliche ethische Grundlinien aufstellt und sich zu ihnen bekennt, so leitet ihn die Überzeugung, daß ohne eine Klärung und Kräftigung des ethischen Lebens unsere Kultur eine leitende Seele einbüßt und in lauter einzelne Stücke auseinanderfällt. Aus solcher Überzeugung sind folgende ethische Grundlinien entsprungen (geprägt von Rud. Eucken):

Ethische Richtlinien

1. Wir fordern sittliche Reinheit, sie ist die unentbehrliche Grundlage alles geistigen Aufstiegs.

2. Wir fordern Tapferkeit, ohne Mut und Wahrhaftigkeit sind wir dieser dunklen und trüben Zeit nicht gewachsen.

3. Wir fordern Wahrhaftigkeit, nicht nur gegen andere und gegen die Verhältnisse, sondern auch gegen uns selbst.

4. Wir fordern Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nicht nur gegen andere Menschen, sondern auch strenge Sachlichkeit in den Dingen.

5. Wir fordern Selbstwürde der Persönlichkeit, nur sie gibt dem Leben einen unbedingten Wert.



6. Wir fordern Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung, ohne sie wird das Leben matt und schlaff; wir verwerfen einen weichlichen Pazifismus.

7. Wir fordern Menschenliebe und Freude am Menschenwesen, nur sie kann dem eigenen Streben eine durchgreifende Erhöhung zuführen.

8. Wir fordern Treue der Gesinnung, nur sie versetzt den Menschen über den Wandel der Zeit hinaus in ewige Bestände.

9. Wir fordern Ehrfurcht vor den geistigen Mächten, die unser Dasein tragen; wo die Ehrfurcht fehlt, da fehlt auch ein echtes Schaffen.

10. Wir bekennen einen unbedingten Glauben an das Wirken eines göttlichen Weltwillens. Nur aus ihm können wir Mut und Kraft zur Lösung der Lebensaufgabe schöpfen.

Außerdem sei folgendes hinzugefügt:

Zur Aufnahme in den Bund ist die Anerkennung der ethischen Richtlinien durch Unterschrift notwendig.

Neue Mitglieder können entweder bei der Ortsgruppe ihrer Stadt eintreten und haben dann dort die Gebühren für die Ortsgruppe zu entrichten, oder sie können sich bei der Geschäftsstelle des Euckenbundes in Jena, Botzstr. 5, melden. Es sind dann keine weiteren Abgaben zu entrichten.

Der Abonnementspreis der Monatsschrift des Bundes, „Die Tatwelt", beträgt für Mitglieder vierteljährlich ℳ 1.50.

Der letzte Ritter

Der letzte Offizier des Todesrittes von Mars-la-Tour ist nun in die Reihen der Großen Armee gegangen: Kammerherr von Davier ist auf seinem Rittergut in Anhalt im Alter von 75 Jahren gestorben.

Es ziemt sich, daß wir einen Eichenzweig auf sein Grab legen: denn mit diesem letzten Ritter einer herrlichen Zeit ist eine Epoche ausgeklungen.

Wohl war es im großen Kriege noch manchem Reiter vergönnt, die altgewohnte verwegene Attacke zu reiten, doch jene schneidigen Ritte vergangener Kriege waren vorüber.

Jenes „frische fröhliche Kriegen", jener offene Reiterkampf mit blitzendem Schlachtschwert — von den Kämpfen unserer Ahnen bis zu den schneidigen Ritten preußischer Reiterleutnants, als Vollendung bewußten Mannestums — jene Zeiten sind mit dem letzten Offizier von Mars-la-Tour dahingegangen ...

Technik und Giftgas haben Lanze und Pallasch zur Posse gemacht, haben uns die ehrlichen Waffen eines ehrlichen Kampfes genommen ...

Immerhin: Mut und Schneid, eines der schönsten Erbteile unserer Väter, können uns weder Gas noch Fortschritt nehmen. Der kühne Flieger z. B. scheint nun den kühnen Reiter abzulösen. Und auch sonst mögen sich wohl die Formen des Kampfes ändern — auch auf dem Schlachtfeld des Lebens —, nicht aber der Mut, der jedem Manne ziemt.

In all dem Schein und Schlamm einer neuen Zeit wollen wir sie nie vergessen, die Taten unserer Väter — die großen und mutigen Taten wahren deutschen Mannestums. Hans Heinz Albrecht

Ein mißdeutetes Goethewort

Häufig findet man die Worte: „Das Unzulängliche — hier wird's Ereignis" in dem Sinne angewandt, als ob sie bedeuten sollten: Die menschliche Unzulänglichkeit erweist sich hier wieder einmal als unabwendbares Verhängnis. Das ist ein platter Mißbrauch eines so edlen Wortes. Im Zusammenhang bei Goethe haben die Worte offenbar einen anderen Sinn.

Der Chorus mysticus spricht aus einer anderen Welt zu uns herüber, aus der Welt des Ewigen und Vollendeten. Er sagt: In eurer vergänglichen Erdenwelt sind alle Dinge und Geschehnisse nur gleichnisartige Andeutungen, nicht der vollendete Ausdruck des göttlichen Willens. Erst hier in unserer höheren Welt wird das, was sich auf Erden als unzulänglich erwies, zur vollendeten Tatsache, zum Ereignis.

Nicht ungeschickt ist vermutet worden, daß dem Frankfurter Goethe, der das g wie ch sprach, in dieser Verbindung das Wort „Er-

reichnis" vorschwebte, wie es ja der strenge Reim eigentlich fordern würde. Erreichnis wäre aber das, was erreicht werden soll und auf Erden nicht zu erlangen, also unzulänglich war, sonach die volle Bestätigung unseres Gedankens.

Die nächsten Zeilen bekräftigen noch diesen Sinn. Sie besagen: Was so vollkommen ist, daß es euch unbeschreiblich dünkt, hier in unserer Welt wird es zur Wirklichkeit: hier ist's getan. Und zwar ist es das Ewig-Weibliche, jene aus dem reinen, edlen Weibe ewig herauswirkende Kraft, jener anziehende Zauber, der in uns die Sehnsucht nach Schönheit erweckt — er ist es, der uns aufwärts führt, der Vollendung entgegen.

So dürften die rätselhaften Worte für jedermann unmißverständlich sein:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Erreichnis,
Das Unbeschreibliche, hier ist's getan,
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Fritz Thor

Überspannung

Der „Türmer" hat gelegentlich ein scharfes Wort gegen Überbürdung der Schüler und Lehrer gesprochen; das Folgende möchte in dieselbe Kerbe hauen.

Unsere Schule krankt an dem Wahn, der Jugend müsse so viel Wissen als nur möglich eingetrichtert werden, und das könne nur auf dem Wege erreicht werden, daß immer neue Lehrfächer eingeführt, die Zahl der Schulstunden vermehrt und die Dauer der Schulpflicht verlängert werde (achtes Schuljahr, Zwangsfortbildungsschulen usw.). Hierin steht Deutschland noch ganz auf chinesischem Standpunkt: Überschätzung und Überspannung des gedächtnismäßigen Lernens und der Prüfungen, die in der Hauptsache nur feststellen wollen, wieviel von dem Gelernten noch im Kopfe des einzelnen haftet.

Das Ergebnis ist immer das gleiche: will man ein oder zwei Jahre nach der Schulentlassung nachprüfen, wieviel von dem mühsam Erlernten noch übrig ist, so ist das Ergebnis ein geradezu niederschmetterndes, wenn man von einzelnen Gedächtniskünstlern absieht. Durch ein achtes Schuljahr hofft man dann zu erreichen, was in sieben Jahren nicht zu erreichen war, und durch Zwangsfortbildung die natürlichen Vorgänge zu verhindern. Die Jugend wird immer mehr überbürdet und immer länger zum Schulbesuch gezwungen, ohne daß irgend etwas Besseres erreicht würde.

Wir lehren die Jugend zuviel und zu vielerlei, als daß sie noch in irgendeinem Fache etwas Gründliches lernen könnte. So züchten wir geradezu eine Halbbildung, die meist mit Bildungswahn verbunden ist. Weitaus das meiste, was in der Schule mühsam gelernt wird, bleibt fürs Leben wertlos, weil es einfach vergessen wird.

Es ist hoch erfreulich, daß sich nicht nur Schüler und Eltern, sondern auch einsichtige und klar denkende Lehrer gegen die Überbürdung von Lehrern und Schülern wenden.

Der alte chinesische Wahn sucht alles Bildungsheil in möglichst langer Schulzeit, das heißt in möglichst viel täglichen Schulstunden und möglichst langer Dauer der Schulpflicht.

Für den Einsichtigen ist es im Gegenteil klar, daß ein Kind in zwei oder drei gut ausgenützten täglichen Schulstunden mehr lernen wird, als in sechs oder acht. Warum? Die geistige Aufnahmefähigkeit ist eine beschränkte, wenn es auch hier einzelne Ausnahmepersönlichkeiten geben mag. Die Stunden, die für das geistige Fassungsvermögen zuviel sind, werden nicht nur wertlos, sondern schädigen noch dazu den Gewinn, der aus den ersten Stunden hätte gezogen werden können.

Wir muten unserer Jugend zu, was kein Erwachsener leisten kann.

Ein reicher Engländer erzählt: „Ich hörte einen Redner, der für einen edlen Zweck sammeln wollte. Er verstand es, die Zuhörer zu erwärmen und hinzureißen. Als er zehn Minuten geredet hatte, war ich so gerührt, daß ich mir sagte: ich will hundert Pfund (2000 M) geben. Hätte er jetzt aufgehört zu reden, ich hätte freudig und ohne Zögern meine Hundertpfundnote in den Teller gelegt. Allein er sprach weiter. Die Rede wurde mir zu lang, meine Aufmerksamkeit erlahmte, meine Begeisterung kühlte sich ab. Ich dachte bei mir: fünfzig Pfund sind weitaus genug. Der Redner

hatte aber noch viel zu sagen. Ich wurde müde und begann, mich zu ärgern: zehn Pfund, dachte ich, sind schon eine reiche Gabe. Zuletzt hörte ich kaum mehr, was der Mann sagte und wartete nur noch mit Ungeduld darauf, daß er endlich aufhöre. Nachdem er sich hiezu entschlossen hatte, legte ich — ein Pfund in den Sammelteller. Ich bin überzeugt, daß es andern ebenso ging und daß der Mann zum mindesten das Fünfzigfache bekommen hätte, wenn er nach zehn Minuten aufgehört hätte, statt eine Stunde lang fortzureden."

Ähnliches habe ich selber erlebt: die schönste Rede ermüdet und ärgert, wenn sie zu lange dauert, und dadurch, daß er nicht beizeiten aufzuhören vermag, schädigt oder vernichtet so mancher Redner den anfänglichen Erfolg seiner Rede.

Und nun denke man: die geistige Aufmerksamkeit des Erwachsenen ermüdet schon bei einer einstündigen Rede, und der lebhaften Jugend, ja kleinen Kindern muten wir zu, bis zu sechs Stunden täglich stillzusitzen und aufzumerken! Man wende nicht ein, in der Schule handle es sich nicht um eine zusammenhängende Rede, da gebe es mehr Abwechslung: von den Schülern wird mehrstündige gespannte Aufmerksamkeit verlangt, und sie muß verlangt werden, wenn der Unterricht nicht wertlos für sie sein soll.

Eine solche überlange Anspannung des jugendlichen Geistes muß aber Erschlaffung herbeiführen. Dadurch geht nicht nur das meiste nutzlos verloren, sobald die Unterrichtszeit überspannt wird, sondern der Geist der fleißigen, aufmerksamen Schüler wird abgestumpft. Wir erleben es daher immer, daß die begabtesten Kinder, die Musterschüler der ersten Klassen, in der Regel (auch hier gibt es seltene Ausnahmen) später nachlassen und zuletzt geistig mittelmäßige Menschen werden, während die wirklich genial veranlagten Schüler „schlechte Schüler" zu sein pflegen. In natürlicher Notwehr gegen die geisttötende Überspannung lassen sie sich gehen und passen nicht mehr auf, sobald ihr Aufnahmevermögen zu erschlaffen beginnt.

Dabei handelt es sich noch um guten und anregenden Unterricht. Wie aber, wenn der Unterricht pedantisch, langweilig und geisttötend ist? Und schließlich: auch der trefflichste Lehrer muß ermüden und kann die Schüler nicht dauernd fesseln, wenn er zuviel tägliche Unterrichtsstunden zu geben hat.

Ich würde gesetzlich verbieten, die Kinder des ersten Schuljahrs länger als eine, höchstens zwei Stunden täglich in der Schule zu behalten. Die Höchststundenzahl für ältere Schüler und Schülerinnen (auch für Fortbildungsschüler) sollte auf vier Tagesstunden festgesetzt werden, wozu noch höchstens zwei Stunden kommen dürften, die keine geistige Anspannung erfordern: Turnen, Singen, Zeichnen, Handarbeit.

Man würde sehen, daß diese vernünftige, natürliche Beschränkung der Schulzeit ungleich befriedigendere Endergebnisse zeitigen würde, als die jetzige verhängnisvolle Überspannung.

Ich habe es erlebt, daß siebenjährige Kinder auf dem Lande vor der Prüfung nach sechsstündiger Schulzeit Hausaufgaben zu erledigen hatten, die auch das begabteste Kind vier volle Stunden in Anspruch nahmen, und zwar wenn die Mutter ihm half. Die Bauernfrauen mußten alle Arbeit liegen lassen und bis nachts zehn Uhr ihren aufgeregten Kleinen helfen. Und das ging mehrere Wochen Tag für Tag so fort!

Zehnstündige geistige Arbeit für siebenjährige Kinder beiderlei Geschlechts!

Aber auch nur sechsstündige geistige Anstrengung in diesem Alter bedeutet gewaltsame Verblödung des Geistes, Zerrüttung der Gesundheit und Körperkraft.

Gebt unsern Kindern ihre Jugend wieder! Gebt ihnen wieder Zeit zu häuslicher Arbeit, Spiel und Erholung — und zwar zu Spiel und Erholung in Freiheit, nicht Zwangsspiele unter Aufsicht! W. Messor

Otto Erichs Denkmal

Von Frau Ellen Birr-Hartleben, des Dichters Witwe, erhalte ich den nachstehenden amüsanten Brief, den sie mir auf meine Bitte zur Veröffentlichung überlassen hat:

Frankfurt a. M., im März.
Lieber Doktor!

Also Sie wollen von mir Näheres über Otto Erichs „Denkmal“ erfahren? Nun, Sie kannten ihn ja. Lapidar — das ist wohl die treffendste Kennzeichnung seines Wesens. Und so war auch die Tafel aus schwarzem Marmor, die in eine der Außenwände der Villa Halkyone in Salo, über dem schweren, schmiedeeisernen Tor, eingelassen war. Aus dem 13. Jahrhundert stammte das kostbare Material, in das die alten Römer den wohlgemeinten Rat: Vive ut vivas! eingemeißelt hatten.

So hatte denn Otto Erich sein „Denkmal“ eigentlich schon zu Lebzeiten, und zwar durchaus in seinem Sinne. Was jedoch nicht hinderte, daß nach seinem Tode irgend jemand auf die Idee verfiel, es müsse doch eigentlich sehr nett und pietätvoll sein, an der Villa Halkyone eine Gedenktafel oder sonst etwas Ähnliches anzubringen, worauf er spornstreichs hinlief und eine Sammlung unter den jeweiligen Hotelgästen des Gardasees veranstaltete, die Otto Erich, wie Ihnen erinnerlich sein wird, so leidenschaftlich liebte...

Natürlich erfuhr ich im Handumdrehen von dem Attentatsplan und sträubte mich mit Händen und Füßen, aber es half alles nichts: es wurde lustig weitergesammelt! Bis eines Tages ein Abgesandter des Komitees bei mir erschien, um mir mitzuteilen, daß die erforderliche Summe nun „gottlob endlich beisammen sei“. Worauf ich grob wurde und ihm erklärte, daß ich „gottlob“ im Sinne Otto Erichs handele, wenn ich jede Veränderung an seinem Hause verhindere. Das „Denkmal“ möge also entstehen wo immer es wolle, beileibe aber nicht in oder an der Villa Halkyone.

Als ich dann vom Gardasee fort war und die Sache längst vergessen hatte, erfuhr ich eines Tages durch einen Zufall, daß Otto Erich schließlich doch noch sein „Denkmal“ erhalten hatte.

In den Golf von Salo laufen die Dampfer nämlich ein, wenden um und fahren dann wieder aus, wodurch, selbst bei sonst ruhigem Wetter, ein lebhafter Wellengang entsteht. In der Mitte des Golfes wurde nun eine Tonne verankert. Auf dieser Tonne stand, aus Ebenholz geschnitzt, Otto Erich, das Gesicht aus irgendeiner weißen Masse, in Pelerine und Schlapphut, auf der Nase einen naturalistischen schwarzen Kneifer. Da das Wasser des Golfs gerade an dieser Stelle, wie gesagt, recht belebt ist, so versinkt Otto Erich von Zeit zu Zeit in die Tiefe, um nach einer Weile seehundsgleich wieder aufzutauchen, während das Wasser von seinen Huträndern herniedertrieft. Der Poseidon des Gardasees!...

Als ich diese Schilderung soweit vernommen hatte und meiner Sinne wieder mächtig war, wurde ich von einem wahren Lachkrampf befallen. Ich sah nämlich ganz deutlich das Gesicht vor mir, das Otto Erich gemacht hätte, hätte er sich selbst so inmitten des Gardasees auf seiner Tonne stehen sehen. Sie wissen ja: er liebte Witze und konnte selbst so herzhaft lachen.

Na, aber was sagen Sie nun zu Otto Erichs Denkmal?

Heil und Sieg!
Ihre
Ellen Birr-Hartleben.

Ich sage gar nichts. Oder allenfalls: es geht doch nichts über einen guten Geschmack! Aber das schmunzelnde Gesicht unseres Otto Erich Hartleben hätte ich selbst für mein Leben gern sehen mögen...

Dr. Werner Peter Larsen

Altgermanische Dichtung

Vor der unter Einfluß der Kirche und des antiken Buchwesens ins Leben gerufenen Literatur liegt eine nach Stoff und Form eigenartige, heimische, nur mündlich gepflegte Dichtung, die als geschlossene Masse nirgends überliefert ist, sondern nur in Splittern, Absenkern und Ausläufern der aus christlicher Zeit stammenden Literaturen vorliegt. Deutsche, englische und nordische Zeugnisse lassen die altgermanische Dichtung der vorliterarischen Zeit wenigstens in ihren Umrissen erkennen. Nach dem Vorgang Wilhelm Wackernagels haben die Lehrbücher der deutschen Literaturgeschichte schon lange im Eingangsteil die Zeugnisse zusammengestellt, die sich auf die vorgeschichtliche Zeit, auf die

Vorstufen der Literatur beziehen. Heusler hat den im Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, 439ff. veröffentlichten knappen Umriß der altgermanischen Dichtung zu einer selbständigen ausführlichen und möglichst gleichmäßigen Darstellung ausgearbeitet, die diese für alle germanischen Völker und besonders für die Deutschen so wichtige Kunst aufleben läßt. (Andreas Heusler, Die altgermanische Dichtung im Handbuch der Literaturwissenschaft, herausg. von Oskar Walzel; Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1924, 200 S.) Das Abzeichen aller hierher gehöriger Denkmäler ist der Stabreim, der seit Beginn der eigentlich germanischen Sprache ihre gesamte Dichtung beherrschte. „Der germanische Stabreim ist kein lose angehängter Schmuck wie die Silbenreime: er trägt und stützt recht eigentlich den rhythmischen Bogen. Nur Wurzelsilben in Hebung bringen ihn zur Geltung, und die nach dem Satzton gewichtigeren Hebungssilben darf er nicht übergehen: die stabenden Silben sollen sich als Gipfel emporwölben." Der germanische Vers ist fast unerschöpflich in den Füllungsformen, im Wechsel betonter und unbetonter Silben. Der Kurzvers bestand aus zwei Haupthebungen, den Stabträgern, die in reizvollem Wechsel von nebentonigen oder unbetonten Silben umgeben waren. Zwei durch den Stabreim miteinander verbundene Kurzverse bilden die stabreimende Langzeile für Sprech- und Gesangsvortrag. Der Gesang war durch die Harfe begleitet; da fürs frühe Mittelalter akkordische Griffe unmöglich sind, können wir uns keine Vorstellung vom Verhältnis des Sängers zur ein- und gleichstimmigen Harfenweise machen. Niedere und höhere Gattungen lassen sich unterscheiden. Zur ersten Gruppe ist die Ritual-, Zauber-, Spruch- und Merkdichtung zu rechnen, der sich noch die Kleinlyrik der Gelegenheitsverse gesellt. Aus dem Althochdeutschen gehören die Merseburger Zaubersprüche hierher; der Tagesgruß der erwachten Walküre in der Edda ist ein schönes Beispiel des Gebetes an überirdische Wesen. Für die andern Gattungen gewähren die englischen und nordischen Quellen Belege. Für diese Kleindichtung ist kein Berufsdichter anzunehmen, wenn schon Priester, Rechtssprecher und Hofdichter sich daran beteiligten; in der Mehrzahl liegen hier Erfindungen aus dem Stegreif vor, woran alle Volksgenossen mitzuwirken imstand waren. Für die spätere Zeit sind die höheren Gattungen, das Preislied und das Erzähllied, wichtiger, zumal letzteres, weil es die Heldensage übermittelte und somit Überlieferung von der altgermanischen Zeit bis zur Gegenwart aufrecht hält. Ihr Urheber ist der Hofdichter der Wanderungszeit, der uns zuerst bei den Goten im 4. Jahrhundert begegnet. Bei den Westgermanen hieß er Skop, bei den Nordleuten Skald. Er gehört zum Gefolge des Herrn, ist „Königs Degen", er trägt seine Gedichte in der fürstlichen Halle beim abendlichen Gelage vor. Den Skop und seine Tätigkeit schildern sehr anschaulich die englischen Zeugnisse. Die nordische Skaldenkunst entwickelt im Stil und Versbau neue Formen des Preisliedes, wahrscheinlich unter Einwirkung fremder irischer Vorbilder. Neben dem Preislied, das die Taten des Herrn aufzählt und rühmt, steht das erzählende Sagenlied, das bei allen Germanen von Helden, bei den Nordleuten auch von Göttern berichtet. Das Hildebrandslied ist das deutsche Beispiel dafür. An Schätzung stand das Preislied dem Heldenlied in der alten Zeit gleich. Aber die Wirkung auf die Nachwelt war beim Heldenlied, dank seinen mehr zeitlosen Stoffen, viel stärker. Das Heldenlied ist ein Gedicht von 80 bis 200 Langzeilen, vorbedacht und auswendig gelernt, für den Einzelvortrag bestimmt, ohne ausgesprochene Beziehung auf die Gegenwart. Sein Inhalt ist eine Geschichte aus der Vergangenheit, sparsam mit Auftritten und Menschen. Die Darstellung verläuft episch-dramatisch: kurze erzählende Verse, z. B. im Hildebrandslied, umrahmen und unterbrechen die Reden, die umfangreicher sind als die schildernden Verse am Anfang und Ende. Das Hildebrandslied ist ein einzelner Auftritt mit vielgliedrigem Zwiegespräch, das die Vorgeschichte, soweit sie zum Verständnis notwendig ist, im Rückblick aufrollt. Zwischen dem Preislied und dem Heldenlied besteht kein unmittelbarer Zusammenhang, wennschon ge-

schichtliche Ereignisse, der Untergang der Burgunden in der Hunnenschlacht bei Worms 437 und Attilas Tod 453, in der Nibelunge Not wiederkehren. Von den Goten wanderte das Heldenlied zu den deutschen und nordischen Stämmen, im 6. Jahrhundert war es gemeingermanisch geworden. Wenn Scherer in seiner Literaturgeschichte das 6. Jahrhundert als die erste Blütezeit deutscher Dichtung bezeichnete, so wäre darunter das mündlich vorgetragene und wandernde Heldenlied zu verstehen. Die Gestalten im Lied sind stehend: der junge Held, der alte treue Waffenmeister, der Gewaltherr, sein listiger Rat; dazu zwei Frauen, die jungfräuliche Geliebte und die Mutter. Das germanische Heldentum beruht nicht auf roher Kraft, sondern auf adliger Gesinnung, Mut, Stolz, Treue. Märchenhaft wirken Siegfrieds Jugendtaten und Beowulfs Trollenkämpfe; meist aber sind menschliche Verwicklungen, Fehden und Friedensbrüche unter Gesippen und Gefolgsleuten der Hauptgegenstand. Die Frau wird umworben, woraus Kämpfe unter den Werbern erwachsen können; als Rächerin übt sie ihre gewichtigste Rolle. Weitab steht der einfache Ernst des Heldenliedes von den bunten Abenteuern des Ritterromans. Erst im mittelhochdeutschen Epos sind diese zwei ursprünglich getrennten Welten teilweise zusammengeflossen. Der Ritter zieht auf Abenteuer aus, um holde Frauen zu gewinnen; der germanische Recke erleidet das Schicksal und bewährt sich darin, wie er es trägt. Die Sprache und Darstellung im Lied ist klar und durchsichtig. Eine eigne Entwicklung nahm das nordische Götterlied, das in den verschiedensten Abstufungen vorliegt. Vom germanischen Heldenlied eröffnet sich ein Ausblick aufs mittelalterliche Epos. Lange Zeit glaubte man an ein altgermanisches Epos, an gotische, deutsche, englische „Volksepen". Lachmann erklärte das Nibelungenlied aus einer Aufreihung von zwanzig angeblichen, formal wie inhaltlich unmöglichen Einzelliedern. Heute urteilen wir ganz anders. Lied und Epos unterscheiden sich nicht durch ihren Inhalt, sondern durch Stil und Darstellung. Ein Lied kann zum Epos aufgeschwellt werden, wie ein Vergleich zwischen den Brünhild- und Attilaliedern der Edda, die das Ursprüngliche darbieten, mit dem mhd. Epos unmittelbar lehrt. Nach dem Vorbild lateinischer antiker und christlicher Epen erwuchs um 700 das geistliche Stabreimgedicht der Engländer, das im sächsischen Heliand einen Ausläufer hat, und gegen Mitte des 8. Jahrhunderts der Beowulf. Das sind Literaturwerke, als Gattung ungermanisch, in der Form aus der stabreimenden Liedkunst entfaltet. In Deutschland kam kein weltliches Stabreimepos zustand, nur ein lateinisches Epos im Stile Vergils nach einem Walterlied im 10. Jahrhundert. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, nachdem mit Alexander und Roland der französische Versroman eingezogen war, griffen Spielleute, Volkssänger, aus dem mündlichen Hort der Überlieferung einige Lieder auf, um sie zu langen Epen für den höfischen Geschmack umzubilden. Seit dem 9. Jahrhundert waren die Stabreimlieder in endreimende umgesetzt worden, was ohne erhebliche Eingriffe möglich war. In dieser Gestalt lebten die Schöpfungen der germanischen Hofdichter unter den mittelalterlichen Spielleuten fort, auf diesem Weg verwandelten sich nach und nach die alten Lieder von Brünhild und Attila zu den Vorlagen des mhd. Gedichts von der Nibelunge Not!

Andreas Heusler besitzt die seltene Gabe, streng wissenschaftliche Forschung zu gemeinverständlicher Darstellung zusammenzufassen. So ist es ihm gelungen, ein anschauliches und erschöpfendes Bild altgermanischer Dichtung zu entwerfen, eine hochwichtige Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Über das Verhältnis von Lied und Epos, von mündlicher Dichtung und Literatur verdanken wir ihm reiche Belehrung. Dadurch wird die Geschichte der deutschen Heldensage für uns lebendig, indem wir die verlorenen Grundlagen der mhd. Epen in ihrer ursprünglichen Eigenart und im Zusammenhang mit der gesamten dazu gehörigen Überlieferung klar erkennen. Die Sage von Siegfried und den Nibelungen hat sich im Laufe der germanischen, altdeutschen und neudeutschen Zeit in den Formen des Liedes, des Epos und des Dramas ausgeprägt. Die Wandlungen, die der Stoff

dabei erfuhr, genau zu verfolgen, ist reizvoll und lehrreich, die Grundzüge der Entwicklung heben sich deutlich heraus, aus früherer romantischer Verschwommenheit sind wir heute zur richtigen Auffassung und Einsicht gelangt. Unter den vielen wertvollen Beiträgen des Handbuchs für Literaturwissenschaft steht der Heuslers obenan, weil er Neuland gewonnen hat und aus versprengten Trümmern eine versunkene Welt wiederaufbaut, in der wir uns bald heimisch fühlen. Für die altgermanische Zeit bedürfen wir aber heute des sicheren und zuverlässigen Führers mehr denn je, da auf diesem Gebiet mit Vorliebe Unberufene sich tummeln und Trug- und Schattenbilder aufstellen, die vor der auf wirkliche Tatsachen fußenden Wissenschaft nicht standhalten. Prof. Dr. Wolfgang Golther

Vom Wesen der Novelle

Die jetzt vorliegenden zwanzig Bändchen der rasch bekannt gewordenen Bücherei „Die Falken-Reihe" (zeitgenössische Erzähler) gestatten schon ein gewisses Urteil. Beim Vergleich mit den schnell emporgeschossenen Novellenreihen von Art der Mosaik-Bändchen lassen sie eine bemerkenswerte Festigkeit in der Grundtendenz erkennen. Ohne Zweifel darf man die Absicht der Deutschen Verlags-Anstalt als gelungen bezeichnen. Neuzeitliche Novellenkunst lebender Erzähler von Bedeutung in gleichbleibender Höhe zu pflegen und somit einen Querschnitt durch die moderne deutsche Novellenschöpfung zu geben. Neben bekannten Namen — Peter Dörfler, Lulu von Strauß und Torney, Seidel, Flake, Albrecht Schaeffer, Thomas Mann, Hans Franck — treten weniger bekannte auf den Plan, die ihr Können hier vor breiter Öffentlichkeit zu erweisen haben: Grete Auer, Axel Lübbe, Martin Borrmann, Wilhelm Lehmann, H. E. Jacob und Ernst Weiß.

Klar schälen sich aus diesen mannigfaltigen Spielarten die beiden Hauptstränge des Gesamtgerüstes heraus: die chronistische, rein epische und stetig fortschreitende und die auf einem Anfangsgeschehnis, einem Kardinalproblem fußende psychologische Novelle.

Es zeigt sich auch bei der Falkenbücherei die Übersteigerung nach der psychologischen Seite hin. Die Abwegigkeit in die toten Gefilde der artistischen Novellen ist nicht vermieden. Dekadenz und jene zwar subtile, aber schließlich müßige und unwahre Kunst der Halbmüden und Halbstarken hat sich mehr und mehr eingeschlichen und feiert in Ernst Weiß' „Hodin" (das Werden eines sadistischen und emanzipierten Muttermörders) Orgien.

Die Sucht, in die Abgründe der Seele hinabzusteigen und durch Tiefe — Stagnation! — zu ersetzen, was der Handlung an epischer Breite und stetem Fluß abgeht, führt die Autoren in ihrem hitzigen Affekt-Ehrgeiz und Manie in das Irrland der bloßen seelischen Studie, auch wenn sie so stark gerät wie in Axel Lübbes „Ein preußischer Offizier". Ein Musterbeispiel hierfür ist Hans Siemsens „Geschichte meines Bruders". Auch Ponten, der meteorisch aufging und den man ja wohl den stärksten deutschen Novellisten der Moderne nennt, ist dieser Sucht — geistiger Überheblichkeit als Erbteil des Expressionismus — nicht völlig entgangen, wenn schon seine Grundakkorde, die Schürzung und Lösung des Knotens und das Besondere des Vorganges ihn als geborenen Meister der Novelle erweisen.

Es wird viel und meist in den Wind geklügelt und gefaselt über die Unmöglichkeit, in der Novelle jene beiden Elemente zu vereinen. Seit Tiecks Novellen-Dogma (Goethe löste die Aufgabe mit göttlichem Instinkt) scheint der Dämon in der Brust eben nur auf seelisch-reflexivem Wege erfolgreich beschwörbar. Es wird bestritten, daß nicht auch Handlung sei, was um dieses Grundmotiv herum innerlich vorgeht. Und doch hat Kleist mit seiner finsteren, gebirgisch getürmten Novelle den Beweis seit vier Menschenaltern erbracht, daß die Novelle ein Ganzes ist, etwa nach dem goldenen Schnitt — wie jede organische Schöpfung —, aus den unlöslich vermengten Doppelbestandteilen des Seelischen und Chronistischen geformt. Daß er bisher nicht wieder erreicht ist — auch in der Anekdote nicht, die Wilhelm Schäfer zu einem Edelgewächs novellistisch hochgezüchtet hat —, beweist noch nicht, daß es hier um einen Sonderfall geht.

In Summa: diese beste Novellenbücherei der Nachkriegszeit vermag in ihrer Gesamtheit den mehr betrüblichen als peinlichen Eindruck nicht zu beseitigen, daß hier eine zwar subtile und in der Problemstellung sehr beachtliche Kunst aufmarschiert ist, die aber ihren Nährboden — bis etwa auf Dörflers urstarke Dorf- und Älplergeschichte „Regina und Maug“ und Pontens „Gletscher“, Grete Auers olympisch heitere, echt novellenhafte „Seele der Imperia“ und Hans Francks „Südseeinsel“ — auf dem Sumpfland der Großstadt und ihrer kränkelnden Menschengewächse sieht, besonders schmerzlich spürbar in Albrecht Schaeffers „Gitter“, während sein „Fidelio“ sich dem Ton der großen Novelle nähert. Auch der ausgezeichnete Heinr. Wolfgang Seidel besteht hier mit Ehren.

Wir buchen also in der Entwicklung der deutschen Novelle wohl starke Könner und eine erfreuliche Schar von geborenen Novellisten; aber sie alle — von Hauptmann bis Schaeffer —, an dem feinen Keller gemessen, schrumpfen zusammen. Es fehlt ihnen jene blutwarme herrliche Saftigkeit und Vollmenschlichkeit, die aus der wunderbaren Durchdringung völlig erfaßten Lebens mit heiterer Ruhe und adelig-einfachem Stile allen Zeitaltern, Geschlechtern und Lebensaltern Gültiges zu sagen weiß. Keller und Kleist bleiben bewundert, geliebt, wenn die Ponten, Lehmann, Jacob und Weiß längst Schall und Rauch sind.

Wir ersehnen den großen Novellisten, der vollmenschlich wieder ohne Wägen und Abgrenzen einfach zufaßt und das Göttergeschenk mit unbefangener Gestaltungskraft darreicht.

Hans Schoenfeld

Tschechisiertes Deutsch

Da die deutsche Sprache in Tschechien sich nicht so rasch und leicht, wie man sich's in Prag dachte, ausrotten läßt, haben die tschechischen Schulbehörden beschlossen, vorerst wenigstens die tschechische Rechtschreibung für die deutsche Sprache in den Schulen einzuführen, und zwar zum 1. April. Einige Proben davon zu veröffentlichen, war die „Budweiser Zeitung“ in der Lage:

1.

Muzi ten, muzi ten oum stetele naus
unt du mayn sac, blaypst hir,
ven y kom, ven y kom, ven y viderum kom,
kéry ayn, mayn sac, bay dir. Folkslit.

2.

Ybr alen vipfeln ist ru,
in alen cvaygen spyrest du
kaynen houch.
Di féglayn slafen im valde.
Varte nur, varte nur, balde,
balde sléfst du ouch. (Gête.)

D.

Stahlhelm und Jungdo

die beiden großen vaterländisch gesinnten Verbände, sind aneinandergeraten. Der Führer der „Jungdeutschen“, Artur Mahraun, schreibt in seinem Blatt (9. Juli): „Die Magdeburger Stahlhelmleitung hat in ihrer Wochenzeitung ‚Der Stahlhelm‘ ohne jede vorherige Ankündigung und ohne den Versuch einer Fühlungnahme dem Jungdeutschen Orden den Fehdehandschuh hingeworfen. In flachen Artikeln und höhnischen Scherzen, die den wesentlichsten Teil der Zeitung ausfüllen, nimmt sie den Kampf gegen den Jungdeutschen Orden auf. Da aber das beiderseitige Endziel dieser großen Gemeinschaften deutscher Männer in seinen wesentlichen Punkten dasselbe ist, nämlich die Wiedererstarkung und Wiedergeburt von Vaterland und Volkstum, muß der vom Zaun gebrochene Kampf als Bruderkrieg bezeichnet werden. Ein großer Teil der Presse hat den Kampf weitergetragen. Bei Tagungen des Stahlhelmbundes wurde die Kampfnummer der Stahlhelmzeitung mit der großen Verleumdung ‚Frontwechsel im Jungdo‘ in Massen verteilt. Die Stahlhelmleitung fährt also fort, über den Jungdeutschen Orden eine Meinung zu verbreiten, welche der Wahrheit über jungdeutsches Wollen widerspricht. Weder die Leitung des Jungdeutschen Ordens noch die Anhänger der jungdeutschen Bewegung an sich denken an einen Frontwechel. ... Wir betrachten die politische Aktion der Stahlhelmleitung als den größten und treulosesten Überfall, der jemals in der Geschichte der nationalen Bewegung unserer Zeit vorgekom-

men ist. Wir sind innerlich entrüstet über den Mangel an Frontgeist und Ritterlichkeit, der in der Verhöhnung unseres besten Wollens und ehrlichen Strebens besteht ..."

Wir stehen in der vaterländischen Grundgesinnung beiden Verbänden freundlich nahe. Daß ein solcher Zusammenstoß in solcher Zeit überhaupt möglich ist — fast unglaublich dünkt es uns, wenn es nicht so „echt deutsch" wäre! Auf den Anlaß zu diesem Zwist gehen wir gar nicht ein; er ist uns völlig gleichgültig. Aber es wäre einmal grundsätzlich zu erwägen, ob diese Überfülle von Organisationen das Vaterland wirklich retten. Auch der völkische Gedanke scheint uns nachgerade überorganisiert.

Es sind uns mehrfach, und zwar von gut deutscher Seite, Bedenken gegen diese ganze Vereinsseuche zugegangen. Einige haben wir veröffentlicht (vgl. Veit-Rehhof, Ein Mahnwort an die vaterländische Bewegung, Türmer, Januar 1925). Wir sagen es hier voraus: wenn dieser Oberflächenbetrieb, der allen Wert auf das Organisieren und also Mechanisieren legt (wenn er auch von Vertiefung redet) so weiter geht, so ist in wenigen Jahren die vaterländische Bewegung ruiniert. Diese ewigen Tagungen und Fahnenweihen nebst Begleiterscheinungen sind keine Reichsbeseelung, sind überhaupt nicht Beseelung, nicht Verinnerlichung, nicht stille Sammlung der Kräfte, sondern die genaue Fortsetzung dessen, was der Todfeind der Seele ist: der organisierten Vermassung.

Es wird in rechtsgerichteten Kreisen oft scharf geschimpft über die „Verjudung des Theaters" — aber kein Finger regt sich, dem verseuchten Theaterwesen eine bessere nationale Bühne gegenüberzustellen und unterdrückte deutsche Dichter daselbst durchzusetzen zum Heile der Nation. Man schilt immer wieder, daß etwa Eberhard König (auch von uns hochgeschätzt) nicht durchdringt, z.B. soeben wieder in E. Heyds „Fortunatus"; man empfindet den früh gestorbenen Emil Gött, Gustav Renner, Erler, Burte, Geucke u. a. als vernachlässigt, weil „die Juden" sie nicht aufkommen lassen. Was Teufels tut denn ihr für die Belange der deutschen Gemüts- und Geisteskräfte?! Umfassen eure Organisationen nicht Hunderttausende deutscher Menschen? Müßten in diesem Festspielsommer nicht ganze Scharen von Jungdeutschen und Stahlhelmleuten in das Harzer Bergtheater oder nach Bayreuth strömen? Der Arbeitsausschuß des Harzer Bergtheaters plant nach und nach auf jener einzigartigen Bühne vernachlässigte Dichter wie die oben genannten durchzusetzen: was tut ihr nationalen Hunderttausend-Verbände, um solche Kulturaufgaben durchführen zu helfen?

Julius Havemann sagt in Heyds oben genanntem „Fortunatus" (Blätter für das Studententum, Lahr, Schauenburg) mit Recht: „Dem deutschen Michel soll man die Namen seiner vernachlässigten Besten in die Ohren gellen an allen Ecken und Enden. Natürlich, er hat keine Zeit, sich mit Dichtern zu beschäftigen, er sitzt am Skattisch! Er wird über die Juden wütend loslegen. Man wird ihm entgegnen: Die Juden sind vortreffliche Menschen, nimm sie zu Vorbildern, wirke tätig und unermüdlich für dein Blut, für deinen Geist, deine Dichter, wie sie für ihr Blut, ihren Geist, ihre Dichter unermüdlich wirken! Er wird — vielleicht nicht widerstehen können, wenn man ihn ‚organisiert' und ihm ein Ehrenamt innerhalb der Organisation anbietet, denn auf so was ist er wild" ...

Wir brechen ab, werden aber auf den sehr ernsten Gegenstand zurückkommen.

Der Beginn der Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater

Mit großem Erfolg haben die Festspiele zu Friedrich Lienhards sechzigstem Geburtstag im Bergtheater bei Thale im Harz begonnen, und sie sollen bis 31. August täglich fortgeführt werden. Die Lesergemeinde des Türmers ist ja vor allem dazu berufen, sich zum Träger dieser so wertvollen Kultursache zu machen und die große aufgewandte Mühe durch Tat und Werbung zu lohnen. Man kann sich in diesen Ferien keine schönere Erholung denken als durch den Besuch dieser Spiele, welche Natur und Kunst zu Wirkungen neuer Art verbinden, die man bei den ein-

fachen Hilfsmitteln kaum erwarten sollte. Die Aufführung des „Gottfried von Straßburg" in der Bühnenbearbeitung von Erich Pabst ist ein seltenes Erlebnis an Poesie und Leidenschaft, wie es in früheren Aufführungen an Innenbühnen wohl niemals erzielt wurde. Die herrliche Landschaft, die den Rahmen der Bühne bildet, gibt Sammlung und Ruhe über den Wogen der tiefen Gedanken und Gefühle, die man an den einfachen Mitteln der Shakespearebühne unmittelbarer mitschaffend erlebt, als man denken sollte. „Heinrich von Ofterdingen" und „König Arthur" sind bereits ebenfalls mit großer Wirkung aufgeführt. Goethes „Iphigenie", Lienhards „Wieland der Schmied", Shakespeares „Mittsommernachtstraum", Kleists „Herrmannsschlacht", Lienhards „Münchhausen" werden bald folgen. Die Spielleitung von Dr. Ernst Wachler und Erich Pabst weiß die Möglichkeiten der Naturbühne geschickt auszuschöpfen. Ausgezeichnete Schauspielkräfte aus ganz Deutschland bilden eine Truppe von seltener Begabung und Hingebung an die reizvollen Aufgaben. Der „Gottfried" Lothar Müthels vom Deutschen Theater in Berlin erweckte mit einer Kunst, die an Kainz erinnert, hohe Begeisterung. Hans Halden von der Volksbühne Berlin schuf einen Diethelm und einen Burkhardt von meisterhafter Vollendung. Walter Brandt vom Deutschen Theater Berlin verkörperte den Johannes und den König Arthur mit eindrucksvollem Wort und Spiel. Hans Mühlhofer, vormals am Staatstheater Berlin, gab einen leidenschaftlichen Ofterdingen und Merlin, Hans Karl Müller von den Münchener Kammerspielen entzückte durch die Lyrik seines Walter von der Vogelweide und die Geschmeidigkeit seines Mordred. Liliane Müller vom Schauspielhaus Frankfurt a. M. wurde der Rolle Marias mit gretchenhafter Anmut und feinem Spiel gerecht, Käthe Hausa schuf eine Gotelinde und eine Ginevra von ausdrucksvollem Spiel. Wie viele, die sich nicht nennen lassen, boten auch in kleineren Rollen Bestes und Hervorragendes!

Das Harzer Bergtheater ist auf gutem Wege, für das Wortdrama eine Art naturhaften Bayreuths zu werden, das an Inhalt und Form für die dramatische Kunst der Gegenwart befruchtend sein kann. Mögen doch alle, die es irgend können, von diesen Leistungen Kenntnis nehmen und ihre Freunde darauf hinweisen. Gehört es doch zu den Pflichten einer Lesergemeinde hoher Art, sich für kulturelle Dinge tätig einzusetzen, damit in der Ergänzung aller in Betracht kommenden Strömungen der deutschen Kunst eine Erneuerung werde, deren sie von innen heraus bedarf!

Priv.-Doz. Dr. Barthel

Die Lienhard-Festspiele

im Bergtheater bei Thale im Harz haben mit einer glänzenden Darstellung des „Heinrich von Ofterdingen" am Sonnabend, den 11. Juli, glücklich begonnen. Die Oberleitung liegt in den Händen des Gründers des Harzer Bergtheaters; Darsteller und Spielleiter sind hervorragend; die szenische Einrichtung besorgt voll feinsten Verständnisses für die Besonderheit der Freilichtbühne Prof. Morawe; und Musikdirektor Bornschein schrieb eine Ouvertüre, die er mit der Kapelle von Halberstadt selber zur Aufführung brachte. Gespielt wird täglich bis Ende August. Die von Dürre herausgegebene reichillustrierte Festschrift (mit Beiträgen von Barthel, Bülow, Deetjen, Francé, Hartmann, Hotzel, Menge, Seeliger, Schmiedel, Schmitt, Wehrung, Wiemann, Wirth u. a.) enthält auch den genauen Spielplan.

Allen Türmerlesern, die zum Gelingen des Ganzen beigetragen haben, nochmals herzlichsten Dank!

Der Arbeitsausschuß

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Sabinerin (Studie) Eberhard Ege



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

27. Jahrg. | September 1925 | Heft 12

Es ist die arme Ewigkeit
Nur eine grenzenlose Zeit.
Ich strebe einem lieben Du,
Nicht einem weiten, uferlosen Meere zu.
Hab' ich dies Du gefunden,
So ist mir Zeit und Ewigkeit,
So bin ich selbst mir selbst entschwunden.
Doch danke ich dem Sturm das Land,
Der Zeit dank' ich die Ewigkeit,
Der Ewigkeit in alle Zeit,
Daß ich die ew'ge Liebe fand.

Lagarde

Das Meer als Träger des Germanentums

Von Ewald Banse

Zwischen alles feste Land der Erde, mag es den graugrünen Tropen oder den rotgelben Subtropen, dem saftiggrünen gemäßigten oder dem weißen arktischen Gürtel angehören — mitten in alles Land drängt sich das blaue Zwischenreich der See. Die See trennt nahe Völker und verbindet ferne. Sie ist bitterster Feind der untüchtigen Rassen, Freund aber aller Unternehmenden, Kraftvollen, Erfinderischen.

So minderwertigen Menschen wie den Tibbu der Sahara, den Schwarzen Australiens oder den Buschmännern Südafrikas ist es gelungen, selbst ein so schwieriges Elendland wie die Wüste zu bezwingen, ja zur Heimat zu machen. Aber man hat nie gehört, daß Angehörige der farbigen Rassen das Weltmeer durchquert hätten. Sogar der durch einhundertunddreißig Breitegrade ausgedehnte Landwall Amerikas, der allen Strömungen des Meeres und der Luft sowie der heutigen Handelslinien quer im Wege liegt — dieses größte aller Verkehrhemmnisse, wenn man so sagen darf, ist von seinen braunen Bewohnern nicht auf dem Seewege, sondern von Asien her über die schmale Beringstraße besiedelt worden. Die Chinesen und Inder, die Ägypter und Araber, schon vor vielen Jahrtausenden der Schiffahrt kundig, haben stets nur Teilmeere befahren. Sie blieben immer Sklaven der See und sind niemals zu weltumspannender Meerbeherrschung aufgestiegen. Diese Erscheinung tritt in besonders grelles Licht, wenn man erwägt, daß die Chinesen schon früh die Weg weisende Kraft der Magnetnadel erkannt, daß sie aber nichts damit anzufangen gewußt haben. Entdeckung und Auswertung des Kompasses, eine der Großtaten des menschlichen Geistes, blieb der nordischen oder germanischen Rasse vorbehalten — und darin liegt alles Geheimnis heutiger Seegeltung einbeschlossen.

Es gibt keine Rasse, die so eng an das Meer gebunden ist wie die nordische. Die Landform, innerhalb deren sie in ihrer reinsten Ausprägung auftritt — blaublonde Langschädel von allergrößtem Unternehmungdrang — ist die Küste. Um die Ufer der ganzen Nordsee und auch um die Gestade der südlichen und mittleren Ostsee schlingt sich das nordisch-germanische Rassebands. Es entsendet in die Hinterländer Ausläufer, die dorthin immer schmaler und lockerer werden, indem sie in flußreichen Ebenen in stärkerem, in Gebirgen in schwächerem Ausmaße andere Rassen überschichten.

Eigentlicher Schauplatz des Lebens dieser Küstenrasse ist seit Jahrtausenden das Meer. Der Mann verbringt sein Dasein auf Schiffplanken. Die Frau, nun ja, sie verbleibt zumeist an Land, aber ihre Gedanken kreisen auf dem blaugrünen Gewoge da draußen, wo der Ernährer Segel refft und Netze auswirft. Alles Sinnen und Trachten dreht sich um die See. Ihre Art spiegelt die weite Fläche, die lockend und dräuend, ewig veränderlich und doch stets die gleiche daliegt, Märchentraum wechselnder Farbspiele und unversieglicher Markt nüchternster Geschäftlichkeit in einem. Denn die See ist das einzige auf Erden, das jedem etwas zu sagen hat, dem Träumer so gut wie dem Rechner, dem Abenteurer wie dem Bürger, jedem was er sucht und was er — findet.

So sind die geräumigen, doch nicht übermäßig weiten Wasserflächen der Nord- und Ostsee Heimat und Tummelplatz des Germanentums schon in frühester Zeit ge-

wesen. Sie vermittelten den Verkehr zwischen Bohuslän und Ost-Engeland, zwischen Burgunderholm und Frieslanda. Das gleiche Haus, das mächtige Reetdach tief über die Ohren gezogen, erhob sich hier wie dort, die gleiche Sprache stellte sich hier wie dort dem Wogenprall entgegen, die gleichen Drachenschiffe, aus mächtigen Bohlen gezimmert, Schnitzwerk an den Steven und Rundschilde an der Reeling, liefen von all diesen Küsten aus, auf der Doggerbank den Hering zu fischen oder bei den Lofoten den Kabeljau. Und heute noch, nachdem seit vielen Jahrhunderten das alte Rassebanb unter neueren Volksgemeinschaften der einzelnen Küstenstriche mit ihren Hinterländern verschüttet ward, heute noch fühlt sich der englische Matrose im Hamburger Hafen oder der Holländer in Bergen oder aber eine Schiffsmannschaft aus Briten und Norwegern, Schweden und Dänen achterm dütschen Mast nicht unter fremdem Volke. Grade in dem nordischen Seemannswesen, zumal auf Segelschiffen, tönt in unsern Tagen mehr als anderswo das alte germanische Gemeinschaftgefühl noch einmal laut auf.

Nord- und Ostsee übten aber nicht nur zusammenhaltende Kraft, sondern strahlten auch weitreichende Wirkungen aus. Von ihren Flußmündungen stießen, wenn mit steigender Sonne die Zeugungluft in Natur und Mensch erwachte, die bemannten Ruderschiffe auf den Strömen tief in die Binnenländer hinein. Gewiß, man raubte dort auch — was schadete das? Wer Hab und Gut nicht verteidigen kann, ist des Besitzes nicht wert. Aber man trieb nebenbei, wohl ohne es zu wissen, Rassepolitik, denn viel edles Nordsohnblut blieb in Wald- und Ackerland hängen und verbesserte die weniger werte Rasse. Wie mancher blonde Langschädel in Thüringen, Bayern oder Polen mag auf einen jener alten Seehelden zurückgehen. Die Flußfahrten drangen ja fabelhaft weit ins Innere der Länder hinein, am meisten in Rußland, dessen Stromnetz bis zum Schwarzen Meer befahren wurde. Konstantinopel erlag mehr als einmal Nordmännern, die solchen Weges nach Südland gekommen waren, und selbst der Name „Rußland“ geht auf einen ihrer Führer zurück.

Es ist natürlich, daß das Meer selber die Anwohner der Nord- und Ostsee in noch größere Fernen trug. Insbesondere zeichneten sich die Normannen aus, auf deren Booten aber auch andere Seegermanen fuhren. Früh schon segelten sie hoch ins Eismeer hinauf, bis nach Sibirien und Spitzbergen, dem Walfang und der Pelzjagd obzuliegen. Im neunten Jahrhundert entdeckten und besiedelten sie Island, nicht viel später Grönland und Nordamerika. Das Auftauchen rein nordischer Gesichter mit kühner Adlernase unter den nördlichen Indianern führt großenteils auf altnormännische Blutmischung zurück. Nach der andern Seite beschifften die Wikinger auch die südlichen Meere, drangen bis an die Küsten von Guinea vor und gründeten das Normannenreich auf Sizilien, wo in erster Linie ihrer Tatkraft die Abwehr der Sarazenen von Italien zu danken ist. Auch wenig später erwies das Mittelmeer den Germanen wertvolle Hilfleistung, indem es die fast rein germanischen Kreuzritterheere ins Heilige Land führte. Während der weite Landweg über die Balkanhalbinsel die reisigen Scharen durch Hitze, Kampf und Krankheit nahezu auslöschte, trug die See sie in leiblicher Vollständigkeit ans Ziel.

Nord- und Ostsee aber blieben auch fernerhin Keimzelle des Germanentums. Der staatliche Schwerpunkt mag sich an ihren Küsten verschieben — die graue Doppelsee



behauptet sich als Bühne nordischen Geschickes und als Herz seiner Völker. Je weiter diese sich von ihr entfernen, um so matter wird der Pulsschlag, während die Anrainer des Meeres stets tätige und fortschreitende Völker bleiben.

Gleich zu Beginn des Hochmittelalters, zur selben Zeit wo im Mittelmeer unter langobardisch durchbluteter Führung (unter Führung also von Menschen, die von der nordfriesischen Küste ausgingen) der italienische Levantehandel seinen glänzenden Aufschwung nahm — vom elften und zwölften Jahrhundert an fortschreitend setzte sich die Bevölkerung der deutschen Küsten an die Spitze der germanischen Seevolkgemeinde. Die Hansa bedeutete in der Tat eine ganze Reihe von Menschenaltern hindurch nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Zusammenfassung dieses Küstenraumes. Genau so wie der Hauptbestandteil des heutigen englischen Volkes, die Angeln und Sachsen, von unserer Waterkant ausgegangen sind, genau so wurde von dort aus durch die Hansa der Wirtschaftgeist des Briten großgezogen. Wer die alten Fachwerkgiebelhäuser stillerer englischer Städte gesehen und mit den verblüffend ähnlichen Niedersachsens verglichen hat, der weiß, daß derselbe Mensch und derselbe Sinn hier wie dort atmen. Und wer gar zu Bergen in dem helldunklen Holzhausviertel der Deutschen Brücke gestanden hat, dem sitzt unauslöschlich tief im Herzen, was Hansengeist für die Verklammerung der germanischen Brudervölker, einzig vermöge der See, getan hat.

Im Jahrhundert des Barocks, als die hansische Stärke schon bedeutend nachgelassen hatte, wurde die einigende Kraft des Meeres noch einmal, und zwar jetzt von Norden her, zu benutzen versucht. Gustav Adolf baute auf der Beherrschung der Ostsee seinen Plan der Errichtung eines großen Germanenreiches auf, scheiterte aber, weil die schwedische Volkzahl in gar zu ungünstigem Verhältnis zu der deutschen stand.

Wenig später verschob sich der Schwerpunkt der germanischen Keimzelle Nord- und Ostsee weiter gen Abend, an den Kanal. In den Niederlanden, der Heimstatt jenes bis heute vorbildlichen, von Germanen erfundenen Deichbaus und der Moorkultur, war in den letzten Jahrhunderten das erste Industriegebiet des Abendlandes erwachsen, woran sich weitspannender Handel schloß und woraus sich das Bedürfnis nach Besitznahme von überseeischen Rohstoffgebieten ergab. So erwuchs im siebzehnten Jahrhundert die niederländische See- und Kolonialmacht, welche Indien und Nordamerika sowie die Wasserwege dorthin im Grunde schon genau so ansah wie wir das heute tun.

Doch ähnlich wie Schweden dem volkreicheren Deutschland auf die Dauer nicht gewachsen war, vermochte das kleine Holland mit dem stärkeren England nicht zu buhlen. Nach einer Reihe von Seeschlachten, in denen germanische Admirale allerersten Ranges sich maßen und in denen der Tüchtige dem Zäheren schließlich doch erlag, strichen die Generalstaaten die Flagge. Damit aber stand die See, ja das Weltmeer einem germanischen Volke offen. Jeder, der den Aufstieg Englands zur Weltmacht auch nur flüchtig verfolgt hat, weiß, was das bedeutete. Denn es war ja nicht die See allein, sondern die Fülle jener Gaben, die dieser Begriff in sich schließt: alle Küsten der Erde, jede Hafenstadt mit gröhlenden Matrosenkneipen und harrenden Kontoren, jede Faktorei unter nickenden Palmen an sonngebadetem Korallenstrande,

auch die Fischgründe sämtlicher Meere, ob es sich um Kabeljau handelte oder Wal, um Robbe oder Perlmuschel. Wo es dem Briten in weißem Anzug und Lackhut gefiel, konnte er Kolonien gründen. Wer mochte ihm widerstehen? Ein zwanzigjähriger Jüngling in schnittigem Reitdreß und mit drei Soldaten genügte, eine Million Farbiger im Zaume zu halten. Denn im Hintergrund, man sah über der Kimme schon die Spieren, lag überall die Fregatte, und die hieß-rauchende Breitseiten, Tod und Zerstörung. War man brav, d. h. arbeitete man und lieferte Rohstoffe — hei, dann gab's blauen Kattun und blinkende Perlen und Feuerwasser.

Wir bedauern, daß wir das unsagbare Glück, die Länder der Erde zu unterwerfen, nicht in der ersten Reihe mitmachen konnten. Nicht daß wir bei dem Tanz völlig gefehlt hätten, ganz und gar nicht, unter den Kolonialoffizieren und Schiffsführern, unter den Entdeckern und Händlern Englands verbirgt sich eine überraschend große Schar Deutscher. Die haben schon ihre Lust dabei gehabt. Doch daß es nicht in unserm Namen geschah, sondern in Englands — das ist ewig, ewig schade.

Wäre nicht das schnelle Zupacken der Vettern gekommen, 1914, und unsere eigene Unvorsichtigkeit — wir waren auf dem besten Wege, sie zu überholen, und sehr wohl möglich hätten wir heute schon die größte Kriegs- und Handelsflotte wie den stattlichsten Handel gehabt. Der Schwerpunkt in unserer germanischen Keimzelle Nord-Ostsee war im Begriff, in die Mitte dieses Lebensraumes zu gleiten. Nur Aufgebot der ganzen Welt (unter germanischer Führung) hat ihn für diesmal noch am Kanal festgehalten. —

Wahrlich, die Germanen sind die einzige Rasse, welche die See sich untertan gemacht hat. Sie allein haben die Mittel erfunden, mit denen der Mensch zum Herrn dieser trügerischen Naturkraft sich aufschwingen konnte. Die Segeltakelung mit mehreren Masten und Raaen, in ihrem stolzen Aufbau deutliches Zeichen gotischen Geistes, ebenso wie das mit dem Schiffe fest verbundene, aber drehbare Steuerruder, der Kompaß und das Feinwerkzeug zur Beobachtung von Breite und Länge sind nordische Erfindungen — und ihre Anwendung erst ermöglichte die große Fahrt. Der Ersatz der immerhin unzuverlässigen Windkraft durch die Dampfmaschine, schließlich auch durch den Ölmotor, wodurch die Küsten der Meere wesentlich näher aneinander gerückt wurden — jedes Kind weiß, daß dies alles nordischen Gehirnen entsprungen ist. Und welche Völker sind es in erster Linie gewesen, die dem Schiffer genaue Küstenkarten und Segelanweisungen, in einhundertjährigem Mühen und mit ungeheurem Kostenaufwand schufen? Die Engländer und die Deutschen.

Es ist ungeheuer, die Bedeutung des Meeres für das Germanentum zu durchdenken. Da sind die großen Forschungreisen. Ihre Träger sind in der Hauptsache mehr oder weniger rassereine Germanen. Die beiden Entdecker Amerikas, der Normanne Thorfinn Karlsevne und der langobardische Norditaliener Christoph Kolumbus tragen nordische Züge. Marco Polo aus Venedig, also auch aus langobardischem Gebiet, der erste Besucher Ostasiens, und James Cook, der Erforscher der australischen Ostküste und zahlreicher Südsee-Inseln, waren reine Norden. Und die Schiffsreisen, die zur wissenschaftlichen Untersuchung der Meere ausgesandt wurden, gingen ausschließlich von germanischen Völkern aus. Von den großen Seekabeln gilt das gleiche. Zum ersten Mal im Laufe der Menschheitgeschichte wurde durch ihre Nachrichtenübermittlung die Erdkugel zur Kleinheit der Erbse zusammengedrückt.

Weltschiffahrt und Welthandel sind von Germanen zur heutigen Ausdehnung ge-

bracht worden. Schon in den Anfängen der spanischen und portugiesischen Zeit, um 1500 also, tritt deutlich das nordische Element unter den Führern der Südländer hervor. Die Lusiaden, die dichterische Schilderung der Entdeckungfahrt Vascos nach Indien, sind ein Heldensang auf Wikingertum, das dort im Süden aus altem Westgotenblut noch einmal aufglühte. Ja, die portugiesische Seefahrerschule der damaligen Zeit, die so bedeutendes für die Entwicklung der Nautik leistete, stand unter dem deutschen Patrizier Martin Behaim. Immerhin handelte es sich bei diesen Südeuropäern nur um einzelne Führerpersönlichkeiten nordischer Art. Nach deren baldigem Aussterben machten Weltschiffahrt und Welthandel zwei Jahrhunderte lang so gut wie gar keine Fortschritte. Erst als mit England ein ganzes germanisches Volk auf den Plan trat, setzte eine Entwicklung ein, die schneller und immer schneller die nutzbaren Gegenden der Erde aufspürte, zusammenschloß und ausnutzte. Den Engländern gesellten sich die Franzosen, von denen in weitaus überwiegender Menge die Bewohner der nördlichen, nordischrassigen Landesteile in die Kolonien hinausziehen, dann die Deutschen, Skandinavier und Amerikaner — alles germanische Völker.

Mit der wirtschaftlichen Ausbreitung der Nordrasse gingen ihre Kolonialgründungen und ihre Auswanderung Hand in Hand. Wer anders als Germanen haben Nordamerika und Australien, Südafrika und Grönland besiedelt? Gegenden, die vorher fast menschenleer waren, von deren ungeheuren Naturschätzen die paar farbigen Ureinwohner nichts ahnten und mit denen sie nichts anzufangen wußten. Der Weg zu diesen Räumen ging über See — und ob es verzückte Pilgertrupps waren, die in der Mayflower mit Weib, Kind und Gebetbuch den Golfstrom kreuzten, oder harte Buern, die den schwarzen Stepsel peitschten, ob Goldgräber, die in Kalifornien buddelten, Squatters, die ihre Schafherden zu Tausenden von Köpfen verdursten sahen, ob verschickte Sträflinge oder einzelne Abenteurer, die farbige Eingeborenenreiche stürzten und neue Staaten gründeten — der ganze Fries dieser wechselvollen und bunten Gestalten tritt aus dem Getriebe der Welt hervor, gleichwie jene unendlich verschlungenen Tiergewinde altnordischer Holzbildnereien, wie das wechselreiche Maßwerk gotischer Dome oder wie das krause Geranke Raabescher Gedankenwerkstatt. Welche Rasse, welche Völker könnten sich damit messen!

So atmen Kolonialgründung und Imperialismus rein germanischen Geist, denn nur er bringt die dazu notwendige Summe an Unternehmunglust auf. Wenn heute ein farbiges Volk, wie die Japaner, Ähnliches macht, so ahmt es nur nach, und was bei uns drängender Ausfluß unserer ganzen Natur ist, dürfte sich dort in Zukunft als Übersteigerung einer einzigen Seite ihrer Art erweisen, worauf der Rückschlag nicht ausbleiben wird.

So steht die See vor uns als der große Spiegel und Hauptschauplatz des Germanentums. Keine Rasse trägt wie die unsere die Spuren dieser Beziehung, keine ferner hat es wie sie verstanden, die See als Mittel zur Beherrschung der anderen auszunutzen. Auch das deutsche Volk ist aufs engste an die See geknüpft. Zeiten der Stärke waren immer Zeiten der Anlehnung an die See — und wenn es nur, wie zur Stauferzeit, das Mittelmeer war. Die Küstenländer von Nord- und Ostsee sind die Grundlinie von Volk und Reich. Dort haust unser wertigster Rassebestandteil in

größter Zahl, dort liegen die Hauptquellen unseres Wirtschaftlebens, dort leuchten die Fenster und ragen die Tore, die uns Blick und Weg in die Welt hinaus weisen — in die Welt und zu neuem Aufstieg.

Nachwort. Der geschätzte Geograph betont hier nur die eine Seite des Germanentums: wir vergessen darüber nicht das Waldvolk und seine Wanderungen, die er ja selber in seinen „Sonnensöhnen“ geschildert hat. D. T.

Meeresrauschen

Von Christian Schmitt

Hergewälzt in breitem Bogen
Muß die Flut am Strand sich brechen.
Aus den schaumgekrönten Wogen
Eine Stimme hör' ich sprechen:
„Abertausend Wolken wandern,
Abertausend Ströme reisen,
Und den einen wie den andern
Ist geboten, mich zu speisen.
Aber was die Lüfte regnen,
Was von Bergen rinnt hernieder,
Neu das weite Land zu segnen,
Reicher gab ich alles wieder.
Nicht ein Tropfen geht verloren,
Jeder soll sich in mir klären
Und voll Freude, jung geboren,
Freude draußen jung gebären.
Menschlein, gleiche du dem Wasser!
Ehre Gott und seine Größe!
Fühle vor dem Weltumfasser
Deine Kleinheit, deine Blöße!
Denn im Fluß ein machtlos Teilchen,
Stäubchen nur im Nebelspiele
Bist du; für ein kurzes Weilchen
Läufst du mit und stehst am Ziele.
Doch verzage nicht und wirke
Fort nach innersten Gesetzen
Auch im engsten Pflichtbezirke,
Den dir keiner darf verletzen!
Zu dem Urquell alles Lebens
Laß im Lauf dich ziehn und treiben,
Daß Befruchter deines Strebens
Seiner Kräfte Schoß kann bleiben!“

Wolfgang

Das Jahr eines Jünglings

Roman von Hans Heinrich Ehrler

(Schluß)

Merkwürdig, Vater schrieb zum erstenmal von Heimweh. Da es Frühling werde. Die Mutter konnte lang nichts sagen, als sie das las. Wolfgang dachte: Noch nie hat er davon geschrieben, beinah ein Jahr lang. Uns zu lieb, um uns nicht weh zu tun... Und, wie ein Gewicht muß das Gelübde auf ihm liegen, das die Heimkunft verwehrt.

Ins Tagebuch schrieb Wolfgang: Dann bin ich ihm zu Ehren hinausgegangen. Vorgestern hat es noch geschneit; der Schnee ist weg, vom Wind lau abgenommen. Die Erde sieht aufgedeckt aus. Die Bäume stehen nackt, an den Stauden klirrt altes Laub. Aber alles bebt leis, wie unter einem Saum. Eine Birke schleiert schon; ob ich es sehe oder nur meine? Und von einem Strauch breche ich eine braune Knospe, die ein kleines grünes Nest in sich kaum mehr bergen kann. Im Tal liegen Streifen Äcker grün, licht — lichtgrün, hervorgeschwebt zwischen den braunen Gewänden. Man heißt es die Farbe der Hoffnung. Von einem kahlen Apfelbaum zwitschert ein Vogel, wie wenn man etwas Feines anreibt. Ein süßer, feiner Schrecken und ist schon wieder verschwunden. Und von da und dort perlt es von lustvollen Lauten, und schwarze, graue, gelbe, rote Bäuchlein schwingen sich in dem kahlen Gezweig. Lebendig und gespritzt, schon mit aller voreiligen Lust der Versippung und Nestschaft geladen. Ich werfe Ihnen Krumen meines Kriegsbrotes hin.

Eine weiße Wolke geht droben. Ich gehe in ihrem Schatten und alles draußen rings um den Schatten glänzt noch heller. West und Ost kann sie wohl sehen? Ich habe sie beauftragt, so licht zu glänzen, daß Ihr fühlt, sie kam von der Heimat. Ich laufe wie in ein Bad in die Luft hinein; und an einer Wiese finde ich Schlüsselblumen. Die will ich dem Vater schicken und dem Ernst Moritz ... Wenn jeder Soldat draußen an einem gleichen Morgen einen solchen Strauß aus der Heimat bekäme.

Oh, es wird Frühling! Vermögt ihr, Menschen in den Höhlen und bei den Geschützen, noch zu spüren, was ein früher Morgen im Frühling ist? Wenn man hinausläuft ins Bad frischer Winde, in eine Entdeckungsreise voll Fünden fröhlicher Kräfte, verführt und sprossend erneuert? Schmeckt ihr Märzluft, trinken eure Augen Glanz, lockt euch der eifrige Flug des Rauchs, wollen eure Füße nicht marschieren, aber anders als in den Kolonnen des Todes, hinein ins blaue Ungefähr? Ist euch der Berg eine von der gütigen Erde emporgeworfene Wölbung, welche euch hinaufträgt zur herrlichen Schau, und das Tal eine milde Senke der Rast?

Nur an eurer Statt darf ich den ungeheuren Zauber spüren und sehen, herausgeführt für euch. Eure Augen sind meine Augen. Ernst Moritz, Vater! Ein verwunschener Tausch.

In der Morgensonne, abseits, steht ein Haus, wie eine noch schlafende Schale. Birgt sie Freude, birgt sie Schmerz? Der sehr kunstreich geschnittene Ziergarten muß viele Rosen bringen. Da tritt eine schöne, schwarz gekleidete Dame heraus und schaut übers Land.

Professor Haller nahm eine Kriegswaise zu sich, ein Mädchen, dessen Vater gefallen und dessen Mutter daraufhin gestorben war. Das Kind wurde eine Spielgefährtin Annemaries, es war sehr bleich und fein zierhaften Wesens. Den Apfel hielt es beim Essen mit den drei Fingerspitzen, nicht mit der Hand und stellte sich dazu abseits.

Benedikta war der seltsame Name für ein Wesen, das alles verloren hatte und gleichsam wie etwas kostbar Übriggelassenes dastand. Sie zeichnete und brachte täglich kleine Blätter mit.

Ihr Vater, ein Holzschnitzer, war bei der Reiterei gewesen. Professor Haller sagte, die Zeichnungen seien vielleicht die rührendsten naiven Kunstdokumente des Krieges.

Der neue Vater hatte Benedikta gefragt, was sie für Kleider tragen wolle. Sie sagte blaue, kornblumenblaue, und kam fortan in diese Farbe gekleidet.

In der Karwoche beschloß Wolfgang zu schweigen, und das Haus wurde mit ihm still. Sogar die Geschwister zogen ihre Gassenschuhe in der Diele aus, wenn sie heimkamen; sie wurden ehrfürchtig vor etwas Großem und Erhabenem, das in den Stuben waltete. Mit einer auserwählten Rücksicht diente man sich. Das Menschenwesen trat aus der gedämpften Ruhe ernster und würdiger hervor. Die Augen hatten schönere Antwort auf ein schönes Wort, vom Mund verschwiegen. Zartgefühl pflegte die Gebärden.

Und immer war in diesen Tagen der Vater da. Man wunderte sich schier, daß ein Brief von ihm kam, der dann auf dem Tisch lag, als hätte er das Papier hingelegt. Der Brief erzählte von einem Landwehrmann, welchen in der Ruhe ein Schuß traf. Neben dem Toten lag aufgeschlagen die Bibel mit dem letzten Kapitel Mose, da der Herr dem Führer Israels vom Berg Nebo das Land Kanaan zeigte und sagte: „Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen."

Wolfgang stellte ein Kreuz auf seinen Nachttisch und lernte die fromme Betrachtung.

In das Tagebuch schrieb er in der Nacht zum Karfreitag: Das Werkzeug des Todes ist als heilig gesprochenes Sinnbild über die Menschenwelt emporgerichtet. Gott ist um der Menschen willen, und zum Menschen geworden, daran gestorben. Ein Leichnam leuchtet durch die Jahrhunderte.

Begreife ich in dieser Stunde zum erstenmal das Testament? Wie eine vom Himmel heruntergereichte Niederschrift. Meine Hände zittern es auf dem Tisch haltend.

Welch ein Gesicht geschieht vor mir; das Wesen der Unendlichkeit beugt sich begrenzend herab in einen erdgeformten Leib, um alles mit uns zu sein und zu teilen, wie wir Flüchtigen zu kommen und zu vergehen! In unser einem hat sich der Ewige befristet eingebunden als des Menschen Sohn, und der Unsterbliche ist gestorben gleich uns, ärger als jeder von uns.

Wie fasse ich die Macht der evangelischen Erzählung, die Fülle ihrer Wirkung! Tod, Herr der letzten Gewalt, um durch dein finstres Tor zu gehen, zeigte sich die helle Spur eines vorangehenden Gottes.

Die Welt ist vollgeronnen von dem Licht aus der Geschichte von Golgatha, die

zum erstenmal groß verkündete, daß sich ein Sterben aus Liebe begeben habe und als Opfer im neuen Sinn einer geheimen Gemeinschaft der Menschheit. „Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet, so sollen wir uns auch untereinander lieben."

Knie beugen sich und Augen erheben sich ... in dieser Zeit, da das milde Reich jener Botschaft wieder weit entrückt und die friedliche Kirche ihrer Gebote über uns zerbrochen scheinen, da der Tod aus seinen Kammern stieg und die Welt in ungeheuren Metzgergriffen durcheinanderstürzt. Als wahnsinnig gewordener Alleinherrscher, wie wenn er nie gebändigt, nie versöhnt worden wäre.

Millionen sterben draußen, und Abermillionen töten. In Ost und West ist die Erde aufgewühlt, und die tausend Kilometer der Fronten hin sitzt der Tod auf den Gräbern, jedem Soldaten als Gast und Geselle, allen Männern der Völker beigelagerter Schatten.

Und daheim kriecht er in alle Gassen und alle Kammern. Die ganze Welt riecht nach ihm. In aller Zeit zusammen war nicht soviel Tod.

Meine Gedanken wanken. Ich lese: „Eli, Eli, lama asabthani! Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Du am Kreuz mußtest beten. Was darf ich tun in meinem schaurig überfüllten Herzen?

Der uns den Fürtod schenkte, verlasse uns nicht!

Wieder schrieb er ein: Hat es ein Geschlecht der Menschengeschichte in seinem Wesen so schwer gehabt, als ein Siebzehnjähriger im vierten Jahr dieses Krieges?

Und wieder lagen Mutters Hände von hinten auf seinem Kopf. Ihr Mund frug: „Wer hat es je so groß und würdig gehabt?"

Auch Professor Haller half andern Tags im Gespräch. Wolfgang zeigte in einer Zeitschrift auf ein Bild. Darauf war ein Walfisch dargestellt aus der Südsee, von Schwertwalen überfallen. Gräulich gepeinigt flog das Riesentier in die Luft, indes ein Schwarm der kleineren Feinde mitfliegend ihm die Schwarte zerfetzte.

Der Lehrer sagte: „Richte du, warum Kampf ist in der Schöpfung! Du kennst den Sinn nicht."

Der Schüler schauderte und beugte sich. Wie von den Worten ergriffen, sprach der andere wieder:

„Es muß ein Halm über den anderen trachten, daß wir es Feld nennen, ein Baum den andern unter sich drängen, daß wir es Wald heißen. Eine Blüte die benachbarte Schwester verkümmern, daß wir sagen: Es ist Frühling!

Und jeder Halm, jeder Baum, jede Blume, die auf den verdorbenen das Licht erobert, tut es mit einem eingeborenen, seligen Recht, wir sehen sie und sagen darum: Es ist die Herrlichkeit Gottes!

Wir sind nicht ausgenommen von diesem einmal bestimmten Spiel der Kraft; und kein Wille, kein Traum lösen uns von den Elementen unserer Herkunft.

Das Evangelium unseres Herzens muß sich mit dem Gesetz der Dinge versöhnen. Auch sein heller Gesandter selber ging durch dessen dunkles Tor. Feindschaft tötete ihn, der die Liebe brachte.

So gewagt es sich ausspricht, wir wissen, daß auch diese beispielloseste aller Feindschaften der Welt beispiellose Liebe bringen wird."

„Ist es vielleicht der Sinn des Menschen, daß er jenseits des Streites an die Liebe glaube?" frug Wolfgang.

„Das allein unterscheidet ihn."

Am Ostersonntag in der Frühe sang die Mutter mit den Kindern das Auferstehungslied. Sie hatte seit Weihnachten nicht gesungen.

Nach der Kirche legte im Garten der Osterhas; Kordelia und Benedikta waren dabei. In Vaters Ecke, wo immer noch dessen letzte Fußstapfen im Sand erhalten waren, hatte Wolfgang für Mutter das Nest bereitet.

Nach der Bescherung kam Benedikta auf ihn zu und gab ihm ein Päckchen.

„Das möchte ich dir schenken!"

Es waren ihre Zeichnungen darin.

Am Osterdienstag erlebte er in der Stadt ein Spiel, das merkwürdig über hundert Jahre her verirrt schien. Aus der Post fuhr langsam, ganz langsam, mit einem Gaul bespannt, einer der gelben Paketwagen. Vorn oben auf saß ein Postillon und — blies sein Horn. Glänzend rein und tragend. Über die ganze Straße legte sich eine plötzliche Feier, bis der gelbe Wagen langsam um die Ecke gefahren war und langsam, langsam das Lied nachzog:

Im schönsten Wiesengrunde ...

Wolfgang dachte an die Geigerin Cäcilia. Die Menschen waren alle vor dem Lied des Hornes hold erschrocken und verstummt, als wäre der Friede unter sie getreten.

Von Ernst Moritz kam schön in Farbenschrift geschrieben ein Blatt:

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Arbeit und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben, denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Ernst Moritz Arndt.

Von dem Schreiber war hinzugefügt: Und wenn ich darum sterbe und nicht in seiner Erde begraben liege, dann ist es ganz meine Heimat und mein Vaterland.

Nach längerer Zeit traf Wolfgang wieder einmal den Tiroler Franz Schweigel. Der umarmte den Jüngling mitten auf der Gasse mit seinen Armstümpfen, lupfte ihn schwenkend in die Höhe, kreiselte und sang Jodler. Alles Volk blieb um das Freudenschauspiel stehn. Nachdem Wolfgang wieder abgestellt war, erhob der Entzückte feierlich seine Stimme gegen die Neugierigen: „Solch anan Buam habt Ihr allesamt no koin gsehn!"

Wolfgang schlüpfte davon, aber als der Tiroler nachher heimkam, saß er schon mit einem Päcklein Tabak in dessen Stube.

Die Mutter schrieb dem Vater:

Bitte komm! Ich wage Dir das zu schreiben, denn auch wir haben Heimweh. Ein Versprechen darf nicht der Natur widerstehen. Wir sprechen Dich davon frei, ich, Wolfgang, Gottfried, Annemarie, und das ich unter dem Herzen trage, das noch keinen Namen hat.

Das Haus, der Garten, Deine Stube, Dein Klavier, Deine Bücher, Dein Schreibtisch, Deine Schublade, das Werk ... alles ruft Dich.

Ihr liegt ja jetzt ruhig, da tust Du keine Sünde am Vaterland, wenn Du Urlaub nimmst.

Komm, komm, gleich! Mir ist, dann bleibe uns etwas Schweres erspart.

Annemarie holte Strauß um Strauß, den Vater zu empfangen, Gottfried malte ein „Willkommen" in Schwarz-Weiß-Rot. Das Haus wartete und horchte.

Annemarie wechselte die Sträuße und frug einmal dabei: „Warum sind Blumen so schön?"

Jedes riet, aber keines fand, was die Kleine meinte. Die mußte es schließlich selber sagen: „Weil man beim Anschauen schon heimlich Angst hat, daß sie welken."

Auf Mutters Schreibtisch fand Wolfgang ein Gedicht des Vaters:

Der Brunnen meines Blutes rauscht
In der stillen Nacht.
Ich bin an Dir, Du ferne Liebe,
Auf einmal erwacht.

Es liegt ein toter Kamerad
Im Schatten dort.
Noch läuft von seiner Hand ein Brief
In die Heimat fort.

Er schrieb ihn, wie an Dich da schreibt
Jetzt meine Hand
Im Schein des Mondes, der gestern
Wie heute am Himmel stand.

O halte dieses Blatt ans Herz
Und berge es gut!
Mein Blut rauscht drinnen, wenn morgen
Auch seine Welle ruht.

Es war ein ganz heller Maimorgen und da lag dieses Gedicht in der Frühsonne, mit den wunderlich dunklen Worten, von einem unheimlichen Boten durch die Nacht hergetragen. Wolfgang wagte nicht, es zweimal zu lesen. Als er, vor etwas fliehend, zur Türe hinausging, sah er durch die andere Türe Frau Berta in die Stube treten und rasch das Blatt wegnehmen. Aber draußen konnte er die Verse auswendig von seinem Mund sprechen hören.

Am andern Tag, als er von der Schule kam, gab ihm der Postbote im Garten ein Telegramm. Als das Papier sich in seinen Handteller legte, trat die Sonne aus einer Wolke und erhellte das Haus.

Eine unsichtbare Hand griff nach ihm und schob ihn hinein. Das Telegramm verschwand in seiner Tasche. Aber drinnen am Tisch saß die Mutter und weinte. Annemarie und Gottfried hockten wie zwei dazu hingeworfene Vögel ihr zu Füßen. Durch das Fenster sah man auf die Gartentüre.

Wolfgang nahm von hinten der Weinenden Kopf in beide Hände und legte den Mund auf ihren Scheitel. Nach langer Weile richtete Frau Berta sich auf, sah wieder die Kinder, nahm jedes in ihre Arme und küßte es.

„Glaubt ihr, daß Vater tot ist?" frug ihr erstes Wort.

Wolfgang antwortete: „Nein, er ist nur gestorben."

Dann sagte die Mutter: „Wir wollen für seine Seele beten."

Als sie das Telegramm gelesen hatten, kam Kordelia mit ihrer Mutter. Diese frug: „Was schreibt der Vater?"

Da schluchzten Annemarie und Gottfried. Der Schmerz stürzte in die Herzen aller hinein.

Nachher sah Wolfgang draußen vor dem Garten Fritz Merk stehen und ging zu ihm hinaus. Der Freund sagte: „Ich weiß, daß dein Vater gefallen ist und wollte in deiner Nähe sein."

Zum Essen stellte die Mutter Vaters Teller auf den Tisch zu Häupten an seinen Platz. Sie trug das geblümte Kleid wie am Tag des Abschieds. Das Haus war geweiht.

Als später auch Professor Haller kam, empfing ihn Frau Berta mit den Worten: „Jetzt sind Sie sein Nachfolger."

„Sein Geist sei mit mir!" antwortete der so ernst Begrüßte.

Die Mutter erhielt einen Brief, schön wie noch keine Witwe ihn erhalten haben kann:

„Man sollte keinem Trauernden Worte sagen; und ich weiß, Sie haben die Kraft, still zu verwinden. Aber vielleicht schreibe ich diese Zeilen mehr um meinetwillen, daß dem feierlichen Gefühl, das mich in dieser Stunde Ihres Schmerzes bewegt, eine Stimme werde.

Welche Vorstellung könnte ergreifen gleich der des Gedankens daran, wie viele Frauen und Mädchen ringshin Tag für Tag vereinsamen? Führte eine Hand die Gebliebenen aus den weiten deutschen Landen zusammen, ließe sich eine große Stadt um ihre Leidschar bauen. So viele geschreckte Herzen greift der Tod des Krieges aus den geborgenen Nestern der Liebe heraus, stellt sie plötzlich verarmt nnd entwärmt hin, beschnitten um die Hälfte ihres Seins und entleert im Quell ihres Lebens.

Sehe ich eine schwarze Gestalt vorübergehen, so sehe ich jene alle, und schreibe ich Ihnen, der Edelsten, tue ich's einer jeden von den Hunderttausenden. Vielleicht findet sich darin auch der Weg eines Trostes aus dem ungeheuren Geschehen.

Stirbt sonst ein Geliebtes vom Geliebten weg, dann spüren wir einen grausam blinden Schlag, der sinnlos ein zusammengewachsenes Menschenpaar auseinanderspellt. Wir geraten in Zweifel an der Ordnung der unbegriffenen Heimsuchungen und haften mit unserem verlegenen Mitleid an der im Irrsal zurückgelassenen Gestalt.

Doch in diesen Tagen ist das Sterben draußen im Felde eine brüderliche Handlung

der Männer geworden; und sehen Sie, wie Sie daheim jetzt eine Schwester der Schwestern wurden, die sterben lassen müssen?

Dies Teil dünkt mich schwerer als jenes; neigen wir uns vor den Helden, so wollen wir uns vor den Heldinnen tief beugen. Denn deren Schmerz trägt wie keiner den Namen Opfer.

Ich weiß, Sie edles Vorbild der Trauernden haben inzwischen in Ihrem Herzen auch schon hingegeben, was Ihnen genommen wurde. Je teurer der seltene Mann war, desto würdiger trägt Ihre Hand den Verlust zum Altar. Wenn Frauen solcher Art aus dem Mädchentum treten, erschafft ihnen die Liebe eine junge, umgebaute Welt der Kraft und Gegenwart; dies froh in Ihr Fleisch und Blut gewachsene Geschenk mußten Sie jetzt aus dem Erdreich der Sinne und Säfte heben, um es in den entkörperten Garten der Erinnerung überzupflanzen.

Von selber erwies sich an Ihrem Wesen das Merkmal des erhöhten Erlebnisses. Sieh, da sind Tod und Trennung nicht mehr Geschick des Menschen, sondern der Gemeinde. Wie uns die fallenden Streiter einer als Bild des anderen erscheinen, ungeschieden, feldgrau geschichtet, gleichsam als Garben einer Ernte hingesichelt, so kommt auch Ihr Leidtragenden aus Euren Türen zu einer ernsten Prozession hervor, in einem Kleid, in einem Schleier, in einer Klage.

O manchen mag es nicht leicht sein! Die, eingemuschelt in ein kleines Glück, nur ein Ich und Du für den Ring der Welt hielten, werden sich erst durch den Flor vieler Tränen zu der Erkenntnis klären, daß der Preis ihrer Schmerzen sich in höheres Gut wandelte, daß aus dem Saft ihres gehinderten Reifes der ernste, dunkel steigende Baum des Vaterlandes überwuchs.

Sie aber wissen, es sei etwas wie ein religiöser Vorgang an Ihnen geschehen und erweitere das Widerfährnis in bedeutungsvolle Kreise?

Wenn das bald der Verarmung ausgelieferte Deutschland seines kostbaren verbliebenen Besitzes gedenken will, wird es Eurer gedenken, der deutschen Witwen und Bräute, die um sein Heil das liebste Eigentum scheinbar vergeblich verloren. Ihr vordem eingeschränkte Schaffnerinnen eines häuslichen Herdes werdet Ehrenbürgerinnen des Reiches sein und dem Orden seines geheimen, vornehmsten Kreuzes angehören. Ihr tragt schon jetzt den Frieden und bringt ihn in Eurer abgestillten Schönheit hinüber über die Schwelle der Schrecken. Wenn fortan unter uns Güte waltet, so fühlen wir, sie wirke aus Euch, die mit dem Gürtel verklärter Liebe angetan, durch die Gassen der Städte und Dörfer gehen. Wie viel Quellen milden Lichtes werden das überallhin sein?

Ihr seid Gestalten, reif und leicht genug, in die Sage von dem großen Krieg der Deutschen gegen die Völker der Erde einzugehen? Ihr Frauen aber im dunklen Kleid dürft die Bilder der Legenden sein, die unsere Enkel darin eingeflochten finden werden.

Sie wissen nicht, wo der Gefallene begraben ruht. Irgendwo in Flandern ... Ich glaube, schon wurde auch das Ihnen schön. Denn das Grauen blieb Ihren Augen fern. Lassen Sie ihn, irgendwo in Flandern ... Singt das Wort nicht? West der Leib im fremden Todesgarten der Kameraden, der Geliebte ist aufgelöst in das leidensgroße Schicksal, unter das wir uns demütig hinwerfen müssen.

So wie ich mich vor Ihnen tief verehrend demütige ..."

Wolfgang durfte den Brief lesen. Die Mutter frug seine Augen. Es war die Schrift des Unbekannten. Der Name stand nicht darunter.

Vierzehn Tage bevor er fiel, hatte der Vater gebeten, man solle ihm die Symphonien von Beethoven für Klavier schicken. Wolfgang hatte die Noten gepackt und zur Post getragen.

Jetzt schrieb der Hauptmann von der Stunde des Todes einen Brief: „Der Regimentskommandeur hat auf der halben Höhe im Wald einen wohnlichen Unterstand, der sogar ein Klavier birgt. Der Professor spielte uns dort oft vor. War man unten in den Gräben, hörte man das Spiel manchmal bei gutem Wind in der Nacht herabkommen. Auch bei den Franzosen wurde es dann ganz still. Der Krieg schien rings aus der Welt gefallen und geschwunden zu sein; nur selten grollte ein Geschütz über der Musik aus dem Land Irgendwo.

Einmal flog auch, von einer Schleuder geworfen, ein grüner Waldstrauß vom Feind herüber mit einer Widmung an den Spieler.

Nie in der Welt wurden die Namen unserer deutschen großen Tondichter so genannt, als wenn auf dem fremden, welschen Boden ein merkwürdig Kundiger unter den Horchenden entdeckte: Mozart ... Bach ... Haydn ... Wir hörten die Rufe.

Inständig freute sich unser geheimer Wohltäter darauf, daß er die Symphonien Beethovens erhalte.

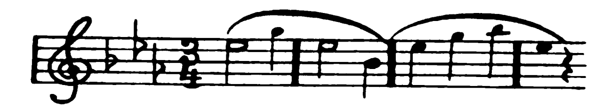
Da kam eines Abends, der Mond war im leicht bewölkten Himmel aufgestiegen, von oben herunter die ... Eroica ...

Ich hatte mich schon im voraus, wie von einem Zauber gezogen, an den Waldrand hinaufgemacht, der, wunderlich erhellt, zum feierlichen Raum des Spieles wurde. Die Hütte lag nicht mehr weit; ich ging, mich willkommen wissend, darauf zu. Die Türe stand offen, drinnen brannten zwei Kerzen. Am Klavier saß jedoch nicht der Professor, sondern einer unserer Unteroffiziere, daheim ein Maler. Er spielte weiter, als ich eintrat. In der Ecke, vom Licht kaum beschienen, stand der Major mit dem Arzt und zeigte auf den Schragen, dort lag der Professor tot.

Ich blieb am Türpfosten stehen, bis das Spiel ausging. Dann erfuhr ich, daß den Heraufsteigenden im Laufgraben ein Geschoßsplitter getroffen habe. Der ihn begleitende Unteroffizier brachte schon eine Leiche mit und fand auf dem Klavier die vormittags eingetroffenen Noten. Die Eroica war über den Tasten aufgeschlagen."

Das schrieb der Hauptmann, der Mann mit der Narbe und den kargen Worten. Wie ein Dichter schrieb er es.

An diesem Abend, als man beisammen saß, ging Professor Haller aus der Wohnstube und man hörte daneben das Klavier beginnen:



Auch Kordelia und ihre Mutter waren da.

Der Vater hatte seinen Kindern kurze Briefe hinterlassen. Gottfried las den Satz: „Du wirst einmal sagen: Mein Vater starb im großen Krieg."

Annemarie las: „Wie sollst Du werden? Sieh Deine Mutter an!"

Wolfgang las: „Dir sind sie anvertraut."

Als Schätze trugen sie die Testamente fort.

Einen vierten Brief legte die Mutter verschlossen beiseite.

Professor Haller hielt in der Aula des Gymnasiums dem Toten die Gedenkrede. Er knüpfte an die Worte, welche Ernst Moritz auf dem Bahnhof zum ausziehenden Lehrer gesagt hatte. Dieser sei einer von den Menschen, die nur mit ihrem Leib fortgehen, deren Geist aber unter uns bleibt.

Zuletzt sagte der Sprecher: „Vielleicht starb er auch um euretwillen, auf daß ihr, seiner Augen gedenkend, des Geistes werdet."

Von Ernst Moritzens Mutter spät heimgehend, sah er durch eine Vorhangspalte in eine Bar hinein, worin Männer und Mädchen frech schlemmten. Er sagte es Fritz Merk. In der andern Nacht gingen sie zusammen mit einer großen Rolle in das Lokal und tranken einen Tee. Als sie wieder draußen waren, hing an der Wand des Frevels eine dick gemalte Schrift:

Es sterben Brüder um Euch!

In der dritten Nacht war der Raum schier leer.

Wolfgang wollte der Mutter aus Vaters Büchern des Namensahnherr Gespräch „Klara" geben. Das war einst Karoline, der toten Gattin, zu Ehren geschrieben und handelte von der Unsterblichkeit. Als seine Hände die Seiten aufschlugen, schienen diese da und dort von Tropfen durchfeuchtet. Die Mutter las schon in dem Buch?: Dort, wo ebenso das Äußere ganz dem Innern untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Äußersten erliegt, dort muß alles nach seinem inneren Wert und Gehalt sich Verwandte anziehen und nicht in zerstörlicher oder vorübergehender, sondern ewiger und unaufhörlicher Harmonie bleiben.

Kordelia sagte am andern Morgen wieder: „Diese Nacht habe ich aufstehen und für Dich beten müssen."

Die Welt, die Dinge, die Stadt und die Menschen waren verändert, wie wenn er unter verwandeltem Licht in sie träte. Er mußte sie in die Augen feststellen, um an ihr Gebilde zu glauben. Es war ihm alles gleich Zeichen geordnet, deren Sinn noch offenbar werden müsse. Sich selber schien er neu zusammengesetzt und bewegt, wie erfroren und wieder erwärmt, oder wie ein eigener Bruder, den er von einer weiten Reise gekommen zum erstenmal sehe. Nicht verdunkelt, sondern beinahe überhellt stand er im Tag.

Fritz Merk sagte: „Du bist mit deinem Vater gestorben und wiedergekommen. Daher kommt es."

Seltsam fand er auch von der Mutter wieder ein Gedicht, welches gleich Erlebtes aussagte:

Ich wandle aus den Dingen,
Sie sind von mir gelegt.
Mein Fuß tritt nicht die Erde,
Bild ist, was sich bewegt.

Die Häuser und die Bäume,
Die Glocken und das Lied
Sind wie einmal gewesen,
Was man jetzt wiedersieht.

Gewesen in den Zeiten,
Da du mir warst die Zeit.
Sind Spiegel dich zu sehen
Aus deiner Ewigkeit.

Wolfgangs Brief, von Vaters Tod berichtend, mußte bei dem Freund eingetroffen sein, da kam die Nachricht, auch Ernst Moritz sei am Pfingstmorgen gefallen, auf der Grabendeckung kämpfend.

Kordelia hatte es der Mutter mitgeteilt. Frau Berta setzte sich im offenen Fenster dem Sohn gegenüber, nahm seine beiden Hände und sagte nur: „Dein Freund ... Ihr habt es schon vorher gewußt."

Wolfgang weinte nicht, seine Augen gingen zu den Bäumen hinaus, indes sein Mund langsam antwortete: „Ernst Moritz kann nicht tot sein. Auch er ist nur gestorben."

Kordelia und ihre Mutter kamen. Nachher sah Wolfgang draußen vor dem Garten wieder Fritz Merk stehen und ging zu ihm hinaus. Der Freund sagte: „Ich weiß, daß Ernst Moritz gefallen ist, und ich wollte in deiner Nähe sein."

Drinnen setzte sich die Generalin zu ihm und legte seine Hände in ihren Schoß. Wolfgang spürte, jetzt habe er zwei Mütter.

Zwischen seinen Knieen saß Benedikta, immer noch in blauem Kleid. Man hatte ihr kein schwarzes angezogen.

Abends, als Wolfgang sein seit Vaters Tod leer gebliebenes Tagebuch vornahm, entstand auch in ihm zum erstenmal etwas wie ein Vers:

O Vaterland, sie starben dir.
Darf ich jetzt für dich leben?

Professor Haller stellte ihn am andern Tag einem Herrn vor. Es war jener, der ihm bei den Gassenhändeln geholfen hatte, und war der Unbekannte. Der Vorgestellte sagte: „Die guten Willens sind, müssen einander helfen in dieser Zeit."

Daheim in der Wohnstube saßen mit Mutter und ihm befreundete Menschen zusammen. Darunter Professor Haller, Ernst Moritzens Mutter und Kordelia.

Der Raum war nicht groß und schien doch wie ein Saal zu sein. Die Frauen saßen schwarz, aber die Luft war nicht schwer. Die Seelen waren gegeneinander herausgetreten und jedes ehrte die Trauer, die in dem andern war.

Man sprach. Niemand wußte eigentlich, von wessen Mund die gewechselten Worte kamen. Diese wurden ernst und festlich:

„Alle, die wir hier sitzen, hat der Schrecken angesehen."

„Und alle die Gnade."

„Wir sind für das Leid ausersehen."

„Und für die Liebe."

Wolfgang hatte gestern an die Wand ein großes weißes Blatt geheftet und darauf den Spruch eines alten Lateiners geschrieben: „Bonis et mors et vita dulcis".

Es war, als ginge von dem Blatt das Licht aus, welches die in der Stube sitzenden Menschen vertraut erfüllte.

Ernst Moritzens Mutter hatte einen alten adeligen österreichischen Obersten mitgebracht, in Uniform. Als alles schwieg, sagte der bisher Schweigsame: „Ich habe sieben Söhne im Feld verloren."

Niemand antwortete. Die Stube war wie eine tausendjährige Kirche geworden. Dann sagte er wieder: „Ich habe keinen Sohn mehr; mein Ahne war Mundschenk Rudolf von Habsburgs."

Wieder nach einer stummen Weile schloß der Mund des Sprechers: „Und Österreich geht zugrund."

Die Gestalt blieb aufrecht sitzen, ihr Kopf senkte sich nicht.

Mit Kordelia durfte Wolfgang Sonntags auf die Bergkirche. Sie gingen über Sonnenkringel wie auf goldenen Blättern an den Altar vor zu dem Bild Mariä, Josephs und des Kindes. Dort standen sie fromm und Wolfgang sagte: „Vor dem Bild ist Mutter mit Vater getraut worden."

Professor Haller sagte zu Wolfgang, der „Unbekannte" lade ihn zu sich ein.

In dem vornehmen Barockhaus wurde der Besuch durch helle Zimmer, mit vorväterlichem Hausrat ausgestattet, und durch eine Bücherei in eine Stube geführt. Darin standen ein Biedermeiertisch, ein ebensolches Sofa, Stühle und ein Sekretär. An der einen Wand hing das Bildnis Schillers, darunter in einem schwebenden Schaft dessen Werke, von der andern Wand sah Goethe über seinen Büchern herab. Es waren offenbar erste Ausgaben, in alte goldgepreßte Lederrücken gebunden. Sonst war nichts in der Stube.

Der Unbekannte empfing ihn wie einen lang Vertrauten in edler Art.

„Sie haben Ihren Vater und Ihren Freund verloren."

Wolfgang mußte, von einem Gefühl der Dankbarkeit überfallen, sagen: „Aber ich glaube, meine Augen glänzen noch!"

„Sie leuchten."

Der Gastherr erzählte dem Besuch, wie er auf seinen Spuren gegangen war, ihn mit allen Wünschen schirmend und segnend.

„Ich bin einsam und habe nicht einmal das Bild eines Toten in mir aufzuheben."

Eine Dienerin brachte Tee. Als Wolfgang ging, wußte er, daß nur ein einziges Frauenwesen das Innere des edlen Mannes einmal bewegt hatte, seine Mutter. Frau Berta hatte nie davon erfahren.

Es fiel ihm nachts aufs Gewissen, daß er Eduard Frick noch nie in sein Haus geführt hatte. Und der hatte an den Arbeitsgenossen schon lang nicht mehr gedacht. Jetzt kam ihm plötzlich etwas wie eine Sünde der Hoffart ins Herz. Der so Erschreckte ging in die Fabrik und lud den Arbeiter zum Kaffee ein. Dieser kam in zu weitem und wohl entliehenem schwarzen Gehrock, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt.

Die Mutter bediente den Gast am Tisch; nachher zeigte ihm Wolfgang Vaters Studierstube und die Handschrift.

So wehte auf allen Wegen seines Gefühls und seiner Handlungen die reine Luft eines ausgeklärten Friedensreiches. Und er selber erkannte alles gleichsam als eine Spiegelung aus der höheren Wirklichkeit an. Nachts erschienen ihm der Vater nnd Ernst Moritz Hand in Hand; und tags brauchte er nur die Augen zu schließen, um sie zu sehen. Manchmal war es, als ginge der eine oder der andere in ihm, mit seinem Leib.

Der Schmerz war kein Ereignis mehr, sondern ein milder Zustand. Wieder schrieb Wolfgang einen Vers:

Der Dämon, dem das Grauen stand
Im Argblick, liegt vor mir.
Ich streichle mit der Menschenhand
Ein zahm gewordnes Tier.

Ich bin kein Ritter auf dem Roß,
Der ihm die Höhle sperr'.
Doch hinter mir steht mild und groß
Ein dritter, stiller Herr.

Professor Haller sagte: „Wolfgang, ich habe bald Angst um dich und deine siebzehn Jahre. Greise sind noch nicht so weit durchs Leben gegangen."

In Ernst Moritzens Tornister hatten sie auch einen Brief an ihn gefunden, auf dem Freundschaftsbriefbogen mit Blut geschrieben:

E. M.
W.

Herzbruder!

Hebe Dir das von mir auf.

Dein Bruderherz.

Dabei lag eine kleine Photographie Kordelias.

Wieder am folgenden Morgen lag neben Frau Berta ein Kind in der Wiege, ein Knabe.

„Er ist sein Vater, wie Wolfgang", sagte der Arzt.

Muschelnot

Von Gustav Schüler

**Im Meeresheimweh klingt die Muschel nach
Der Brandung Brausen, drin sie fast zerbrach.
Dem Meer entrückt so ewig lange schon,
Hält sie den einen, nur den einen Ton.**

**Du meine Seele, aus der Gottheit Schoß
Riß dich das Mensch-Geborenwerden los,
Dein Gottesheimweh rauscht mit Muschelnot
Bis in die Länder jenseits Menschentod.**

Norrland

Von Lotte Mittendorf-Wolff

Die Rauchfahne dort, geschwungen von einer der imposantesten Lokomotiven schwedischer Herkunft auf der Stockholmer Zentralstation, soll mir vorauf fliegen auf meinem Wege nach Norden.

Das bißchen Södermanland-Natur des Uplandschen Landes verläßt mich bald nach der Hauptstadt. Flach und flacher zeigt sich das grüne Land, und in einer Stunde sind wir in Upsala. Der Schloßberg mit dem Schloß hebt sich darüber hinweg. Der rote Ziegelbau des die Stadt beherrschenden Domes steigt auf. Er verschwindet. Der Mälaren, der bis vor kurzem seine Buchten bald hier, bald dort an den Bahndamm herangeschoben hatte, liegt hinter uns. Dafür kommen andere, kleinere Seen, namenlos für den flüchtigen Reisenden. Das Wasser, das man so lieben muß, nimmt kein Ende. Entweder ist es heiter oder stark, mutwillig oder zürnend. Immer aber gibt es Kraft den Menschen, denen es Heimat ist. Stunden durch Wald. Dann über zwei Arme des Dalälv. Fleißig ist er, wie nur irgend ein Fluß im Lande. Riesige Stämme fließen unter uns dem nahen Gävle zu.

Nur Wälder, Wälder, immer wieder Wald, in dem Zauber und Sage ihre Heimat haben. Da sind königliche Kiefern, deren kupferne Stämme wie goldene Säulen auf dem silbrigen Moosboden stehen. Tannenwälder kommen, so hoch und herrlich, daß nichts auf der Welt ihnen zu gleichen vermag.

Aber dann, je weiter der Expreß jagt, wird dieser Wald dichter und dunkler. Er wird so, daß man sich des Stück Lebens freut, von dem man ein Teil ist. Er sieht so aus, daß man sich als die verlassenste Kreatur hinieden wähnte, wäre man darin eingeschlossen. Zwischendurch wird es heller. Aber nicht lebendige Helligkeit ist es, sondern eine bleiche, kranke, die einen schaudern macht. Da sind Strecken voll kleiner dünner Bäumchen, die jung aussehen und doch alt und krank sind. Auf sumpfigem Boden stehn sie, von Schlingpflanzen überklettert. Ab und zu auf erhöhter, trockener Stelle wie ein Fürst ein gesunder Riese. Stellen ahnt man, wo nie eines Menschen Fuß hingekommen. Brüche und Moore kommen. Dann wieder Wälder. Überall aber sieht neugierig das Urgestein in die Welt.

Unendliche Stunden rast der Zug. Unendlich, weil immer dasselbe Bild. Durch Öde, Wald und Stille. Ohne Aufenthalt. Bis endlich, als würde er durch die ängstliche Trauer der Lebendigen auf den Schienen zur Seite gescheucht, der Wald zurücktritt; Wiesen und Ackerland kommen, hier und da ein rotes Häuschen mit schwarzem Dach und weißen Pfosten. Auch die Stationen haben die landesüblichen roten Holzhäuser. Hoch ragt auf jeder die himmelhohe Flaggenstange. Und heute, weil Sonntag, knattert das blaugelbe Tuch — Himmelsblau und Sonnengold — stolz im Winde. Die Eingeborenen, Menschen mit fernen Gesichtern, starren dem Zuge nach. Und weiter ...

Je mehr der Zug nach Norden läuft, je hoheitsvoller wird das stille Land. Seine Musik dringt einem mitten ins Herz. Ob sie als rauschender Psalm kommt, da man auf schwindelnder Brücke den mächtigen Indalsälv überfährt, oder ob es ein Lied ist in Moll mit Motiven voller Entsagung. Ob es aufsteigt wie ein Danklied in Ler-

chenjubel und Wellenschlag. Oder ob es ist wie ein feierlicher Grabgesang, da man vorüberfliegt an Moränenfeldern, von Baumstümpfen übersät, und die Erde ihr uraltes, düsteres Gesicht zeigt.

Und dann kommt die Nacht und zeigt uns das Land im alles verklärenden Lichte der hoch am Himmel stehenden silbrigen Sonne. Das Auge zieht Fernen zu sich heran, die beim grellen Tageslicht unerreichbar sind. Alles wird bedeutungsvoll. Jede Hütte, jeder Mensch bekommt Größe. Alle Linien sind von einer unerhörten Klarheit, ohne scharf zu sein. Eine Feierlichkeit herrscht, in der jeder Ton wie in sich selbst zusammenfällt. Man selbst hört auf zu sein. Das Land saugt einen in sich hinein, so daß man eins mit ihm wird. Ein ausfüllendes Glücksgefühl ist es. Es geht nicht anders, als daß man auf einmal wieder zum Kinde wird. Zu einem ganz gläubigen Kinde, welches weiß, daß dieses Land der Herr zuerst geschaffen haben muß. Diesen Norden, der nur aus Hauptsachen besteht. An dem all das Kleine, das Spielerische fehlt. Hier waren Linien, Licht und Farbe. Nichts sonst, aber in Ausmaßen, daß man die Allmacht Gottes in jedem Atemzuge, mit jedem Blick spürt. Die ganze Welt versinkt und nur die Erde, diese Erde bleibt übrig.

* * *

Ein neuer Morgen. Ein Stück mit der Bahn am Strome entlang und dann heraus. Sollefteå, Angermanelf. Ein neues Wunder, und man weiß nicht, welches das größere ist. Man denkt: Wenn schon der Herr den Norden zuerst geschaffen hat, so hat er, als er dieses Tal schuf, zum ersten Male gelacht! Und daß es ein richtiges Gotteslachen war, eins voll Kraft und Herrlichkeit, das soll man bald spüren. Da ist zuerst diese Stadt, an der man den Zug verlassen muß, um das Herrliche nicht so unfaßbar schnell an sich vorübergleiten zu lassen. Diese Stadt, die sich fast in den Strom drängt, oder hoch oben auf Felsen über Stromschnellen thront. Oder zwischen waldigen Berghängen in den Wald hinauf kriecht. Und über dieses neben dem gewaltigen Strom liliputartige Nest greifen mit Riesenarmen die Bogen einer gewaltigen Brücke.

Unter dieser aber — niemand hat ihn gesehen, doch Tausende haben ihn gehört — sitzt, wenn der August mit seinen dunklen Nächten kommt, auf dem aus dem Strudel hochragenden Fels der Stromnäck. Und geigt sein Leid, seine Lust — Leid und Lust der ganzen Welt — zu den Sternen hinauf. Der Glückliche hört seine Lust, der Trauernde sein Weh. Die Wellen hören es und tragen Lust und Weh den Strom hinab, hinaus ins Meer — in die Welt.

Die Wasser toben, brüllen, überschlagen sich. Der glitzernde Morgen weiß nichts von abgründiger Trauer, nichts von höchster Lust. Er spiegelt sich kühl im glitzernden Wasser und auf den Rücken blanker Lachse, die von Stromschnelle zu Stromschnelle sich den Strom hinauf arbeiten, gurgelnde Untiefen überspringen und auf diesem schwierigen Wege leicht das Opfer der Fischer werden.

Doch wie die Stadt sich verläuft, wird der Strom auch ruhiger, geht ganz männlich still ein Stück geraden Weges, zieht hier ein paar rote Häuschen, dort ein Stück Badestrand neben sich her. Stößt hier einen trotzigen Felsen zurück, schiebt dort eine zu flache Wiese hinauf. Zieht, müde geworden vom Rasen, einen undurchdringlichen Wald wie einen Mantel zu beiden Seiten heran. Wird fügsam schiffbar, läßt über

seinen Rücken gewaltige Baumstämme zu Tausenden gleiten. Wird gar heiter und freundlich. Trägt wie auf Schultern ebene Landstrecken zu beiden Seiten mit glatten Straßen. Große, reiche Gehöfte kehren ihm lachende Gesichter zu. Festliche Birkenalleen marschieren von den roten Anwesen hinunter zu ihm, wo stolzer Wachholder wacht neben würdigen Tannen. Er wird breit und still wie ein See. Arbeitet mit Sägemühlen, schwer und unermüdlich. Springt dann, müde vom Gut- und Tüchtigsein, hinter Bergwände. Felsen kommen in seinen Weg. Wütend poltert er darüber hinweg. Berg, Wald und Urgestein vereinen sich, den Mächtigen zu zähmen. Drücken, pressen und engen ihn ein, geben ihn für Augenblicke frei, um ihn aufs neue zu überwältigen. Da wählt er sich lachend andere Wege. Umfaßt ganze Länderstrecken, daß Felsen zu Klippen werden und Berge zu Inseln. Dehnt sich, teilt sich, nimmt ganze Länder in seine Arme und stürzt sich mit ihnen ins Meer.

An dieser Stelle liegt die letzte seiner schönen Städte, das Athen von Norrland, Hernösand. Halb dem Flußdelta zugewandt, halb, amphitheatralisch aufgebaut, dem Södra-Sund zu.

Der lebendige Hafen bleibt hinter mir. Die Häuser der Hauptstraße sind groß und steinern wie die jeder anderen Stadt auf dem Kontinent. Ein einziges winziges, schon ganz morsches Holzhaus steht mitten drin. Das einzige, was damals vom Russen-Brand übrig blieb. In den Nebenstraßen nur Holzgebäude. Ich nehme meinen Weg an der Domkirche vorbei hinauf zur Höhe. Hernösand liegt zum Teil auf dem Festlande, zum Teil auf der hart daranstoßenden Insel Hernö. Ich bin also jetzt auf der Insel und strebe zu ihrem höchsten Punkt. Zwei Stunden bin ich unterwegs. Den Weg schneller zu gehen wäre Sünde. Mit jedem Schritte wird die Erde größer und schöner, endlich ist der Berg (Vårdkasen = Feuer- oder Signalberg) erstiegen. Nun noch den hölzernen Aussichtsturm hinauf, und da liegt es: blau und weiß und glitzernd, das Meer. Wie tändelnd wiegt es sich, küßt die grauen Klippen, schaukelt die zahllosen Fischerboote an den Ufern, spritzt bis zu den aufgehängten Netzen hinauf. Es spült, schleift, wäscht und feilt am granitenen Gestein, daß es von Jahrhundert zu Jahrhundert poröser und runder wird. Klippen und Schären und Inseln sonder Zahl ragen aus dem Wasser, und nur der mit einem besonderen Instinkt begabte Skärgårdenbewohner findet sich in diesem Labyrinth zurecht. Es ist ein Bild in Grau, Grün und Blau. Und alles ganz nahe in dieser Wunderluft, die nicht nur Farbe, sondern auch Töne so schnell trägt. Unten rasselt eine Kette, so, als wäre man dicht dabei. Tief, tief unter mir, weitab, löst ein Bursche ein Boot. Ich sehe ihn deutlich mit einem Etwas im Arm. Er setzt sich, hebt dieses Etwas, es dehnt sich und aus seinem Innern kommt es:

Du gamla, du fria, du fjällhöga nord — — —

Diese Ziehharmonika gehört gleich tausend anderen im Lande zur Abendstimmung und hat die Eigenschaft, wo sie mir auch immer begegnete, daß sie diese Stimmung nie zerreißt.

Nun schweigt er, und alles ist wieder einsame, wilde, erhabene Ödemark.

Ich wende mich dem Lande zu.

Und da habe ich plötzlich eine bunte, bewegte Welt. Majestätisch dehnt sich der Strom ins Land hinein. Im Hafen quirlt und lebt es. Unten im Sunde, einem Meer-

arm zwischen Insel und Land, kommen die weißen Sundsvall-Boote. Sommervillen und Fischerhütten, Badehäuschen und Brücken liegen als bunte Punkte im Grünen. Auf dem Berge krabbelt es von Beerensuchern. Die Heidelbeerernte ist vorbei. Jetzt geht es zum „Golde des Waldes“, den Preißelbeeren.

Das Auge wird nicht müde vom Schauen, und es redet und klingt und singt in einem: Norrland, Norrland, du Land aller Länder! Du liebliches, weiches, du starkes und stolzes, du ödes und wildes, du Land voller Erhabenheit und Größe!

Man gräbt in sich, man sucht nach Worten und findet nichts als ein Gefühl unsäglicher Dankbarkeit, alles das genossen zu haben. Es in dieser Stille von hier oben und allein genossen zu haben. Und wenn man geht, so geht man wie gesegnet...

* * *

Am Abend bin ich im Boot, das mich die Küste entlang nach Süden tragen soll. Noch im Hafen, geht man schon zu Tisch; man ist sehr vergnügt und froh, ißt und trinkt gut und hat einen ungeheuren Appetit. Und man hat eine Entschuldigung für diesen Appetit: Die Seeluft zehrt.

Ich aber bin oben auf der Brücke beim Kapitän. Und ich darf bei ihm bleiben, weil ich schweigen kann.

Liebe

Von F. W. van Dreelen

Manchmal, wenn ich still für mich allein bin und alles Denken ausschalte, dann fühle ich, daß ich ganz voll von Liebe bin.

Sie wächst aus meinem tiefsten Herzen hervor, aus der dunklen fruchtbaren Erde, in die ich alle Freuden und Schmerzen meines Lebens vergrabe.

Und sie wächst und blüht und duftet durch alle meine Adern; ich spüre sie in all meinen Gliedern; warm und voll strömt sie dahin.

Und ich fühle: sie möchte überquellen vor Glut, Kraft und Fülle; Herzen und Hände möchte sie reich machen, liebeleere, niegekannte, ferne Herzen und Hände.

Und ich fühle, wie sie mir heiß in die Augen steigt und das Licht der Sehnsucht entzündet, der Sehnsucht nach Menschen; und wie sie mit dunkeln, samtweichen Tönen in meinem Blute immer nur sich selber singt:

„Liebe — Liebe — Liebe...“

Und wie diese Töne anschwellen zu gewaltiger, uralter, zeitloser Melodie — ein Klingen und Brausen warmen, roten Menschenblutes — und wie in diesem urewigen Klingen und Brausen mein zeitliches Ich vergeht...



Strandlieder

Von Fritz Weege

Morgen am Meer

O goldene Woge der Frühe!
Noch träumt in Nebeln bleich die Flut.
Der Dünen Häupter nur, als ob die Glut
Verborgner Rosengärten sie umblühe,
Stehn leuchtend schon in Morgenhelle,
Doch ihre Täler liegen noch in Nacht.
Ein frischer Wind ist raschelnd aufgewacht,
Und rastlos drängt und drängt die Welle
Hin an den Strand, des seidenblasse, fahle Schleier
Die Sonne löst ins leise blaue Nichts ...
Und dann auf einmal sprüht im Vollglanz allen Lichts
Die helle Brandung auf in jauchzend schöner lichter Morgenfeier.

Ebbe

Du fühlst das Rieseln: wie man feinen Meeressand
Still durch die Finger niedergleiten läßt.
Unheimlich dir und stetig wächst das Land,
Und nichts ist fest.

In tausend kleinen Bächen flieht das Meer,
Zerrinnt, versickert in den Falten
Des grauen Schlamms, als tränken Urgewalten
In sich die Flut und sögen bis zum Grund es leer ...

Abend

Regenmüder grauer Tag
Will nun leis zu Ende gehen.
Wind, der auf dem Meere lag,
Sang sich müd und läßt sein Wehen.

Doch vorm Abend, eh' das Licht
Trübe mit dem Tag verglommen,
Ist die Sonne doch gekommen,
Strich ihm mit den goldnen Händen alle Tränen vom Gesicht.

Abend am Wattenmeer

Der Tag ging schweigend fort ... so wie ein Licht vorm Ende
Noch einmal flackernd flammt
Und still erlischt. Traumblasse, müde Abendhände
Breiten den faltenschweren Samt

Der Nacht auf Meer und einsamweite feuchte Watten.
Fern auf der See, wie milchiger Opal,
Liegt noch ein Glänzen. Nebel ziehn mit dämmerbleichen Schatten
Unheimlich um ein Hünengräbermal.

Ein letzter Möwenschrei vergellt, ein leises, banges Vogelrufen
Im niedern Land ... und Stille wie zuvor.
Im Dunkel schreitest du hinan, als stiegst du Altarstufen
Ganz still empor.

Rundschau

Unsre schönste Meeressage und ihr geschichtlicher Hintergrund

(Nach den jüngsten Vineta-Forschungen)

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt.
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der schönen, alten Wunderstadt.

Diese Verse, der Anfang des bekannten „Vineta"-Gedichts Wilhelm Müllers, haben bisher unter allen den unzähligen Versuchen, den Zauber der Vinetasage poetisch wiederzugeben, das Ziel wohl am besten erreicht. Die ungewöhnliche dichterische Schönheit der Sage und der geheimnisvolle Schauer, der von ihr ausstrahlt, wirken immer wieder mit unwiderstehlicher Macht auf die Phantasie von jung und alt. Daß ein historischer Hintergrund der Sage zugrunde liegt, ist überall unbestritten; aber was für geschichtliche Vorgänge zu der Sage geführt haben, ist seit Jahrhunderten viel erörtert worden, ohne daß die Forschung das Rätsel recht zu lüften vermochte. Erst jetzt in allerneuester Zeit, scheint ein Weg zur Hebung des Schleiers angebahnt zu werden.

In der Volksüberlieferung ist es bekanntlich ein Punkt vor der Seebäderküste der Insel Usedom, an den sie Meinungsäußerungen der Fischer und der sonstigen Seeanwohner mit besonderer Hartnäckigkeit anknüpfen, wenn sie angeben sollen, wo Vineta einst lag. Auf der Höhe des kleinen Badeortes Zempin, zwischen Coserow und Zinnowitz, liegt im Meere, 1½ Kilometer vom Ufer entfernt, das berühmte Vinetariff, nach der Überlieferung des Volksmundes nichts andres als ein letzter Überrest jener reichen und mächtigen Seestadt, die nach der üblichen Auffassung einst an dieser Stelle lag, bis sie zur Strafe für den Übermut ihrer Bürger ums Jahr 1183 infolge eines Erdbebens oder einer Sturmflut in einer einzigen Nacht vom Meere verschlungen wurde. In Wirklichkeit sind am Vinetariff, wie genaue wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt haben, keine Spuren menschlicher Bautätigkeit zu erkennen. Es handelt sich einfach um ein Granitriff, wie sie an der deutschen Küste nur selten, um so zahlreicher dagegen drüben auf Bornholm und an der schwedischen Küste zu finden sind. Erhebliche Teile dieses Riffes sind seinerzeit gesprengt und für den großen Molenbau in Swinemünde verwendet worden. Das Riff, das bis 2 Meter unterhalb des Wasserspiegels aufragt, ist aber noch immer eine gelegentliche Gefahr für die Schiffahrt. Besonders deutlich zeigte sich dies am 24. Juli 1891, als gerade an dieser Stelle der Ostseetouristendampfer „Cuxhafen" bei ganz ruhigem Wetter auf eine in den Seekarten nicht verzeichnete Felszacke auflief und einen Unfall erlitt, bei dem auch einzelne Personen, wie z. B. der Schiffskoch, ums Leben kamen.

Allen nüchternen Feststellungen der Wissenschaft zum Trotz läßt sich die Küstenbevölkerung in ihrer Überzeugung, daß das Riff aus Trümmern der alten Wunderstadt Vineta gebildet werde, nicht beirren. Ja, im Laufe der Zeit hat die Volksdichtung immer weitere und immer reizvollere Züge hinzuersonnen, um die Sage auszugestalten. Gerade der poetisch großartigste und stimmungsvollste Teil der Sage ist nachweislich eine noch ziemlich junge Zutat. Unzweifelhaft gehört das Motiv der „Versunkenen Glocke", das mit der Vinetasage verflochten ist, zu den ergreifendsten Schöpfungen der Volkspoesie überhaupt: „Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde klingen Abendglocken dumpf und matt". Nun, gerade dieser wundervollste Zug der

Sage ist ihr durch ein geradezu banales, um nicht zu sagen lächerliches Vorkommnis einverleibt worden. Die ältesten Fassungen der Vinetasage wissen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein nichts von den auf dem Meeresgrunde klingenden, geheimnisvollen Glocken. Erst vom Jahre 1771 an ist diese Zutat nachweisbar. Am 14. August jenes Jahres scheiterten zwei holländische Schiffe am Vinetariff. Zur Untersuchung des Vorfalls wurde eine Kgl. Kommission aus Swinemünde an die Unfallstelle entsandt. Diese Kommission muß nun aus ungewöhnlich phantasiebegabten Herren bestanden haben, denn in ihrem Bericht standen fabelhafte Dinge zu lesen von Alabastersäulen, die man auf dem Grunde des Meeres gesehen, und von glockenklangähnlichen Tönen, die man aus der Tiefe gehört haben wollte. So ist durch die Einbildungskraft einiger wunderlicher Käuze in die Vinetasage ihr stimmungsvollster Zug hineinkomponiert worden.

Durch Unfälle der geschilderten Art wurden von Zeit zu Zeit immer erneut die sagenhaften Vorstellungen des Volkes für Jahrzehnte lebendig, daß das versunkene Vineta in längeren Zwischenräumen zur Meeresoberfläche aufsteige und „wafele", d. h. sichtbar werde. Besonders am Jahrestage des Untergangs sollte dieses Wafeln stattfinden, das dann stets die auf dem Vinetariff dahinfahrenden Schiffe ausnehmend gefährden sollte. Die Leichen der bei Schiffsunglücken auf dem Riff Umgekommenen galten von jeher als spurlos verschollen; Vineta sollte sie in die Tiefe hinabziehen. Tatsächlich hat man z. B. bei dem obenerwähnten „Cuxhaven"-Unfall vom 24. Juli 1891 die wenigen Opfer der Schiffskatastrophe nicht aufzufinden vermocht.

Wie stellt sich nun die historische Wissenschaft zur Vinetasage? Daß sie für das Vinetariff jede Möglichkeit eines Zusammenhangs mit einstigen menschlichen Ansiedlungen rundweg ablehnt, wurde schon betont. Hinter die ganze Geschichte von einer blühenden, plötzlich im Meere versinkenden Stadt macht sie ein großes Fragezeichen; und sie ist dazu um so mehr berechtigt, als an unsrer Ostseeküste, soweit wir es an Hand der Chroniken verfolgen können, im Gegensatz zur Historie der Nordsee, anscheinend niemals eine etwas größere Ansiedlung, trotz vieler, schwerer Sturmfluten, von der See völlig zerstört und dauernd überspült worden ist. Nur einzelnen Häusern und Gehöften ist dieses Schicksal hier und da widerfahren. So ist in unmittelbarer Nähe des Vinetariffs, zwischen Coserow und Zempin, das Vorwerk Damerow in der berühmten Sturmflut vom 13. November 1872 zerstört worden, und ungefähr an derselben schmalsten Stelle der Insel Usedom brach das empörte Meer in der Sylvester-Sturmflut von 1904 bis in das Achterwasser der Peene durch. Selbst an der ungleich gefährlicheren Küste der Nordsee ist es aber nie vorgekommen, daß ganze blühende Städte binnen wenig Stunden völlig vernichtet und dauernd versunken sind, wenn auch die Zahl der vorübergehenden Überflutungen von Städten daselbst kaum minder groß ist als die Zahl der kleineren, im Meere versunkenen Flecken und Dörfer.

Die wissenschaftliche Forschung ist heute, nach vielem Hin- und Hertasten, leidlich gut in der Lage, das Vinetarätsel klarzustellen, und wenn nicht alles täuscht, stehen wir dicht vor dem „letzten Wort" in dieser Frage. Betrachten wir das bisherige Ergebnis der historischen Feststellungen, von denen ja gar manches dem Leser schon geläufig sein wird.

Unzweifelhaft fest seit langer Zeit steht die Tatsache, daß das Urbild des Vinetas der Sage die einst reiche Seehandelsstadt Jumne an der Odermündung war. Das geheimnisvoll tönende, italienisch klangvolle Wort Vineta ist nur eine Entstellung des wirklichen historischen, viel nüchterner und prosaischer anmutenden Namens Jumne. Aus Jumne wurde in den lateinischen Chroniken des Mittelalters die lateinische Form Jumneta; der Irrtum eines Abschreibers, der I und U (V) vertauschte, machte hieraus Vimneta, und dieser schon arg entstellte Name schliff sich dann zu der uns geläufigen Fassung Vineta ab. Die Identität von Jumne mit dem Vineta der Sage wird nirgends bezweifelt, aber völlig unklar war bis in die neueste Zeit, wo dieses Jumne gelegen hat. Nur das eine stand fest, daß die Stadt im Bereich der Odermündung gesucht werden muß. Nicht ohne Staunen liest man ja von ihr, was ein Zeitgenosse, der bekannte Chronist

Adam von Bremen, ums Jahr 1075 von ihr zu melden weiß — allerdings nur vom Hörensagen, da er selber sie nicht kennen lernte. Adam schreibt unter anderem:

„Über die Leutizen hinaus, die mit anderen Namen Wilzen genannt werden, tritt uns die Oddara (Oder) entgegen, der reichste Fluß des Slawenlandes. An seinen Ufern, da, wo er in die szythischen Gewässer (Ostsee) mündet, bietet die sehr angesehene Stadt Jumne den ringsum wohnenden Barbaren und Griechen (d. h. Untertanen des Byzantinerreiches) einen vielbesuchten Standort dar. Weil nun zum Preise dieser Stadt große und fast unglaubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für angebracht, hier einiges einzuschalten, das Erwähnung verdient. Es ist in der Tat die größte von allen Städten, die Europa umschließt (!). In ihr wohnen Slawen und andere Nationen, Griechen und Barbaren (vermutlich Normannen). Auch den dorthin kommenden Sachsen ist gestattet, dort gleichberechtigt mit den übrigen zu wohnen, freilich nur, wenn sie während ihrer Anwesenheit ihr Christentum nicht öffentlich zur Schau tragen. Denn noch sind alle im Irrwahn heidnischer Abgötterei befangen. Übrigens wird in bezug auf Sitte und Gastfreiheit kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerter und diensteifriger bewiese. Jene Stadt, die reich ist an allen Waren des Nordens, besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Dort findet sich der Vulkanstopf, den die Einwohner byzantinisches Feuer nennen, wie es auch Solinus erwähnt. (Diese rätselhafte Stelle kann sich nur auf eine Art von Leuchtfeuer im Hafen beziehen, da Solinus [3. Jahrhundert] Leuchttürme erwähnt und solche auch im Byzantinerreiche spätestens seit dem 10. Jahrhundert bekannt waren, während sonst Leuchttürme erst am Ende des 13. Jahrhunderts für italienische und deutsche Häfen [Travemünde] auftauchen.) Dort zeigt sich Neptun von dreifacher Gestalt, denn von drei Meeren wird jene Insel bespült, deren eines von ganz grünem Aussehen sein soll (Haff?), das zweite von weißlichem (Achterwasser?), das dritte ist durch ununterbrochene Stürme beständig in wutvoll brausender Bewegung (Ostsee)."

Hieraus geht leider nicht einwandfrei hervor, wo Vineta-Jumne gelegen hat. Spuren der alten Stadt hat man nirgends auf Usedom oder Wollin entdecken können. Da man nicht annehmen konnte und wollte, daß die Stadt wirklich im Meere versunken war, kam die Meinung auf, die etwa von 1850 bis 1910 die allein herrschende war und besonders von Rud. Virchow vertreten wurde, daß Jumne identisch gewesen sei mit der großen und blühenden Handelsstadt Julin des 12. Jahrhunderts, der Vorläuferin des heutigen unbedeutenden Landstädtchens Wollin, des Hauptortes der gleichnamigen Insel. Erschüttert wurde diese zeitweilig allgemein angenommene Hypothese erstmalig 1909 durch Dr. Konrad Müller-Potsdam, dessen schwerwiegende Gründe gegen jene Identifizierung dann 1912 bis 1915 von dem Verfasser dieses Aufsatzes und 1914 bis 1917 von Leuz-Spitta durch weitere gewichtige Beweise vermehrt wurden.

Es ließ sich einwandfrei nachweisen, daß Julin schon allein deshalb nie eine Seestadt gewesen sein kann, weil damals nach dem Zeugnis des Saxo Grammaticus nur der Peenearm der Oder von der Schiffahrt benutzt wurde. An ihm aber lag Wolgast, das eifersüchtig über seiner ausschlaggebenden Stellung in der Beherrschung der Peene wachte und natürlich nie einem weiter stromaufwärts gelegenen Konkurrenzplatz gestatten konnte, die Vorteile des Seehandels an sich zu reißen. Andrerseits darf es keinem Zweifel unterliegen, daß Adams „Odermündung" ganz ausschließlich unser heutiger Peenearm gewesen sein kann. Der Name Peene, der in Adams Chronik ebenfalls vorkommt, bezieht sich ausschließlich auf das Festlandflüßchen, das westlich von Anklam der Odermündung zuströmt, denn Adam nennt die Peene als Grenze der hamburgischen Diözese und fährt dann fort:

„Von dort haben die Wilzen oder Leutizier ihre Sitze bis zum Oderfluß inne; jenseits der Oder aber wohnen, wie wir erfahren, die Pommern."

Das Gebiet der Leutizier aber reichte, wie wir wissen, bis dicht an Demmin heran, von wo aus man im Jahre 1128 einen eintägigen Raubzug ins Gebiet der Leutizier mit den Augen

verfolgen konnte und in dessen Nähe noch heute ein kleiner Ort Loitz liegt. Da obendrein die Insel Usedom stets zum pommerschen Gebiet gehörte, ist somit jeder Zweifel ausgeschlossen, daß Adams „Oder“ nur unsre heutige Peenemündung gewesen sein kann. Jumne soll aber, wie ausdrücklich betont wird, dort gelegen haben, wo die Oder „in die szythischen Gewässer mündet“. Es hieße wahrlich den Tatsachen Gewalt antun, wenn man behaupten wollte, daß diese Beschreibung auch nur ungefähr auf die am Dievenowarm gelegene Stadt Wollin passen könnte. Konrad Müller suchte daraufhin Vineta-Jumne unmittelbar im Bereich der Ostseeküste, ich schloß mich ihm an, und Leutz-Spitta machte darauf aufmerksam, daß im 17. Jahrhundert Vineta ebenfalls nur an dieser Stelle angesetzt worden war. Auf zahlreichen alten Karten jener Zeit, bei Merian, auf der Pommernkarte von Jansonius usw. findet sich an der Nordwestspitze von Usedom ein Vermerk, wie etwa „Wineta emporium olim celeberrimum aquarum aestu absumptum“. Das Meer zwischen Usedom und Rügen geht nur vereinzelt über 3 bis 4 Meter Tiefe und lediglich im Strom der Peenemündung selbst über 6 Meter Tiefe hinaus. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir hier erst in historischer Zeit ertrunkenes Land vor uns haben, ist um so größer, als die Chroniken melden, daß die durch Gustav Adolfs Landung (4. Juni 1630) berühmt gewordene, kleine Insel Ruden vor der Peenemündung bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts noch mit Rügen zusammenhing, so daß die von Greifswald kommenden Schiffe ostwärts nur südlich um Ruden in der Peenemündung zur Ostsee gelangen konnten. Die Wahrscheinlichkeit, daß an dieser hochwichtigen Stelle einst eine wendische Seestadt lag, ist also gewiß nicht gering, und dieser theoretisch gewonnene Schluß ist, obwohl keine Überreste einer solchen Seestadt zu finden sind, letzthin auch durch die Praxis weitgehend bestätigt worden, wie sogleich zu zeigen sein wird.

Es ist tief bedauerlich, daß wir keine Schilderung Jumnes durch einen Augenzeugen besitzen, ja, daß wir außer Adams Chronik überhaupt in keiner zeitgenössischen Quelle der Stadt auch nur Erwähnung getan finden. Lediglich eine arabische Chronik des 10. Jahrhunderts scheint auf diesen Seeplatz anzuspielen, ohne den Namen zu nennen. Ibrahim ben Ja'qûb, ein arabischer Kaufmann, reiste damals nämlich von der Adria nach Prag hinauf und von dort über Dürrenberg, Nienburg, Kalbe und Magdeburg bis zur Ostsee, die in der Gegend von Wismar erreicht wurde. In der Reiseschilderung Ibrahims wird nun ein slawischer Volksstamm Ubaba oder Awbaba erwähnt, der westnordwestlich vom Lande Polen wohnen soll. Von ihm wird dann wörtlich gesagt:

„Sie haben eine bedeutende Stadt am umringenden Meer, die zwölf Tore und einen Hafen hat, und sie haben dort ausgezeichnete Hafenordnungen.“

Diese leider allzu kurze Bemerkung kann sich eigentlich nur auf Jumne beziehen. Es ist in jener Zeit sonst kein Seeplatz westnordwestlich von Polen bekannt, auf den die Schilderung passen könnte und der obendrein „am umringenden Meer“, also doch wohl auf einer Insel, lag.

Drei Gesichtspunkte sprechen noch dafür, daß Jumne nur dicht an der Ostsee und nicht im innersten Winkel des Stettiner Haffs gelegen haben kann. Einmal muß bei Jumne die in den nordischen Chroniken vielgenannte Seeräuberfeste Jomsburg gelegen haben, die im Jahre 1043 von den Dänen erobert und zerstört wurde. Möglichenfalls hat Schuchhardt sogar recht, wenn er Jomsburg und Jumne für zwei verschiedene Namen für einen und denselben befestigten Platz ansieht. Eine Seeräuberburg aber, die nicht unmittelbar am offenen Meer lag, hat doch wohl ihren Beruf verfehlt, und es erscheint geschmacklos, die Jomsburg, wie die Verfechter der Julin-Hypothese es getan haben, auf dem Galgenberg bei Wollin zu suchen, 20 Kilometer vom nächsten Küstenpunkt, 30 Kilometer von der Odermündung entfernt, an einer Stelle, wo auch nicht die entfernteste Möglichkeit besteht, die See zu sehen und fremden Schiffen aufzulauern. Außerdem aber betont Adam von Bremen ausdrücklich, Jumne habe gegenüber der schwedischen Stadt Birca gelegen, die im Mälarsee auf einer Insel lag. Auch diese Kennzeichnung paßt offenbar ganz ausschließlich auf eine dicht an der Küste gelegene, in die Ostsee hinausschauende Stadt. — Schließlich ist, den Berichten nach, Jumne um 1115 endgültig von

den Dänen zerstört, Wolgast von ihnen aber erst 1151 zum ersten Male berannt worden. Wie soll derartiges möglich gewesen sein, wenn Jumne am Stettiner Haff lag und man an Wolgast vorbeifahren mußte, um zum Haff zu gelangen.

Jumne ist schon im 11. Jahrhundert mehrfach von den Dänen verwüstet worden, zuletzt mehrfach hintereinander etwa in den Jahren 1090, 1098 und um 1115. Anscheinend haben die überlebenden Bewohner dann den gefährdeten Platz verlassen und haben sich weiter landeinwärts in Julin (Wollin) neu angesiedelt; denn Julin, das vorhin nie genannt wird, tritt uns in Chroniken vom Jahre 1124 plötzlich als eine ungemein volkreiche Stadt entgegen, in der 22000 Menschen von Otto von Bamberg auf einmal getauft wurden, während über Jumne ein schwerer Schleier ausgebreitet liegt. Nirgends wird von ihm mehr gesprochen, bis um 1170 der Chronist Helmold den Adamschen Bericht wiedergibt und hinzufügt, Jumne sei vor langer Zeit von einem Dänenkönig, der mit großer Flotte heransegelte, zerstört worden, und „noch sind von jener alten Stadt Ruinen zu sehen". Damit ist also sicher erwiesen, daß Vineta nicht durch eine Naturkatastrophe, sondern durch ein kriegerisches Ereignis seinen Untergang gefunden hat und daß seine Trümmer 50 Jahre nach der Zerstörung noch zu sehen waren — und zwar zweifellos auf dem Lande, da ein Versinken im Meer wohl sicher von Helmold ausdrücklich betont worden wäre. Aller Voraussicht nach ist dann das Land, auf dem Jumnes Reste standen und das durch keine pflegliche Behandlung der Meeresdeiche mehr geschützt wurde, der riesenhaften Allerheiligenflut der Ostsee zum Opfer gefallen, die im Anfang des 14. Jahrhunderts hereinbrach (das Jahr wird von den Chroniken widersprechend angegeben: 1303, 1304, 1307 oder 1309) und die gerade die Küsten um die Peenemündung besonders schwer heimgesucht haben muß. Durch sie wurde die Insel Ruden von Rügen getrennt, vielleicht sogar Hiddensee, da nach Greifswalder Chroniken die Schiffahrtsstraße zwischen Rügen und Hiddensee zur Ostsee vorher noch nicht bestanden haben soll. Die Wahrscheinlichkeit, daß bei dieser Gelegenheit auch ein alter Nordwestgau der Insel Usedom mitsamt den Überresten von Jumne seinen Untergang fand, ist gar nicht gering. Vineta wäre dann also in der Tat im Meere versunken — aber nicht als blühendes Gemeinwesen, sondern erst 200 Jahre nach seiner Zerstörung! Aber was für reizvolle Funde mögen dann noch im Schlick und Sand am Peenemünder Haken verborgen ruhen!

Daß die hier gegebene Darstellung mindestens in großen Zügen zutreffend sein muß, ist nun in jüngster Zeit durch eine so hervorragende Autorität, wie Geh.-Rat Schuchhardt in Berlin, an Hand von Tatsachen erwiesen worden. Schuchardt hat zunächst der Hypothese, die Vineta in Wollin ansetzen wollte, anscheinend endgültig den Garaus gemacht. Er hat im Sommer 1923 die Grabhügel am Galgenberge bei Wollin untersucht, die man bisher als normannisch ansprach und als Hauptbeweis dafür ansah, daß hier die Jomsburg der nordischen Sagen gestanden hat. Dabei ergab sich einwandfrei, daß die Gräber nicht normannischen, sondern slawischen Ursprungs waren. Der Gelehrte hat dann die Gegend am Peenemünder Haken einer Besichtigung unterzogen und hier so bedeutsame Belege für das Vorhandensein des alten Jumne an dieser Stelle gefunden, daß er am 1. November 1923 das Ergebnis seiner Studien in einem eigenen „Vineta"-Vortrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorlegte. Die Hauptschlußfolgerung lautet:

„Das Jumne Adams von Bremen an der Mündung der Oder in die Ostsee, dreiseitig von verschiedenen Wassern bespült, muß also auf der alten, heute untergegangenen Nordwestspitze von Usedom, auf dem Peenemünder Haken, gelegen haben."

Einen der gewichtigsten Beweise für diese These erblickt Schuchardt in einem Funde von acht goldenen Armringen, den im Jahre 1905 der Förster Schönherr am Peenemünder Haken machte. Diese Ringe können nach Schuchhardt ganz unmöglich zufällig, etwa bei einem Schiffbruch, hierher gelangt sein, sondern ihre Häufung in der Achtzahl ist nur zu erklären durch eine einst in dieser Gegend ansässige reiche Bevölkerung.

Es scheint somit, daß das seit Jahrhunderten umstrittene Vinetaproblem nunmehr einer endgültigen Lösung entgegengeht, die sich von den hartnäckigen Sagenüberlieferungen des

Volksmundes doch nicht gar so sehr unterscheidet, wie etwa die alte Julinhypothese. Auch Schuchhardt weist auf die voraussichtlich richtigen Züge der Sage nachdrücklich hin, wenn er den Satz prägt, auf den sich die Vinetaforschung wohl schließlich einigen wird und mit dem auch dieser Aufsatz geschlossen sei:

„Die Volkssage, die die alte, große Handelsstadt heute im Meer begraben sieht, hat also offenbar recht, denn auf dem erhaltenen Festlande ist keine Spur von ihr mehr erhalten; in der Bodengestaltung unter dem Wasser lassen sich aber die Bedingungen für ihre einstige Gestalt und Bedeutung wohl erkennen.“

Prof. Dr. R. Hennig

Ein Besuch im Carlyle-Hause zu London

Weniger als Wissenschaftler, vielmehr als ein praktischer Lebensphilosoph, ein Kulturschöpfer und Idealist verdient Thomas Carlyle unser Interesse, den Goethe nicht mit Unrecht eine „moralische Macht ersten Ranges“ nannte. Er ist als solcher einer der originellsten und geistvollsten Denker des 19. Jahrhunderts, in dessen Werken sich die Unzufriedenheit mit den herrschenden Glaubens- und Sittenanschauungen und ein gewaltiger reformatorischer Drang äußert. Einsam geht er seine Wege. Lob und Tadel sind ihm gleichgültig. Öffnet er jedoch den ernsten Mund, dann hat sich seine Seele gleichsam von drückender Fessel befreit und das Kulturgewissen selbst in ihm das befreiende Wort gefunden. Zum Höchsten war er dem deutschen Idealismus verpflichtet, der sich vor seinen Augen greifbar in dem Einigungswerke des eisernen Kanzlers aufs neue verkörperte. Vielleicht hat Bismarck gerade seinem Einflusse zu verdanken, daß England während des dänischen und deutsch-österreichischen Krieges eine wohlwollende Neutralität bewahrte, wie dies auch während des Weltkriegs von französischer Seite wohl nicht ganz mit Unrecht behauptet wurde. Sein moralischer Ernst übte auf alle Kreise einen tiefgehenden Einfluß. Er wurde der berufene Sprecher der öffentlichen Moral und gleichsam der verantwortungsvolle politische Ratgeber des Volkes, der als solcher auch im November 1870 in seinem berühmten Briefe an die „Times“ für das gute Recht der Deutschen im Deutsch-Französischen Kriege eintrat.

Auf den verschiedensten Gebieten hat sich Carlyle während seines langen Lebens (geb. 4. Dez. 1795, gest. 5. Februar 1881) ausgezeichnet. Als Literarhistoriker schrieb er in den Critical and miscellaneous Essays über Goethe, Jean Paul, Novalis usw. Dazu finden sich viele Aufsätze über deutsches Literaturleben in der Edinburgh Review, in Fraser's Magazine und in der Foreign Review.

Als Sozialpolitiker lieferte er eine bedeutende Schrift über den Chartismus, die auch Professor von Schulze-Gävernitz in seinen Werken „Zum sozialen Frieden“ und „Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung“ ehrend bespricht. Hiermit alleine würde er seinen Ruf begründet haben.

Bedeutender ist er jedoch noch als Geschichtschreiber, vor allem als der Verfasser der Werke „French Revolution“, „Letters and Speeches of Cromwell“ und „History of Frederick the Great“, worin er ein geschichtsphilosophisches Bild der behandelten Ereignisse und Persönlichkeiten plastisch und kraftvoll entwirft.

Die Geschichte seiner inneren Entwicklung gibt uns sein „Sartor Resartus“, ein für das Verständnis Carlyles grundlegendes Werk, das sich mit den Bekenntnissen Augustins und Rousseaus vergleichen läßt. Launig-barock in der Form schürft das Buch in den tiefsten Gründen des Erkennens und gibt uns oft mystisch-symbolisch köstliche Lebensausblicke.

An den Sartor Resartus (Zusammengeflickten Schneider) erinnert sodann das spätere Werk „Past and Present“, das genial stillos geschrieben einen unvergleichlichen Gedankeninhalt und

eine seltene poetische Tiefe aufweist. Wir finden hier z. B. Bilder aus dem Leben der Plantagenets, die sich sonst in der neueren Literatur nicht mehr finden.

Von hohem Werte für Carlyles Weltanschauung ist sodann auch noch die Biographie seines Freundes John Sterlin, die Froude als das schönste Freundesdenkmal Englands im 19. Jahrhundert bezeichnete.

Den männlichen Ernst und die puritanische Bekennertreue Carlyles bezeugen sodann auch noch seine zwischen 1837 und 1840 veranstalteten öffentlichen Vorlesungen, worin er über deutsche Literatur, die allgemeine Literaturgeschichte von Homer bis Goethe, die Revolutionen des modernen Europas sowie Helden und Heldenverehrung sprach. Er lebte ganz in seinem Gegenstande, der ihm die Nachtruhe raubte und ihn in die ideale Sphäre seines Vorbildes hob. Sein eigentliches Ich rang sich hier aus der zeitlich-örtlichen Verflechtung zur reinen Selbstoffenbarung empor. Sein Vortrag war nach seinen eigenen Worten ein absolutes Märtyrertum. Aristokraten, einfache Leute und Bischöfe waren unter seinen Zuhörern, die bald erstaunt, bald befriedigt seinen Ausführungen folgten, die er selbst einmal mit einem Kartätschenhagel verglich. Immer ist es die große Persönlichkeit, der Held und Heros, der Mann der Tat, den er als den Führer und Bildner der vielen andern feiert. Die Weltgeschichte ist lediglich das Werk der großen Männer der Tat, nicht das der Massen. Ihre Seele ist die Geschichte einzelner großer Menschen. Sie sind die natürlichen Gestirne, die diese Welt erhellen.

Damit hätten wir die Bedeutung des Weisen von Chelsea für uns kurz charakterisiert. Deutschland wie England hat Ursache, stolz auf ihn zu sein. In seiner ganzen Persönlichkeit war er ein unverwüstlicher Schotte, der die treibende Kraft der englischen Kultur wie kein zweiter erfaßte und zugleich die Gedanken der größten deutschen Geisteshelden sich aneignete, die er begeistert seinen Landsleuten vermittelte. So zeigt seine Welt- und Lebensanschauung einen innigen Bund zwischen dem harten, schottisch-puritanischen Geiste und dem schöpferischen, weltbildenden deutschen Idealismus. Mit Recht nennt ihn Treitschke in seiner deutschen Geschichte den einzigen Briten, der Deutschland ganz verstanden hat. — —

* * *

Jeder Deutsche, der unbefangen und vorurteilslos den Charakter des englischen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts prüfen und über das Eintagsleben der Gegenwart hinaus neue Hoffnung für unsere deutsche Zukunft schöpfen will, soll nicht versäumen, das einfache, schlichte Heim Carlyles in Cheyne Row aufzusuchen, wo einst in früherer Zeit Lord Cheyne einen größeren Besitz hatte. In das herrliche Cheyne Walk am Themseufer mit seinem eindrucksvollen Carlyledenkmal mündet die kleine Philosophengasse, der parallel die denkwürdige Beaufortstreet mit dem ehemaligen Beauforthause liegt, worin einst Erasmus von Rotterdam, Hans Holbein und der Dramatiker John Heywood geweilt und die Königin Anna von Cleve, die geschiedene Gemahlin Heinrichs VIII., im Juli 1557 starb. Hier am Carlylepier der Batterseabrück halten gute Geister der Vergangenheit die Wacht über das überkommene deutsche Geisteserbe, — Geister, die uns im Sinne von Goethes Symbolum, dem Lieblingspsalm Carlyles, auf die Stunde hoffen heißen, wo der deutsche Gedanke im nahen Westminster neu aufersteht. Im Carlylehause selbst aber reden gleichsam die Steine und Wände von der weltgeschichtlichen Aufgabe des germanischen Geistes mit seinem Eingehen in die innerste Tiefe der Dinge, mit seiner Wahrhaftigkeit und Treue. Man fühlt es, daß Goethes und Bismarcks Segen auf diesen Räumen ruht.

Ein Autoomnibus führt uns in kurzer Zeit von Kensington oder Westminster her nach Kings Road, wo wir nach kurzer Wanderung durch Glebe Place nach Cheyne Row gelangen. Zur Linken steht das einfache Wohnhaus des großen Idealisten mit der Hausnummer 24. Schlicht und unauffällig birgt es sich zwischen den Nachbarhäusern. Eine die Besuchszeit angebende Metalltafel erinnert alleine an seine besondere Bedeutung, — an Carlyle, der hier vom Jahre 1834—81 gewirkt hat.



Dieselben Bäume der anderen Straßenseite, die einst den Unermüdlichen in seinen kleinen, hellen Räumen geschaut, hatten sich mit krausem Blätterflaum aufs neue geschmückt, als der Hammerruf des Türklopfers für mich um Einlaß bat. Ich trug aufs neue meinen Namen ins Fremdenbuch ein, um sodann meinen Rundgang durch die einzelnen Stockwerke anzutreten. Spießbürgerlich einfach sind die Zimmer. In engen Windungen führt die Treppe nach oben. Nur ein kleiner Rasenplatz grenzt an die Rückseite, in dessen Ecke ein Hund Carlyles begraben liegt. Aber an den schlichten Wänden der einfachen Räume, an einladenden Erinnerungstischen und gefüllten Regalen verkünden gute Geister ihre lebendige Botschaft. Sie kündeten sie der englischen Königin Mary und ihrer Tochter, die in der Kriegszeit die Wohnung besucht. Sie künden sie der Gegenwart, die sich auf die Mahnungen des Weisen von Chelsea wieder zu besinnen beginnt.

Ein Deutscher fühlt sich hier gleich zu Hause, wenn er die vielen Bilder aus der preußischen Geschichte sieht, die ein pietätvoller Sammeleifer zu einer kleinen Galerie zusammengefügt. Da finden sich Darstellungen Friedrichs des Großen, des Prinzen Heinrich, seines Bruders, weiterhin von Seydlitz, Sophia Dorothea, Friedrich Wilhelm, Maupertuis, Voltaire und anderer. Auf den Bücherständen aber entdeckt man die fleißig benutzten Werke Fichtes, Schillers (Wallenstein 1827, Demetrius 1817 usw.), Kants (Kritik der reinen Vernunft 1818), Freytags (Der Staat Friedrichs des Großen 1877), Luthers, Varnhagen von Enses, Schuberts, Schölls, Pfizers, Eichhorns (Geschichte der Literatur 1805—1810), Dahlmanns (Geschichte der englischen Revolution 1844), Goethes (translated by Anna Swanwick 1850), Hans Sachs (Ernstliche Trauerspiele 1816, 8 Bände), Otto Langes (1865), Marheinekes (1831—34), Hermann Hettners (1856), Fr. Schlegels (1830), Adelungs (1774—80) und anderer.

Überzeugender aber künden noch direkte Botschaften Goethes, Kaiser Friedrichs III. und Bismarcks die Bedeutung Carlyles für uns Deutsche. Da findet sich ein Schreiben Goethes vom 14. Juni 1830, der Carlyle gleichzeitig eine Ausgabe seiner Farbenlehre in drei Bänden übersandte, die hier ebenfalls Platz fand. Kronprinz Friedrich Wilhelm aber schickte im Jahre 1875 ein Verzeichnis der Werke Friedrichs des Großen mit folgender Inschrift: „To Thomas Carlyle as a token of personal regard felt in Germany for the British Author of Prussian History, which has been so widely appreciated in England and is so justly valued by the Countrymen of Frederick the Great. August 17th 1875. Frederick William, Crown Prince of Germany and Prussia.“ (Für Thomas Carlyle als ein Zeichen persönlicher Schätzung in Deutschland für den britischen Verfasser der preußischen Geschichte, die man in England weithin schätzt und bei den Landsleuten Friedrichs des Großen nach Billigkeit würdigt. 17. August 1875. Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Deutschland und Preußen.)

Bismarck endlich schrieb dem Bewunderer Friedrichs des Großen zum 80jährigen Geburtstage am 2. Dezember 1875: „... Freuen Sie Sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle. Empfangen Sie mit meinem herzlichen Glückwunsch die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung. von Bismarck.“

Carlyle dankte am 10. Dezember nach Angabe eines Zeitungsausschnitts mit folgendem Schreiben: „On Saturday morning my eightieth and most probably my last birthday I was honoured with a letter by far the most remarkable, the least expected and the most pleasing of all that reached me on the occasion. It was the noble, wise, sincere and magnanimous letter which you had the goodness to write to me and which I read with great surprise and with great and lasting joy ...“ („Am Sonnabend Morgen gelegentlich meines 80jährigen und höchst wahrscheinlich letzten Geburtstags wurde ich durch ein Schreiben geehrt, das bei weitem das bemerkenswerteste, am wenigsten erwartete und erfreulichste von allen war, die mich bei dieser Gelegenheit erreichten. Es war der edle, weise, aufrichtige und großmütige Brief, den Sie in Ihrer Güte mir sandten und den ich mit großer Überraschung und dauernder Freude las.“)

Die Welle

Eberhard Ege

Die Feder, womit Carlyle die letzten Kapitel seines Werkes über Friedrich den Großen schrieb, wird hier ebenfalls aufbewahrt. Desgleichen findet sich hier der ihm verliehene Orden Pour le Mérite sowie der Orden vom Weißen Falken.

Es sind geweihte Räume, wo wir weilen, — Räume, aus denen der Genius der Menschheit zu uns spricht, — Räume, wo jeder Deutsche auf seine Art und Bestimmung sich besinnen soll.

Die vielen persönlichen Erinnerungen von der Schulzeit an bis zum Lebensabend erklären uns liebevoll den Entwicklungsgang des großen Schotten.

Da finden sich Bilder aus den Küstenstrichen von Dumfries und dem Firth of Forth im fernen Schottland, die uns an die Zeit erinnern, wo der junge Thomas in Ecclefechan und Annan, in Kirkcaldy und Edinburgh zum ersten Male deutsches Kulturleben an den Schriften der Madame Staël und Kotzebues, sowie Schillers und Goethes kennen lernte. Nordische Lurer schienen damals die Seele des Jünglings zu erschüttern. Der deutsche Gedanke wurde ihm das Höchste. In Fichte sah er den Cato major in einer heruntergekommenen Zeit, — den Mann, würdig in der Stoa zu lehren und in den Hainen der Akademie über Sittlichkeit und Schönheit zu unterrichten. In Goethe verehrte er den Lehrer und Vater, der ihn aus Finsternis zum Licht geführt, — dem er die Erkenntnis seiner selbst, seiner Pflicht und Bestimmung verdankt.

Schweift der Blick über die gefüllten Regale, dann sieht man bald die lateinische und griechische Grammatik sowie die französischen Übungsbücher des Zwölfjährigen, der die Lateinschule in Annan besucht. Nicht weit war es von hier bis ins englische Gebiet. Der sinnende Knabe aber schaute am Strande des Solway den Wasservögeln nach, die in das Land seiner Träume zu wandern schienen, um das seine geplagte Seele bald noch in schweren Kämpfen zu ringen hatte.

In sich vollendet, ein ganzer Mann, fand sich Carlyle im Jahre 1834 mit seiner jungen Frau in London ein. Die Ideale des Jünglings sind der Stolz und sichere Besitz des Mannes. Am deutschen Wesen war er in schweren Stunden des Zweifels und der Ungewißheit genesen. Zu einem deutschen Gelehrtenheim hat sich bald die einfache Wohnstätte gewandelt, wo sich neben dem Konversationslexikon von Brockhaus vom Jahre 1827 und vielen deutschen wissenschaftlichen Werken sogar deutsche Übersetzungen schottischer Lieder finden.

Immer und immer wieder sucht er die schottische Heimat auf, vor allem Kirkcaldy, wo er in Edward Irving dereinst einen innigen Freund gefunden und später mit dem Provost Swan in innigem Verkehr stand. Deutschland und Schottland erscheinen als die Pole seines eigenartigen Lebens. Es wird uns leicht verständlich, daß der Verfasser der Geschichte Friedrichs des Großen sein Pferd „Fritz“ nannte. Eine im Hydepark im Jahre 1861 aufgenommene Photographie zeigt uns ihn übrigens auf seinem „Fritz“. Deutschland scheint vor allem seine geistige Heimat geworden zu sein.

Die höchsten Ehren harrten nunmehr seiner. Disraeli will ihn zum Großritter des Bathordens ernennen. Königin Viktoria selbst empfängt den schlichten, wackeren Mann. Erinnerungsmünzen werden ihm zu Ehren geprägt; Huldigungsadressen laufen allerwärts ein. Bis zu seinem Tode aber ist er der unabhängige, geistesstarke, charaktervolle Schotte geblieben, der von Kindheit an die Systemzimmerleute einer bloßen Schulphilosophie von sich wies und sich stets zur Philosophie der Tat bekannte, — der allen äußeren Ehren abhold ein Viertelpfund guten Tabak dem Orden Pour le Mérite vorgezogen hätte, — der nicht in der Westminster Abbey, sondern in seinem schottischen Heimatdorf Ecclefechan an der Seite seiner Mutter bestattet sein wollte.

Eine Radierung stellt uns hier die Bestattung Carlyles in der schottischen Heimat nach dem Gemälde Robert Allens dar. Es ist ein schottischer Heimatfrieden, den die ergreifende Melodie For auld lang syne (deutsch: „In Erinnerung an die alte Zeit“) ist ein berühmtes, stimmungsvolles Heimat- und Erinnerungslied von Robert Burns, das in England überall noch gesungen und auch in Bismarcks Briefen an seine Gattin erwähnt wird) gleichsam durchtönt.

Im bunten Wechsel entdecken wir unter den vielen Erinnerungsstücken sodann noch Pfeife, Haarlocke, Spazierstock, eine Glasscheibe mit Versen aus Edinburgh vom Jahre 1823, — weiter

Goldbrille, Schlafrock, Leselampe, Zigarrenetui usw., zuletzt auch die Totenmaske. Bemerkenswert ist hier ferner ein Exemplar eines von Carlyle im Jahre 1834 erfundenen Hufeisens für Frostwetter, des sogenannten screwoogs-Systems, das später allgemein Anwendung fand, ohne daß man lange Zeit sich über den eigentlichen Erfinder klar war.

Carlyles Reich war nicht von dieser Welt. Seine eigentliche häusliche Einrichtung ist fast ärmlich einfach. Die Zimmer sind meist gelb getönt, während der Flur sich rotlackiert präsentiert. Noch findet sich unten in der Küche die im Haushalt benutzte Pumpe, die außerdem noch Küchentisch und allerlei Geschirr aufweist. In den beiden Eßzimmern des Erdgeschosses sieht man sodann Tische, Stühle, Ofenschirm, Kaminvorsatz, Schüreisen, Kohlenkasten, Frühstückservice und eine Menge kleiner Erinnerungen.

Im ersten Stock liegt das Gesellschaftszimmer und die Schlafstube der Gattin; im zweiten das Fremdenzimmer sowie Carlyles Schlaf- und Ankleidegemach; im dritten endlich das lichtdurchflutete Mansardenstudierzimmer, die eigentliche deutsche Ecke des denkwürdigen Hauses. Es ist die Zeit der ersten Regierung der klugen Welfenkönigin Viktoria, die hier auf uns wirkt. Damals pflegte man in einem rotgesäulten Himmelbett hinter schützenden Vorhängen zu schlafen, so wie es sich in den beiden Schlafgemächern findet. Ebenso hat die Ausstattung des drawing room und des Attic Study im dritten Stock in dieser Periode ihren Ursprung. Die noch vorhandenen Kommoden und Schränke, Stühle, Tische, Ofenschirme, Teppiche und Lampen bezeugen dies zur Genüge.

Ein großer Geist, aber bescheidener, einfacher Mensch hatte hier seine Wohnung. Ja, Carlyle war Deutschlands bester Freund in einem bedeutenden Menschenalter, das von Goethe zu Bismarck hinüberleitet. Er war ein Puritaner mit der Feuerseele Cromwells, der für das Wesen der Dinge einen Blick hatte. In ihm lebte der Geist der Schotten von Bannockburn, die nichts, auch nicht der Tod, in ihrem Entschlusse beugte. Ein gleiches Leben der Tat begrüßte er im Alter in den stolzen Waffenerfolgen der Wacht am Rhein im Deutsch-Französischen Kriege 1870. Ein verehrenswerter Gedächtnisort, ein Vorposten deutscher Kultur wird daher stets sein Heim in Chelsea für jeden Deutschen sein. Denn eine Geistestat hat sich hier einst vollzogen, die das politische Eintagsleben überlebt, die einst auch wieder die Seelen läutert und die Herzen gewinnt, so wahr es eine höhere Ordnung im Menschenleben gibt.

Noch einen Augenblick bleiben wir sinnend zurück, um in einer einzigen Gefühlsaufwallung das Unsterbliche des Großen zu erleben. Da scheinen im magischen Zauber die aufgespeicherten Menschengedanken gleich schwarzen Schildknappen aus den vielen Druckbänden zu treten, und während es geisterhaft durch die Baumkronen rauscht, ertönt unfaßbar von oben Carlyles Lieblingspsalm, die Marschmusik der teutonischen Nationen, nämlich Goethes Symbolum:

„Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
. . . .
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen in Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!“

Dr. H. T. Schorn, Hannover



Auf Madagaskar

Mein Schiff verläßt Kapstadt und umkreist in fast frommer Haltung das Kap der guten Hoffnung. Links lag in weiter Ferne die blaue Küste des mystischen Afrikas. Tagelang zieht nun die magische Küste des wundervollen Landes vor meinen Augen vorüber. Traumland meiner Jugend!

Am Morgen weckt mich eine andere Sonne, ein anderer Himmel lächelt mir zu. Ich fahre einer anderen Hoffnung entgegen, aber meine Seele ist doch drüben im köstlichen schwarzen Erdteil geblieben, im wundersamen Dufte der ungeheuren Wüste und im magischen Lispeln und Atem der ewiggrünen Urwälder. Und im Geiste ziehen all die bunten Bilder vorüber, die ich in den Berglandschaften von Marokko bis hinab zum weißen Leuchtturm des Kaps der guten Hoffnung erschaut habe. So denke ich an die ungeheuren Menschenmassen, die diese afrikanischen Ameisenhaufen bevölkern.

Vom schwarzen Afrika sind mir nur zwei Eindrücke als Symbole verblieben: die majestätische Schönheit der Sahara und die ungeheuere Größe der Urwaldes; zwei Meere, eins aus gelbem Sand und das andere aus grünen duftenden Wellen. Der Dampfer ist allein auf dem funkelnden Meere bei Nacht. Die meisten Fahrgenossen liegen in ihren Kajüten im tiefen Schlaf, unten poltern einige amerikanische Missionare mit englischen Freunden beim Whiskytrunk. Oben an Deck liegen sentimentale Liebespärchen und schauen verlorenen Auges auf die magisch flimmernde Flut des Indischen Ozeans, über welchen sich der australische Nachthimmel wie ein Diadem mit all seinen köstlichen Sternen wölbt. Da sehe ich das wundersame Kreuz des Südens und die Sterne des Skorpions. Ein Himmel, der ach so ganz anders ist als der stille kaltlächelnde Himmel, der sich nachts über deutsche Erde wölbt.

Nun schwimme ich durch den Kanal von Mozambique, längs der violetten Küste von Angola und an Koralleninseln vorbei, die steil, steil aus der blauen Flut emporragen. In weiter Ferne taucht ein Smaragd auf beim Morgenschein: Madagaskar, die größte Insel der Welt, so groß wie Deutschland, Schweiz, Böhmen und Deutschösterreich. Ein unbekanntes, wildes Land für jeden Europäer. Selbst die Franzosen, als Herren dieser Insel, sind noch nie in diese fürchterlichen Urwälder gedrungen, sie sitzen an der Küste.

Geologisch bildet diese allmächtige Insel die Landbrücke zwischen Afrika und Asien. Schon frühzeitig sind von Malesien die Hava und die Betsi gekommen, die heute die Rasse von Madagaskar ausmachen. Die Insel wurde erst im Jahre 1500 durch Zufall infolge eines Sturmes von Portugiesen Alvarez entdeckt, der mit seiner Riesenflotte um das Kap der guten Hoffnung nach Indien segelte.

Das Innere von Madagaskar ist noch unentdeckt, besonders das Zentralmassiv Inkarasta, ein zyklopenhaftes Chaos von Felsen und Gestein, ohne jegliche Vegetation. Da streben riesige Felspyramiden bis zu 2700 m in die Höhe, die obendrein als fürchterliche Vulkane noch tätig sind. Zwischen diesen rauchenden Bergen breiten sich Alpenseen aus, in welchen Schwefelwasser sieden. Nicht weniger unbekannt sind die dichten undurchdringlichen Urwälder der riesenhaften Ebenholzbäume, die meilenbreit den südlichen Teil der Insel bis zum Meer bedecken; daran schließen sich die gewaltigen Palmenwälder, deren Boden ein magischer Teppich blühender Orchideen ist, und die einen schweren, unsagbaren Duft ausströmen, so daß alle Menschen, die sich diesen Orchideen-Palmenurwäldern nähern, betäubt niederstürzen. An der Küste vermischt sich der starke Duft der Orchideen, der Nelken und der Vanillen mit dem faulen Jodgeruch der Algen. Am steilen, felsigen Meeresufer arbeiten ununterbrochen die Koralltierchen und schaffen unter dem Schutze einer wundervollen Schwammwelt die köstlichen Diademe des Indischen Ozeans. Und über diese Küstenwunder werfen Algen vom Meeresgrunde aus und Lianen vom Urwald ein dichtes Maschennetz. Hier in diesem Gestrüpp, das kein Mensch zerstören kann, lauern Rudel von Krokodilen, Riesenwasserschlangen, Polypen, Medusen und Haie, dazwischen rast

der sogenannte elektrische Fisch, der mit seinen Strahlen Menschen und Tiere sofort tötet. Und so nähert sich mein Schiff der Smaragdinsel. Da liegt auch schon Tamatava, zu deutsch die Wollüstige, die Stadt der Vanille. Sie ist der Hafen der Insel, und mittels Eisenbahn mit der Hauptstadt Tananarivo verbunden. Das europäische Viertel ist so langweilig und kunstlos wie alle diese modernen Städte der französischen Kolonien. Aber es gibt hier das Meer und die Sonne der Tropen.

Unter Palmen und Katteen lächeln die Hütten der Wilden. Aber überall schweben die süßen Düfte reifender Bananen und Vanillen, die Düfte von Tamatava, Düfte der Wollust. Die Hova, die Betsi und die Balgaschen schauen mich mit ihren magischen Augen lächelnd an. Sie lächeln immer. Auch die sogenannten Antimohren, die unser Schiff mit Kohlen versorgen, singen und lächeln, während ihrer recht beschwerlichen Arbeit. Und alle die Frauen lächeln, die du auf den Straßen begegnest in ihren großen Strohhüten und den blauen und roten Schleier um ihre braune Nacktheit geworfen; Frauen, die an einer Tragstange zwei Krüge voll Wasser schleppen; Mädchen, die nach madagaskischer Art Feuer von einer Hütte zur anderen tragen; liebliche Mädchen, die ihre Brüste, fest wie die sauere Mangofrucht frei zur Schau tragen, denn sie leben hier ungescheut in Glück, Freude und Liebe mit jedem Mann, bevor sie ehelichen. Darum haben die ersten Kolonisten diesen Ort mit Recht Tamatava, die Stadt der Wollust genannt, ob ihrer Laster und Düfte. Die Freiheit dieser Eingeborenensitten geht von der allgemeinen Schwachheit aus, der diese niederen Völkerschaften unterworfen sind, weil sie eine Kreuzung der Malesier von Java mit den Waldmenschen von Madagaskar sind. Kreuzungen sind immer schlecht widerstandsfähig. Diese tropisch-asiatischen Völker in ihrer unerschöpflichen Heißblütigkeit vermeiden die Arbeit und jegliche Mühe, um sich dem süßen Nichtstun und dem Vergnügen hinzugeben bis zur Trunkenheit ihrer Sinne. Und die Vanillen mit ihren entnervenden Gerüchen, die Orchideen mit ihren süßen, weichen Düften, die Palmen mit ihrem schauernden Flüstern und die frischen Nächte nach den heißen Tagen verleiten die weißen wie die braunen Menschen zum Trinken, und sie zechen, bis die Sinne berauscht sind. Wenn die Sonne stirbt, dann kommt von Osten her über die Feuerberge die australische Nacht. Und sie kommt schnell zur Perlenküste hinab. Dann wandeln die Wilden zu ihren Hütten, werfen sich auf das Lager getrockneter Palmwedeln, und verzehren ihren täglichen Reis mit Nelken- oder Pfeffertunke. Fette und Wohlgerüche verbrennen sie auf einem Dreifuß, und so verwandelt sich die wundersame Smaragdinsel in einen Tempel exotischer Liebe. Und über das Ganze wirft der Mond sein blaues Licht.

Eine bescheidene Eisenbahn bringt den Fremden von Tamatava zur Hauptstadt der Insel, die Tananarivo heißt. Ich ziehe vor, nach Königsart zu reisen, und lasse mich von immer lächelnden Wilden in einem Tragstuhl durch duftende Palmen- und Oleanderwälder, über Hügel mit blühenden Vanillen- und Nelkenfeldern bringen. Diese Wunderreise dauert gerade acht Tage, die köstlichste Reise, die ich jemals unternahm. Wie ein Sardanapal liege ich auf Ebenholz und auf weiche Kissen und schwebe über die Köpfe meiner singenden Sklaven. Blätter und Zweige wundersamer Bäume berühren mich sanft, und manch duftendes Blütenblatt fällt still auf meine Brust. Dieser kaiserliche Luxus hat ein paar Dollar gekostet.

Heute ist schon der achte Tag, daß ich so durch dieses wundervolle und duftende Land schwebe, als plötzlich die Hauptstadt sich zeigt: Tananarivo. Auf einer Anhöhe liegt das Königsschloß mitten in einem Garten reifender Mangos, duftender Fliedersträucher und rauschender Eukalyptusbäume. Daneben thront die herrliche Pagode der Königin und die vielen Königsgräber, jedes mit einem besonderem Turm. Um diesen Schatz drängen sich die Häuser der Eingeborenen mit ihren rötlichen Dächern. Im Schatten hoher Eukalypten sinnt die christliche Kathedrale und dahinter den anderen Abhang des Hügels hinab die moderne Stadt. Um diese Märchenstadt zu betreten, heben mich meine Sklaven 1500 Steinstufen empor, denn die Hauptstadt liegt tausend Meter über dem Meeresspiegel, und in gleicher Höhe mit dem Ykopasse, der oft zur

Regenzeit seine Wasser vernichtend in die fruchtbaren Reistäler ergießen läßt, und so die gesamte Ernte und manch Dorf mit sich fortreißt. Nur die Stadt der Königin bleibt verschont.

Tananarivo ist eine Stadt von Siebzigtausend Seelen, und sie bildet heute eine Art Olymp der australischen Rasse, ein Mekka des Indischen Ozeans, wohin immer viel Volk von ganz Madagaskar, der umliegenden Inseln Maurice und Réunion wallen, um wenigstens einmal im Leben duftende Orchideen dem Grabe der Königin zu opfern.

Wenn der Abend mit seinem leuchtenden Sonnenuntergang sich auf diese Heiligtümer senkt, beginnen die Bonzen die im Laufe des Tages niedergelegten Orchideen in granitenen Dreifüßen zu verbrennen. Daneben verbrennen sie noch alle Arten von Gewürzen, die diese Smaragdinsel hervorbringt: Kaffeebohnen, Tabakblätter, Vanillenschoten, Nelkenkerne, Harztropfen, Kokusnüsse, Mangi, Bananen, Zitronen und Kakteen. In dem täglichen Verbrennen dieser Opfergaben liegt der Glaube dieser einfachen Menschen. Doch dieser Glaube hat nichts gemein mit dem Fetischglauben der afrikanischen Völkerschaften; denn schon hier auf Madagaskar fühlt man den Einfluß des fernen Asien, die Inkarnation eines Brahma, die Vergöttlichung eines Wischnu und Kali, das fromme Klosterleben aus Pamir und Tibet, die buddhistische Philosophie eines K'ung-fu-tse und die geistige Stilisierung eines Schinto. Hier auf Madagaskar beginnt schon Asien. Madagaskar gehört geographisch wie ethnographisch und kulturell nicht zu Afrika. Leise lispeln die Eukalypten den Gesang vom Walde, während die halb-afrikanischen, halb-melanesischen Bonzen, deren Augen schon im Nirvana verloren sind, trockene Blütenblätter duftender Orchideen verbrennen. Keine Lampen leuchten hier, auch der Mond ist noch nicht da, nur die heiligen Feuer flackern melancholisch auf.

Wenige Meter hinter den Heiligtümern beginnt der rote Sand von Inkarasta, der unermeßlichen Vulkanwüste, die das gesamte Innere der Insel bedeckt mit all den feuerspeienden Bergen, halb mit tropischem Eis bekleidet, wo nach den Glauben der hiesigen Menschen die Seele der Toten leben bis zur Wiederauferstehung in ein neues lebendes Wesen.

Die Pilger verlassen den Tempel bei hereinbrechender Nacht, denn während der Nacht haben ausschließlich die Leprakranken, die aus allen Teilen der Insel und von den umherliegenden Inselchen herbeiströmen, das Recht, im Heiligtum zu beten und zu opfern, wo sie den Geistern ihre fürchterlich vereiterten und verbeulten Körper zeigen und Gnade und Heilung erflehen. Melancholisch klingt ihr Klagen durch die Tropennacht:

„Habe Mitleid mit unserem Übel! Habe Mitleid mit unseren Kindern und Kindeskindern!"

O, wie scheußlich sind ihre grünen, von Würmern zerfressenen Wunden anzuschauen!

Die Leprakranken leben auch hier auf diesen Inseln außerhalb der menschlichen Ansiedelungen, tief in den Wäldern oder an der einsamen Küste des Indischen Ozeans. Und wenn sie das Ende nahefühlen, brechen sie auf zum Gang nach der roten Pagode, nach dem Heiligtum der toten Königin. Aber sie nehmen nicht den Weg der übrigen Sterblichen, sondern sie durchqueren die fürchterliche Wüste von Inkarasta, wo sie meist ihren Tod finden, denn die Kranken, die ihre Dörfer verlassen, kehren niemals zurück.

Wild rauschen die nahen Eukalypten wie das ferne Meer. „Habe Mitleid mit unseren Kindern und Kindeskindern! Habe Mitleid mit unserem Übel!" wimmern und flehen leis die lebenden Leichname vor dem Standbild der Göttin. Schweigsam besprengen die Bonzen die Leprawunden mit Balsam. Still werfen die Kranken duftende Orchideen in die jahrhundertalten Steinbehälter, und dann kehren sie zur Wüste zurück, um hier den Tod zu finden. Alltäglich vollzieht sich das gleiche Bild des Elendes schon Jahrhunderte lang!

„Warum arbeiten? Warum leiden?" lispeln leis die Eukalypten. Warum wünschen? Warum suchen? Warum alles wissen? Warum? ... Die Bananen wachsen ohne Saat und Zucht um die Dörfer von Madagaskar. Die Mangibäume bieten den Wanderern ihre samtweichen Früchte. Um sie zu essen, braucht man sie nur zu pflücken. Zehn Tage Arbeit geben für hundert Tage Reis. So braucht man im Jahre nur dreißig Tage zu arbeiten. Und der alte Brahma sprach:

„Der Wald gibt dir Milch, Brot und Honig. Wenn es dich dürstet, schneide in die Rinde der Palme, und Wein wird herausfließen. Wenn es dich hungert, pflücke die Mangi, deren Fleisch Brot ist. Nach dem Tode wirst du wieder geboren werden, und so geht es bis in die Ewigkeit. Was du in diesem Leben nicht erreicht hast, wirst du im zweiten Leben erhalten: Das Gute oder das Böse, die Liebe oder die Lepra!“

Still ist die australische Nacht im Dufte tausender sterbender Orchideen, im Dufte reifender Nelken und Vanillen. Nicht weit von mir fallen überreife Bananen zur Erde. „O habe Mitleid!“ so klingt melancholisch der Gesang der armen, unglücklichen Leprakranken, „nicht mit uns, sondern mit unseren Kindern und Kindeskindern!“ Und sie erheben sich nun, und die Bonzen lassen sie weiterziehen durch die große Wüste gen Nirvana ...

Im östlichen Teil von Madagaskar treffe ich in den dichten Urwäldern die ersten Vertreter der sogenannten Antimohren, die primitiven, nackten Waldmenschen. Mit den Negern des äquatorialen Afrikas haben sie nichts zu tun, sondern sie sind direkte Abkömmlinge der Autochthonen von Mikronesien. Diese Waldmenschen unterscheiden sich nun gewaltig von den sogenannten Btesa, einem australischen Urvolk, die noch in völliger Wildheit hier leben, aber sie besitzen schon ihre Hütte, kennen das Familienwesen, treiben Ackerbau, und bekleiden mit Leinwandstreifen ihre Lenden. Anders sind nun die Waldmenschen, die sogenannten Antimohren, die weder eine Hütte haben, noch in Familien leben, sie kennen weder Werkzeuge, noch Kleidung, noch irgend welchen religiösen Kultus. Sie wissen nichts. Sie sind die Wilden schlechthin. Sie essen, was der Urwald hervorbringt, kennen also nicht den Gebrauch des Feuers. Sie schlafen auf den Bäumen wie Affen. Sie leben im beständigen Kampfe mit den fürchterlichen Raubtieren, Schlangen, Affen und den anderen Eingeborenen von Madagaskar.

Am Morgen breche ich vom letzten Btesadorf auf und suche mir mit meiner kleinen Karawane den Weg durch den Urwald zu den Urwaldmenschen. Zwei Kilometer hinterm Dorf hört jegliche menschliche Kultur plötzlich auf. Wir sind nun im einsamen, leeren Urwald, aber der Weg wird durch die vielen von Bäumen abgefallenen Waletakinüsse erschwert, lange stachliche Schoten. Herden grüner Papageien sehen uns hoch von den Bäumen zu, wie wir mühsam uns durch das Dickicht den Weg bahnen. Von Menschen gibt es hier keine Spur. Kreischend fliegen die vielen Papageien schwer von Baum zu Baum. Plötzlich gewahren wir in der Ferne eine lange Menschenkolonne, die in geduckter Haltung still durch den Urwald zieht, einer hinter den anderen. „Antimoronadscha!“ sagt mein Btesaführer. Hinter Dickicht bleiben wir stehen, und mit meinem Görz luge ich hinüber. Völlig nackte Gestalten, behaart, die Haut rostfarben. Jeder trägt über die Schulter zwei riesige Keulen aus Baumwurzeln geschnitten, Bogen mit Pfeilen. Vier dieser Antimohren schleppen ein eben erlegtes Wildschwein durch das Buschwerk, gefolgt von einer Meute Bluthunden mit Wolfskopf. Diese Waldmenschen sind nicht hoch, etwa ein Meter fünfzig, und sehen schwach, man könnte sagen unterernährt aus, mit fliehender Stirn und mit rotschimmernden Augen. Die Arme sind im Vergleich zu den Unterextremitäten äußerst lang und recht muskulös, wie etwa beim Gibbon. Etwa fünfzig Mann zählt diese sonderbare Kolonne. Der letzte hingegen hat eine viel hellere Hautfarbe, auch seine aufrechte Haltung verleiht seiner Gestalt etwas Vornehmheit. Dieser Mensch trägt als einziger ein stählernes Schwert mit Steingriff. Er trägt blondes wallendes Haar, und nach seinem rötlichen verwilderten Vollbart mit der edelgebogenen Nase, den europäisch geschnittenen Augen und Munde scheint er kein Waldmensch zu sein.

„Ist der letzte Kerl kein Weißer?“ fragte ich meinen Führer.

„Ja, ja, er war ein Weißer, doch jetzt ist er ein Antimohr. Vor etwa zweihundert Monden ist er aus einer Strafkolonne entwichen und lebt nun hier mit den Waldmenschen auf Bäumen wie Affen. Aber bevor er Antimohr wurde, mußte er den Tawulbeweis erbringen, wie es dieser Stamm vorschreibt, indem man ihn vor Krokodile warf. Da sie ihn nicht angriffen, sahen die Antimohren, daß er von den Waldgöttern geschützt ist, und so nahmen sie ihn auf als einen Heiligen, als Abgesandten von der Urwaldgottheit.“

Diesen sonderbaren Menschen muß ich sehen und mit ihm sprechen, denn ich kann mir nicht denken, daß ein Europäer, so mir nichts, auf die abendländische Kultur verzichtet, um jahrzehntelang im Urwald nach Affenart auf Bäumen zu leben, sich von Wurzeln, rohem Fleisch zu ernähren, sich Haare wie Nägel wachsen zu lassen. So nähere ich mich seinem Baume, wo er im Blattwerk versteckt sitzt. Lang schaue ich ihn an. Sein Blick ist hart und wild wie der Blick seiner Waldgenossen, die meine Begleiter nicht ängstlich, aber mit einem schrecklichen Haß wie Raubtiere anschauen. Ich spreche ihn in Französisch und in anderen Sprachen an, aber kein Wort kommt über seine Lippen. Hat dieser Mensch, der seit mehr als zwanzig Jahren mit seinen Wilden im Urwald lebt, seine Mutterlaute vergessen? Ich spreche ihn in freundschaftlicher, milder Stimme an, aber er bleibt stumm. Hat er keine Mutter mehr, keine Söhne, keine Freunde? O, wilder Fremdling, wo ist dein Heimatsland? Und wir gehen. Im Btesadorfe kochen mir Frauen Reis mit Pfeffertunke und bieten mir Waldinsekten in Schlangenfett gebacken an. Junge Mädchen tanzen beim Mondenschein die wilden Reigen der Nacht. Morgen breche ich auf und kehre zurück nach Tamatavo, zurück zur europäischen Kultur ...

Dr. Max Funke

Mohandas Karamchand Gandhi

Von einem in Deutschland lebenden Inder wird uns geschrieben:

Unter allen Völkern der Erde hat es immer hoch denkende Menschen gegeben: Idealisten, unendlich Gute, Wesen des schaffenden und friedliebenden Gottes. Edle und mitfühlende Seelen wohnten in diesen sanften Menschen. Wohl kaum ohne inneres Erschauern pflückten sie eine Pflanze aus dem Schoße der Mutter Erde, und den Schmerz eines von ihnen aus Versehen getretenen Wurmes empfanden sie selbst am tiefsten. Sie gaben, mit gutem Willen, der Menschheit durch Verkündung des Friedens und Verstehens der absoluten Heiligkeit des Lebens die Möglichkeit, allem Nutzlosen und Schädlichen zu entsagen und einem allumfassenden, menschenbeglückenden Frieden entgegenzuträumen.

Zu diesen Idealisten mit solchen Anschauungen und Zielen gehört der sechsundfünfzigjährige M. K. Gandhi, der in seinem Lande und seinem Volke ein Mahatma ist und als dieser „Mokosha", d. h. schon hier auf Erden absolute „Erlösung", zu finden trachtet.

Gandhi ist ein Sucher und betont es immer wieder in Gesprächen mit seinen Freunden und auch in der Öffentlichkeit. Aber er ist ein demütiger Sucher, der lächelnd dem Tode entgegengeht, um seinem Lande zu dienen.

Viele Menschen wollen in ihm den Erlöser sehen, der auf die Welt gekommen ist, nicht um zu strafen, sondern der den sündigen Menschen noch einmal Gelegenheit gibt, Einkehr zu halten, um innere Erlösung zu finden. Nicht durch vorherige Ankündigung aller Strafen, sondern durch unendliche Liebe, Gewaltlosigkeit und Demut, oder wie es Gandhi nennt „Satyagraha" (Ahimsa), Lüge durch Wahrheit, Böses durch Gutes, Gewalt durch freudig und geduldig getragenes Leiden zu überwinden und schließlich eine Bezeichnung, die Gandhi schon längst nicht mehr führt, durch „Non violence" die gänzliche Passivität und Ablehnung der Zusammenarbeit mit den Gegnern.

Tatsächlich hat Gandhi die Lehre, die er verkündet, als erster selbst verwirklicht. In einer Stadt am Golf von Omen im nordwestlichen Indien geboren, wurde er von seinen wohlhabenden Eltern ohne persönlichen Zwang streng gläubig erzogen. Sehr früh wurde der fromme Knabe mit dem Gebot „Ahimsa", Gewaltlosigkeit gegen alles Lebende vertraut und hat dieses Gebot streng erfüllt. Nicht daß er alle westliche Kultur, Sitte und Literatur ausschloß, im Gegenteil, er nahm viel westliche Wissenschaft durch sein juristisches Studium in sich auf, das er mit neunzehn Jahren in London fortsetzte und dort vollendete.

Als knapp Fünfundzwanzigjähriger erfüllte er einige tausend Inder in Südafrika mit seinen Ideen und verwirklichte hier den gewaltlosen Kampf. Bis 1914 war er dort unermüdlich tätig. Unsägliche Marter erduldete er mit seinen Anhängern in diesen zwanzig Jahren und blieb trotz allem der Lehre „Ahimsa“ treu.

Selbst einige seiner eigenen Landsleute versuchten Mahatma Gandhi gewaltsam aus dem Leben zu schaffen ohne Ahnung, daß sie zu gedungenen Mördern eines großen Idealisten werden sollten, um dem Imperialismus Englands zu dienen, dem Gandhi mit seiner Lehre der Gewaltlosigkeit zu unbequem geworden war! Sie wurden später die überzeugtesten Anhänger ihres Opfers, der nach dem Mordversuch trotz schwerster Verletzungen für seine Feinde sogar um Gnade bat. Gandhi blieb demütig und litt alles Unrecht mit seinem so eigentümlichen Lächeln unendlichen Mitleids für die in tiefster Finsternis Befindlichen.

Gandhi war es, der in den Kriegsjahren seinen Unterdrückern Leben und Freiheit anbot und solches auch von seinen Landsleuten forderte.

England gab, als die Gefahr groß war, Tilak (gest. 1920), Gandhi und anderen Führern in der indischen Selbstverwaltung einige Zugeständnisse und — brach dieses Versprechen, als die Gefahr für England vorüber war. Da war es wiederum Gandhi, der einen Aufstand seines betrogenen Volkes unterdrückte. Das schaffte ihm verständlicherweise Feinde bei seinen Landsleuten. Gandhi blieb demütig auch dieser Verkennung seines Wollens gegenüber.

„Meinem Indien verdanke ich vieles, und ich bin mit allen Fasern meines Herzens mit Indien verbunden, wenn auch meine Religion keine Grenzen kennt. Mein erwachter und lebendig gewordener Glaube wird sogar meine Liebe für Indien und für meine Rasse übertreffen. Je höher der Glaube an der Menschheit, um so schlichter und demütiger als Mensch und Diener!“ Das ist die Prägung des inneren Gandhi.

Dann kamen die langen Jahre körperlicher Qual seiner Gefangenschaft. Wie rührend ist da seine Duldsamkeit, die aus jedem seiner Briefe an Freunde und Verwandte leuchtet. Auch in dieser demütigenden, seinen Körper zermürbenden Haft bleib Gandhi mehr denn je seiner Lehre treu.

Mit vollkommener Beherrschung der englischen Sprache ist Gandhi nicht nur ein glänzender und überzeugender Redner, vielmehr zeigt er die seltene Gabe, seinen Zuhörern Mut und Kraft einzuflößen, die Massen durch eine leichte Geste, durch einen sanft und leise gesprochenen Satz zur Begeisterung hinzureißen. Von knapp Mittelgröße und schwachem Körper, mit dem eigentümlich geformten Kopfe und der weit vorspringenden Unterlippe, der starken, etwas schief stehenden Nase, den verkrüppelten, häßlichen Ohren und den eingefallenen Wangen, bietet Gandhi mit seinem Äußeren eher alles andere, als einen schönen Anblick. Hinzu kommt noch der fast zahnlose Mund, ein Übel, das sich besonders bei seinen öffentlichen Vorträgen unangenehm bemerkbar macht. Und doch, wie wunderbar abgeklärt sind seine Worte, nicht zu viel gebend im Ausdruck, um so mehr in Gleichnissen.

„Ich möchte eins werden mit allem, was da lebt. Dem Feinde will ich Freund sein, und mit allen Feinden und Freunden möchte ich in Frieden leben!“ Dieses und ähnliches spricht Gandhi. Immer demütig, duldsam und von einer allumfassenden Liebe für alles Lebende.

Selten begleitet er eine Rede mit heftigen Bewegungen seiner Hände, und es ist ein erschütternder Anblick, wenn dieser elend und verkümmert aussehende Mann im Feuer seiner Ausführungen und im Impuls seiner Gedanken wie beschwörend die im Verhältnis zum Körper überlangen, nackten Arme emporstreckt. Dazu leuchten seine Augen in unendlicher Güte und verstehender Menschlichkeit, strahlt göttliche Liebe aus diesen halbverschleierten Augen, und seine Gedanken brennen wie Opferfeuer in den Herzen seiner jungen und alten Zuhörer.

„Selbst die höchsten Bramanen scheuen sich nicht, mir, dem Niedriggeborenen, ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sie wissen — und es deckt sich mit den Lehren des Mahabarats —, nichts ist der Mensch, er muß erst wirken!“

So läßt sich zusammenfassend mit Gandhi sprechen: „Vernünftig, edel und gerecht, von den Mitmenschen Achtung fordernd, durch Güte, Klugheit und Liebe: so soll der Mensch leben. So verstehen die wenigsten zu leben!“

„Häßliche Dinge verbittern das Dasein. Menschen beschuldigen sich unerbittlich, stoßen aneinander hart und gemein. Nichts ist ihnen die Seele, alles der Leib.“

„Totes hat für sie Wert. Viele wissen zu leben, wenige zu sterben.“

„Was sie in ihrem langen Leben verloren haben, kann die letzte Stunde nimmer bringen, denn es ist ein Unterschied zwischen Leben und Sterben, und wir Menschen sind, ohne Ansehen der Person, Gewürm, das im Finstern kriecht!“

Mit diesen Worten auf den Lippen und solchen edlen Gedanken im Herzen, könnten die Gottsucher die alten Pfade indischer Weisheit betreten und zum inneren Frieden heimkehren, wenn den Menschen nicht beschieden wäre, sich gegenseitig zu zersplittern und auszubeuten.

Was die Form der englischen Regierung und deren Verwaltung indischer Güter betrifft, die Indien erhalten müßte, wenn es auf sein menschliches Selbstverwaltungsrecht drängte, dürfte Mahatma Gandhi sicherlich über die unbestimmte Versicherung hinausgehen, daß diese Regierungsform und Verwaltung in dem vollkommen freien Willen des indischen Volkes begründet liegt.

„Es könnte dieser Wille durch das Stimmrecht der Inder ausgedrückt werden, wenn die Inder vollkommen reif wären und sie das Stimmrecht auf die alte, traditionelle, indisch-religiöse Art ausübten. Es ist aber eine Änderung der bestehenden Zustände in Indien vonnöten, denn die bedauerlichen Auswüchse gewisser Fanatiker sind einer wahren Volksherrschaft ein furchtbares Hindernis.“ Gandhi sagt also damit: „Ich zerstöre nichts, was ich nicht sofort ersetzen kann! Vieles ist mir und meinem Volke vorbehalten.“

Für die ungerechte Rechtsprechung Englands hat Gandhi den Satz: „Englische Gerichtshöfe mit ihrer Schwerfälligkeit und mit ihren fremden, die Rechtslehre zugrunde richtenden Mechanismen müssen verschwinden. Nur dann weiß ich, daß mein Indien wieder seine alten Panchayats einsetzen wird, in denen in Einklang mit der Stimme des Gewissens, in innigster Fühlung mit indischer Religion und tiefstem seelischem Verhältnis mit Gott Recht gesprochen wird!“

„Englische Schule und englische Kollegs, in dumpfen Gebäuden abgehalten, lasten schwer auf den Gemütern unserer Jugend. Noch schlimmer lasten die erzieherischen Verrichtungen auf ihren Seelen, und sie werden immer mehr und mehr Sklaven. Schattige, weiten Spielraum lassende Haine, Luft und Gottes Licht und Weisheit wollen wir, wie in alter Zeit, unserer Jugend wiedergeben. Sie müssen sich wieder um „Gurus“ versammeln, um die Weisheit ihrer Ahnen zu hören, die sie wieder zu geistig und seelisch freien Männern machen soll. Nie wird geschehen, daß das englische Lehrsystem und die englische Rechtsbarkeit jemals im indischen Geiste wiedergeboren werden könnte, da alles Menschliche im Menschen doch nur materialistischen Zwecken dient.“

Als fromm religiöser und dadurch praktischer Idealist kann Mahatma Gandhi warten, bis seinem Volke, bis der ganzen Menschheit die Stunde ihrer Selbsterlösung anbricht, sei es in diesem oder nächsten Jahre, in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten.

Immer wird ein Kampf unterdrückter Völker — Indien an der Spitze — gegen seine Vergewaltiger ein aufopfernder Heldenkampf sein. Um diese Völker durch geläutertes Leiden sieghaft zu machen und sie sieghaft aus einem solchen gewaltlosen Kampfe hervorgehen zu lassen, gehören solche Führer wie Mahatma Gandhi. Dieser bleibt ein schlichter, bescheidener und demütiger Hindu, ein von Gott gesandter, der nicht zu den Menschen gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.

Shanupsamdhji

Nachwort des Türmers. Indien und Deutschland haben in einer Hauptbeziehung Ähnlichkeit: beide sind Opfer der Gewalt. Es ist nicht nur ein verlorener Krieg, der hinter uns liegt, sondern man versucht, uns in dauernder Versklavung zu erhalten. Da geht Mahatma Gandhi

den langsamen, zähen Weg von innen: den Läuterungsweg. Er will den Einzelnen seelisch kräftigen durch das Leid. Das wirkt sich politisch nicht in Aufruhr aus, sondern in „passivem Widerstand", im Nichtzusammenwirken mit dem Unterdrücker. Wenn Indien reif ist, kann das eine furchtbare Waffe werden. Unsere deutschen Verhältnisse liegen etwas anders, ebenso die westliche Seelenlage. Aber grundsätzlich ist unsere Forderung der seelischen Läuterung genau dieselbe. D. T.

Der Werdegang des Seeoffiziers

Während meines letzten Urlaubs, den ich im tiefsten Binnenlande verlebte, habe ich mit außerordentlichem Befremden bemerkt, wie wenig selbst die gebildeten Kreise unseres Volkes, ja sogar die Angehörigen und Verwandten ehemaliger Marineoffiziere über die Möglichkeiten und Aussichten der Berufswahl in der Reichsmarine unterrichtet sind. Eine Aufklärung und damit hoffentlich die Erweckung größeren Interesses an unserer Kriegsflotte ist dringend notwendig. So will ich im folgenden etwas über die Einstellung des Marineoffiziernachwuchses erzählen.

Junge Männer, die mit treuem, starkem Herzen in unserem Vaterlande wurzeln, denen es Ernst ist mit der Zukunft des deutschen Volkes und dem Wiederaufbau der Wehrkraft Deutschlands zur See, die das weite Meer lieben und die Kraft in sich fühlen zu selbstloser Arbeit und straffer Disziplin, sind geeignet und würdig, Marineoffizier zu werden. Sie sind uns als Kameraden herzlich willkommen. Der Beruf ist schwer, reich an Entbehrungen in bezug auf persönliche Bequemlichkeit und lieb gewordene Gewohnheiten, die an Bord nicht gepflegt werden können. Aber als Ausgleich darf ich anführen, daß der Offizier-Anwärter schon in jungen Jahren in bunter Folge nahe und ferne Auslandshäfen befreundeter und fremder Staaten besucht, in engster persönlicher Berührung mit den Vertretern fremder Völker und Rassen neue Länder, die Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner kennen lernt. Und alle Entbehrungen und Entsagungen lassen sich leichter tragen und werden bald gar nicht mehr als solche empfunden, wenn gute Kameraden beisammen sind. Und gerade der Pflege der Kameradschaft wird ja an Bord bei dem engen Zusammenleben in den Offiziermessen der beste Nährboden gegeben, auf dem groß und stark schon viele Freundschaften für das ganze Leben gewachsen sind.

Jedem strebsamen Jüngling mit gesundem Ehrgeiz und männlichem Selbstbewußtsein eröffnet sich in der Marine ein reiches Feld der Tätigkeit. Die Eigenart des Ausbildungsdienstes des angehenden Offiziers, der Wachdienst und die Fürsorge für die anvertrauten Menschenleben erziehen den Offizieranwärter von vornherein zur Selbständigkeit und Verantwortungsfreudigkeit. Früh kommt der junge Offizier in Stellungen, in denen er, ganz auf sich selbst angewiesen, hohe Verantwortung für Menschen und Material dem Volk und Vaterlande gegenüber tragen muß.

Unsere Marine ist in Erfüllung des Schandvertrages von Versailles sehr klein geworden, die Größe und Armierung unserer Schiffe und Boote sind uns vorgeschrieben. Aber den Geist heldenhafter Tapferkeit und opferfreudiger Vaterlandsliebe, wie ihn unsere auf hoher See im Weltkriege gefallenen Kameraden bewiesen haben, konnte der Schandvertrag nicht aus unseren Herzen reißen. In den Offizieren und Mannschaften als Trägern der stolzen Kriegstradition der Kaiserlichen Marine lebt ein herrlicher, frischer Geist, der uns alle trotz den vielen Hindernissen und in dem Gefühl, daß unser schwergeprüftes Volk mit freudiger Hoffnung und berechtigter Erwartung von uns die Stärkung der deutschen Wehrkraft zu See und die Befreiung unseres geliebten Vaterlandes von den Fesseln der Fremdherrschaft erwartet, all' unsere schweren und schönen Aufgaben erfüllen läßt. Und dieser stillen, zähen Arbeit, die unter ungünstigsten Verhältnissen und mannigfachen dunklen, zersetzenden Einflüssen geleistet wurde, ist der Erfolg nicht versagt geblieben. Die Heimat sieht vielfach wieder mit der alten Begeisterung und Freude auf „unsere blauen Jungens", wenn sie auf Urlaub in ihren schmucken Uniformen den „Landratten" von Sturm-

fahrten und Hafenfreuden erzählen und oft dem Mangel an eigenem Erleben im ersten Dienstjahre, das ja alle in der Heimat verbringen, durch „Splissen und Knoten", des Seemanns Jägerlatein, auszugleichen versuchen. Das Deutschtum im befreundeten Auslande fühlt sich neu gestärkt durch die zahlreichen Besuche unserer Schiffe und Boote bei allen Ostseestaaten, in spanischen, portugiesischen und mexikanischen Häfen. Das einwandfrei militärische und nüchterne Auftreten unserer frischen, jungen Matrosen hat nicht zum wenigsten den Glauben an Deutschlands Aufgabe in der Welt und an die Zukunft unseres Volkes neu gestärkt und hat dazu beigetragen, die durch die Lügenpropaganda des Krieges verhetzten Gemüter zu beruhigen und die vielfach noch bestehenden völlig irrigen und häufig unglaublichen Vorstellungen von deutscher Art und germanischem Wesen zu berichtigen.

Im folgenden gebe ich die wesentlichsten Voraussetzungen für den Eintritt in die Reichsmarine als Offizieranwärter nebst einigen Bemerkungen für die Ausbildung dieses Nachwuchses bis zur Beförderung zum Offizier.

Gute Augen und eine kräftige Gesundheit, ein widerstandsfähiger, durch Sport und Turnen gestählter Körper sind Vorbedingung, um allen Strapazen des Dienstes an Bord und in den Tropen gewachsen zu sein. Brillenträger sind von der Einstellung ausgeschlossen. Umfassende Kenntnisse in den neueren Sprachen, besonders in Englisch, sind sehr erwünscht. Vorteilhaft ist fernerhin Beherrschung der spanischen, italienischen, russischen oder schwedischen Sprache.

Zu jedem 1. April werden in die Reichsmarine Freiwillige für die See- und Ingenieuroffizier-Laufbahn von der Inspektion des Bildungswesens der Marine in Kiel eingestellt. Grundsätzlich werden in erster Linie Abiturienten einer neunklassigen höheren Lehranstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) angenommen. Die Ausbildungszeit bis zur Beförderung zum Offizier dauert 4½ Jahre. In besonderen Fällen können auch Nichtabiturienten eingestellt werden; sie dienen bis zur Beförderung zum Offizier mindestens 6½ Jahre. In der Theorie trägt jede Blaujacke den Admiralkommandostab in ihrem Tornister. In der Praxis sieht die Sache aber wesentlich anders aus.

Für die Einstellung ohne Reifezeugnis gelten folgende Bestimmungen: Der Bewerber, z. B. ein Handwerkersohn mit Volksschulbildung, meldet sich beim Personalamt der Schiffsstammdivision der Nordsee in Wilhelmshaven oder der Ostsee in Kiel zum Eintritt als freiwilliger Matrose (Seeoffizieranwärter) oder Heizer (Ingenieuroffizieranwärter) mit einer Dienstverpflichtung auf 12 Jahre. Der Eintritt kann nicht vor vollendetem 17. und nicht nach vollendetem 22. Lebensjahr erfolgen. Der Freiwillige hat sich am Ende des ersten Dienstjahres einer wissenschaftlichen Vorprüfung zu unterziehen, zu der er nur zugelassen wird, wenn seine Veranlagungen, Fähigkeiten und gesellschaftlichen Formen ihn überhaupt für die Offizierlaufbahn geeignet erscheinen lassen. Von den die Prüfung bestehenden Freiwilligen erhält eine von der Marineleitung jährlich festzusetzende Anzahl Gelegenheit zur Vorbereitung auf die 1¼ Jahr später stattfindende wissenschaftliche Nachprüfung. Diese Auserwählten werden hierzu neun Monate an Land kommandiert. Die wissenschaftlichen Kenntnisse, die in den Prüfungen gefordert werden, sind recht groß, so daß nur ganz außergewöhnlich begabte Jungens mit Volksschulbildung sich in den beiden ersten Dienstjahren neben dem sehr schweren, körperlich ungemein anstrengenden Frontdienst die erforderlichen Kenntnisse selbst oder durch Nachhilfeunterricht erwerben können. Wer die zweite Prüfung besteht, erhält zur Aneignung der für die Offizieranwärter-Prüfung zu fordernden Berufskenntnisse ein Kommando an Bord.

Anders das Verfahren bei der Einstellung mit Reifezeugnis: Die Freiwilligen richten ihr Gesuch um Einstellung im Herbst des dem Einstellungstermin voraufgehenden Jahres an die Inspektion des Bildungswesens der Marine in Kiel. Sie sind von der wissenschaftlichen Vor- und Nachprüfung befreit. Während der ersten vier Monate werden die Freiwilligen bei den Schiffsstammdivisionen der Nord- und Ostsee in Wilhelmshaven bzw. Kiel zusammen mit den zum 1. April eingestellten Rekruten infanteristisch-militärisch ausgebildet. Sie werden zu einem Zuge



unter Leitung eines erzieherisch besonders begabten Offiziers zusammengefaßt, machen aber im Rahmen der Kompagnie den gleichen Dienst wie alle übrigen Rekruten. Dann erhalten die Freiwilligen der Seeoffizierlaufbahn an Bord des Segelschulschiffs „Niobe" ihre erste seemännisch-militärische, die Anwärter der Ingenieuroffizierlaufbahn in Werkstätten ihre erste praktisch-technische Ausbildung. Vor Einschiffung an Bord der Schulkreuzer wird allen Freiwilligen ein kurzer Heimatsurlaub gewährt.

Die geeignetsten der Freiwilligen werden zu Offizieranwärtern angenommen und zu Obermatrosen und zu Oberheizern befördert. Jetzt vermischen sich die Freiwilligen mit und ohne Reifezeugnis, die die Offizieranwärter-Prüfung bestanden haben, zu einem Offizieranwärter-Jahrgang. Alle Freiwilligen ohne Reifezeugnis, die die Vor-, Nach- oder Offizieranwärter-Prüfung nicht bestanden haben, müssen ihrer Dienstverpflichtung gemäß 12 Jahre abdienen, während den Freiwilligen mit Reifezeugnis und allen Freiwilligen, die schon zum Offizieranwärter ernannt worden waren, die vorzeitige Lösung ihres Dienstvertrages genehmigt werden kann, sobald sich herausstellt, daß sie die Eignung zur Beförderung zum Offizier nicht erreichen werden.

Die folgenden siebzehn bis achtzehn Monate gehören der Weiterbildung an Bord der Schulkreuzer auf Fahrten in heimischen und außereuropäischen Gewässern. Jetzt beginnt die erste, frische Seemannszeit, nach der sich alle Jungens, die Abenteuerlust und Liebe zum Waffenhandwerk zur Marine geführt hat, gesehnt haben. Die schweren Stürme im Golf von Biscaya und die „turmhohen" Wellenberge des Atlantischen Ozeans, von denen phantasiereiche Bücher ihnen erzählten, werden Wahrheit. Nordische Mitternachtssonne und tropische Mittagsglut, dunkelgrüne Fjorde des düsteren Norwegen und tiefblaue Buchten der Adria geben die ersten Eindrücke der schönen, weiten Welt. Wenn der junge Offizieranwärter alle Strapazen der langen Seereisen, die Unbilden des rauhen Nordens und die tückischen Fieberdünste der Tropen überstanden hat, und sein eigentliches Handwerk, die Seefahrt, versteht, dann erfolgt nach bestandener Fähnrichsprüfung am Ende des Kommandos an Bord der Schulkreuzer die Beförderung zum Unteroffizier mit der Benennung Fähnrich. Während des auf die Fähnrichsprüfung folgenden Jahres erfolgt für die Fähnriche zur See eine Kommandierung zur Marineschule zur fachwissenschaftlichen Weiterbildung und körperlichen Ertüchtigung. Neben neueren Sprachen, Physik, Mathematik und anderen exakten Wissenschaften wird viel Sport getrieben, gesegelt und geturnt. Die herrlichen Anlagen in dem ausgedehnten Gelände, das das stolze Gebäude, die Marienburg des Nordens, hoch oben auf dem steilen Ufer der Flensburger Förde umgibt, bieten Raum genug zu jeder körperlichen Betätigung. Schmucke Segelboote und größere Jachten liegen am Fuße der großen Freitreppe zur Segelausbildung der Fähnriche. Den Abschluß bildet die Offizierberufsprüfung. Das folgende Dienstjahr füllt die Weiterbildung an Land im Infanteriedienst und auf Waffensonderlehrgänge aus. Die Fähnriche werden mit den Waffen vertraut gemacht, hören staunend von Geschützen, die auf dreißig Kilometer Entfernung ein unsichtbares bewegliches Ziel treffen und zerstören, feuern selbst den Torpedo ab, der mit D-Zug-Geschwindigkeit unter Wasser sein Ziel ansteuert und vernichtet. Alle modernen Errungenschaften der Funkentelegraphie und der Radiotelephonie im Dienste der Nachrichtenübermittlung auf See werden ihnen gezeigt. Wenn alle Spezialweisheiten der Kriegsschiffswaffen in das arme Gehirn des Fähnrichs eingedrungen sind, wird er zur Belohnung zum Oberfähnrich befördert. Nun geht er als Offizierdiensttuer selbständig Wache an Bord und leitet den Dienst der ihm anvertrauten Mannschaften. Etwa ein halbes Jahr später wird er zum Offizier befördert. Die Fähnriche des Marineingenieurwesens werden anschließend an die Schulkreuzerzeit neun Monate zur praktisch-technischen Weiterbildung in Werkstätten kommandiert, dann drei Monate im Infanteriedienst weitergebildet und erhalten im folgenden Jahr eine weitere wissenschaftlich-technische Fortbildung. Nach bestandener Prüfung werden auch sie als Oberfähnriche des Marineingenieurwesens als Offizierdiensttuer an Bord der Schlachtschiffe kommandiert und etwa ein halbes Jahr später gleichzeitig mit den Oberfähnrichen zur See zu Offizieren befördert.

Besondere Mittel zur Unterhaltung der Offizieranwärter während der Ausbildungszeit werden von den Eltern, Vormündern oder den Anwärtern selbst nicht gefordert. Die Besoldung reicht für eine uneingeschränkte Lebenshaltung im allgemeinen aus; sie regelt sich nach dem Reichsbeamten-Besoldungsgesetz. Verpflegung, Unterkunft und Bekleidung werden gewährt.

Zum Schluß möchte ich noch kurz die weiteren Beförderungsaussichten streifen. Bei guten Durchschnittsleistungen kann der Marineoffizier damit rechnen, im 13. Dienstjahre zum Range des Kapitänleutnants (Hauptmann) und im 20. zum Range des Stabsoffiziers emporzusteigen. Im allgemeinen wird mit 45 Lebensjahren als Kapitän zur See (Oberst) die Versetzung in den Ruhestand erfolgen. Die Pension eines aus Gehaltsgruppe XIII verabschiedeten Offiziers sichert ihm den wohlverdienten ruhigen Lebensabend. **Topp**, Oberleutnant zur See

Erinnerungen an Robert Koldewey

Am 4. Februar 1925 starb Professor Koldewey, der Ausgräber von Babylon, eine Persönlichkeit, deren Erfolg, Tatkraft und Ausdauer ihm einen Ehrenplatz unter den Orientforschern, weit über unser Vaterland hinaus gesichert hat. Außer seiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit als Oberleiter der deutschen-mesopotamischen Grabungen in Babylon, Borsippa, Fara, Abu Hatab, Warka und Assur zeigt uns sein kurzer Lebensabriß die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeiten.

Geboren 1856 zu Braunschweig, studierte er in Berlin, München und Wien Baukunst, Kunstgeschichte und Archäologie. — Regierungsbauführer in Hamburg. — Anfang der achtziger Jahre mit den Amerikanern Clarke und Bacon Ausgrabung in Assos, einer kleinen Seestadt an den Dardanellen (Veröffentlichung in Amerika erst jetzt erfolgt). Im Anschluß daran als Hospitant bei den deutschen Grabungen in Troja, Olympia und Pergamon. Dann Untersuchung der Insel Lesbos und der alten Bergstadt Neandria. Mit Moritz 1882 Orientreise nach Süd-Babylonien, Surghul, El Hibba. Campagne in Sendschirli, einem Herrschersitz in Nord-Syrien (1890, 92, 94). Expedition mit Puchstein nach Sizilien. Kurze Zeit Lehrer an der Baugewerkeschule in Görlitz. 1897, 98 mit Sachau in Balbeck. Von 1898—1917 in Babylon gemäß Auftrag der deutschen Orientgesellschaft im Einvernehmen mit den Preußischen Museen. Nach dem Kriege Grabungen mit Schuchard auf Rügen und in Mühlbeck a. d. E. Publikationen: Assos (mit Bacon). Neandria. Bauten von Sendschirli. Tempel in Sizilien und Unteritalien (mit Puchstein). Babylon: Hethitische Stele. Pflastersteine. Tempel vom Ischtartor. Das wiedererstehende Babylon.

Ihm verdankt die klassische Archäologie in erster Linie ihre Grundlagen für die antike Baukunst und eine Methode der Erforschung vorderasiatischer Ruinenstädte, welche inzwischen allgemeine Gültigkeit erlangt hat. Schien zu diesen Arbeiten der Architekt besonders befähigt, so hat Koldewey auf der anderen Seite gezeigt, daß er das technische Können mit einem künstlerischen, ins Wesen der Dinge dringenden Blick verband. Zwar hat er im „Wiedererstehenden Babylon“ und diesbezüglichen Spezialuntersuchungen uns Wichtiges hinterlassen, aber bei dem Abschlußkapitel der Auswertungsarbeit seiner Grabungsergebnisse durch den Tod überrascht, will uns dies als ein unersetzlicher Verlust erscheinen. Wir sind indessen an solche Schicksalsschläge gewohnt; ist doch ein großer Teil der Sammlungen aus Assur und Babylon mit dem kurz vor Beginn des Krieges von Basra abgegangenen Dampfer in Lissabon der feindlichen Beschlagnahme anheimgefallen und hat inzwischen im Britischen Museum seine Aufstellung gefunden.

Mich verband zwar mit Koldewey kein intimes freundschaftliches oder wissenschaftliches Verhältnis, aber die merkwürdigen Umstände unseres Zusammentreffens und Zusammenarbeitens dürften ein allgemeines Interesse beanspruchen.



Im Frühjahr 1913 war ich von der deutschen Gesandtschaft zu Teheran einer Expedition persischer Gendarmen unter schwedischen Instrukteuren zugeteilt worden, deren Aufgabe es war, über die historischen Stätten Kum, Isfahan, Passargadä, Persepolis und Schiras zum persischen Golf vorzustoßen, um die seit langen Jahren von den persischen Stämmen beherrschte Karawanenstraße freizumachen. Auf der Rückreise über Basra statteten der Gendarmerieleiter, General Hjalmarson und ich von Bagdad aus der Grabung in Babylon einen Besuch ab. Die Unbequemlichkeit einer 12stündigen Wagenfahrt wurde reich belohnt. Ein Einblick in die Wüste, in diese „geistreiche Gegend“, wie sich ein Bekannter von mir ausdrückte, war notwendig zur Würdigung eines fast 20jährigen Kulturverzichtes zugunsten der Wissenschaft. Eben hatte die Wüste (es war Anfang Mai) ihren Blütenteppich aufgerollt, um in kurzer Zeit wieder der Sommerhitze zum Opfer zu fallen. — Seit 14 Jahren durchwühlte Koldewey mit seinem wissenschaftlichen Stab und 200—250 Arbeitern in asketischer Lebensführung dieses alte Kulturzentrum. Ungefähr die Hälfte der Arbeit war damals getan. Um durch die griechischen-parthischen-persischen-neu-babylonischen-assyrischen Schichten zu den kassitischen Königen zu Hammurabi und der prähistorischen Periode zu gelangen, war nicht selten eine Grabungstiefe von 24 m notwendig. In diesen übereinanderliegenden Schuttschichten spiegelte sich die Geschichte von 4000 Jahren. Die sumerischen Babylonier waren schlechthin die Kulturschöpfer des gesamten vorderen Asiens gewesen. Als solche traten auch die babylonisierten Hethiter, die Assyrer, völlig hinter ihnen zurück. Babylon war unter Anlehnung an den Euphrat zur gewaltigsten Feste des Orients ausgebaut, die nur durch eine einzige fortifikatorische Anlage, die chinesische Mauer, übertroffen wurde. Während andere Festungsmauern eine Breite von 7 m nicht überstiegen, fand sich hier eine solche bis zu 22 m und ein Umfang derselben von 18 m. Aus dem Wald von tausend Türmen erhob sich als Wahrzeichen der Turm von Babel, Etemenanki, das Heiligtum Bels, den wir aus den Ausmaßen der Trümmer uns vorstellen konnten, und den die Juden des Alten Testamentes als Inbegriff der Überhebung betrachteten. Erst im Jahre 1918 brachte Koldewey die Rekonstruktion des Turmes heraus und überraschte damit die Forscherwelt. Die Akropolis mit der Hauptburg, die Paläste Nebukadnezars und Nabulpolassars, die zahlreichen Tempel, das griechische Theater und die steinerne Euphratbrücke erstanden vor unseren Augen. In dem großen Thronsaale der babylonischen Könige, der Südburg, der 17×52 m maß, mag wohl das verhängnisvolle Gastmahl Belsazars stattgefunden haben, das uns aus der Bibel und aus Heines Gedicht geläufig ist. Wenn auch inzwischen die Forschung Belsazar die Königskrone aberkannt und ihn zum simpeln Feldherrn gemacht hat. —

Die Einfachheit Koldeweyscher Deutung solcher Ereignisse, die Liebe und der Witz, mit der er sie umwob, gestalteten eine persönliche Führung durch seine entschleierten Geheimnisse zu einem wirklichen inneren Erlebnis. Nach ihm war Belsazar ein Potator, ein gewerbsmäßiger Gelegenheitstrinker, und solche Gelegenheiten waren häufig, wenn die Hitze seine Hauptleute und Spießgesellen zu kriegerischer Untätigkeit verdammte und mit lechzender Zunge zum Trunk allabendlich versammelte. Der Dattelschnaps und der Mastik (ein milchiger Schnaps von Baumharz und Anis), von Gobineau scherzhaft „kalter Tee“ genannt, konnte schon Hallunzinationen hervorbringen, aber die Auslegung von Koldewey, dem wunderlichen Heiligen, war viel einfacher und verständlicher. Am Eingang der offenen Halle waren im Innern zwei Fackeln angebracht, deren gleichmäßiges Brennen von der Gunst des Windes abhing. An dieser Stelle befand sich auch das Hauptbuch des Kellermeisters und Oberkochs, der die jeweiligen Wünsche und Aufträge seines Herrn hier notierte und an die Händler weitergab. „Mene-mene-tekel-Upharsin“, diese geheimnisvollen Worte standen hier, es sind Maße und heißen in babylonisch: Zentner, Pfund und Gramm. Sie erschienen in magischer Beleuchtung, als die Flamme durch Zugluft ein wenig seitlich geschlagen wurde. Da der Feldherr in gebieterischer und nicht mißzuverstehender Deutlichkeit eine Erklärung für die Schriftzeichen forderte, holte man in ängstlicher Verlegenheit den Daniel herbei, der als über-hochmeß (überschlau) galt, um sich vor dem De-

liranten zu schützen. Daniel, im Vollgefühl seiner geistigen Überlegenheit und seiner weltverbessernden Mission, deutete die Keil-Inschrift in der bekannten mystischen Weise: „Gewogen und zu leicht befunden“, was Belsazar indessen auf sich bezog und racheschnaubend den Befehl erteilte, den Verleumder in die Löwengrube zu werfen. (Die Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung war besonders beliebt bei Koldewey, um sich über sein Publikum lustig zu machen und es in Verlegenheit zu bringen.) Nun war wiederum guter Rat für freundliche Hilfe teuer und die Judenschaft trat schützend vor ihren Vertreter. Die Löwen bekamen einen ganzen Wasserbüffel zum Fraß und verschmähten solchermaßen den braven Daniel. Hier hätte ich Scheffel herbeigewünscht, der sich doch mit dem „schwarzen Walfisch zu Ascalon“ schon als Meister trunkhafter orientalischer Szenen bewiesen hatte. Ähnliche geistreiche Erklärungen gab Koldewey auch unter anderem für die Männer im feurigen Ofen. —

Nun fragen wir unwillkürlich nach den hängenden Gärten. Die Semiramis wird in dieser Verbindung zwar von Diodor abgelehnt, aber höchst merkwürdige Gärten auf den flachen Hausdächern, etwa wie die modernen Dachgärten unserer Großstadt waren vorhanden, deren Schönheit allmählich zur Einreihung in die sieben Weltwunder führte. — Einen überzeugenden Eindruck in die babylonische künstlerische Gestaltungskraft bekommt der Laie nur durch die freigelegte Prozessionsstraße Marduks und das sie abschließende 90 m hohe Ischtartor, geschmückt mit prachtvollen emaillierten und nichtfarbigen Ziegelreliefs von Stieren und Fabeltieren. An Großplastiken ist nur der stattliche Basaltlöwe erhalten.

Die verschiedenen Geschichtschreiber haben uns alle ein annäherndes Bild von der Ausdehnung und Pracht der ganzen Stadtanlage geben können. Aber damit allein ist der Wissenschaft nicht gedient, das Bild muß auch Inhalt bekommen. Die wertvollen und mannigfachen Inschriften und an 6000 Terrakotten haben die Forschung für die mangelnden Großfunde vollauf entschädigt. Dem Reisenden, der ohne geistige Einführung dieses Ruinenfeld betrachtet, werden unwillkürlich die Worte des Propheten Jeremias (50, 39) in Erinnerung kommen: „Darum sollen Wildkatzen und Schakale darinnen wohnen und die jungen Strauße; und soll nimmermehr bewohnt werden, und niemand drinnen hausen für und für.“ —

Fast 2 Jahre später führte mich erneut der Weg nach Mesopotamien. Im Oktober 1914 erhielt ich an der Front vom Generalstab den Auftrag, mit einer Expedition das Rückgrat der englischen Kriegsmarine, die sich eben von der Kohlen- zur Ölfeuerung umgestellt hatte, anzugreifen und die der englischen Kriegsmarine gehörigen Ölfelder in Südpersien zu zerstören. Sie lagen in der Nähe von Disful und waren durch eine 260 m lange Rohrleitung mit dem Hafen Mohammera am persischen Golfe verbunden. Die Zerstörung der Ölleitung gelang und verursachte einen Schaden von ℳ 150000000. Diese Expedition langte Ende Januar auf der Höhe von Bagdad in Feludja an. Eine ganze Anzahl ehemaliger Ausgräber von Assur und Babylon gehörte derselben als Offiziere an.

Da meine Mission einen kriegerischen Auftrag im neutralen Auslande erfüllen sollte, in einer Gegend, wo mit starkem Fanatismus der Stämme zu rechnen war, so war es notwendig, die persische Geistlichkeit, die Muschtehids in Kerbela erst zu gewinnen. Auch lag es im großen politischen Interesse, den heiligen Krieg (Dschihad) nach Persien hineinzutragen, nachdem er schon in Konstantinopel verkündigt war. Die diesbezügliche Fetwa erfolgt für die Sunniten durch den Scheich ul Islam in Konstantinopel, für die Schiiten durch den obersten Scheich Muschtehid in Kerbela.

Während ein Teil meiner Leute direkt nach Bagdad marschierte, ging ein anderer nach Babylon, um Koldeweys Mitwirkung für die Mission in Kerbela zu erbitten. Vertraut mit den Verhältnissen an Ort und Stelle, sagte er bereitwillig zu und leistete damit uns und dem Reiche einen hervorragenden Dienst.

Nach einer dreistündigen Wagenfahrt gelangte ich mit einer dritten Abteilung auf direktem Wege nach Kerbela (Mesched Hussein), dem Rom der Schiiten, wo ich mit Koldewey zusammen-

traf. Dort befindet sich in einer prachtvollen Moschee, Hagerat i Abbas, das Grabmal des in der Schlacht bei Kerbela im Jahre 680 vom Statthalter der Omajaden geschlagenen und ermordeten Hussein, dem jüngeren Sohne Alis. Die Moschee ist eine der wertvollsten Denkmäler in altpersischer Baukunst, mit wundervollen, buntglasierten Ziegeln, in denen blau, gelb und grün vorherrschen. Hunderttausende schiitischer Pilger wallfahrten jährlich (vor dem Kriege täglich 30 000) nach Kerbela, von Zentralasien, Afghanistan, Beludschistan, Indien, kurz von allen Teilen der Welt, wo es Schias gibt. Die Religion der Sunniten fordert von ihren Gläubigen, deren ökonomische Lage und Gesundheit es erlaubt, eine Wallfahrt nach Mekka, die der Schiiten eine solche nach Kerbela, Nedjef oder Mesched. Wie der Mekkapilger den Titel Hadji erwirbt, darf der Schia den Wallfahrtsort seinem Namen hinzufügen. Wer einen besonderen Platz im Himmel haben will, ist bestrebt, sich nach seinem Tod in Kerbela beerdigen zu lassen. So ist die Umgebung Kerbelas kilometerweise mit Grabhügeln größeren und kleineren Stiles, mit Grabmoscheen und Imamgräbern bedeckt. Täglich begegnet man Karawanen mit Holzkisten, in denen Verstorbene nach den heiligen Stätten transportiert werden.

Unser offizieller Besuch in Kerbela war von langer Hand vorbereitet worden. Wir waren die ersten Europäer, die je von der schiitischen Geistlichkeit in offizieller Mission empfangen wurden. Mithin stellte sich unser Besuch als eine kulturhistorische Begebenheit von Rang dar, und der Erfolg übertraf jegliche Erwartung. Im übrigen ist Kerbela zwar nicht verboten, wie Mekka, aber wegen des Fanatismus von den Europäern gemieden und wenig beschrieben. Wir wurden von dem Scheich Muschtehid Ali-el-Iralein feierlich empfangen und in dem Rasthause des Schahs untergebracht. Ali war der jüngste von dem Kollegium der 5 führenden Muschtehids, sein Bruder der Oberste. Die Stimmung der gesamten Priesterschaft war dem Krieg der Zentralmächte durchaus günstig. Man empfand instinktiv, daß mit der Bedrohung des türkischen Reiches auch der Bestand der ganzen islamischen Welt in Frage gestellt sei, und die Verhandlungen, sowohl für die Durchführung unseres Spezialauftrages, als auch über eine Erhebung der gesamten Schiiten für die Sache des heiligen Krieges nahmen einen verhältnismäßig raschen und glücklichen Verlauf. Im Unterbewußtsein hatte allerdings jeder von uns das Gefühl, dem Koldewey mit der Randbemerkung Ausdruck verlieh: „Wenn dieser heilige Krieg nur nicht ein scheinheiliger wird." (Ein holländischer Forscher nannte ihn: den heiligen Orlok made in Germany.) Daß die Frage des Geldes bei diesen Verhandlungen eine ausschlaggebende Rolle spielte, war selbstverständlich, wenn auch oberflächlich versucht wurde, das Dekorum zu wahren. Es wurde uns mitgeteilt, daß mit dem Entschluß, sich restlos den Zentralmächten zur Verfügung zu stellen, England die reichen jährlichen Schenkungen indischer Fürstlichkeiten und Notabeln verhindern würde und daß hierfür natürlich ein Ersatz treten müßte. Als wichtigstes Mittel erschien uns die durch die Geistlichkeit in Persien zu fördernde Propaganda. Scheich Ali-el-Iralein war eine gewaltige Persönlichkeit und bot durch seine fabelhafte Diktion und seinen Kanzelbaß, seine hohe Stellung und den großen Einfluß, den er auf das Volk hatte, die Bürgschaft für eine großzügige Tätigkeit in Persien. Er war der, wegen seiner geistigen Beweglichkeit von dem Kollegium herausgestellte Exponent, weshalb wir gerade mit ihm zu tun hatten. Ein Meisterwerk diplomatischer Kunst war das Schriftstück, das er dem Schah in Form eines Ultimatums senden wollte. Auf den Höhepunkten seiner agitatorischen Wirksamkeit mochte der Alte an die Persönlichkeit Mohammeds gemahnen. Jedenfalls entschloß er sich kurzerhand, „seinen Siegeszug nach Teheran" anzutreten. Die einzige Schwierigkeit war nur die ökonomische Loslösung von seinem großen Haushalt, der während der Zeit seiner Abwesenheit ohne Mittel gewesen wäre. So wurde der auf den Kopf des Scheichs entfallende Löwenanteil der Beute in die Form der Bestreitung seines großen Haushaltes gekleidet. Der Rest für die kleineren Beamten wurde in Gestalt von kirchlichen Stiftungen vergeben. Indem wir so mit der Aufwendung von rund ℳ 50 000.— die Gunst der Geistlichkeit



Puttenwiese E. Ernst Heinsdorff

erkauften, waren wir uns nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Unbeständigkeit des Persers und sein ökonomischer Sinn uns noch schwere Enttäuschungen bereiten würden. Unser Dolmetscher Achmed Täbrizi, Mitglied der persischen demokratischen Partei, ein Diplomat, erhaben über die zweideutige Schieberrolle, welche er spielte, trug zu diesem Erfolge wesentlich bei.

Aus freien Stücken setzte die Geistlichkeit ein Begrüßungs- und Huldigungstelegramm im Namen der gesamten islamischen Welt an S. M. den Kaiser auf. Zu Ehren seines Geburtstages wurden in den Schulen von Kerbela Feiern veranstaltet, denen wir als Ehrengäste beiwohnten. So war die politische Gesamtlage für die Schaffung uns günstiger Verhältnisse im schiitischen Orient durchaus gegeben und fast nur eine Frage des Geldes. Leider sollte uns bei der Verwirklichung großer politischer Ziele in Persien durch die Eifersucht der Türken ein dicker Strich durch unsere Rechnung gemacht werden.

In unserem Rasthause fanden wir eine, für orientalische Verhältnisse außergewöhnlich gute Aufnahme, die jedoch durch die Stellung und den eigenartigen Stil der Geistlichkeit nichts weniger wie bequem war. Dauernde Besuche hoher Würdenträger wechselten mit Verhandlungen, Empfängen und Erwiderungen und nahmen uns von morgens bis abends in Anspruch. Die Mahlzeiten wurden im Hause Alis abgehalten und waren von einer überraschenden Reichhaltigkeit. Dutzende von Schüsseln mit den verschiedensten, meist fremdartigen Gerichten, überragt von einer turmartig aufgehäuften Platte mit Pillaw (Reis) bedeckten den Boden. Der Perser ißt mit den Fingern der rechten Hand, — die Linke ist unrein. Uns hatte man europäisches Gezähe zur Verfügung gestellt. Das Mahl wird mit untergeschlagenen Beinen eingenommen. Nach Beendigung wird zum Abspülen der Finger Kanne und Becken herumgereicht, die Ali auch zum Reinigen seines blendenden Gebisses verwendete. Eine besondere Rolle spielt der Verdauungsakt, der schweigend vor sich geht, hin und wieder unterbrochen durch ein Jallah (o Allah), das aus tiefstem — Magen herausgeholt wird und eine besondere Ehrung für den Gastgeber bedeutet.

Wie sehr wir uns schmeicheln durften, die Beachtung des Scheichs gefunden zu haben, zeigt ein für den Orientalen schlechterdings unvorstellbares Ereignis. Ali zeigte uns persönlich die heilige Moschee, zwar nicht von innen, aber doch in ihrem ganzen äußeren Glanze!

Wenn wir uns solchergestalt besonders gut aufgenommen sahen und unerwartete Erfolge zu buchen hatten, so war das nicht zum geringsten Teil der außerordentlichen Hochachtung zu verdanken, die sich Koldewey im Laufe der Jahre zu verschaffen gewußt hatte. Er galt nicht nur als Weiser, sondern er war es in der Tat, er verstand in hohem Maße die latenten Kräfte des Orients lebendig auszulegen und auszumünzen.

In den 19 Jahren seiner mesopotamischen Tätigkeit hatte Koldewey nur zweimal Urlaub, die einzelnen Kampagnen dauerten demnach 6 Jahre. Das bedeutet ein gewaltiges Opfer auf dem Altar der Wissenschaft, das nur mit einer ungemeinen Willensbegabung und Willensschulung bewältigt werden konnte. So war denn diese lange Zeit auch eine Kette von Vergewaltigungen einer immerhin auch bei ihm beschränkten Leistungsfähigkeit des Körpers. Aus dieser Rücksichtslosigkeit entstand sein gigantisches Werk, das in seinem logischen Aufbau über alle Besserwisser triumphiert hat, aber auch der Kern zu seinem schweren Leiden und zu seinem allzu frühen Tode. Nur der Forscher kann seine geistige Schöpfung voll bewerten und seine physische Zähigkeit nur der, welcher einige Jahre in der Wüste dieses extrem kontinentalen Klimas durchgemacht hat. Die klimatischen Einflüsse Vorderasiens und Persiens zeitigen bei längerem Aufenthalt ganz bestimmte psychische Reaktionen, absonderlicher und schrullenhafter Art, von denen am allerwenigsten ein Übermensch wie Koldewey verschont blieb. Ob man ihn wohl in dem weißen Anzuge, von dem er sich auch in der Heimat nicht zu trennen vermochte, ins Grab gelegt hat?

Major a. D. Fritz Klein

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Kirche und Religion

Vorbemerkung des Türmers. Es liegt noch ein Dutzend zum Teil recht gehaltvoller Aufsätze vor. Wir können nicht alles veröffentlichen, müssen uns vielmehr auf eine ungefähre Kennzeichnung einschränken. Da wird von einem jungen Einsender (W. B.) der völkische Standpunkt gegen die Kirche betont, wobei er selber bekennt, daß er seit seiner Einsegnung die Kirche nicht mehr betreten hat, obwohl „ein großes religiöses Sehnen durch die Jugend geht". Er nimmt Anstoß an den Judengeschichten des Alten Testamentes, stellt des Heilandes Liebeslehre in schroffen Gegensatz zu den Jahwe-Verehrern, verlangt eine heldische Lehre im Sinne des „Heliand", eine Lichtlehre: „Dann werden wir wieder, was wir waren: Kinder des Lichtes." — Eine andere Zuschrift (Prof. Dr. J. F.) geht der Jesuslehre freidenkerisch zu Leibe, meint, sie sei vielfach jüdisch, vielfach unzulänglich, weist auf Widersprüche hin und meint mit Hebbel, das Christentum habe „wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht". Damit erübrigt sich natürlich auch eine Erörterung über Kirche und Religion. — Ein dritter Einsender (F. R.) stößt sich gleichfalls an der „Uneinigkeit der Quellenforscher", beklagt es, daß die Kirche zu sehr „im Biblizismus verharrt" und zu wenig die „germanische Prophetie und Mystik" heranzieht, wobei er z. B. auf Schwaners Germanenbibel „als gleichberechtigt" hinweist und stärkere Beachtung „unserer herrlichen germanischen Propheten von Eckehart und Jakob Böhme bis Lagarde, Kierkegard und Moritz von Egidy" empfiehlt. — Den vierten lassen wir, ob seiner Kürze und Festigkeit, vollständig zu Worte kommen; wonach wir mit einigen weiteren Betrachtungen abschließen.

X.

Der Aufsatz „Kirche und Religion", Heft 7, 1925, wird, was Gott und Göttliches betrifft, wohl von keinem gläubigen Christen beantwortet werden. Das Wort Jesu: Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich — schließt alles „Erklären" aus.

Anders ist es mit der Behauptung: „daß der geistig minder hochstehende Mensch ... die Religion notwendiger brauche" usw. Sofern Herr Dr. Rothe kein junger unreifer Mensch ist, sollte er wissen, daß viele hervorragende Männer im Staatsdienst, auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft gläubige Christen waren und sind.

Mit größerem Recht könnte man das Gegenteil behaupten: denn sind die Millionen der religions- und kirchenfremden Arbeiter etwa wissenschaftlich, philosophisch, künstlerisch durchgebildete Persönlichkeiten?

Und die Gebildeten, zu denen ich diejenigen zählen will, die vom Gymnasium aufwärts studiert haben, — die soll sich die Kirche erhalten resp. wieder zu sich ziehen?!

Grade diese Kreise haben der Kirche den Acker am meisten verwüstet!

Aus meiner Schulzeit, evangelischer Elementarschule, erinnere ich mich, wie unser Lehrer bedauernd erwähnte, daß sich die Gebildeten schützend vor das damals erschienene Buch „Das Leben Jesu" von Strauß stellten.

Niemals kann sich die Kirche, sofern sie nicht Posse werden will, den Wünschen der sogenannten „Gebildeten" anpassen. Das Programm: „Jesus heute, morgen und in Ewigkeit" kann nicht wechseln.

Auch finde ich die — wenigstens zum kleinen Teil aufgestellte — Behauptung, daß Theologiestudierende Heuchler und geistig Beschränkte wären, als unwahr. Jeder, der in der **heutigen Zeit** Theologie studiert, dem möchte ich zurufen: Sei **tapfer**, junger Mann! Ein tapfrer und wahrhaftiger Mensch kann kein Dummkopf sein.

Die Streitigkeiten, ob diese oder jene der biblischen Erzählungen den „wissenschaftlichen Forschungen" entspreche, ist nebensächlich. Der Kern wird davon nicht berührt.

Praktisches Christentum treiben löst alle Streitfragen auf. Wo sind die „Gebildeten", die „geistig höher Stehenden", die es **tun**? Wenn sie schon nicht mehr in die Kirche gehen: sind sie wenigstens **praktische Christen**?!

R. Dücker

XI.

Viele innerlich vornehme, geistig hochstehende, tiefreligiöse Menschen sagen, daß die Kirche ihnen „nichts mehr bieten könne." Wirklich?! Mit der innerlich vornehmen, tiefen Religiosität scheint es nicht weit her zu sein, wenn Geistighochstehende solche Ansichten äußern. Für wahrhaft religiöse innerliche Menschen bedeutet die Kirche ein **sichtbares Symbol**, eine **sichtbare Mahnung der Gottheit**, die unsichtbar in der ganzen Welt zugegen ist. Allein die Tatsache, in der Kirche zu sein, ist ihnen erhaben. Ob die Kirche kahl und nüchtern ist — später ist von solcher Kahlheit und Nüchternheit in Dr. Rothes Aufsatz die Rede — oder ob sie pomphaft überladen ist oder auch kunstvoll ausgeschmückt, das ist beileibe gleichgültig. Das alles wird vergehen, aber die Gottheit nicht! Wer nicht den Drang in sich fühlt, in die Kirche gehen zu wollen, wer allerhand schöner Sachen bedarf, um angelockt zu werden, der mag seine tiefe Religiosität im Kino zur Schau tragen. Die Kirche wird niemanden zwingen, zu ihr zu kommen. Die Kirche will **gesucht** sein. Nicht die Kirche ist, sondern ich bin die Ursache zum Kirchgang. Ein tiefreligiöser Mensch geht zur Kirche, weil er das Verlangen zur Gottheit fühlt. Dazu bedarf es keiner äußeren Mittel. Schon das Empfinden, mit anderen Menschen zusammen das Gleiche zu wollen, ist erbauend. Das ist der Sinn der Kirche, das ist die Kirche.

Wenn Herr Dr. Rothe weiter sagt, „daß das Weltbild Christi durch die Anschauungen seiner Zeit bedingt war", so behaupte ich: Christus hat **überhaupt kein Weltbild gehabt**, weil er **keins brauchte**. Christus war ein **Beispiel**, wie der **Mensch sein soll als Mensch**, nicht als Gelehrter, Arbeiter oder sonst etwas. Als Menschen vor dem Angesichte Gottes sind wir alle gleich und haben alle „dem erhabensten und unerreichten Vorbild Christi" nachzustreben.

Die Kirche sollte eigentlich keine Aufgabe haben, und die ideale Kirche hat auch in der Tat keine Aufgabe. Die Kirche soll keinen Zwang ausüben, sondern soll empfangen, wenn sie gesucht wird. Im praktischen Leben aber muß die Kirche ihr ideales Dasein aufgeben und herabsteigen, und das darum, weil auch die Menschen von ihrer Höhe zurückgetaumelt sind. Die Kirche wird sich **mit der Menschheit heben und mit ihr sinken**. Die Kirche muß Erzieherin des Menschen werden und erhält somit allerdings eine Aufgabe. Aber worin besteht die Aufgabe? Die Kirche soll dem Menschen keineswegs etwas „bieten", sondern indem sie Erzieherin wird, übernimmt sie die Aufgabe des **Lebens**. Denn der eigentliche Erzieher des Menschen ist das Leben. Heutzutage aber wird nur noch genossen und geschwelgt und nicht mehr gestaltend gelebt! Und das ist eure Schuld, Väter! Ihr lehrtet uns, daß der Mensch vom Affen abstamme! Seht, jetzt reift eure Saat! Spottet mir ja nicht über die Zügellosigkeit und die Gemeinheit der Jugend! Es ist die Schuld eurer Generation!

Deutschland wird sich erheben aus dem materialistischen Geschwätz zum Heile der Welt und wird ihr vorleben im Sinne Christi. Denn unser Heiland ist und bleibt die Wahrheit und das Leben, und niemand kommt zu Vater, denn durch ihn. Wer davon nicht durchdrungen ist, soll sich nicht Christ nennen.

Karl Wolf



XII.

Es sei mir gestattet, von Pfarrer Heinrich Heiders Arbeit im Juniheft des „Türmer“ auszugehen; denn von allen bisherigen Artikeln über „Kirche und Religion“ trifft sie den Ernst der Sache, insofern, als sie vom Geistlichen (in erster Linie) und von der Gemeinde verlangt, daß sie das Geheimnis des Gottesdienstes in ihrer ganzen Tiefe zu fassen vermögen.

Wie kommt der Mensch dazu, dieses Geheimnis in sich zu erleben? Und wie muß dies Erlebnis beschaffen sein?

Der Mensch mag sich drehen und wenden wie er will, um eins kommt er nicht herum: um die Sehnsucht nach der Ruhe seiner Seele, und er wird sie nicht finden, außer in Gott, und diesen Gott kann kein Verstand, keine Vorstellung erfassen, sondern nur der Glaube. Sich zum Glauben durchzuringen, das ist die Aufgabe des Menschen. Er kommt zu diesem Glauben, wenn er sich immer vergegenwärtigt: Nicht ich, „sondern Gott ist es, der in mir wirket“. Zunächst wäre demnach der Glaube eine Erkenntnis, zu der jeder einzelne kommen kann, wenn er nur einmal sein Leben, das seiner Mitmenschen, beobachtet; „die Geschichte ist das Gericht“, sei es im Leben eines einzelnen, einer Gemeinschaft ganzer Völker, ja der ganzen Welt, auch der Natur. Wir kleinen Menschen sind nur Gefäße des großen Gottes, Beauftragte von ihm, seinen Willen verwirklichen zu helfen. Alle unsere Arbeit ist demnach Gottesdienst, und alle Wissenschaft und alle Philosophie hat letzten Endes nur die Aufgabe, den Menschen fähig zu machen, mit Bewußtsein die göttliche Idee in der Welt verwirklichen zu helfen.

Demnach umfaßt der Gottesglaube das ganze Seelenleben des Menschen; was im Fühlen dunkel begründet lag, das ringt sich empor durch die Erkenntnis, das Gefühl befruchtend, zur gewaltigen, stürmenden, niederreißenden und wieder aufbauenden Tat, und das kennt keine Furcht, weder vor Menschen noch vor Dämonen, noch vor Naturgewalten.

Es ist natürlich, daß solcher Gottesglaube nicht von heute auf morgen erworben werden kann, daß eine gewaltige Zahl von Menschen diese Höhe nie erklimmen wird, weil der Geist an das Diesseits gebunden bleibt; aber von einem Geistlichen muß die protestantische Kirche verlangen, daß es ihm mit dieser Auffassung heiliger Ernst ist. Jeder Priester sollte sich täglich bewußt sein, daß er gleichsam für seine Gemeinde ein Gekreuzigter — als Symbol genommen — ist, zu dem sie aufschaut, dem sie nachfolgen soll, und jedes Glied der Gemeinde sollte wieder sich vor Augen halten, daß ihr Hirte auch nur Mensch ist, der straucheln kann.

Und dieser Glaube als Kernkraft unterscheidet den Protestanten vom Katholiken, wie es ja Herr Heider an verschiedenen Stellen seiner tiefgründigen Arbeit, bei der man überall Erlebnis atmet und infolgedessen miterlebt, bezeugt.

Das ist nun aber der Fluch, den viele protestantische Geistliche während der ganzen Zeit ihres Lebens mit sich herumschleppen müssen: dieser Glaube hat mit einem Studium von acht oder zehn Semestern nichts zu schaffen, sondern wird von diesem Studium eher eingeengt. wenn nicht sogar getötet. Ich denke dabei noch nicht einmal an den Prediger, der da meint, genug getan zu haben, wenn er eine schöne Rede hält; nein, ich denke an jene, die sich wirklich ernstlich bemühen, ihrer Gemeinde lebendiges Wort zu geben, aber in den politischen Netzen eines Vernunftglaubens, in den Fesseln angelernter, aber nicht erlebter Wahrheiten einhergehen. Nein, Gott läßt sich nicht konstruieren; Gott ist ewiges, unabänderliches Gesetz, nach dem alles sich abspielt, ja das Gesetz, die Realität, und darum hat nur der Mensch festen Halt, der dieses Gesetz lebt, der es als Realität erfaßt hat, erst mit dem Herzen, dann mit dem Verstande die Regungen des Herzens durchdringend.

Und in diesem Sinne ist die Arbeit von Heider geschrieben; man sieht gleichsam diesen Mann vor sich stehen; sieht den Strom tiefen, religiösen Lebens zwischen den Zeilen, den Worten fluten; diesem Geistlichen ist der Sinn des Lebens aufgegangen. Ihm ist noch lange nicht erfüllt, was Jesus lebte.

Von dieser Einstellung in den göttlichen Lebensstrom ist es nun auch möglich, manchen „veralteten“ Begriff, mit dem der extensiv gerichtete Mensch nichts anzufangen weiß, mit Inhalt zu erfüllen. Da ist zunächst der Begriff der Gnade, den der moderne Mensch nicht zu fassen vermag. Ist das denn wirklich so unfaßbar? Ist es denn nicht eine Gnade, zur Mitarbeit am Weinberge Gottes berufen zu sein, eine Gnade, wenn er — „sichtbar nicht, doch fühlbar“ — neben uns sitzt und geheime Zwiesprache mit uns hält?

Vielleicht könnte eingewendet werden: Jesus selbst aber hat doch seine Jünger das Vaterunser gelehrt. Gewiß! Aber kann man denn nicht alle Bitten auf diese eine zurückführen? Und geht denn nicht durch Jesu ganzes Erdenleben der eine Gedanke wie ein roter Faden, der Gedanke: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ Er fühlt sich stets im Dienste seines Gottes. Selbst das Mysterium des heiligen Abendmahls ist für den modernen Menschen faßbar, wenn er Glauben hat. Gerade dem modernen Menschen fällt es leichter, jenes Geheimnis zu erfassen. Sind nicht Stoff und Geist dieselben, wie sie zur Zeit Jesu waren, durchwebt vom Hauch des Ewigen, Sein von seinem Sein?

Doch genug! Ich wollte nur den Heiderschen Gedanken aufnehmen und dartun, daß es noch Menschen in unserem Vaterlande gibt, denen sich das ganze Leben um diese eine Achse dreht.

Aber es handelt sich ja auch um die Kirche, um die Gemeinschaft. Die Frage ist nun die: Ist die protestantische Kirche wirklich so verrottet, sind ihre Formen so veraltet, daß Neues an ihre Stelle gesetzt werden muß?

Diese Frage ist genau so müßig wie die nach der rechten Staatsform. Und wenn ernsthafte Männer fordern, meinethalben einen Teil unserer Choräle wegzulassen, die Abendmahlslehre umzugestalten, die Taufe zu verlegen usw., so habe ich immer die Empfindung — man verzeihe mir den Ausdruck —, als hörte ich kommunistische Heldenjünglinge sprechen, die da glauben, die Welterlösung zu bringen, wenn sie das Denkmal irgendeines großen Mannes tilgen oder schänden.

Es sei mir gestattet, aus den bisher erschienenen Arbeiten nur einige Stellen herauszugreifen und sie im Sinne des ewig-seienden Glaubens zu deuten.

Herr Dr. Rothe schreibt: „Es ist zweifellos richtig, daß der geistig minder hochstehende Mensch die formale Religion ... notwendiger braucht als dies bei wissenschaftlich, philosophisch, künstlerisch durchgebildeten Persönlichkeiten der Fall ist“, und er beruft sich dabei auf Goethes Wort:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion;
> Wer diese beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion.

Zunächst zur „formalen Religion“. Gibt es denn so etwas überhaupt? Religion ist Gemeinschaft mit Gott, Aufgehen in Gott, Mitschaffung an der Verwirklichung göttlichen Willens, und da es viele Menschen gibt, welche diesem Ziele zustreben, kommt es zur achtbaren Gemeinschaft hier auf Erden, d. h. zur Kirche mit allen ihren Formen. Wehe aber dem, der diesen Formen Selbstzweck gibt! Er treibt Götzendienst, schlägt seinen Bruder in Knechtesfesseln meinend, daß dieser an der Strippe gehalten werden müsse, damit er des Seelenheiles nicht verlustig gehe.

Was würde Lagarde dazu sagen?!

Und Goethes Wort ist nur bedingt richtig, auch dann, wenn es Goethe gesprochen hat: Wissenschaft und Kunst haben nur Wert im Dienste Gottes; wer da aber glaubt, genug getan zu haben, indem er diesen beiden Zweigen menschlichen Schaffens an sich, ohne Beziehung zur göttlichen Idee, dient, der geht in der Irre. Nur zwei Beispiele: Die Tatsachen der Entwicklung verleiten den Wissenschafter immer wieder, den Ursprung des Lebens zu suchen, statt still zu stehen vor dem ganzen gewaltigen Wunderbau, und welch glänzendes Gebäude hat der Menschengeist nicht aufgerichtet in dem Ausbau der Mathematik! Fast könnte man sagen,

es gibt für den berechnenden Geist weder Raum noch Zeit als Hindernisse. Und was tut die Wissenschaft? Sie bemüht sich, diesen Geist in eine Nußschale zu klemmen und mathematisch zu fassen.

An einer anderen Stelle desselben Artikels hat schon der „Türmer" ein Fragezeichen gesetzt; ich will die Berechtigung nur noch einmal unterstreichen. Wo zwingt uns denn die protestantische Kirche den Glauben an das orientalische Weltbild auf?

Nein und nochmals nein, die Form der Kirche hat mit dem lebendigen Gottesglauben nichts zu tun. Wer sich zu dieser Auffassung noch nicht hindurchgerungen hat, der hat den Glauben, auf den es ankommt, eben noch nicht gefunden; er wird ihn nie finden, wenn er nicht demütig sich der göttlichen Gnade öffnet; und seine Worte sind nur ein leeres Gerede ohne überzeugende Kraft. Es dürfte dem Deutschen wirklich nicht so schwer fallen, sich hindurchzufinden, um ein wahrer Christ sein zu können.

Aber das ist doch letzten Endes der Zweck: Wir wollen helfen, damit es besser werde. Doch mit Worten ist da nichts getan, und mit einer Kritik an der Kirche erst recht nicht. Was ist denn die Kirche? Ist sie nicht ein lebendiger Körper, gebildet aus Menschen mit Ewigkeitswerten? Und wenn diese Ewigkeitswerte nicht zur Entfaltung kommen, so sind die Menschen schuld daran, doch nicht immer die Geistlichen.

Auch die Wissenschaft hat ihren redlichen Teil zur Verflachung beigetragen, wie schon mehrfach angedeutet wurde, weil sie den Blick auf das große Endziel verloren hatte, das Wissen in sich überschätzte und im spezialistischen Formelkram erstarrte.

Dann kam der Aufschwung auf allen Gebieten technischer und physikalischer Erkenntnis. Der Gegensatz zwischen organischer und anorganischer Chemie wurde aufgehoben; R. Mayer brachte das natürliche System der Elemente. Die Konturen des wissenschaftlichen Horizontes wurden verwischt. Tausende von Köpfen strengten sich an, die Erkenntnis vorwärts zu treiben; jeder versuchte es auf einem engbegrenzten Gebiete, und so entstand jenes Chaos, das einen Büchner, Moleschot, Vogt und Marx ermöglichte. Kleine und kleinste Geister trugen dieses „Wissen" hinein ins Volk; Thesen einer neuen Glaubenslehre wurden aufgestellt; aber sie waren verneinend, negativ, führten ins Nichts; weil den sogenannten ersten Größen der Glaube fehlte.

Es würde zu weit führen, das seichte Geplätscher der Erkennenden nach allen Richtungen hin zu zeichnen.

Darf man sich da wundern, wenn die protestantische Geistlichkeit vielfach auch das letzte Ziel aus den Augen verlor?

Herr Heider hat die Frage von der Würde des protestantischen Geistlichen in vornehmer, aber trotzdem und ja vielleicht gerade dadurch in vernichtender Weise gekennzeichnet; doch ich klage sie nicht an, sondern nur unsere Gebildeten, die auf einen glaubensstarken Prediger mit Verachtung hinabsahen; und wenn sie heute die Kirche reformieren wollen, so muß ihnen zugerufen werden: „Hände weg! Zeigt euch erst würdig, der heiligen Gemeinschaft anzugehören!"

Theodor Reschke

XIII.

Was kann man von einer „untüchtigen oder unfähigen Kirche" verlangen? Sie neu organisieren? Das wäre nicht das richtige, da die Kirche immer auf die angewiesen wäre, die sie organisiert haben und die außerhalb der Kirche stehen. Nein, es muß schon ein Werk sein, daß über alle bisherigen Maße hinauswächst und die Kirche zu dem ausführenden Gliede macht. Lassen Sie mich dies Werk in großen Zügen darstellen!

Sein Ziel ist, das Volk gesund zu machen, die Krankheiten, die an Körper und Seele nagen, zu beseitigen, ein neues religiöses Leben zu erwecken, christlichen Tatwillen zu einem Machtfaktor werden zu lassen — mit andern Worten: das höchste Gebot der christlichen Religion „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst", von dem Volke selbst praktisch durchführen

zu lassen. Die Mittel, mit denen dies Ziel erreicht wird, sind die soziale und geistige Fürsorge in ihren Auswirkungen.

Was hat die soziale Fürsorge zu tun?

Sie faßt alle bestehenden Wohlfahrtsorganisationen in sich zusammen wie staatliche, private, innere Mission, Heilsarmee. Sie konzentriert in sich alle Krankenkassen, Invaliden-, Alters- und Angestelltenversicherung. Sie übernimmt die Krankenhäuser und Heilanstalten, baut Land- und Ferienkolonien und richtet in großem Ausmaße Jugendherbergen ein. Sie unterhält einen großen Stab Arzt- und Pflegepersonals.

Mit solchen Waffen ausgerüstet nimmt sie in größtem Maßstabe den Kampf gegen körperliche Krankheiten des Volkes auf, und zwar besonders auch den Kampf gegen Geschlechtskrankheit und Abtreibungsunwesen.

Vor Schließung einer Ehe werden Mann und Frau genau auf ihre Gesundheit untersucht. Ist einer von beiden geschlechtskrank, wird er sofort zurückbehalten und in ein Krankenhaus gesteckt, wo er vor der Heilung nicht wieder herauskommt; ist er unheilbar, wird er aus dem Kreislauf ausgeschlossen. Handelt es sich hierbei um Ernährer von Familien, übernimmt die soziale Fürsorge alle Verpflichtungen dieser gegenüber.

Desgleichen werden in den Stadtteilen, wo Elend, Prostitution und Geschlechtskrankheit wie Gefängniswände die Menschen von hoffnungsfrohem, freudigem Leben trennen, Razzien abgehalten, alle Geschlechtskranken unbarmherzig herausgerissen und nicht eher wieder unter die Menschen gelassen, bis Ansteckungsgefahr nicht mehr vorhanden ist. Außerdem kontrolliert die soziale Fürsorge die Einwanderung in Deutschland in Bezug auf ansteckende Krankheiten.

Schließlich unterliegt der sozialen Fürsorge die Durchführung des Arbeitsjahres in Verbindung mit dem Selbstanbau der Gemeinde von landwirtschaftlichen Artikeln zum Zwecke billiger oder unentgeltlicher Versorgung der ärmeren Bevölkerung mit Lebensmitteln. Weiter die Schaffung von gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben zur Aufsaugung der dauernd Arbeitslosen oder ihre Einreihung in die Arbeitsjährigen. Als Letztes die Unterstützung und Hilfeleistung an bedürftige Auslandsdeutsche.

Dies wäre die Arbeit der sozialen Fürsorge.

Doch bevor ich zur geistigen Fürsorge komme, möchte ich die Ausgangpunkte der Tätigkeit der beiden Fürsorgen beschreiben.

Sie sind Kirche, Volksheim und Erzählstube; um sie mit dem Nervensystem zu vergleichen: Gehirn, Ganglien, Nervenstränge. Das Volksheim vor allem ein Bollwerk gegen die verflachende Wirkung der Straße, der Jugend besonders ein Mittel, sich täglich nach der Berufsarbeit aus dem Einerlei des Alltags zu retten, Körper und Geist zu erfrischen und zu üben; den Älteren ein Ersatz für den Stammtisch, soweit es den Meinungsaustausch angeht, oder für den Parteirummel; allen ein lieber Versammlungsort. Deshalb ist das Heim ausgerüstet mit Sälen für musikalische und wissenschaftliche Vorträge; mit vielen Zimmern für zwanglose Arbeitsgemeinschaften und zum Aufenthalt; mit Bibliothek und Turnhalle. Dann Speiseräume, Büros für beide Fürsorgen, Verwaltung, Krankenkasse und Versicherungen; Sprechzimmer für Ärzte, und auch ein Kinderhort.

Zahlreich verstreut, in jeder zweiten Straße eine, liegen die Erzählstuben in den Räumen bankrott gewordener Wirtschaften und Bars, verwaltet von einem Pfleger. Sie dient, wie der Name sagt, weniger der Abhaltung von Arbeitsgemeinschaften als dem Erzählen, der einzelnen Fühlungnahme von Mensch zu Mensch. Sie unterhält die Älteren, regt die Jugend an und weckt Interessen, weist die Geweckten ins Volksheim, in die Kirche.

Ich komme jetzt zur Tätigkeit der eigentlich geistigen Fürsorge.

Ihre wichtigste Arbeit liegt in der Schule. Hier geht die Erziehung des Kindes aus von dem Grundsatze, religiöse und sittliche Werte zu erzeugen. Alles zahlenmäßige und wissenschaftliche Lernen tritt demgegenüber in den Hintergrund. Sie beschränkt sich in der Durchführung auf den



Religions-, Literatur- und Turnunterricht, sowie die Anleitung bei der Erlernung gewerblicher und landwirtschaftlicher Arbeiten während der Sommerschule. Sie setzt für die Besetzung der Klassen eine relativ niedrige Höchstzahl fest und führt die sich als notwendig erweisenden Neubauten durch. Im Sommer bezieht die Jugend Sommerschulen auf dem Lande, wo sie viel mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt wird, um ihre Seele mit einem unsichtbaren Bande mit deutschem Wald und Felde zu verbinden.

Ist die Schule durchlaufen, so werden die jungen Menschen weiter in Wander- und Turnvereinen zusammengehalten und mit anderer Jugend in Verbindung gebracht. Sie werden hingeleitet auf den Weg, auf dem es ihnen ermöglicht wird, der Menschheit zu helfen: auf der Straße, bei der Arbeit, zu Hause, im Volksring; wenn sie volljährig sind, durch Abgabe ihrer Stimme bei Gemeinde- und Reichstagswahlen an den Vertreter des Deutschen evang. Volksringes, auf den ich noch zu sprechen komme.

Das nächste Arbeitsgebiet der geistigen Fürsorge möchte ich ansprechen als den Dienst durch das Wort, dies in zweifacher Weise. Einmal im reinen Anschluß an die soziale Fürsorge, also für die sozial bedürftige Bevölkerung, zweitens ohne Zusammenhang mit der sozialen Fürsorge, dies für den Mittelstand und für die Welt der Gebildeten; drittens in der Kirche.

Für den Dienst durch das Wort in der ersten Weise dient als Grundlage der enge Zusammenhang der Pfleger im Volksheim und in der Erzählstube mit der Bevölkerung. Um diese Menschen in eine neue geistige Welt zu führen, ihnen den Weg zu weisen zur religiösen Lebensanschauung als der besten Stütze im Kampf um das tägliche Brot, wird ihnen in erster Linie das Wandern näher gebracht. Durch billigen oder kostenfreien Landaufenthalt wird in ihnen die Lust geweckt, durch Beschaffung billiger Wanderausrüstung es ihnen möglich gemacht und durch Rat und Tat erleichtert. Durch kostenlose Zusendung einer illustrierten Wochenschrift, die sie langsam aus ihrem vorurteilsvollem, verhetzten Niveau herauslöst und sie in religiöses Leben als Glück und Zufriedenheit bringende Macht einführt, ihnen den Mut zur Armut lehrt, dann durch Hinzuziehung zu den Erzählabenden und durch zwanglose Besprechung des Inhaltes der Wochenschrift wird in ihnen der Wunsch geweckt, mehr zu wissen von dem Fremden, Wunderbaren, dessen Kenntnis früher als eine Schande galt. Dann werden sie dem Wirkungskreis des Volksheimes zugewiesen, zu den Vorträgen und Feiern herangezogen, bis ihnen in der Kirche letzte, klare Kunde geworden ist.

Der Dienst durch das Wort außerhalb der sozialen Fürsorge hat als Grundlage die Vereinstätigkeit des Deutschen evang. Volksringes, in dem alle religiösen und Lebenswerte schaffende Vereine verschmolzen sind. Durch die Werbetätigkeit der Mitglieder werden die Menschen in den Wirkungskreis des Vereins hineingezogen. Auch hier gilt es zuerst, die Menschen wieder mit der Natur vertraut zu machen durch das sonntägliche Wandern.

Und nun die Kirche selber und der Dienst durch das Wort in ihr! Durch die Ausübung des bisherigen Gottesdienstes und durch die Anforderungen, die beide Fürsorgen an sie stellen, dadurch, daß sie die Menschen bewußt zu ihr hinleitet als dem Quell letzter Lebensweisheit, der Spenderin fester Zuversicht und Gewißheit von Gott, teilt sich dieser Dienst in zwei, nicht immer deutlich von einander getrennte Teile.

Der erste Teil ist der Ausbau des bisherigen Gottesdienstes unter Auswirkung der Tatsache, daß Männer und Frauen zu gleichen Teilen die Kirche besuchen. Ich möchte ihn wie bisher Gottesdienst nennen, er gilt für die Menschen, die nur zu einer gewissen Zeit in religiösem Leben stehen, nämlich Sonntags. Hier erwächst dem Prediger die Aufgabe, den Menschen im Gotteshause so viel zu geben und sie so zu leiten, daß das religiöse Leben auch den Alltag beherrscht.

Den zweiten Teil möchte ich Menschendienst nennen zum Unterschied von dem ersten Teil. Diese Arbeit dient den Menschen, die bisher in vollständiger Abkehr von Religion und Kirche gelebt haben und die nach der vorbereitenden Arbeit der beiden Fürsorgen nun in die



Kirche gehen, um auch die letzten Zweifel sich nehmen zu lassen, um wieder zu Gott zurückzukehren, um in ihrem Herzen endlich Frieden zu schließen mit Welt und Menschen.

Das nächste Wirkungsfeld der geistigen Fürsorge ist die Arbeit in der Öffentlichkeit, die Behandlung des Volksganzen als eines Individuums, und zwar in erster Linie durch Herausgabe illustrierter und nichtillustrierter Wochen- und Monatszeitschriften, durch Tageszeitungen als den Veröffentlichungen des Deutschen evang. Volksringes. Ferner durch Herstellung religiöser Filme und Theaterstücke. Hier liegen noch gewaltige unausgenutzte Mittel zur religiösen Beeinflußung des Volkes.

Unter dieses Arbeitsgebiet fallen auch die Erfüllung bestimmter Einzelaufgaben, wie Entparteipolitisierung der Jugend, besonders der wandernden; Schaffung von Naturschutzgehegen und dann Durchführung einer Bodenreform und Umwandlung des Grund und Bodens in gemeinsames Besitztum des Volkes.

Die letzte Aufgabe der geistigen Fürsorge ist die internationale Zusammenfassung und Leitung aller in zielbewußter Liebesarbeit tätigen Kräfte, und zwar durch Bildung und Förderung von gleichen Organisationen in den christlichen Ländern der Welt ...

Werner Lamp

NB. Wir haben diesen weitausholenden Artikel, den wir nur gekürzt wiedergeben, deshalb mit aufgenommen, weil hier der Begriff „Kirche" teils gesprengt, teils in eine Riesen-Organisation der Liebestätigkeit eingefügt wird. Man vergißt in der Tat zu leicht, daß die Auswirkungen der Religion viel umfassender sind, als man gemeinhin im Bewußtsein hat; sie umspannen vor allem auch jede Form von sozialer Fürsorge, sie schwingen in aller Gesittung, in allem edlen Familienleben unbewußt mit; und schon zwei liebend einander belebende Menschen sind eine Keimzelle der Kirche, wobei sich Christusgeist bekundet. Daß zu wenig Liebe in der Welt ist und daß die schöpferisch Liebenden nicht mächtig und einflußreich genug sind, um die anderen anzustecken und in ihren Bann zu ziehen: dort steckt das Ungück. Mit einer neuem Wärme-Welle der Liebe nach diesem Völker-, Rassen- und Klassen-Haß wird sich auch die Kirche heben. D. T.

XIV.

Der Schritt, den die Kirche tun muß, wenn sie wieder für alle aufrichtig Suchenden ein Sammel- und Brennpunkt heiligsten und heißesten Lebens werden will, : ist so groß, daß man wohl zweifeln kann, ob sie jetzt schon und in absehbarer Zeit dazu fähig ist. Denn sie muß nahezu um zweitausend Jahre — zurückgehen...

Nicht zum Urchristentum der Jahrzehnte nach Jesu Tod; noch weiter zurück: bis auf Jesus selbst und seine Religion. Das will besagen: Die Kirche war und ist vor allem ein Gefäß für Bewahrung und Ausbildung einer Religion von und über Jesus, hinter die die Religion Jesu selber erheblich in den Hintergrund tritt. Vielleicht hatte sie darin seine gottgewollte und unerläßliche Aufgabe, die Aufgabe zur Errichtung eines nach allen Seiten möglichst gesicherten Lehrgebäudes, eines tragfähigen Gerüstes, einer dauerhaften Schale, fähig, den köstlichen Kern durch die Stürme der Zeiten hindurch ungeschmälert zu bewahren. Aber sie verkannte bisweilen vielleicht doch zu sehr, daß ein Gebäude nicht mit dem Geiste identisch ist, dem es dienen soll und der in ihm waltet und lebt; daß ein Gerüst nur ein Notbehelf ist, starr, leblos, mit allen Mängeln der Materie behaftet, im Gegensatz zum Geist und seinem elastischen Leben; daß endlich die Bestimmung der Schale ist, zu brechen und abzufallen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllte und der Kern keimen und sprießen und seine Schönheit ungehemmt der Sonne entgegenbreiten will. Heute aber sehnen sich die Menschen wieder nach unmittelbarstem, beglückendstem, all ihre tiefsten Sehnsüchte bestätigendem und erlösendem Leben und wenden sich ab von aller Verstandes-Enge. Das beseligende Geheimnis der Himmel soll und will wieder Wohnung nehmen in ihnen,

Brunnen pochen unter der Kruste ihrer Herzen und wollen hervorbrechen, neue Frühlinge wollen ihren Glanz über ihre Fluren breiten. Und da wenden sie sich aus Not und heiliger Sehnsucht ganz unmittelbar an den Künder der erlösenden und beglückenden Botschaft vom Himmelreich, an den, dessen Joch sanft ist und dessen Last leicht, an den Menschensohn, der ja nichts wollte, als die Menschen zur inneren Wiedergeburt führen, zur Liebe Gottes und des Nächsten, zum Schatz in ihrem eigenen Busen, zum Frieden und zur Seligkeit. Und wenn sie diese lockende Stimme hörten und diese stillen Wege gingen, dann scheint es ihnen in der Seligkeit und Liebe ihres Herzens gar so gleichgültig, ob die Kirche recht hat mit ihrer Lehre von der Jungfrauengeburt, der Dreieinigkeit, der Auferstehung des Fleisches, dem Jüngsten Gerichte. Und sie lehnen es ab, müssen es vor ihrem Gewissen ablehnen, ein Zungenbekenntnis abzulegen, an dessen Inhalt sie zu zweifeln vielleicht Grund haben und das sie in seiner Bedingtheit niemals als Vorbedingung ihrer Zugehörigkeit zur inneren und wahren Kirche Jesu anerkennen können. Umsoweniger, als gerade dieses Äußere des kirchlichen Christentums es ist, auf das von der Kirche selbst so ungeheures Gewicht gelegt wurde seit jeher; weil solches Äußeres es nicht zuletzt war, das die Greuel der Ketzerverfolgungen und der Inquisition bedingte; und weil auch heute noch solches Äußere aufgerichtet wird als eine Qual und Verfälschung der Gewissen. Uud wie widerspricht doch solche Veräußerlichung und Dogmatisierung der Religion Jesu selbst, dieser Religion, die so schlicht und einfach war und ist, so tief und selig, so kindlich und köstlich! Die uns beten lehrte und lehrt in stiller Demut und Seligkeit im einsamen Kämmerlein, die uns beten macht: „Abba, lieber Vater"! Die herb ist, keusch und rein wie ein flammendes Schwert, und zugleich selbst „das Himmelreich", ein köstlicher Schatz! Und dieses ganze Wunderwesen und Wundererleben der Seele soll davon abhängig sein, daß wir eine nach der Auffassung der Kirche einwandfreie und „richtige" Vorstellung von der Herkunft und Wiederkunft dieses Seelenlehrers und Seelenbeglückers haben? Eine Vorstellung und Lehre, die sich fast erübrigt für den, der wahrhaft berührt wurde von Jesu und Gottes Geist. Denn wie sollte er nicht Jesus aus ganzer Seele lieben müssen, weil er ihm doch den Weg wies und die Tore öffnete zu diesem köstlichen Tempel. Und Liebe ist mehr als Glaube, vor allem als dieser doch im Grunde hauptsächlich „fürwahrhaltende" Glaube des Dogmas, so wie das Licht mehr ist als der Leuchter, der Wein mehr als der Becher, der Sonne Glut mehr als die zweifelhafte Lehre von ihrem Wesen. Gewiß hat Jesus in manchen Aussprüchen „Glauben" verlangt, aber wahrlich nicht diesen Glauben, daß er von einer Jungfrau geboren sei oder dergl., wohl aber jenes liebende Vertrauen zu seiner Lehre, zu seiner Kraft, zu seiner seelischen Wesenheit, das sich dem Vorbild und Führer liebend anvertraut und angleicht und allein wahrhaft „Glaube" genannt zu werden verdient. Und so hat er uns, gerade dadurch, daß er diesen Glauben, diese Liebe, dieses Vertrauen verlangte und damit die ganze Gesetzes- und Dogmawelt überwand, uns auch ein neues Verhältnis zu Gott, unserem Vater, gebracht. Das ist ja gerade das Wunder der Religion und Lehre Jesu, daß sie uns, befreit von aller Äußerlichkeit und Schale, unmittelbar dem Herzen der Welt verbindet und seiner Liebe und Seligkeit; daß sie uns zu Kindern macht, so staunend und selig und dankbar. Daß sie uns frei macht, frei auch vom Druck des Dogmas. Denn es bleibt ja doch in alle Ewigkeit dabei: „Wahrlich, ich sage euch, so ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nimmermehr in das Reich der Himmel eingehen." Kindlichkeit aber ist Selbstbescheidung und Demut, Ursprünglichkeit und Liebe, Vertrauen und Freude. Es ist der Urfeind alles nur Gedanklichen und Konstruierten. Daher sollte man immer wieder Jesus selbst vor Augen stellen, dessen Persönlichkeit und Lehre nichts so schnurstracks widerspricht wie jede erstarrte Kirchlichkeit...

Dr. Walter Colsmann

NB. Auch dieser Verfasser, wie sein Vorgänger, gibt im weiteren Verlauf seiner Ausführungen Vorschlägen zur Gründung einer „Deutschen Christkirche", worauf wir aber nicht weiter eingehen können. D. T.

XV.

Kirche und Religion

Die im Aprilheft von Dr. Rothe unter dieser Überschrift veröffentlichte Äußerung hat eine lebhafte Erörterung hervorgerufen. Das ist auch nur zu begrüßen. Zwar steht es nach meiner Kenntnis der Dinge nicht ganz so, wie er berichtete. Neben leeren Kirchen finden sich volle; der Prozentsatz der Gebildeten unter ihren Besuchern ist ein höherer, als er annimmt. Auch bezweifle ich die psychologische Richtigkeit der Auffassung, als wären bei normalen Verhältnissen gerade die Männer im Alter von zwanzig bis vierzig Jahren besonders in der Kirche zu erwarten. Aber Dr. Rothes Ausführung berührt einen wunden Punkt; es ist verdienstvoll, daß er die Sache zur Sprache gebracht hat. Wenn trotz der durch seine Äußerung veranlaßten, manche Korrektur bringenden Betrachtungen auch ich noch das Wort erbitte, so erwächst das aus der Empfindung, daß trotz allem die Haupsache noch nicht gesagt ist, wenigstens nicht deutlich und klar.

Warum von „innerlich vornehmen, geistig hochstehenden und tiefreligiösen Menschen" die Kirche abgelehnt wird — das ist die Frage. Die Kirche als solche, nicht nur diese oder jene Kirche, dieser oder jener Pastor, sondern die Kirche als solche, und zwar nicht um dieser oder jener Unvollkommenheit willen, sondern die Kirche als die, welche „jenen nichts zu geben habe".

Es handelt sich also nicht darum, ob etwa dieser oder jener oder meinetwegen eine Gruppe von Geistlichen solchem Verdikt unterliegt, es unterliegt ihm die Kirche als die, die sie ist. Die von Dr. Rothe zitierten Gründe verraten durchweg einen grandiosen Mangel an Sachkunde unter den gebildeten Verächtern der Kirche. Dir Kirche soll ein „Weltbild" vertreten, das vor etwa zweitausend Jahren als Wahrheit erscheinen mochte! Die Kirche? Als ob nicht zahllose Diener derselben sich fort und fort bemühten, den ewigen Wahrheitsgehalt der Schriften, die, vor zweitausend Jahren geschrieben, selbstverständlich das Weltbild jener Zeit wiederspiegeln, dieser Zeitform zu entkleiden. Und wenn geklagt wird, in der evangelischen Kirche und in ihren Gottesdiensten sei seit vierhundert Jahren „nicht die geringste Änderung vorgenommen", so lächelt der Geschichtskundige, vielleicht mit dem brennenden Wunsch, es möchte so sein; wir wären dann in mancher Beziehung reicher, als wir es heute sind.

Aber dennoch! Mag diese Art der Begründung verfehlt sein, aus Verallgemeinerung von Einzelbeobachtungen oder aus Unkunde erwachsen — der Ablehnung liegt in der Tat etwas zu Grunde und zwar Gewichtiges. Wenn Dr. Rothe, einer Reihe von Bemühungen gegenüber, als von einem „Kurieren an Symptomen" redet, gibt er einer richtigen Empfindung Ausdruck.

Aber was ist es denn, was zugrundeliegt?

Die christliche Religion, bzw. die christliche Kirche ist, wie jedermann weiß, entstanden aus der geschichtlichen Bewegung, die sich an den Namen Jesu von Nazareth knüpft. Der Sachkundige weiß, daß in der Geschichte dieses Jesus etwas wie ein Glaube an ihn, der Christusglaube auftauchte. Den schlug zwar die Gewalt der Karfreitagstatsache ungefähr tot. Aber dieser Glaube erstand zu siegender Kraft auf Grund des Ostererlebnisses der Jünger, wenn man will, in Kraft ihres Osterglaubens. Aus dem so entstandenen Christusglauben erwuchs die Kirche, nicht eine sogenannte Kirche — was wird nicht heute alles Kirche genannt! — die geschichtlich wirkliche Kirche, welche befehdet und abgelehnt wird. Die Kirche, die wirkliche Kirche lebte und lebt in der Überzeugung, daß die letzte ewige Macht, die wir Gott nennen, sich in diesem Jesus von Nazareth offenbart hat, und zwar anders als in den Propheten des Alten Testaments oder sonst in Männern, die sich irgendwie mit jenen vergleichen lassen, daß Gott sich in diesem Jesus, soweit das in einem Menschen möglich ist, persönlich offenbart hat als Gnade und Wahrheit, daß er in dem Kreuz Jesu tiefernsten Gewissen seine Gnadentiefen erschloß und in Jesu Auferweckung von den Toten einer Welt des Todes die Ewigkeitswelt aufleuchten ließ. Die Früchte wie die Repräsentanten dieser Offenbarung ist die Kirche gewiß in Wort und Sakrament zu besitzen. Von da aus weiß sie sich verpflichtet, diesen Gnadenschatz, diesen Ewigkeitsschatz der Menschheit zu hüten und



alles daran zu setzen, ihn wirksam werden zu lassen in und unter den Völkern der Erde. Was sie hat, was sie weiß, was sie verkündet, läßt sich, recht verstanden, zusammenfassen in die unendlich einfache und doch unerschöpflich reiche Botschaft von der ewigen Macht als der ewigen Liebe, in der alles Licht, aller Trost, aller Friede, alles Leben beschlossen ist, das Gott suchende Menschenherzen brauchen im Leben und im Sterben. Aber wohlgemerkt: in dieser Botschaft als einer solchen, die nicht das Produkt einer naiveren Zeit, überhaupt nicht das Produkt menschlicher Bedürfnisse und Gefühle, nicht das Ergebnis religionsphilosophischer Spekulation, sondern Frucht und Zusammenfassung einer geschichtlichen Gottesoffenbarung ist, der allem gewöhnlichen Geschehen widersprechende Momente innewohnen, aber nicht als lästige Zutaten, nicht als Produkte zeitlicher Vorstellungsart, sondern als Gewährnisse ewiger Gültigkeit.

Die Kirche weiß, daß dieses alles nicht etwas ist, das sie menschlich beweisen kann: wäre es das, dann wäre es nicht das, was es ist; sie weiß, daß die Gewißheit von dem allen nur im Zusammenhang mit innerem Erleben entstehen kann, und dieses Erleben durch wahrhaftige Gottessehnsucht, demütigende Selbsterkenntnis und richtige Weltwertung bedingt ist.

Darin, daß das, was die Kirche gibt, einerseits im Widerspruch steht mit der Erkenntnis der gemeinen Wirklichkeit, andererseits seine Aneignung an die genannte Bedingung geknüpft ist, darin glaube ich, ist der tiefste Grund aufgezeigt für eine innerliche Ablehnung der Kirche auch seitens wertvoller Menschen unserer Tage. Dir Kirche kann und soll weit entgegenkommen, so weit als es sich um Menschliches handelt; sie ist seit dem Tage ihrer Geburt göttlich verpflichtet, einem jeglichen Geschlecht in seiner Sprache die großen Taten Gottes zu verkünden, aber von diesen großen Taten Gottes lassen, wäre ihr Tod. Noch mehr: sie kann und soll m. E. in göttlicher Freiheit klar sagen, daß ihre Dogmen unadäquate Formen ihres göttlichen Gehalts sind, aber auch anerkennen und ebenso festhalten, was eine lange Geschichte sie gelehrt hat, daß ihre Dogmen die gesegneten Formen sind, die den edelsten Gehalt dagegen schützen, aufgelöst zu werden in dem Strom menschlichen Meinens und subjektiver Geschmacksurteile.

Der letzte Grund, sage ich, für die Ablehnung auch seitens wertvoller Menschen. Hoffentlich wird das nicht so verstanden, als wollte ich irgend verkennen, daß in der Kirche vieles zu bessern ist. Das elende Staatskirchentum sind wir jetzt los, aber nicht auf einmal kann jetzt alles aus Geist und Wesen der Kirche neu werden, wie unsere neuen Verfassungsexperimente zur Genüge offenbaren — das ist gegen die Natur der Menschen und gegen den Charakter geschichtlicher Entwicklung. Auch übersehe man nicht, daß eine aus dem Wesenhaften und Unvergänglichen erwachsende Neugestaltung schwer zu kämpfen hat mit den Eierschalen alter Tradition. Unveräußerlich aber ist und bleibt das, was seinerzeit den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit war. Das ist Kern und Wesen des Christentums, der Kirche.

Seitens wertvoller Menschen unserer Tage, sage ich. Nicht, als wär, diese Ablehnung lediglich etwas Modernes. Das gehört auch zu dem, was vielfach, auch in den Kreisen der Gebildeten nicht ausreichend bekannt ist, daß die antike Bildungswelt sich auch geistig ebenso energisch gegen Kirche und Christentum gewehrt hat, wie die moderne. Leider sind die Schriften eines Porphyrius bis jetzt nur aus Zitaten bekannt. Aber man lese des Celsus „Wahres Wort“ aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus; dann wird man sehen, wie antik der Widerspruch der Weltbildung ist gegen das, was die Kirche bringt. Es ist allgemein bekannt, wie die Kirche dann z. T. durch äußere Mittel der Welt mächtig ward, eine Priesterherrschaft sich etablierte. Aber diese unnatürliche Herrschaft zerbrach. In der Renaissance lebte die Antike wieder auf, in langsamer Entwicklung ward aus ihr die Aufklärung geboren, und aus dieser stammt die eigenartig moderne Ablehnung der Kirche.

Oder redet hier ein der Zeitbildung verschlossener „Orthodoxer“? In den Äußerungen zu der von Dr. Rothe aufgeworfenen Frage ist verschiedentlich die Klage laut geworden, die die Kirche ablehnenden geistig und seelisch hochstehenden Männer übersähen, was die „moderne Theologie“ in heißem Bemühen zu bessern beflissen gewesen sei und gebessert habe. Diese Klage ist nicht unbegründet. Die „moderne Theologie“ hat allerlei Wertvolles geleistet. Aber was heißt „moderne



Theologie"? Wir heutigen Theologen sind mehr oder weniger alle moderne Theologen, ob wir es wissen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht. Es gibt aber eine Theologie, die sich im spezifischen Sinn die „moderne" nennt. Das ist — ich bediene mich eines von ihr selber gebildeten Ausdrucks — die Theologie des Neuprotestantismus. Es gibt einen Altprotestantismus und einen Neuprotestantismus. Der erstere stammt aus der Reformation, der letztere stammt aus der Aufklärung. Eben deshalb ist seine Theologie der geistigen Grundstellung der „Ablehnenden" kongenial. Wie nahe liegt da der Gedanke, daß hier das wahre Heilmittel für den von Dr. Rothe gezeichneten Konflikt gegeben sei. Auf derartiges laufen auch die Ausführungen im „Protestantismus der Mündigen" hinaus, ein Aufsatz, zwischen dessen Zeilen hie und da das alte eritis sicut deus in leisen Tönen unsere Seele berührt. (Darf ich hier die Anmerkung machen, daß die großen Wahrheiten, die der Verfasser in Elisarions „Klare Kunde" gefunden hat, in reinerer Gestalt in dem alten biblisch-kirchlichen Lehrgebilde zu finden sind?) Aber — aber — unter den theologischen Händen des Neuprotestantismus stirbt die Kirche. Man mißverstehe mich nicht. Ich sage beileibe nicht, daß unter seinen Händen die Religion stürbe; was stirbt, ist die christliche Religion, ist die Kirche. Warum? Weil er ihr die Herzwurzel ausbricht; die steckt eben in dem, was von Anbeginn den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit war. Ich habe volles Verständnis dafür, daß „innerlich vornehme, geistig hochstehende, tief religiöse Menschen" die Kirche ablehnen. Innerlich von dem „Übernatürlichen", das der Kirche A und O ist, nicht berührt, sehen sie in der von der Bibel berichteten Geschichte Jesu wesentlich eine Legendenbildung, in der auf der wahrhaftigen Auferweckung Jesu erbauten Kirche eine von einer Illusion lebende Institution. Da ist die Ablehnung der Kirche selbstverständlich. Aber die Kirche und ihre Botschaft wollen und den Glauben der Apostel an Christus ablehnen — das ist unvereinbar, das ist ein Experiment, das, wie edel es auch unternommen wurde, in der Geschichte immer wieder gescheitert ist und immer wieder scheitern wird. Ein jegliches lebt nur von denselben Kräften, aus denen es geboren ist. Von der Kirche gilt im tiefsten und edelsten Sinn — wie ich das meine, ist nach allem Vorhergehenden wohl nicht mehr zweifelhaft —: Sit ut est aut non sit! (Sie sei, wie sie ist, oder sie sei nicht!)

Manche Leser werden mich damit im Pessimismus versinken sehen. Trotzdem bin ich nicht ohne einen gewissen Optimismus. Mir ist, als ob der Horizont sich klärte. Darf ich mit einem Wort darüber schließen? Eine spätere Geschichtsschreibung wird die Periode des geistigen Lebens, in der wir von unseren Vätern her stehen, und von der auch unsere Söhne noch allerlei erleben, die des durch die Naturwissenschaft bestimmten Geisteslebens nennen. Der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaft, die gewaltigen praktischen Folgen, die daraus in unserem Leben erwachsen sind, haben die Geister der Menschen, zumeist, ohne daß sie sich klar darüber wurden, derart gestimmt und beherrscht, daß man die letzten Fragen des Menschenlebens an die Naturwissenschaft richtete, von ihr die Antwort erwartete; es setzte sich der spezifisch moderne Aberglauben in zahllosen Köpfen fest: der Glaube an eine, von rein objektiver Wissenschaft gebildete Weltanschauung.

Ich meine aber, daß wir im Anfang dessen stehen, daß dieser Rausch verdampft, daß sich steigend die nüchterne Wahrheitserkenntnis durchsetzt, daß es ein höchst einseitiges, zum schließlichen Verfall verurteiltes Unternehmen war, die Rätsel unseres Daseins lediglich durch Erforschung der Natur unter Ignorierung aller Potenzen des höheren, des geistigen Lebens lösen zu wollen. Eines Häckel Naivitäten, die Friedrich Paulsen erröten ließen, dürfen heute in geistig höherstehenden Kreisen als erledigt gelten. Und nicht nur das. Dr. Rothes Forderung, daß der Inhalt des Glaubens „nicht im Widerspruch stehen darf mit den Ergebnissen des auf Erfahrung aufgebauten Denkens", daß derselbe „nichts sein darf, was sich durch Mittel der Erfahrung und des Denkens beweisen und widerlegen läßt", ist, rechtverstanden, unantastbar. Recht verstanden, d. h. sofern es sich um wirklich Erwiesenes handelt. Aber vieles ist heute brüchig geworden, das unseren Zeitgenossen als „wissenschaftlich erwiesen" galt; wir kennen — diese Erkenntnis setzt sich steigend

durch — die Natur gar nicht in der Sicherheit und Tiefe, wie man dessen gewiß war, beginnt heute doch exakte Wissenschaft sich auf okkultistische Dinge — Religion und Okkultismus haben nichts mit einander zu tun — zu richten. Zu neuer Kraft ersteht das alte Wort: ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist. Damit wird auch die Zuversicht erschüttert, mit der Aufklärung und Neuprotestantismus alles über das normale Geschehen, über das Erklärbare Hinausreichende für unmöglich und damit für unwirklich erklären; der geistigen Freiheit, göttliche Offenbarung mit anderen Maßen zu messen als den Maßen vermeintlicher Welterkenntnis, wird Bahn gebrochen. Das sind Lichtstrahlen am Horizont.

Freilich — dabei bleibt bestehen, soll und muß bestehen bleiben, daß göttliche Offenbarung nur erlebbar, nicht beweisbar ist, und solches Erleben geknüpft ist an wahrhaftige Gottessehnsucht, demütigende Selbsterkenntnis und richtige Weltwertung.

D. theol. Theodor Kaftan, Generalsuperintendent a. D.

NB. Mit diesen Ausführungen des greisen Theologen beschließen wir die Erörterung. Es liegt vor uns u. a. noch ein Aufsatz des bekannten Dr. Friedrich Rittelmeyer über die „Christengemeinschaft“. Diese Arbeit nimmt eine besondre Stellung ein und wird im nächsten Heft veröffentlicht werden. D T.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Finnische Erzähler in Deutschland

So sicher es ist, daß die Anteilnahme Deutschlands am Geschicke des finnischen Volkes infolge der deutsch-finnischen Zusammenarbeit im Befreiungsjahre 1918 weit lebhafter geworden ist, als sie es vor dem Weltkriege war, so gewiß bleibt noch viel zu tun, um das vorübergehende Interesse zu einem dauernden zu gestalten und oberflächliche Bekanntschaft und Kenntnis in unzerstörbare Freundschaft und tiefere Erkenntnis zu verwandeln.

Neben vielen anderen Wegen, die zu diesem Ziele führen können, ist geistiger Austausch auf dem weiten Felde der Literatur einer der aussichtsreichsten und doch noch wenig begangen. In Deutschland mit seiner Überproduktion an literarischen Werken ist es außerordentlich schwer, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Dichtungen und Prosaerzeugnisse unbekannter ausländischer Verfasser zu lenken; zum wenigsten gehörten ein beträchtlicher Optimismus und bedeutende finanzielle Opferwilligkeit dazu, um einen Versuch in dieser Richtung überhaupt zu wagen. In Finnland andererseits ist manches aus Deutschland populär geworden, was in seiner Heimat nie ernst genommen worden ist — ja was geradezu, wie z. B. die Romane von Hedwig Courths-Mahler, die ich zu meinem Entsetzen in schwedischer Übersetzung und geschmackvoller Ausstattung den Mittelpunkt der deutschen Buchausstellung in einer Helsingforser Buchhandlung bilden sah, als Zeichen eines völlig verdorbenen Geschmacks verpönt ist. So wäre es in der Tat im Interesse beider Nationen zu begrüßen, wenn sich eine zielbewußte Zusammenarbeit ermöglichen ließe, die die Meisterwerke der beiden Literaturen wechselseitig in wohlfeilen Ausgaben veröffentlichte. Denn — und das kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden — nicht die zufällige Verknüpfung politischer Ereignisse vor sechs Jahren würde dieses Unternehmen allein rechtfertigen, bestünde nicht eine innere Wesensverwandtschaft zwischen deutschem und finnischem Empfinden, die eine gegenseitige und für die Zukunft segensreiche Befruchtung zur Folge haben könnte.

Ansätze zu sochen Versuchen sind bereits zahlreich vorhanden. So hat namentlich der Verlag Heinrich Minden (Dresden) unter beträchtlichen Opfern eine ganze Reihe wertvoller finnischer Literaturerzeugnisse veröffentlicht; und daß auch die Finnische Literaturgesellschaft derartigen Bestrebungen sympathisch gegenübersteht, hat sie erst kürzlich bewiesen, indem sie eine von mir besorgte Herausgabe der Novellen Larin-Kyöstis durch ihre Unterstützung ermöglichte. Gerade finnische Prosawerke sind in besonderem Maße geeignet, mit der künstlerischen Eigenart dieses kleinen Nordlandvolkes vertraut zu machen, weil hier bei der Übertragung ins Deutsche nicht so viel verloren geht, wie bei den formal sehr schwer wiederzugebenden Dichtungen.

Die gegenwärtige Schriftstellergeneration Finnlands steht, das muß auch bei kühlster Prüfung zugestanden werden, äußerlich wie innerlich zu Deutschland in besonderen Beziehungen. Ausgesprochen national eingestellt, wie sie ist, hat der finnisch-deutsche Befreiungskampf bei ihr einen nachhaltigeren Eindruck hinterlassen als in der offiziellen Politik der Regierung, die naturgemäß von den Tatsachen der harten Wirklichkeit nicht unbeeinflußt bleiben konnte. So sind teilweise Sympathien entstanden, die in den schon immer wirksamen Kultureinflüssen Deutschlands im Norden einen starken Rückhalt finden und ihrerseits wieder die Grundlage für eine vertiefte Geistesgemeinschaft beider Völker bilden können.

Ein charakteristisches Beispiel solcher seelischer Einstellung ist der Roman: „Die Kraniche“

von Maila Talvio (Frau Professor Mikkola), der in nächster Zeit auch in einer deutschen Übertragung erscheinen wird. Die Kraniche — das sind jene finnischen Freiheitshelden, die während des Weltkrieges nach dem Süden fuhren, um sich im Lockstädter Lager für ihre hohe Aufgabe vorzubereiten, „Finnland groß und frei zu machen", wie es in einem Liede jener Zeit heißt. Dieser Roman könnte im besten Sinne historisch genannt werden, wenn er nicht außerdem noch mehr bedeutete. Gerade dieses Werk wird von einem finnischen Wesenszug verklärt, dem wir auch sonst immer und immer wieder begegnen: dem Bestreben, die Kunst in den Dienst großer völkischer Ideen zu stellen, ohne sie zum Herold beschränkter oder egoistischer Tendenzen zu erniedrigen. Maila Talvio gelingt es in der Tat, was in Deutschland bisher kaum vollendet glückte, die ungeheuren Zwiespälte der Zeit mit gedämpfter Realistik künstlerisch zu gestalten und dabei unbestechlich hinter jedem Geschehen den Gründen verständnisvollen Mitfühlens nachzuspüren. Kritik an der Zeit übt sie, aber nicht so, daß sie erhebt oder verdammt, sondern indem sie die Wahrheit sagt, wie sie ist, und das übrige dem Leser überläßt. Ihre Charaktere bildet sie wahrhaft am Strome der Welt, und der verhaltene Jubel darüber, daß nun auch Finnland erwachen durfte, braust als Unterströmung durch das Leben der nach innerem Frieden ringenden Bauerntochter, der Heldin des Romanes. Sie hat sich ihr Lebtag kaum um Politik gekümmert und ihr muß erst vom Schicksal selbst die ewige Wahrheit eingehämmert werden, daß um der Heimat und des Volkes willen der Einzelne nicht nur Gut und Blut, sondern gar das Opfer heiligster Überzeugung darbringen muß. Diese Erkenntnis, der Finnland verdankt, was es heute ist, bildet das Fundament, auf dem die finnische Kunst ruht. Und weil das „Finnland über alles" gleichsam die selbstverständliche Voraussetzung ist, unter der der finnische Künstler wirkt, hat er es nicht nötig, diese Idee immer wieder aufdringlich zu betonen. Deshalb wirkt bei ihm die nationale Grundstimmung nicht als Programm oder Parteibekenntnis, sondern als Notwendigkeit und kommt nur selten eigentlich politisch zum Ausdruck. Viel öfter begegnen wir ihr in der Form, die bei uns bezeichnenderweise oft ein wenig geringschätzig „Heimatkunst" genannt wird.

„Alltagsleben" nennt eine andre finnische Verfasserin, Maria Jotuni, eine Novelle, die unlängst in deutscher Übersetzung erschien und in der schlichtestes Volkstum mit feinem künstlerischen Empfinden verklärt wird. Der Tageslauf auf irgendeinem Gutshofe wird erzählt, — weiter garnichts; es geschieht nicht mehr, also was jeden Tag in dieser oder jener Form vor sich geht und was durchaus nicht ungewöhnlich erscheint. Aber unter den Händen der finnischen Dichterin wird gerade dieser alltäglichste Wochentag zum Brennpunkt, in dem sich wunderliche Strahlen aus Vergangenheit und Zukunft treffen und ihn trotz seiner aschgrauen Gleichgültigkeit eigenartig und bemerkenswert machen. Es ist, als hätten diese Finnen den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus sie die ganze Welt aus den Angeln heben können: die unbeirrbare Liebe zur eignen Volksart, die ihnen das innerliche Gleichgewicht gibt, wenn sie den Schritt von der nationalen Gebundenheit zur überstaatlichen Allgemeingültigkeit wagen. Die Neigung sich eine Welt im Kleinen und Kleinsten zu bauen, ist deshalb im Wesen des Finnen tief begründet; man beachte daraufhin einmal die bereits genannten Novellen Larin Kyöstis: mit welcher Eindringlichkeit wird hier Tier und Pflanze, ja selbst Lebloses beseelt und welche überraschend neuen Seiten werden Dingen und Vorgängen abgewonnen, über die uns schon längst das letzte Wort gesagt zu sein schien! Es wäre einmal zu untersuchen, in welchem Zusammenhang damit der eigenartige Parallelismus der altfinnischen Volkspoesie steht, der den Sänger zwingt, ein und denselben Gedanken zweimal auf verschiedene Weise auszudrücken. Zweifellos hat diese eigentümliche Kunstform mit dazu beigetragen, die Beobachtungsfähigkeit des Finnen zu schärfen und den Bilderreichtum seiner Sprache ungewöhnlich mannigfaltig zu gestalten.

Die meisten finnischen Prosawerke behandeln Geschehnisse und Konflikte aus bäuerlicher Umwelt. Das Leben der wenigen großen Städte des Landes, von denen nur Helsingfors internationales Gepräge besitzt, erscheint der mittelfinnischen Landbevölkerung wesensfremd, ja

Hirte im Gebirge

E. Ernst Heinsdorff

verwerflich, ein gewisses Hinterwäldlertum ist in jenen entrückten, zwischen zahllosen Seen, Mooren und Urwäldern liegenden Siedlungen zuhause; die Vorstellungen von Welt und Leben sind nach unseren Begriffen beschränkt, aber mehr als sonst irgendwo in Europa sind diese Finnbauern mit der Scholle verwachsen und bodenständig in des Wortes tiefster Bedeutung. Ihr Verhältnis zur heroischen Landschaft des Nordens überschattet ihr Handeln und Empfinden in solchem Maße, daß ihre Existenz zu einer Art natürlichem Mythus wird, der im Zeitalter des Funkspruchs und Luftschiffs kaum faßbar ist. So allein erklärt es sich, daß noch in neuester Zeit (im Jahre 1870) ein Monumentalwerk wie die „Die sieben Brüder" von Aleksis Kivi entstehen konnte, ein Roman, der neben dem „Don Quixote" und den Shakespearedramen in Ehren besteht. Das Buch liegt in einer meisterhaften Übersetzung von Dr. Gustav Schmidt seit drei Jahren in deutscher Sprache vor (Verlag Minden, Dresden) und wäre es wert, Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Es stellt ein Unikum in der Weltliteratur dar, allein schon seiner merkwürdigen episch-dramatischen Form wegen, die meines Wissens vorher und nachher von keinem anderen Dichter angewandt worden ist.

Die Unterhaltungen der sieben Toukolabrüder, die den Hauptteil des Romans ausfüllen, sind zu dramatischen Wechselreden ausgebaut, die durch kurze Stücke epischen Charakters untereinander verbunden sind. Mit homerischer Breite werden die kleinen Erlebnisse dieser sieben närrischen Käuze, in denen das finnische Volk mit all seinen großen Vorzügen und Schwächen verkörpert ist, erzählt — das, was das Buch unsterblich macht, ist nicht das Was, sondern das Wie der Darstellung. Kivi besitzt eine Sprachgewalt, die aus dem Urgrund menschlichen Ausdrucksvermögens mit elementarer Macht hervorbricht; Bilder, Vergleiche, Visionen und krause Phantastereien werden von einem göttlichen Humor umwittert, der der derben Holzschnittmanier einen Glanz seelischer Verklärung leiht, wie wir ihn nur bei den wenigen ganz großen Werken der Weltliteratur finden. Hinter der Welt äußerer Erscheinungen reckt sich das unfaßbare Walten ungebändigter Naturkräfte auf, Spuk und wilde Wirklichkeit mischen sich im Grau nordischer Dämmerung zu einem Gemälde voll rätselhafter Deutungen, und doch stehen diese Menschen eines zivilisationsfernen Urzustandes mit beiden Beinen im Heute und Gestern, sind Menschen und nur dieses; aber Menschen, die sich des unlösbaren Zusammenhanges mit der mütterlichen Landschaft bewußt sind und sich als Teile einer ewig zeugefrohen Allnatur fühlen. Unbewußt natürlich — bewußt ist an diesem Roman mit seinen unbekümmerten Längen und seinen brucknerhaften Abschweifungen in schwelgende Behaglichkeit wahrhaftig nichts.

Es ist wie das Kalevala eine aus dem Geiste der Nation unmittelbar herausgeborene Dichtung, die geeignet ist, die abstrakte, blutleere Gedanklichkeit westlicher Zivilisation, der ja zeitweilig auch Deutschland immer wieder einmal erliegt, mit starkem Erdgeruch und pausbäckiger Natürlichkeit aufzufrischen.

Alle modernen Schriftsteller Finnlands haben sich an Kivis Darstellungskunst geschult, und wenn ihn auch keiner in seiner Universalität erreicht hat, so ist doch vieles von dem, was in den „Sieben Brüdern" noch nicht zu voller Reife gediehen ist, von anderen mit viel Glück weitergeführt worden. Namentlich in der strafferen Führung der Erzählung bedeutet der ausgezeichnete Roman Juhani Ahos: „Schweres Blut" einen beachtlichen Fortschritt. Die Geschichte des alternden Mannes und der lebenshungrigen jungen Frau wird durch alle seelischen Wirrsale ungleich komplizierterer Naturen, als es die Helden Kivis sind, mit Meisterhand zum tragischen Abschluß geführt; der Grundzug dieser und der einen ganz ähnlichen Stoff behandelnden Erzählung: „Die Flüchtlinge" von Johannes Linnankoski ist ein beinahe antikisches Ohnmachtsgefühl gegenüber dem unbeugsamen Walten des Schicksals; während aber diese seelische Grundstimmung beim Griechen durch den ewig-heiteren Himmel des Südens überglänzt wird und dadurch zu einem doppelt-frohen Genießen des Tages führt, ertrinkt sie beim Finnen im Dämmern nordischer Einsamkeit und mündet in eine trostlose Hoffnungslosigkeit aus, die uns auch in der isländischen Götterlehre wieder begegnet.

Den tragischen Grundzug hat die finnische Dichtung mit der russischen gemeinsam, zu der trotz der polaren Gegensätzlichkeit beider Völker noch manche andere Parallele gezogen werden könnte. Von Gogolschem Geiste erfüllt ist zum Beispiel ein zweites Werk Ahos, das Miniaturgemälde „Die Eisenbahn“, in dem in der Tat nichts anderes als die Reise zweier alter Leute nach und auf der neuen Eisenbahn dargestellt wird. Mit welch ernst-liebevollem Humor sind die beiden finnischen Bauerntypen gezeichnet! Man ist im ersten Augenblick versucht, an Roseggers erste Fahrt auf der Semmeringbahn zu denken, die der Steiermärker selbst so launig erzählt, aber gerade ein Vergleich mit diesem doch auch so erdnahen Dichter zeigt die durchaus originelle Selbständigkeit des Finnen. Im Gegensatz zu Rosegger reflektiert Aho nicht im geringsten, er will lebendiges Leben geben, alles andere ist nebensächlich. Daher nirgends Begriffe, aber überall „Begreifen“ der Dinge und Vorgänge in des Wortes ursprünglicher Bedeutung. Nirgends Papier und Tinte, sondern Fleisch und Blut; kein ängstliches Ausweichen vor starken Worten und Konflikten, aber auch kein unkünstlerischer Naturalismus, der das Krasse um seiner selbst willen schildert. So werden auch Romane, die sozial-politische Probleme behandeln, wie „Der rote Strich“ von Ilmari Kianto, nie zu einseitig gefärbten Tendenzschriften, sondern immer schwebt über dem Kampf der Weltanschauungen, der auf sozialem Gebiete in Finnland ebenso brennend ist wie anderswo, der Wille zu gegenseitigem menschlichen Verstehen und ein nachsichtig lächelnder Humor, der die Dinge nicht ernster nimmt, als sie genommen zu werden verdienen.

Die finnische Literatur ist jung und die vorstehenden Ausführungen sollen durchaus nicht den Anschein erwecken, als offenbare sich im Norden wie mit einem Schlage ein künstlerisches Schrifttum höchster Reife, zu dem wir bewundernd aufblicken müßten. Noch sind es nur wenige Werke, die der Weltliteratur angehören dürfen, und unter diesen nur vereinzelte, die zu voller Reife gediehen sind, aber heranreifende Hoffnungen gibt es unter der jungen Schriftstellergeneration Finnlands viele und die Glaubenssätze ihrer Kunst dürften sehr wohl auch für uns nicht bedeutungslos bleiben. So bedeutet die Beschäftigung mit finnischen Literaturwerken für den deutschen Leser mehr als bloße Unterhaltung oder ästhetisches Genießen; sie ist geeignet, unsere sich leicht ins abstrakte verlierende, bisweilen schon blaß und konventionell gewordene Darstellungsweise blutfrischer zu machen und den Zusammenhang zwischen Ding und sprachlichem Ausdruck wieder herzustellen, dessen Verlust ganz wesentlich zu unserer gegenwärtigen Kunst- und Stilverwirrung beigetragen hat.

Deutschland hat im Laufe seiner jahrhundertelangen Kulturentwicklung sein Antlitz bald mehr nach Süden, bald mehr nach Norden gewandt, wenn es innere Krisen durchmachte, mit denen es allein nicht fertig zu werden drohte; und wenn nicht alles täuscht, stehen wir seit einigen Jahrzehnten wieder in einer ausgesprochen nordischen Periode. Durch politisches Ereignisse zunächst hervorgerufen, ist diese Blickrichtung nach dem Norden gleichwohl auch innerlich bedingt; denn immer ist sie dann eingetreten, wenn wir Kraft zu entscheidenden Taten sammelten und die mit dem Blick gen Süden gewonnenen Ideen Wirklichkeit werden lassen wollten. So ist das wachsende deutsche Interesse für finnische Literatur nur ein Symptom der allgemeinen seelischen Einstellung in Deutschland, und seine Pflege läßt zum Segen beider Völker manche schöne Frucht erhoffen.

Dr. Franz Thierfelder

* * *

Der Wachtelkönig. Von Larin-Kyösti

Im Kornfeld knarrt des Wachtelkönigs Sang,
Als käme stockend eine Uhr in Gang,
So klingt's — und rings schwebt Dämmern nun,
Längst schläft im Wipfelbett das Haselhuhn.

Der Wachtelkönig mißt im Lied die Nacht
Und träumt im Wogenrausch der Ährenpracht,
Er spinnt an rätselhaften Melodei'n
Und schlummert müden Köpfchens heiser ein.

Das Lied aus Wachtelkönigs myst'schem Reich,
Wie ist's dem wehen Sommerabend gleich,
Wenn's fragend sich auf stillem Strandpfad regt,
Warum des Lebens ew'ge Brandung schlägt.

Du, Wachtelkönig, kündest den August,
Dein Sang weckt banges Spukbild in der Brust,
Beklemmung lastet einödhaft und schwer,
Als schluchzten Ängste aus dem Ährenmeer.

Fort fliehst du — fort des Sommertages Glast!
Es ist, als ob des Abends Schweigelast
Und Furcht die Schöpfung zu erdrücken sucht' —
Als hielte ein die Zeit auf ihrer Flucht.

Übersetzt von Franz Thierfelder

Lied auf der Gasse. Von Larin-Kyösti

Hab von je im Gassenlärm
Mich umhergetrieben,
Seh' des Lebens beste Zeit
Ungelebt zerstieben.

Hinter schmucken Fenstern sich
And're Rosen pflücken;
Unkraut bleibt mir Wandersmann
Meinen Weg zu schmücken.

Manchmal wird mir wund und weh,
Wenn die Steine fragen:
Kann des Menschen töricht Herz
Hart und kalt nur schlagen?

Blume, du mein einz'ger Freund,
Armes Glück an Gossen!
O wie rasch und freudenleer
Ist dein Tag zerflossen!

Übersetzt von Franz Thierfelder

Peter Gast, Nietzsches Freund

Auf dem alten Friedhof in Weimar, unmittelbar neben der Fürstengruft, steht ein einfacher Grabstein mit der Aufschrift: „Hier ruht Eckermann, Goethes Freund.“ Nahezu in dem Sinne, in dem man damals die ehrenvolle Bezeichnung „Freund Goethes“ einem Eckermann zubilligte, kann man sie auch zur Charakterisierung des Verhältnisses von Peter Gast zu Nietzsche verwenden. Nahezu! Denn ganz der gleiche Fall ist es nicht. Wohl ist auch Gast

bedeutend jünger gewesen als Nietzsche — er war als Student in Basel sein Schüler, er nannte sich im Briefwechsel mit Nietzsche bis zuletzt, also noch im Alter von 34 Jahren „Ihr dankbar ergebener Schüler" — wohl verhielt sich auch Gast hauptsächlich aufnehmend —, „ich, der ich weiter nichts als Ihr Nachsprecher und Resonanzboden bin„ —, aber: die seit kurzem vorliegenden Briefe Gasts an Nietzsche (München: Verlag der Nietzsche-Gesellschaft 1923 und 1924, 2 Bde.) beweisen doch, mit wie großer innerer Freiheit und Selbständigkeit Gast die Werke Nietzsches entgegennahm. Am 2. November 1879 schreibt er ausführlich zu einer Äußerung Nietzsches über das Weib (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 57) so, daß er Nietzsches Anschauung seine eigene gegenüberstellt und mit Wärme verficht. Und der Erfolg? Nietzsche revidiert den Aphorismus und ändert den Text! „Schönsten Dank, lieber Freund, für den Wink, ich wünsche den Anschein der Weiberverachtung nicht und habe den Passus ganz gestrichen." Dies geschah, als Gast erst 25 Jahre alt war! So hat er dauernd nicht nur in verehrender Abhängigkeit Nietzsche gegenüber gelebt, sondern zugleich in dem Bestreben, in Einzelheiten zur Vervollkommnung beizutragen, an dem Werke Nietzsches mitgearbeitet.

Dies vor allem, nicht nur seine nie versagende Bereitwilligkeit, Nietzsches Manuskripte abzuschreiben und die Korrekturen zu lesen, sichert ihm den Ehrentitel „Nietzsches Freund" für immer. Denn die überaus seltene Treue, die aber vom Freund des Genies verlangt werden muß, daß er verständnisvoll nachfühlend und nachdenkend selbst bis in alle Seltsamkeiten und Fremdheiten des Schaffens hinein mitgeht, hat Gast bewiesen: den Zarathustra, zu dem weder Rohde noch Overbeck noch sonst einer der Freunde Nietzsches etwas Rechtes zu sagen wußte, nahm Gast von Anfang an mit gebührender Begeisterung auf: „unter welche Rubrik Ihr neues Buch gehört? — Ich glaube fast: unter die heiligen Schriften"; oder angesichts der „Götzendämmerung" ruft er aus: „Welche Ekstasen des Lernens verdanke ich Ihrem weltregierenden Geiste! Ihre Worte meißeln sich mir geradezu ins Gedächtnis; ich kann sie auswendig, sobald ich sie gelesen." Und noch die Worte aus der ersten Zeit nach Nietzsches geistigem Zusammenbruch mit der Unterschrift „der Gekreuzigte": „Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich "nahm Gast ernst. Er antwortete darauf in einem Brief vom 9. Januar 1889: „Nun, Ihre lapidarischen Worte gaben mir einen Stoß: es sprang etwas aus mir wie ungarische Musik klingend." — Nein, Gast war noch in tieferem Sinne Nietzsches Freund, als es Eckermann für Goethe war.

Gast war keine einfache Natur. „Einfachheit ist für mich, der ich einen großen Hang zum Komplizierten habe, das Schwerste." Sein Vater — Gast hieß eigentlich Heinrich Köselitz — gehörte einer alteingesessenen und angesehenen Familie in Annaberg im sächsischen Erzgebirge an. Die Mutter war Wienerin. Von der Mutter her vermutlich hatte er das Künstlerische, die Musikernatur. Aber diese war gleichsam gehemmt durch eine seltsame Schwere des Geblüts. „Ich, der immer mehr die leichtesten Dinge mit der größten Schwierigkeit überwindet." „Was ich in acht Tagen möchte geschrieben haben, dazu brauche ich ein Vierteljahr!" Diese Anlage zum Schwernehmen ist mit der Grund gewesen, daß der Weg als Künstler in die Welt ihm nie recht gelungen ist, trotz der energischen Bemühungen Nietzsches dafür. Mit einem reizenden Anflug von Selbstironie bringt er diesen Charakterzug einmal zum Ausdruck: „Diesen ganzen Vormittag habe ich an der bloßen Instrumentation und Veränderung eines einzigen Taktes gesessen, — ich dachte dann, als ich ihn endlich für unverbesserlich hielt, daß wenn mich währenddessen ein Glockenschlag ins Amt gefordert hätte, ich nicht hingegangen wäre — so verliebt wahrscheinlich war ich, ich weiß nicht in was, vielleicht in die Mühsal, die ich mir machte: auf diese Weise könnte man im Jahre immerhin 365 Takte zustandebringen — Andante carpone (auf allen Vieren kriechend)." Andererseits lag in diesem Zug einer der großen Werte seiner Persönlichkeit, die Gründlichkeit des ernsthaften Geistesmenschen und die Umfänglichkeit der reichen Künstlernatur, die stets viele Möglichkeiten vor sich sieht und daher schwer sich entscheiden, handeln kann. Nichts aus den Händen lassen, ehe es nicht bis auf den letzten



Grund erschöpft ist. In die Tiefe schürfen, das war seine Art. Er führte ein Leben ohne Beruf oder Amt, lediglich dem Komponieren und Forschen gewidmet, dem literarischen, kulturhistorischen, musikwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen Forschen. Er arbeitete, ohne einen bestimmten Zweck zu verfolgen, einzig um der Sache willen. Eine seltene Art Mensch, eine in unserer Jetztzeit vielleicht unmögliche, aussterbende Art.

Deshalb war er aber zuletzt auch als Gesamtpersönlichkeit eine Erscheinung, die eine Fülle von Kenntnissen auf allen möglichen Gebieten in sich vereinigte und einheitlich verschmolzen hatte. Ein Mensch, der zwar immer wieder neu zu erobern war, aber wenn er sich frei mitteilte, reiche Gaben aus eigenem und Fremdem spendete. Geist edelsten Menschentums leuchtete auf, hatte man einmal das Glück, ein paar ruhige Stunden mit Peter Gast verbringen zu dürfen, die Zeit schien dann auszusetzen, ein Hauch der Ewigkeit ruhte auf allen Dingen. Nietzsche hat diese Werte der merkwürdigen Persönlichkeit Peter Gasts offenbar früh erkannt und, wie seine Briefe an Gast (Leipzig, Inselverlag) zeigen, von Jahr zu Jahr höher eingeschätzt. Es war nicht nur die ihm so sympathische Musik Gasts, die ihn immer wieder zu ihm hinzog, es war die ganze Persönlichkeit des für Probleme des geistigen Lebens gleichermaßen interessierten, unermüdlich an sich arbeitenden, kenntnisreichen und zugleich vorurteilsfreien Forschers, die den persönlichen und brieflichen Verkehr mit Gast für Nietzsche so wertvoll machte, es war der unschätzbare Wert des Verkehrs mit dem Freunde.

Der Briefwechsel Nietzsche-Gast erweckt, je länger man ihn die Jahre 1876—1889 hindurch verfolgt, um so mehr den Eindruck eines gewaltigen Zwiegesprächs zweier in ihrer Zeit Vereinsamten. Nietzsche führte sein Leben auf hohen Bergen, unablässig versenkt in seine menschheitumspannenden Probleme, ab und zu einen Niederschlag davon als Buch hinausschickend in die Welt, ohne im entferntesten nur einen der Fülle der Gesichte und der umwälzenden Macht der Gedanken entsprechenden Widerhall zu finden. Gast lebte gleichfalls mit seiner künstlerischen und geistigen Ideenwelt in absurder Einsamkeit meist in Venedig, ohne mit seinen Kompositionen irgendwo nennenswerte Erfolge zu erzielen. Daher sieht es nach dem Briefwechsel fast so aus, als ob der eine nur noch für den anderen lebte und schüfe, in ihm sein Publikum, sein künstlerisches Gewissen, den sähe, dem er sich mit seinen Schöpfungen verantwortlich fühlte. In Wirklichkeit war es natürlich nicht so; aber es ist ein besonderer Reiz dieses Briefwechsels, daß er wie ein intimes Dokument über die Schaffenstätigkeit innerhalb der Werkstatt zweier fern von dem brodelnden Lebensstrom stehender geistig-künstlerisch hervorragender Menschen wirkt. Man könnte ein Wort Nietzsches auf diese Zwei-Einsamkeit anwenden: „Wir freien Geister leben einzeln und hier und dort auf Erden — daran ist nichts zu ändern; wir sind wenige — und so ist es billig. Es gehört zu unserem Stolze, zu denken, daß unsere Art eine seltene und seltsame Art ist."

Die jüngere Generation der Nietzsche-Verehrer hat Peter Gast erst kennen gelernt, als er nach Nietzsches Erkrankung unter Leitung von Nietzsches Schwester, Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, sich in Weimar im Nietzsche-Archiv der Herausgabe von Nietzsches Nachlaß widmete. Es kam vor allen Dingen darauf an, zunächst das handschriftliche Nachlaßmaterial zu entziffern. Diese Aufgabe bot große Schwierigkeiten. Ist es doch an sich nicht ungeübten Herausgebern passiert, daß sie anstatt „das Unbewußte bei Schiller" entzifferten „die Nebenmusik bei Schiller"! Gast hat die Entzifferung namentlich der schwer lesbaren, aber außerordentlich wichtigen Vorarbeiten zum „Willen zur Macht" mit der ihm eigenen zähen Ausdauer in herrlichster Erfüllung echter Freundestreue in jahrelanger Arbeit durchgeführt. Sehr anschaulich hat er mir einmal geschildert, wie er oft stundenlang über einem Abschnitt saß, bis er alles heraus hatte mit Ausnahme weniger Worte; diese aber schienen ihm schlechterdings unleserlich; dann habe er einige Tage gewartet, sei eines Morgens mit frischen Sinnen daran gegangen und da seien ihm die Worte wie selbstverständlich entgegengesprungen. Es gab in der Tat Beispiele ungewöhnlicher Art. An einer Stelle vermochte das normale Auge nur einen senkrechten Strich

und eine wagerechte Wellenlinie zu erkennen. Nach langer Mühe hatte Gast zuletzt richtig gefunden, daß Contagium zu lesen war. Wer jetzt die Nachlaßbände studiert, ahnt meist nicht, welche Schwierigkeiten bei ihrer Herausgabe zu überwinden waren. Gast hat mit der mühseligen Entzifferungsarbeit und der Mithilfe bei der Herausgabe des Nachlasses, vor allem aber auch mit den unübertrefflichen Vorreden zu „Zarathustra" und zu „Menschliches, Allzumenschliches" dem Freunde nach seinem Tode ein Denkmal von Ewigkeitswert gesetzt. —

Damals, während Gasts Weimarer Zeit, konnte man nicht mehr von dem „ungezügelten, aufbrausenden Wesen des Kosmopoliten und Atheisten", das andere an dem jungen Köselitz beobachtet haben, sprechen. Dagegen lag noch immer eine „träumerische Lebenskraft" in seinen Augen. Imposant geradezu wirkte die gewaltige, harmonisch gebaute Stirn, gut auch die gerade Nase, weniger günstig die Mund- und Kinnpartie. Und immer noch hatte er etwas von jener „unbehilflichen, aber sehr anziehenden Art zu grüßen", die in seiner Jugend bei ihm festgestellt worden war.

Peter Gast zog sich, nachdem seine Aufgabe am Nietzsche-Archiv im wesentlichen vollendet war, in sein Vaterhaus in Annaberg zurück, wo er am 15. August 1918 gestorben ist.

Dr. Richard Oehler

Lyrische Ernte

Zunächst einige Neuausgaben älterer Dichter und ein paar Anthologien. „Die Liebeslieder Wolframs von Eschenbach" hat Wilhelm Willige übertragen (Der innere Kreis-Verlag, Elgersburg); zum Vergleich ist der Urtext beigegeben. Das mit feinen Scherenschnitten von Margarete Willige gezierte Buch vermittelt eine uns entfremdete, aber würdige Kunst, der man wie einem verwehten Glockentone nachlauscht. Die Übersetzung hält sich manchmal allzu genau an den Wortlaut, bezeugt aber Ehrfurcht und Kenntnis. Dagegen hat Käte Heß-Worms „Heinrichs von Morungen Liebeslieder" (C. H. Beck, München), die gleichfalls mit dem Urtexte wiedergegeben sind, ziemlich willkürlich ausgebeutet; die Nachdichtung entfernt sich mitunter allzuweit vom Originale. — Ist es ein Zeichen der neuerwachten Romantik, daß jetzt die Dichtungen der Karoline von Günderode gleich in zwei Neuausgaben vorliegen? Die vollständigere Sammlung bietet Elis. Salomon (Drei Masken-Verlag, München); alles Wesentliche ist geboten und sorgsam angeordnet. Die andere Ausgabe von Ludwig V. Pigenot (Hugo Bruckmann, München) enthält nur eine verständige Auswahl, zudem ein paar Briefe und Berichte. Ist nun diese Dichterin der Erweckung würdig? Es ist etwas Verhaltenes, Tastendes in ihrem Schaffen; aber mitunter glänzen doch seltsame Wunder auf, so daß man die Teilnahme nicht versagen kann, wenn vielleicht auch ihr trauriges Geschick heute mehr Beachtung findet als ihre Werke selber. Immerhin — ein Blick in die Verse und Dramenversuche bedeutet keine unnütze Beschäftigung. Unbedingt aber muß, außer Mörike, der mit einer kleinen Auswahl „Morgenglocken" vertreten ist (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf), der Schwabe Johann Georg Fischer dem deutschen Volke nahegeführt werden. Ernst Lissauer hat eine gute Auswahl seiner „Gedichte" (Cotta, Stuttgart) getroffen und auch eine lesenswerte Einführung beigesteuert. Diese scheinbar so abseitige, unmoderne Kunst wächst bei geruhsamem Genießen zu erstaunlicher Höhe. Welche Bildkraft und Fülle, welch freudige Jugend bis ins hohe Alter hinein! Wie köstlich ein Gleichnis wie dieses:

> Noch dunkel ist's, und Morgen doch,
> In Saat und Ästen träumt es noch,
> Die Lerche schlummert in der Flur,
> Noch singt sie nicht, sie dichtet nur.

Eins der reifsten Gedichte ist „Um die dritte Stunde"; das ist Vollendung. Die „gute, alte" Zeit ist eben doch nicht zu übersehen, wie man es heute gern versucht; und Fischer wird uns reine Kunde bringen aus einer schönen und harmonischen Welt, einem friedemilden Gartenglück. — „Die deutsche Lyrik des Barock" nennt Walther Unus seine Anthologie (Erich Reiß, Berlin). Auch hier ist manches Edelgut gerettet; der Herausgeber verfügt über eine sichere Literaturkenntnis und hat manche verschollenen Goldadern wieder bloßgelegt. Daß Logau und Paul Gerhard verhältnismäßig spärlich vertreten sind, ist bedauerlich; da ihre Verse aber nicht völlig vergessen sind, so mag der Platz für minder geachtete Dichter freigehalten sein, was man nur billigen kann. Man versuche es, sich einmal in dieser uns heute besonders entrückten Zeit heimisch zu machen, — man wird sicherlich viele eigene Töne aufklingen hören; viel Spiel, aber auch Reife und besinnlichen Ernst. Die „Deutschen Balladen von Bürger bis zur Gegenwart" die Ernst Lissauer geordnet hat (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) wollen mir in der Auswahl minder behagen. Warum mußte Werfel mit seiner ekeln Vision „Jesus und der Äserweg" vertreten sein? Sicherlich: auch hier ist zu billigen, daß allzu bekannte Stücke ausgeschieden wurden, anderseits durften Dehmel und Ina Seidel nicht fehlen. Die Schlußworte der Einleitung, welche eine Umschreibung des Begriffes der Ballade geben sollen, sind leeres Phrasengetön.

Und nun zur Gegenwart. Da ist freilich wieder saubere Sichtung nötig, denn gerade auf lyrischem Gebiete wird gedruckt, was bei nur flüchtiger Einsicht schon sich als überflüssig und nebensächlich erweist, weil noch immer Leute vorhanden sind, die lieber ihre Eitelkeit befriedigt sehen, als ihren dichterischen Drang hinter der Not des Vaterlandes zurücktreten lassen möchten, dem besser geholfen wäre durch Unterstützung der Verarmten als Steigerung des Versemarktes. Wenn man Rudolf Presbers „Ernte" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) auf sich wirken läßt — wie verstimmend und ärgerlich! Als wäre die Welt nur aus mehr oder minder leichtfertigen Mädelchen von Berlin N und Ulk und Haldrio erbaut. Flüssige, allzu leichte Verse, zum Teil ja erheiternd, aber ohne Eigenwert und Erhöhung. Ernster ist schon Carl Meißner; wenngleich sein Versbuch „Im Schauen der Dinge" (Diederichs, Jena) wenig Persönliches im letzten Sinne bietet, sogar etwas stumpf und bürgerlich anmutet. Da ist Viktor Meyer-Eckhardt ein anderer; sein „Bildner" (Diederichs, Jena) ist ein Versbuch voll Abwechselung und Fülle, wenn mir die Lobpreisung eines Jesus, Bacchos und Apollo nebeneinander auch gar zu relativistisch erscheinen will. Aber es ist Frische und Kraft lebendig, und einige Stücke wie „Der Baum", „Das Kreuz von Gouy" und die Verse an verstorbene Freunde lassen eine helle Erwartung rege werden. Nur ein wenig mehr Vertiefung und Stille, mehr Sammlung und Lauschen. Dies fühlte ich besonders bei dem Zyklus „Dionysos" (ebenda); die Prosazwischenspiele stören beinahe, und die Verse selbst rauschen häufig allzu willig und flüssig; aber einer gewissen Leidenschaft und kecken Frische wird man sich nicht entziehen können, und mehr als einmal hallt es wie Fanfaren und Flötengetön. Wir sind voll Glauben an einen guten Aufstieg. — Richard Schaukal hat sich von einem gewissen Snobismus zur Schlichtheit gefunden; aber noch ist die letzte Klarheit nicht errungen, so stark er sich auch in den „Jahresringen" (G. Westermann, Braunschweig) darum bemüht. Man empfindet eben dieses Streben noch allzu deutlich und vordergründlich; manchmal sinkt diese gewollte Ruhe auch zur Banalität herab; es fehlt die symbolische Läuterung. Margarete Susmann wählt sich in ihren „Liedern von Tod und Erlösung" wohl allzu kühne Stoffe, so daß auch hier sich Inhalt und Formung nicht immer vollkommen durchdringen. Anderseits gibt das Buch (Drei Masken-Verlag, München) Zeugnis von ernstem Wollen; man empfindet, daß die Dichterin treulich schafft und sucht, und so kann man ihr die Achtung nicht versagen und ist geneigt, manche Unvollkommenheit zugunsten des Erstrebten zu übersehen. Dies gilt auch für Paul Eberhardt, der in vier großangelegten Hymnen „Die Elemente" besungen hat. Auch hier nicht immer reiner Klang; aber eine starke Ergriffenheit und innere Schau. Das mit Zeichnungen von Hans Wildermann gezierte Büchlein (Fr. A. Perthes, Gotha) läßt den allzu frühen Heimgang des Dichters schmerzlich empfinden. Nur im Vorbeigehen mögen die „Ge-

dichte" von Ite Liebenthal (Erich Lichtenstein, Weimar), die dem Ästhetizismus zuneigen, aber doch hie und da Wärme verraten, und die Sonette „Lisa" von Kurt Hans Willecke (ders. Verlag) erwähnt werden; — aber bei Hans Much ist etwas länger zu verweilen. Dieser Arzt, Universitätsprofessor, kunstgeschichtliche und religiöse Schriftsteller erweist sich auch als unverächtlicher Dichter. „Denken und Schauen" heißt sein erster Sammelband (Kurt Rabitzsch, Leipzig). Noch ist manches jugendlich, nur geahnt, nicht vollgestaltet. Aber allerorten quillt es von überschäumendem Drange nach Erkenntnis. Hier ist einer, der bitter hart um den Sinn des Lebens bangt und kämpft; dessen Sehnsucht nach Vollendung und Frieden verlangend auftönt. Man vermißt wohl häufig den eindeutigen, letzten Ausdruck, das Wort, das allein mögliche und denkende; aber die Reinheit der Empfindung überleuchtet solch kleine Mängel bei weitem. Drei Bändchen mit plattdeutschen Gedichten hat uns Much noch beschert, und hier gilt ungetrübte Freude. „To Hus" (Richard Hermes, Hamburg) plätschert vorüber wie ein labender, warmer Sommerregen; man atmet leicht, dankbar und zufrieden und fühlt sich wirklich zu Hause. Und dasselbe gilt auch von dem Heft „In't Kinnerland". All diese Reime sind echt und herzlich. Eine Fülle zartester Beobachtung ist eingefangen und in wiegenden Rhythmen lebendig geworden. (Derselbe Verlag.) Übrigens ist die hübsche Ausstattung besonders lobend zu erwähnen. Stärker und unmittelbarer packte mich „En nedderdüütschen Doodendanz" (ebenda). Immer hat sich Much dem großen Wandler Tod befreundet gefühlt, denn er gilt ihm nicht als Schrecken und Ende, sondern als Übergang, als Führer ins unbekannte, ewige Geistesland. Und so bebt auch in diesen Versen nichts von Grausen und Bangen, sondern ein Vertrautsein, ein Belauschen, Hinneigen. Ich wähle eine kurze Probe, die auch ohne die besonders genaue Rechtschreibung wiederzugeben ist:

Gulden

Lütt Minschenhart, wat slaist du so
Un kiekst benaut up Strünk und Stroh?

„Ick säuk mien Furwen un mien Späl.
Wat würd de Welt so gäl, so gäl!"

Daor seggt de Dood: „Betaolte Schulden!
Säl näumst du dat? Ick näum dat gulden!"

Dagegen muß freilich Frida Schanz verblassen. Ihr dickes Buch „Mit der Welle zum Meer" (Ernst Oldenburg, Leipzig), ausgewählte Gedichte, zeigt zwar überall eine gütige, schlichte und warme Frauennatur und birgt besonders feine landschaftliche Studien, wie die „Deutschen Pastelle", außerdem freilich auch ziemlich unrühmliche Kleinigkeiten, die lieber hätten fallen sollen. Ein Drittel des Bandes hätte unbeschadet gestrichen werden müssen. Gegen Ende steigert sich Können und Wissen der Dichterin, so daß man es begreift, warum sie in gewissen Kreisen sich einer besonderen Beliebtheit erfreut. Sie ist gewiß kein umfassendes, aber ein liebenswürdiges Talent. Ihre 365 Spruchstrophen „Vierblätter des Jahres" (ders. Verlag) bieten bei ihrer Menge naturgemäß viel Spreu, aber auch manchen hübschgeschliffenen Gedanken. Etwa:

Wie man wohl richtig
Sich selber ehrt?
Nimm dich nicht wichtig,
Doch halte dich wert!

Als Zwischenspiel drei vaterländische Bücher. „Bäume, Flaggen, Richtmale" nennt der hier schon erwähnte Georg Stammler seine letzte Sammlung (Urquellverlag, Mühlhausen i. Th.), in welcher er sich wieder als aufrechter, warnender, helfender Mann bezeigt, dem man gern eine Weile zuhört. Stärker noch wirkt Eberhard König. „Wehe, mein Vaterland dir!"

heißt sein prächtiges Versbändchen (Erich Matthes, Leipzig). Glut und Begeisterung atmen aus jeder Strophe, Sorge um die Heimat, Liebe zur Scholle. Ein solcher Sprecher in der Not verlangt, gehört zu werden. Was hier während und nach dem unseligen Kriege gesungen wurde, gehört zwar nicht zu den glatten ästhetischen Strophen, welche sich allerorten breitmachen; hier brennt ein Wille auf, ein hochgemuter, der Aufblick und Höhe weist. Und auch die schönen, tapferen Sonette „Deutschland" von Robert Hohlbaum (Gebrüder Stiepel, Reichenberg i. Böhmen) verdienen Aufmerksamkeit. Eine kleine Geschichte der Deutschen zieht vorüber, von Allvater und Wittekind bis zur Gegenwart. Und es ist dem Dichter gelungen, die Form zu durchleuchten; hier wirkt das Ganze und reißt unwiderstehlich hin. Eine Probe wenigstens soll den Leser locken:

Deutsche Gelehrte

Manch einer lächelt, wenn er von euch spricht,
Weil oft das Kleine groß vor euch ersteht,
Weil in dem Wind, der euer Hirn durchweht,
Ihr den Orkan verehrt, der Eichen bricht.

Weil ihr trabantenselig treu euch dreht
Um einer winz'gen Sonne zages Licht,
Weil vor der kleinen freigewählten Pflicht
Der Ruf der großen Welt in nichts vergeht.

In mancher deutschen Stadt steht stolz ein Dom,
Sich ewig spiegelnd im Jahrhundertstrom,
Tausender Türmchen wirrer Zackenlauf

Baut Heldenwucht zum hohen Himmel auf
Und kündet, was auch rings zu Schutt zerfällt,
Das Wunder deutscher Pficht der fernsten Welt.

Und nun noch zwei Dichter, deren Name schon dafür bürgt, daß zum mindesten etwas Wichtiges, mit dem man sich auseinanderzusetzen hat, geboten wird. Hans Carossa gibt „Gedichte" (Inselverlag, Leipzig). Es öffnet sich keine geräumige Weite; aber jedes Gedicht ist sauber und bis zur letzten Möglichkeit ausgefeilt und schon darum der Beachtung wert. Aber es bleibt nicht nur flacher Kunstverstand; bei aller Erlesenheit der Rhythmen und Reime ist doch ein menschliches Ergreifen, ein sanftes Sinnen und Träumen, das Ahnen einer hohen Ferne. Diese sparsamen Gedichte gehören darum zu jenen, die irgend einen feinen Nachhall wecken, der zwar nicht dauernd bleibt, aber sich doch unverlierbar einfügt in jene stärkeren Klänge, denen man willig Eingang läßt.

Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Tal.
Doch schon flimmern kleine Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.

Immer klarer, immer milder,
Längs des Stroms gebog'nem Lauf
Blinken irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinauf.

Schließlich Rainer Maria Rilke. Er hat sich immer betonter vom Leben gelöst, ist immer unwirklicher geworden, ruht nur im eigen Ich. Aber anderseits fehlt ihm doch die hohe, äußerste Schau, welche allein ein solches Beisichselbstsein entschuldigen könnte; er ist zuviel Wortkünst-

ler, er dreht leichte Glaskugeln, die allzu rasch zersplittern. Die „Duineser Elegien" (Inselverlag, Leipzig) blieben mir zum großen Teile unverständlich, weil mir die innere Vergleichsmöglichkeit fehlt. Diese zerbrechlichen Gebilde heben mich sozusagen ins Luftleere, wo mir der Atem stockt, wo das Herz ängstlich wird. Ich begreife wohl, daß man schließlich nur dem Wortgefüge lauschen kann, weil es sorgsam, vorsichtig gestellt ist; mehr aber zu finden, war mir unmöglich. Da ich früher häufig über den Dichter mich geäußert habe und sein Werk kenne, so fühle ich mich doppelt zu diesem Eingeständnis gezwungen. (NB. Über Rilkes neueste Pariser Traumwandelei haben wir uns neulich im Türmer unzweideutig geäußert. D. T.) Etwas günstiger ist es mir mit den „Sonetten an Orpheus" (ebenda) ergangen. Neben Wirrem, neben bloßen Versgebilden, stehen doch einige jener kostbaren Strophen, wie sie eben nur Rilke schaffen kann, der doch, sobald er sich dem Leben hingibt, immer etwas Eigenstes zu sagen weiß. Freilich, einen Gedichtschluß wie diesen empfinde ich nur als peinlich:

> Wagt zu sagen, was ihr Apfel nennt.
> Diese Süße, die sich erst verdichtet,
> Um, im Schmecken leise aufgerichtet,
>
> Klar zu werden, wach und transparent,
> Doppeldeutig, sonnig, erdig, hiesig —:
> O Erfahrung, Fühlung, Freude — riesig!

Aber aus jenen anderen, in ihrer Art vollkommenen Gebilden will ich als Probe dieses Sonett auswählen:

> O Brunnen-Mund, du gebender, du Mund,
> Der unerschöpflich Eines, Reines spricht,
> Du, vor des Wassers fließendem Gesicht,
> Marmorne Maske. Und im Hintergrund
>
> Der Aquädukte Herkunft. Weither an
> Gräbern vorbei, vom Hang des Appenins
> Tragen sie dir ein Sagen zu, das dann
> Am schwarzen Altern deines Kinns
>
> Vorüberfällt in das Gefäß davor.
> Dies ist das schlafend hingelegte Ohr,
> Das Marmorohr, in das du immer sprichst.
>
> Ein Ohr der Erde. Nur mit sich allein
> Redet sie also. Schiebt ein Krug sich ein,
> So scheint es ihr, daß du sie unterbrichst.

Ernst Ludwig Schellenberg

Türmers Tagebuch

Englands Nöte · Frankreichs Niedergang · Die Ruhrräumung · Der Sicherheitspakt im Hexenkessel · Polnische Wirtschaft · Die deutsche Lage · Aufwertung und Zolltarif · Der wahre Siegerstaat

Man macht Krieg, um zu gewinnen. Es ist ein Geschäft, woraus man bereichert hervorzugehen hofft. Für England waren Tommy und Teerjacke immer nur die Schrittmacher des Großhandels: die Achtgroschenjungen, die dieser losließ, so oft es galt, Tore aufzubrechen oder dem Nachbar den Laden einzuschlagen. Aber selbst wenn der Pariser Boulevard gloire und revanche schrie, dann verstanden die klügsten Hintermänner darunter mehr die Kalilager im Oberelsaß, die Saarkohle und die Rheinschiffahrt.

Hat sich der Weltkrieg in diesem Sinne bezahlt gemacht? Zwar hat mancher manches erobert; wer aber von den Drahtziehern hat verdient? Welche europäische Volkswirtschaft steht heute besser als zuvor? Keine einzige. Sie mußten alle derart in die Substanz greifen, daß auch der roheste Raub am Niedergeworfenen diese Auslage nie wieder einbringt. Drum schauen sie sämtlich essigsauer drein und gäben was drum, hätten sie den verpulverten Zaster noch im Säckel. Für Europa jedenfalls ist das Wort von den „Siegerstaaten" wirtschaftlich eine windige Prahlerei. Es gibt hier nichts als Besiegte; nichts als lauter lastgebückte Tributpflichtige des Weltkrieges.

Wohl hat England unseren Seehandel zerschlagen. Den Vorteil zog es jedoch nicht selber, sondern Bruder Jonathan und Freund Jap. Hingegen verlor es sein wertvollstes Absatzgebiet. Denn zwischen Ural und Pyrenäen sind heute alle Taschen bodenleer, die Währungen verwüstet und die Kaufkräfte auf ein Viertel verschrumpft.

Hätte man in London vor zwölf Jahren gewußt, was man heute weiß, weil man's spürt, der Weltkrieg wäre nie aufgeflammt. Sein Lohn ist zur Strafe geworden. England hat jetzt anderthalb Millionen Arbeitslose; sie kosteten im vorigen Jahre fast eine Milliarde Mark an Beihilfen. Das steigert die Steuern, und in jeder Familie stellt jetzt ein Arbeitsloser seine Füße mit unter den Eßtisch als unsichtbarer Dauergast.

Muß das Gewerbe stoppen, dann stockt auch der Kohlenverbrauch. Der Bergbau arbeitet mit Verlust. Die Zechen wollten daher die Löhne kürzen, die so schon ein Fünftel geringer sind als vor dem Kriege. Die Arbeiter wehrten sich, und es drohte ein gewaltiger Streik. Denn die anderen Gewerkschaften erfaßten, daß es da auch um ihren Stundenlohn gehe und drohten mit Anschluß. Man warb sogar um den Beistand der deutschen Bergknappen. Die aber, sonst so willfährig, lehnten ab. Zum ersten Male haben sie die eigenen Belange den weltbrüderlichen vorangestellt. Hoffentlich ist dies der Anfang reiferer Einsicht. Steter Schaden muß doch endlich klug machen. Keiner ruft rascher und anspruchsvoller nach dem Gemeingefühl der

ausländischen Genossen als der englische Werkmann, selber betätigt hat er es jedoch noch niemals.

Das Kabinett Baldwin geriet in Angst. Alle seine Mittelsversuche scheiterten. Da tat es in zwölfter Stunde einen folgenschweren Schritt; es nahm nämlich den strittigen Unterschied zwischen dem gebotenen und geforderten Lohn der Bergarbeiter auf die Staatskasse.

Der Steuerzahler erschrak. Schon ist er fast ebenso hoch belastet wie der deutsche; als Gegenwert für den Hochgenuß, Bürger eines Siegerstaates zu sein. Volkswirte fragten, ob denn die Regierung auch wisse, was sie sich da aufpacke? Es handle sich um neue Milliarden zu den alten.

Der Entschluß wird überdies noch Kreise ziehen. Denn weitere Lohnzwiste brauen sich zusammen. So in der Landwirtschaft. Wird der Staat auch dort den Spannungsbetrag übernehmen? Kann er das überhaupt?

Der Vorgang lehrt, daß die englische Politik so weitsichtig gar nicht ist, wie sie immer gerühmt wird. Sie handelt nach dem Satz von dem kleineren Übel, im Bunde mit dem fröhlichen Leichtsinn, daß heute heut sei und der morgende Tag für das Seine sorge. Die Schwäche, die Chamberlain nach außen zeigt, trägt Baldwin nun auch in die inneren Dinge. Als er Macdonald ablöste, hatte er eine starke Unterhausmehrheit. Sie schickt sich nunmehr an, zu zerbröckeln. Lloyd George wettert laut, aber insgeheim lacht er sich ins Fäustchen.

* * *

Steht es so am grünen Holze Englands, wie schon gar am dürren Frankreichs! Man versprach sich Wunder von dem geschickten Finger des Finanzheilandes Caillaux. Allein die wertbeständige Anleihe, die er auflegte, gewinnt weder Vertrauen noch Fortgang. Nach ihrem Prospekt sollte sie die große Marneschlacht der Währung werden; leider weiß aber die Jungfrau von Orleans, der man diesen Erfolg beimißt, offenbar besser mit dem Schwerte Bescheid als mit der Börse. Daher versagt der neue Necker wie der alte, und die Staatsfregatte schlingert in einem häßlich umgeschlagenen Schicksalswind.

Auch im August hat der Marokkokrieg nur Millionen und Menschen verschlungen. Vorstöße werden gemeldet, Erfolge auch, aber schon hemmt die allzunahe Regenzeit. Zudem sind die Soldaten aufsässig. In Limoges meuterte ein ganzes Infanterieregiment, als es nach Afrika verschickt werden sollte. Auf dem Linienschiff „Straßburg“ wehte sogar einen ganzen Tag die rote Flagge, und zwei Offiziere flogen kopfunter über Bord. Es kracht eigenartig in dem Gebälke der einen und unteilbaren Republik. Der faszistische „Impero“ in Rom weissagt bereits deren raschen physischen wie moralischen Niedergang.

Obendrein steckt der Rifaufstand an. Wer glaubt denn, daß der Drusenabfall nur aus örtlichen Fehlgriffen des Gouverneurs Carbillet aufgekommen sei und daß keine Fäden sich spännen zwischen Abdel Krim und El Afrach? Hier speien vielmehr zwei Vulkane als Ausbrüche eines gleichen unterirdischen Gesamtbebens.

Am Libanon entwickeln sich die Geschehnisse ganz wie in Marokko. Hilfstruppen fallen ab; Standlager werden überrumpelt, Marschkolonnen niedergemetzelt.

Der ruhmredige Siegerstaat verliert Geschütze, Maschinenflinten und Flugzeuge an braunhäutige Beduinen. Die Wüste sendet ihre Kamelreiter den Drusen zu Hilfe, und der Allerweltskriegsruf der farbigen Rassen erschallt auch hier in einer Sonderfassung: Syrien den Syriern.

Zwei Kolonialkriege, aber kein Geld; das wirkt aus der Ferne auf die Nähe. Man hat sich übernommen und muß die Pflöcke zurückstecken. Auch das Ruhrabenteuer kostete Sündengelder, seitdem der Dawesplan dem Eindringling selber die Kosten aufpackt. Zudem stand Briand diplomatisch derart unter Druck, daß sogar dieser Listenkundige es für ratsamer hielt, das französische Wort diesmal nicht zu brechen.

Wohl schnetterengten die Clairons beim Ausmarsch wie sonst, aber den Kolonnen standen Enttäuschung, Scham und Ärger deutlich im Gesicht. Was man uns noch rasch antun konnte, das geschah gewiß. Die Marschälle Napoleons hatten den Brauch, das Silbergeschirr einzupacken, worauf ihnen in deutschen Schlössern die Mahlzeit gereicht worden war. Dieser geweihten Erbsitte gemäß sind denn auch mit dem Infanterieregiment Nr. 97 zwanzig Wohnungseinrichtungen, sowie die Möbel des Offizierskasinos ausgerückt, und die Stadt Hattingen forderte bisher vergebens die Rückgabe ihres Eigentums.

Die geräumten Kasernen und Schulen tragen die Spuren mutwilliger Zerstörung. Sie starren von absichtlichem Schmutz. Auf allen Klassentafeln prangte jenes unflätige Wort, das bei Waterloo der General Cambronne dem Obersten Halkett zurief. Es war die Besuchskarte, die man hinterließ. Es ist doch ein seltsamer Geist „vornehmer Versöhnlichkeit“, womit Frankreich, wie es sich scheinheilig brüstete, das unter schändlichem Rechtsbruch besetzte Gebiet verließ.

Der Blick schweift zurück auf furchtbare dritthalb Jahre. Sie bleiben unvergessen, jene täglichen Raubüberfälle auf offener Straße, jene Geldspindknackereien, jene Schändungen, jene fürchterlichen Schinderknechtsszenen im Blutkeller von Bochum, jene Ausweisungen pflichttreuer Beamten, jene Morde an Albert Leo Schlageter, Willy Dreyer und 150 weiteren Todesopfern.

Der Turnvater Jahn verlangte einst eine „Hamme“ zwischen Frankreich und uns: eine Wüstenzone mit Raubtieren bevölkert, die jeden Grenzverkehr unterbinde. Diese Hamme ist geistig gezogen durch Ruhreinbruch und Ruhrgreuel. Als der letzte Franzose draußen war, da klangen alle Glocken und schrien alle Fabriksirenen. Aus den Fenstern stachen flatternd die Flaggen heraus, und gen Himmel scholl wechselnd mit dem Deutschlandliede das feierliche „Nun danket alle Gott“. Wahrlich mit Recht! Nach bitteren Jahren steter Vergewaltigung endlich wieder ein Erfolg; ein Zurückweichen des altbösen Feindes vor dem hartnäckigen Wollen eines Volkes, das durch Opfer zur alten Freiheit wieder emporzusteigen fest gewillt ist.

* * *

Was er auf der einen Seite schwinden sieht, sucht sich Briand von der anderen her wieder gutzubringen durch den in seiner Hexenküche umgesottenen Sicherheitspakt.

Das Pariser Kabinett ist allerdings zwiespältig. Den Finanzminister drückt die Geldsorge. Wie sollte er zu allem Sonstigen auch noch die zwanzig Millionen Pfund jährlich schaffen, die England als Schuldentilgung fordert? Demnach möchte er Nachsicht und Nachlaß erkaufen durch anderweitige Willfährigkeit. Briand hingegen läßt sich nicht ins Gehege kommen. Diplomatie und Finanzen seien getrennte Konten mit eigenem Soll und Haben.

Er versuchte, den mahnenden Gläubiger zum politischen Helfer zu machen. Im Vertrauen auf seine geschmeidige Zunge reiste er nach London. Caillaux durfte erst fahren, als Briand wieder zurück war. Aber für seinen europäischen Unsicherheitspakt hat dieser doch nichts erreicht. Man hört nur, daß die Beschlüsse auf eine Konferenz verschoben seien, auf eine große Aussprache im Beisein Deutschlands, vielleicht sogar Amerikas.

So hängt Alles noch in der hohen Luft. Stresemanns Zuversicht sowohl wie die Kassandraahnungen seiner deutschen Widersacher. Unsere Zukunft wird weniger von uns bestimmt, als von Zwischenfällen in China und Marokko, vom englischen Eigennutz und französischer Pfiffigkeit. Im Vergleich zur Diplomatie ist das Roßtäuschergeschäft nämlich eine blütenweiße Hantierung. Amtlich verkündet die Pariser Presse, daß Briands Besuch abermals das vollkommenste Einvernehmen der beiden Verbandsbrüder ergeben habe. Nebenamtlich aber beschuldigt sie die Engländer, sie hätten den Drusenaufstand angezettelt. Ob wohl ganz mit Unrecht?

* * *

Hauptanstand in der Sicherheitsfrage ist bekanntlich Polen. Frankreich will sich das Durchmarschrecht sichern. Man spielt den ehrenfesten Bundesgenossen. Als ob diese Polenliebe etwas anderes wäre als Deutschenhaß! Sie ist so jung, wie die Kinder, die jetzt in die Schule kommen. In den Jahren des Zarenbündnisses fehlte noch jede Spur davon. Und auch heute ist sie nur die selbstsüchtige Liebe des einen Zangenkiefers zum anderen; weil er ohne diesen ja keine Zange mehr wäre, sondern ein Bruchstück.

Das alte Polen ist einst an sich selber zugrunde gegangen. Aber der Völkerbund war gefühlvoll und stellte es wieder her. Natürlich zu deutschen Lasten.

Sechs Jahre besteht nun das neue Reich. Aber längst hat sich schon gezeigt, daß es vom alten Lottergeiste beherrscht ist. Aus Raub entstanden, sinnt es auf Raub, und die ehrliche Arbeit steht niedrig im Preise. Was man uns entwendete, verschmutzt und verschludert in der diebischen Hand. Fast wöchentlich liest man von Bahnunfällen, Deichbrüchen oder geplatzten Kesseln auf ehemals deutschen Torpedobooten. In den berüchtigten Korridor fuhr einmal ein schwerbeladener Güterzug ein. Er verschwand darin mit Post und Fracht und Wagen. Niemand wurde entschädigt; man schwor vielmehr Stein und Bein zusammen, daß er nie übernommen worden sei. Mit dem polnischen Staate wurde auch prompt die polnische Wirtschaft wiede aufgemacht.

Bismarck nannte einst Frau Polonia eine Schöne, die einen seidenen Zobelpelz trage, aber kein Hemd darunter. So war sie, so ist sie und so wird sie sein. Die

polnische Mark zerplatzte in Inflation; kaum aber ist der Zloty da, so tut er desgleichen. Man braucht dringend Geld, wer aber pumpt einer Regierung des frechsten Raubgelüstes und selbstmörderischen Nationalitätenhasses? Graf Skrynski fuhr nach Dollaria. In einer Rundfunkrede feierte er dort vor zwanzig Millionen Hörern sein neues Polen als einen Ausbund selbstloser Gerechtigkeit und christlicher Nächstenliebe. Aber er kehrt dennoch mit leeren Taschen heim.

Dem Sarmaten fehlen Staatssinn und Staatskraft. Die königliche Republik von einst war schon als Neubau für den Einsturz reif. Kluge Jagellonen zogen jedoch damals einige tüchtige Sprießen ein, indem sie viele tausend deutsche Ansiedler heranholten. Diese wurden die eigentlichen Staatserhalter, bis die Geschicke sich trotzdem erfüllten.

Politischer Irrsinn treibt nun diese wertvollsten Bürger wieder aus, weil er einen Nationalstaat schaffen will, worin keine andere Sprache mehr gehört wird als die polnische. Nicht lange mehr und deren Konsonantenreichtum wird der einzige sein, der in der Weichselebene zu finden ist.

Eine Agrarreform nimmt den deutschen Großgrundherren alles Land über 720 Morgen und gibt es polnischen Bauern. Entschädigt werden jene mit Rentenbriefen zum Nennwert, das heißt mit dem fünfundzwanzigsten Teile des rechtmäßigen Anspruches. Das ist glatter, frecher, empörender Raub; zugleich freilich eine Gaunerei, die den eignen Herrn schlägt. Denn sie zerstört die Mustergüter, dadurch die bisherige Getreideausfuhr und somit die einzige Aussicht auf eine jemals aktive Handelsbilanz.

So also geht man mit den Deutschen um, die polnische Staatsbürger wurden. Jenen anderen aber, die Deutsche blieben, wird auf Hausknechtsweise gezeigt, wo der Zimmermann ein Loch gelassen. Teils aus derselben nationalistischen Verrücktheit, teils aber aus Rache, daß man uns keinen Handelsvertrag nach dem Geschmacke Warschaus erpressen konnte: einen also, wobei wir nur zu geben, Polen nur gnädig zu empfangen hätte.

Verhöhnt und mißhandelt kamen die ausgewiesenen Wunschdeutschen nach Schneidemühl. Dort war leider noch nicht vorgesorgt; es entstand daher Kopflosigkeit, Wirrwarr, Unterkunftsnot und im Anschluß daran ein vielstimmiges Pressegezänk.

Es ist müßig zu streiten, ob den deutschnationalen Innenminister des Reiches oder den sozialdemokratischen Innenminister Preußens die Schuld trifft. Jeder Generalmajor von unserem alten Schlage verstand das Kunststück, 6000 Köpfe binnen einer halben Stunde unter Dach und Fach zu legen. Da wir aber ein demokratischer Staat geworden, sind wir auch ein bureaukratischer Staat, und demgemäß fanden die regendurchweichten Flüchtlinge auch nichts als die Steinfußböden und kahlen Wände der leeren Albatroßwerke.

Im Auswärtigen Amte soll man geglaubt haben, Polen drohe nur. Wie gröblich hat man sich da getäuscht! Das ist das Schlimmste an dem schlimmen Falle. Der Diplomat muß Seelenkenner sein; muß die Völker wie ihre Staatsmänner bis auf den tiefsten Herzensgrund durchschauen. In Bismarcks Haus fehlt Bismarcks Auge.

* * *

Die meisten Fürsten Europas sind jetzt gestürzt. Tyrannen sind sie samt und sonders nicht gewesen. Aber an ihrer Stelle kam ein Herrscher auf, der wirklich einer ist: der König Dalles. Wir sahen sein Emporkommen um uns her; wie es bei uns steht, bedarf dies vieler Worte?

Drei Viertel unseres Wohlstandes sind dahin. Die Aufwertungshoffnungen unsrer Rentner haben grausam enttäuscht werden müssen. Wo die Goldmark war, kehrt meist nur ein Bronzegroschen zurück. Wenn der Staat wankt, wo bleibt da seine Mündelsicherheit?

Schweren Herzens hat der Reichspräsident das unzulängliche Gesetz unterfertigt. Er fühlt das Unrecht, das geschieht. Aber volle Aufwertung wäre neue Inflation, und dann würden die aufgelebten Hypotheken zum zweiten Male versacken und jetzt endgültig. Daher sind für heute ein Viertel oder selbst ein Zehntel immer noch mehr als das Ganze. Hoffen wir für morgen auf die Möglichkeit nochmaliger Aufwertung.

Als Kapitalist in der weichesten Wolle galt immer der Kohlenbaron. Nun ist er so weit, daß er viele Zechen stillegt, weil die erzielbaren Preise niedriger sind als die Selbstkosten.

Die Steuern wuchsen nämlich auf das Vierfache; die Soziallasten haben sich verdreifältigt. Das eine verdanken wir dem verlorenen Krieg, das andere dem demokratischen Regiment. Der Parlamentarismus ist eine Pompadour, die mit dem „après nous le déluge“ gar leichtherzig spielt. Der Stimmzettel des Arbeiters wird mit neuen Belastungen der Wirtschaft erkauft. Soziale Fürsorge ist eine hehre Sache, aber parteipolitische Liebedienerei macht Vernunft zu Unsinn, wenn sie den Arbeitslosen schier besser stellt, als den, der des Tages Last und Hitze trägt. Zudem ist es wirtschaftlicher Raubbau, und gerade der Arbeiter müßte sich dagegen sträuben. Denn erliegen die Betriebe der pressenden Last, so verliert er sein Brot. Keine Versicherung kann ihm dann helfen, sie stirbt mit der Wirtschaft wie der siamesische Zwilling eine halbe Stunde nach dem Bruder.

Wo aber ist der Gewerkschaftsführer, der diese klare Logik begriffe und den Genossen dartäte? Wo fand sich ferner in der ganzen Linkspresse ein verständiger Nachweis über Sinn und Zweck des Zolltarifs?

Das Ausland sperrt sich gegen unseren Handel. Wir müssen Bresche legen in das Stacheldrahtverhau seiner Schutzzölle. Sonst sinkt die Ausfuhr, steigt die Arbeitslosigkeit. Dem dient unser Zolltarif. Er setzt Schutzzoll gegen Schutzzoll und nötigt so die anderen zur Abpaarung durch Handelsverträge. Einzig auf diesem Wege ersteht dem Werktätigen die Aussicht auf gesicherten Erwerb.

Wohl wird sich hier und da das Leben verteuern. Aber es kommt so sehr nicht darauf an, wie wenig das Brot kostet, als ob und wieviel man verdient.

Seit dem Kriege hatten wir eine einseitige Begünstigung des feindlichen Auslandes. Sie war uns in Versailles für fünf Jahre aufgezwungen worden. Schon dies verrät, daß sie Deutschland Abbruch tun sollte; denn welcher Artikel des Friedensvertrages wollte uns fördern? Es zeigt die erschreckende Verbohrtheit des Freihändlertums, daß es diese uns zudiktierte Wirtschaftsstrafe aus freien Stücken wollte weiterbestehen lassen. Die Sache unsrer Feinde wurde betrieben, wenn

man den Arbeiter aufputschte gegen die „Brotwucherer, Zollräuber, Schieber-Kanaillen". Wer den ganzen Tiefstand unsres Parlamentarismus erleben wollte, der mußte in diesen Hundstagen den Reichstag besuchen, wo die rote Linke mit allen Mitteln der Obstruktion und der Flegelei ein Werk vereiteln wollte, ohne das unsre Wirtschaft zusammenkrachen müßte. Der hartnäckige Versuch mißlang freilich, und der Zolltarif ist nunmehr Gesetz.

Hoffentlich bringt er uns weiter und führt zu gedeihlicheren Zuständen. Nur dann enden die Lohnkämpfe, die jetzt allenthalben einsetzen. Streik wie Aussperrung eröffnen die Aussicht auf einen bewegten Winter.

Wir leiden, aber wir leiden mit ganz Europa; zum mindesten mit all' denen, die im Kriege standen.

Das führt zum Eingangsgedanken zurück. Nicht bloß wir und unsre Bundesgenossen, auch die „Siegerstaaten" haben den Krieg verloren. Dessen Macher Poincaré wird einst in der Geschichte noch viel fluchbeladener dastehen als heute schon, denn erst dann wird er völlig als der Mann durchschaut sein, der das Abendland freventlich an den Rand des Abgrundes zerrte.

Ob die „Siegerstaaten" sich je von ihrem Siege erholen? Ohne Deutschland sicher nicht. Da jedoch unser Sturz der Endzweck war, ist also das Kriegsziel verfehlt worden. Eigentlicher Sieger blieb der, in dessen Bankkellern sich das Gold Europas sammelte; er, der nun dieses Gold denen, aus deren Tasche es stammte, zu höchsten Zinsen zurückleiht und dadurch allgemach die ganze Welt in seine Schuldknechtschaft verstrickt: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. F. H.

Auf der Warte

Neue Stimmen der Völker

Die Wissenschaft ist göttlichen Geschlechts. Unbeirrt um Menschenschicksal und Völkerlos schreitet sie ihren Höhenweg. Und leuchtender als irgend sonstwo erweist sich dies wohl an der deutschen Wissenschaft.

Dies war aus einem Vortragsabend, den ich neulich hörte, betitelt „Stimmen der Völker in Liedern" — neue Stimmen hätte er sich füglich nennen dürfen — wohl der stärkste Eindruck. Denn diese Überfülle von Vorführungen in Licht- und Lautbild, die ihrerseits wiederum nur kleinste Kostproben darstellen, von einem noch viel zu wenig gekannten und genutzten, blendend reiche Forschungsmöglichkeiten in sich bergenden Schatz — wann, wo sind ihre Grundlagen gesammelt worden? Mitten im Wüten des Krieges ist es geschehen, denn bis auf ein oder zwei Ausnahmen sind diese Platten sämtlich aufgenommen worden während des Weltkriegs: in unsern Gefangenenlagern. Ein handgreiflicher Beweis zugleich, welche Unzahl von Völkerschaften gegen das einzige Deutschland-Österreich damals auf den Plan gerufen wurden! Konnten doch unter unsern Kriegsgefangenen nicht weniger als zweieinhalb Hundert (!) unterschiedliche Sprachen und Mundarten festgestellt werden. Und über diese statistische Angabe hinaus ist man zu der denkbar getreuesten — nicht Nachbildung, sondern sozusagen Widerspiegelung all dieser Sprachbilder geschritten, bis in ihre feinsten Merkmale hinein: zur Lautphotographie für die Schallplatte des Grammophons. Und zwar sind die kupfernen Matritzen von solcher Dauerhaftigkeit, daß sie vermutlich Jahrhunderte, Jahrtausende überstehen können. Gleichzeitig aber, was in unserm Zeitalter der Mechanisierung besonders angenehm berührt, ist auch Ohr und Hand unsrer Sprachgelehrten tätig gewesen, um aufs genaueste in phonetischer Niederschrift den fremden Klang festzuhalten, so daß immer dem Auffangen durch die leblose Platte gegenübergestellt werden kann jenes andere durch Menschengeist. Und nicht genug damit, ist auch noch das Lichtbild aufgerufen worden, um die Eigenart des Fremdlings in seiner Gesichts- und Schädelbildung, in Ausdruck, Haltung, Tracht aufzuzeichnen.

Der Vortragende des Abends war wohl der berufenste Vermittler für diesen Gegenstand, denn er ist es, der seinerzeit, in Verbindung mit den für die verschiedenen Sprachgebiete zuständigen Fachgelehrten, diese „Lautbibliothek" ins Leben gerufen hat. Er ist auch jetzt noch der Hüter des Schatzes: Dr. Wilhelm Doegen, Direktor der Lautabteilung an der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin. In Scherz und Ernst ladet Dr. Doegen den staunenden Hörer immer wieder ein, diese selbst kennen zu lernen, gleichsam die Reichhaltigkeit seines Warenlagers nachzuprüfen, von dem er hier nur eine kleine Musterkollektion vorführen kann.

Aufregend genug ist es, schon diese kennen zu lernen. Fast eine Reise um die Welt in achtzig Minuten! Von vorzüglichsten Schallplatten ausgeplaudert, ohne jede Spur von Nebengeräusch, schlagen Laute dreier Erdteile an unser Ohr. Und jeweils immer in greifbarer Schärfe auf der Leinwand erscheint auch dem Auge das charakteristische Bild des Sprechenden oder Singenden. Da zieht im bunten Wechsel an uns vorüber: jener durch die Sonderstellung seines Sprachcharakters so interessante Völkerrest der Basken, aus der französischen Pyrenäenecke, der schottische Dudelsackpfeifer mit dem Heimwehblick, seine uralten eintönigen Weisen zu Gehör bringend. Da sind sämtlich vertreten die so selten gehörten altkeltischen Mundarten. Da hören wir von einem Tataren den langgezogenen mohammedanischen Gebetsruf mit eigentümlich dialektischer Färbung. Gurkha, Kongoneger und andere Schwarze, der indische Sikhstamm sowohl, wie Afghanistan und Korea stellen sich vor, immer dem Ohr und Auge zugleich, serbische Zigeuner sowohl wie Kaukasusvölker, die ersten durch den Wohlklang, die andern durch Mißklang ihrer Kapelle auffallend. Es

wäre wohl lohnend, an Hand dieser Darbietungen zu vergleichen, was bei den verschiedenen Völkern unter Musik, unter Gesang verstanden wird. Doch das ist wieder ein Kapitel für sich — wie ja diese Aufnahmen für die mannigfaltigsten Forschungsgebiete eine ergiebige Fundgrube sind. In unsrer heutigen Stimmung sind sie uns vielleicht am wertvollsten als das, was sie am wenigsten sein wollten: als Dokumente zur Geschichte des Weltkriegs. Wer z. B. dies immer sich wiederholende Bild traulicher „Arbeitsgemeinschaft" sieht — in verschiedenen Abwandlungen immer wieder eine Gruppe eigenartiger Fremdlinge und unter ihnen ein deutscher Professor, jetzt williger Student — wer, sage ich, der das gesehen, könnte noch an deutsche Greuel in den Gefangenenlagern glauben?

Das Alles aber und noch vieles andere dazu, war nur der erste Teil des Vortrags. Der zweite, für viele gewiß der zumeist Anlockende, brachte: Stimmen führender Persönlichkeiten. Auch hier zu dem Laut-Autogramm jedesmal ein gutes Bild des Betreffenden, und — besonders reizvoll! — die Niederschrift des gesprochenen Textes von seiner eignen Hand. Hier nun wurden, der Zahl nach, nur allerwenigste Kostproben gegeben: Bethmann-Hollweg, Hindenburg, Ebert, Tagore. Der Vortragende bat dringend, auch diesen Teil rein sachlich zu nehmen, jede gefühlsmäßige Kundgebung zu unterlassen. So wollen wir dies auch hier befolgen. Aber ein wenig träumen darüber darf man doch. Denn steigt uns da nicht unwillkürlich der Gedanke auf: Wäre das doch schon früher dagewesen! Wie wenn jetzt so, mit ihrer eignen Stimme, Friedrich der Große, Luther, Klopstock, ja alle unsre Führer, Helden, Barden — wenn sie so zu uns reden könnten! Und doch — hätte ihr Zeitalter schon das Grammophon gekannt, es hätte auch alle Unruhe und Unnatur des unsern haben müssen, und sie wären wohl nicht Friedrich, Luther, Klopstock geworden. Nein! Freuen wir uns lieber selbstlos, daß für spätere Jahrhunderte die Stimme unsrer kommenden Großen bewahrt bleiben wird.

Unsrer kommenden Großen? Werden sie kommen? Ja, wir hoffen es. Im Hören und Schauen von solch unverzagtem Wirken deutscher Geisteskraft lernen wir wieder glauben an unsere Zukunft. Elisabeth Wülcker

Erlösung?

Unparteiischer Nachklang zur Hindenburg-Wahl.

Ein Großteil unseres Volkes glaubt, daß mit der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten im Hinblick auf unsre völkische Gesundung und unsern nationalen Wiederaufstieg nunmehr alles wieder in Ordnung sei.

Zweifellos bedeutet ja die bloße Tatsache, daß die Mehrheit des deutschen Volkes sich auf einen Mann wie Hindenburg als Staatsoberhaupt einigen konnte, wie Gustav Müller dies treffend in Nr. 2 des „Wahrheitshort" ausführt, einen Lichtstrahl in Deutschlands Nacht. Und auch ich muß gestehen, daß mein Herz höher schlägt bei dem Namen Hindenburg, daß ich schon lange nicht mehr das Geschreibe der Zeitungen mit solchem Interesse verfolgt habe wie in jenen Monaten, und ich bin tief ergriffen von der Erscheinung und dem Neueintritt des greisen Helden in unsre neudeutsche Entwicklung. Ist es doch, als reichten zwei Zeitalter, die sich auf Tod und Leben gegenüberstehen, in der Gestalt dieses einen Mannes sich versöhnend die Hände: Der alte kaisertreue Heerführer tritt an die Spitze der Republik — aus Liebe zum Vaterlande, weil sein Volk ihn ruft! Welchen wirklichen Deutschen sollte das nicht im Innersten ergreifen?!

Aber es hieße doch sehr kurzsichtig sein und aus dem ungeheuren Erleben der letzten zehn Jahre wenig oder nichts gelernt haben, wenn man sich nun dem Glauben hingeben wollte, daß damit nun alles in bester Ordnung sei und unser nationaler Wiederaufstieg sich jetzt ganz selbstverständlich, sozusagen automatisch vollziehen würde. Viele Blätter glaubten in Hindenburg den „Retter" begrüßen zu dürfen. Das läßt allerdings auf eine furchtbare Oberflächlichkeit schließen, wenn man es nicht eben als bloße Zeitungsmache ansprechen will. Wie sollte ein Einzelner, und sei er der Größte und Beste, das heutige Deutschland retten können?!

Nein, ich muß es sagen, was ich erkenne und fühle, selbst auf die Gefahr, daraufhin für einen „Miesmacher“ erklärt zu werden von übereifrigen Nationalen: Es ist noch längst nicht alles in bester Ordnung. Friede und Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlfahrt können noch längst nicht ihren Einzug halten, die völkische Gesundung kann noch längst nicht einsetzen, weil einesteils das Gift der Zersetzung und Verhetzung der verschiedenen Volksklassen untereinander viel zu tiefgehend und verheerend wirkt und anderseits die vaterländisch-völkische Bewegung noch viel zu wenig vertieft, geklärt und in sich gefestigt ist. Sie hat ihre eigentliche Mission: die geistig-seelische Erneuerung des deutschen Volkes, noch viel zu wenig erfüllt.

Es kann aber nicht eher besser werden, als bis die vaterländisch-völkische Bewegung diese ihre vornehmste Aufgabe begriffen hat. Heute hat sie kaum damit begonnen. Im „Türmer“ erschien vor Monaten (Dezemberheft 1924) ein „Mahnwort an die vaterländische Bewegung“ betitelter Aufsatz von A. T. Veit, in dem mit ergreifender Eindringlichkeit die ungeheure Gefahr dargestellt wird, vor der die gesamte vaterländische Bewegung unserer Zeit tatsächlich steht. „Wir wollen nicht“, heißt es in diesem „Türmer“-Aufsatz, „durch glänzende Versammlungen, Deutsche Tage, Bannerweihen usw. unser Urteil über den Wert und Stand der vaterländischen Bewegung von heute trüben lassen. Tatsächlich besteht in nicht zu unterschätzender Bedeutung die Gefahr, daß sie nicht allein verflacht, sondern vor einem — wenn auch noch verschleierten — Zusammenbruch steht, der nur noch zu vermeiden ist, wenn die Anhänger sich strenger und ernster als bisher in Wahrheit der geistigen Erneuerung des deutschen Volkes — wie es in fast allen Programmen heißt — widmen.“

Dieses „Mahnwort“, das der Türmer-Verlag auch als Sonderdruck herausgebracht hat, kann allen, die es wirklich ernst mit der vaterländischen Bewegung meinen, gar nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Aber Mahner werden bekanntlich nie gern gehört. Man kann sich doch nicht die Blöße geben, sich von andern schulmeistern und belehren zu lassen, wo man selber „Führer“ ist — oder zu sein glaubt!

Offiziell bekennen sich zwar unsre vaterländischen Verbände zur Frage der geistig-seelischen Erneuerungsnotwendigkeit des deutschen Volkes, aber das steht eben auf dem Papier (Programm!), in Wirklichkeit sieht es anders aus, da verzettelt man immer noch seine Kräfte in leeren Äußerlichkeiten, in theatralischen Aufzügen und Maskeraden. Vor geistig-seelischer Erneuerungs- und Aufbau-Arbeit nimmt man feige Reißaus. Solange man z. B. noch darüber streiten kann und in dieser ausschließlichen Art und Weise darüber streitet, ob Schwarzweißrot oder Schwarzrotgold die Landesfarben sein sollen, solange ist man von dem eigentlichen Ziel: der deutschen Erneuerung noch weit entfernt. Ich will die Fahnen darum nicht schmähen, aber wie die Dinge heute liegen, ist es doch ein Streit um Kaisers Bart, eine Kraftvergeudung an ein Außending, wo dringende Innenaufgaben zu lösen sind. Es geht, weiß Gott, nicht um die Fahne, es geht um die deutsche Seele! Im Kriege, auf den Schlachtfeldern mag es oft und heiß um die Fahne gegangen sein, aber heute harren doch andere Aufgaben ihrer Lösung. Wir wollen doch deutsche Kultur erneuern. Den Geist der Wehrhaftigkeit kann man pflegen auch ohne theatralisches Schaugepränge. Die Not der Zeit verlangt von uns äußerste Schlichtheit und Innerlichkeit.

Nur das sag' ich euch, ihr Stahlhelm-Vereine, ihr jungdeutsche Ordensverbände, und auf der andern Seite: ihr Reichsbanner-Gruppen und Rote Frontkämpfer, und wie ihr euch immer nennen mögt, es ist nichts getan mit all euren Veranstaltungen, euren Fahnenweihen und Umzügen, solange ihr euch nicht selber weiht zu der höheren Aufgabe der Verinnerlichung im deutschen Geist! Ihr werdet weder mit der Flagge Schwarzweißrot, noch mit der Flagge Schwarzrotgold das deutsche Volk befrieden, wenn ihr nicht zuvor den Frieden in euch selber schafft. Erst werdet einmal ein einiges Volk von besseren Menschen, dann findet sich die Fahne als das Symbol dieser Einigkeit von selbst!

Aber das heißt wohl heute noch den Meisten gegenüber vor tauben Ohren predigen, man kann Blinden und Verblendeten nicht von der Farbe sprechen, dennoch tue ich es, denn die Zeit wird kommen, daß sie sehend werden müssen. Es soll gern zugegeben werden, daß sich die vaterländische Bewegung unter dem Druck von Links — und zwar nur unter diesem Druck, denn sonst hätte man sich nie dazu bequemt, das ist eben die höhere Mission dieses Druckes — bereits ein klein wenig gegen früher veredelt hat, sie hat z. B. den sozialen Gedanken und anderes Gute in sich aufgenommen, aber wie weit ist sie noch von ihrem Ziele entfernt, durch die Tat zu beweisen, daß sie besser ist als die Linksbewegung. Wir ersehen dies am besten aus den öffentlichen Veranstaltungen beider Richtungen: die der Rechten unterscheiden sich nur sehr wenig von denen der Linken. Rummel hier wie dort, ob Reichsbanner oder Stahlhelm, ob Vaterländische oder Internationale Verbände! An Verinnerlichung und Vertiefung lassen beide es vollständig fehlen. Werden Vorstöße nach dieser Richtung hin unternommen, so versagen beide Lager die Gefolgschaft. Oberflächlichkeit, Beharrungsträgheit und Denkfaulheit, äußerliche Vergnügungs- und Genußsucht in der eigenen Brust sind noch zu überwinden.

Die Rechtsbewegung hätte jetzt die schönste Gelegenheit zu zeigen, ob sie in Wahrheit besser als die Linksbewegung ist, ob sie sich den höheren Aufgaben, die auf der geistig-seelischen Ebene liegen, zuzuwenden imstande ist, ob sie Deutschlands Neugeburt von innen heraus zu erfassen und in die Wege zu leiten vermag, aber ich fürchte, sie wird ebenso völlig, wenn auch vielleicht nicht gar so schmählich, wie die Linke versagen. Ich fürchte noch mehr: Schwerste Not und Erschütterungen werden noch nötig sein (die Not und das Leid des Weltkriegs haben allem Anschein nach auf unsrer irdischen Daseinsebene noch nicht genügend gewirkt, vorerst noch zu viel Schlechtes, Minderwertiges und Seelenunrat an die Oberfläche geschwemmt) um unser Volk zur Einkehr und den in ihm schlummernden Edelkern zum Durchbruch zu bringen. Und darum fürchte ich, daß die Wahl Hindenburgs in dem großen erschütternden Drama der deutschen Neugeburt nur ein kurzes Zwischenspiel, einen nationalen Spaziergang, einen schönen Traum vom nationalen Wiederaufstieg bedeutet — wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn ich mich hier irren sollte! — auf den ein um so furchtbareres Erwachen mit schwersten Innenkämpfen folgen wird.

Darum fort mit Illusionen! Sehen wir klar und unbefangen, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen und geben wir nur der Wahrheit, ohne Rücksicht auf Rechts und Links, die Ehre! Die vaterländische Bewegung hat in den sechs Jahren der deutschen Republik unendlich viel in ihrer eigentlichen Mission versäumt, sie wird es büßen müssen! Wir sind von Natur geneigt, die sogenannten Vaterländischen Verbände und Kreise für besser zu halten und höher einzuschätzen als die andern, weil sie doch wenigstens ein Vaterland haben und haben wollen. Gewiß, aber wir müssen uns hüten vor Überschätzung, wenn uns die Wirklichkeit nicht grimmig eines besseren belehren soll. Wir finden bei den sogenannten Vaterländischen nicht minder Roheit, Gewissenlosigkeit und Oberflächlichkeit als bei den Vaterlandslosen. Die sich vaterländisch nennen, brauchen es darum noch längst nicht zu sein, brauchen darum als Deutsche und Menschen noch längst nicht besser zu sein als jene armen Verblendeten und Verhetzten, die sich vaterlandslos fühlen, ebensowenig als fleißige Kirchgänger frömmer zu sein brauchen denn jene, die die Kirche meiden. Das wahre Deutschtum trägt man, genau wie die Religion, tief im Herzen, und nicht in offiziell abgestempelten Vereinen zur Schau.

Die wahren Deutschen stehen schon heute im Grunde ihres Herzens weder rechts, noch links, auch ein Hindenburg hat erklärt: „Fürs Vaterland alles, für die Parteien nichts!", aber das Unglück ist doch, daß er fast nur von den Rechtsparteien in Beschlag genommen wird. Die Zeit ist eben noch nicht reif für den Mann der deutschen Einigung, dieses Wunder der deutschen Einigung kann überhaupt kein Einzelner vollbringen — ein Hindenburg kann dem weiteren Verfall Einhalt gebieten, und er wird es sicherlich, und das ist schon viel! — aber das Wunder selbst kann nur der Genius des

gesamten Volkes im Bunde mit der größten Not vollbringen, die kommen muß und wird, weil nur durch sie das Gold von den Schlacken gereinigt werden kann.

Ich weiß, es ist undankbar, solche Gedanken niederzuschreiben und einer breiteren Öffentlichkeit preiszugeben. Ich tue es dennoch — der Wahrheit zuliebe und aus Liebe zum deutschen Vaterlande, das neu geboren werden muß in den Wehen dieser chaotischen Zeit. Heute sind es wohl erst verhältnismäßig Wenige, die in Wahrheit über den Parteien, und was noch mehr besagen will: über aller Parteilichkeit stehen, weil sie das Herz des deutschen Volkes suchen; aber alle werden und müssen dahin kommen — Hindenburg hat uns in dieser Hinsicht ein leuchtendes Beispiel gegeben — alle Parteien müssen an ihrem eigenen Widersinn, an ihrer Undeutschheit sterben, damit die deutsche Seele und daraus die deutsche Kultur geboren werden kann!

Gottfried Kampf

Pasitsch

Eine englische Militärkommission unter dem Major Wedgeworth hatte die Möglichkeit, den Gründen des Sofiaer Bombenattentats nachzuspüren. Vor ausländischen Presseberichterstattern erklärte der Major unlängst in Zaribrod, der Mordanschlag auf den König von Bulgarien sei weniger auf bolschewistische als auf serbische Anstiftung zurückzuführen. Man hätte nur, so erklärte Wedgeworth, das auffällige Treiben an der serbisch-bulgarischen Grenze beobachten müssen, das in den Tagen unmittelbar vor und nach dem Attentat sich entwickelte. In Belgrad pfiffen es schon die Spatzen von den Dächern, daß „diesmal“ der König Boris dran wäre. Genau wie in jenen unheilvollen Frühsommertagen des Explosionsjahres 1914 wurden von den serbischen Eingeweihten die Telegraphenämter belagert, um die ersehnte Kunde aus erster Hand zu erhaschen: Bulgarenkönig tot! (Daß der Fürst die Teilnahme am Trauergottesdienst in letzter Minute absagte, ist eine göttliche Fügung, die den Bösewichtern das Konzept verdarb.) Und — so führte Wedgeworth weiter aus — nicht minder bezeichnend war die Fürsorge der serbischen Behörden, die bulgarischen Attentäter über die Grenze in Sicherheit zu nehmen.

Warum dies alles? Was liegt Serbien daran, das Nachbarland Bulgarien unaufhörlich weiter zu beunruhigen?

Es ist der allserbische Größenwahn, der an dem räuberischen Länderzuwachs, den der „Sieg“ erbrachte, noch nicht genug hat, sondern den ganzen Balkan überschlucken möchte. Der Ministerpräsident Nintschitsch sprach es offen aus: Der Balkanbund, unter serbischer „Führung“, ist das große Ziel meiner Politik. Es ist ein offenes Geheimnis in allen Diplomatenkreisen Europas und den Barbierstuben des Balkans, daß Serbien gar zu gern und koste es, was es wolle, große Teile Bulgariens, wenn nicht das ganze Land, sich einverleibt wünscht.

Und Pasitsch, der alte Teufel Pasitsch ist es, der die Stränge zu dem unsauberen Spiel noch immer in Händen hält. Pasitsch ist neben Iswolski, Sassanow und Poincaré der große Bösewicht, der vor elf Jahren die Welt in Brand setzte, unbekümmert um die ungeheuren, ihm wohlbekannten Folgen eines Weltkrieges. Auf ihm lastet die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares; auf ihm das (für unsere Begriffe nicht unverdiente) Schicksal des montenegrinischen Königshauses. Seine unheilvolle Tätigkeit geht noch viel weiter zurück und ist den europäischen Kabinetten nicht unbekannt. Wenn dieser Verbrecher an der Menschheit trotzdem das höchste Staatsamt noch immer, anerkannt und hochgeehrt von den diplomatischen Vertretern der Mächte, in Serbien ausüben darf, so bedeutet dies nur einen Beweis mehr für die Unsauberkeit und Verlogenheit der offiziösen Regierungs-Anschauungen im 20. Jahrhundert und für die robuste Entschlossenheit der Jugoslawen, Unrecht kraftvoll zu decken.

Entlarvt und in seiner ganzen Verworfenheit an den Pranger gestellt hat den Bösewicht Pasitsch eine mutige Engländerin: Edith Durham, deren Buch „Zwanzig Jahre Balkan-Erinnerungen. Die slawische Gefahr“ (deutsch bei Robert Lutz in Stuttgart) europäisches Aufsehen erregte — mehr freilich auch nicht. Miß Durham, die übrigens

wider Willen zur gründlichsten Kennerin des Hexenkessels auf dem Balkan ward, kennzeichnet Pasitsch folgendermaßen: „Es erscheint (um 1880) Nikola Pasitsch auf der Bildfläche, den wir fortan in eine lange Reihe von Verbrechen verwickelt sehen. Von mazedonischer Abstammung, wurde er bald ein Werkzeug Rußlands und Führer der sogenannten radikalen Partei. 1883 zettelt er gegen die Obrenowitsch (die sich im Laufe des letzten und jetzigen Jahrhunderts ständig mit den Karageorgewitsch abwechselten) einen Aufstand an und muß nach Bulgarien flüchten. Pasitsch verdankt Bulgarien sein Leben; und nicht bei dieser Gelegenheit allein. Er bezeigte in der Folge aber keine Dankbarkeit gegen dieses Land."

In Pasitsch haben wir den eigentlichen Vertreter der großserbischen Idee zu sehen, den konsequenten Nationalisten, der moralische Bedenken nicht kennt. Mit ihm beginnt der allserbische Gedanke — der Plan für die Wiederaufrichtung des von den Türken zerschlagenen großartigen und organischen Balkanreiches des gewaltigen serbischen Zaren Stefan Duschan († 1355), der freilich seine Haupterfolge deutschen Söldnern verdankte, Wurzel zu schlagen. Dieser allen Serben eigene Gedanke von staatsbildender und staatserhaltender Lebenskraft, mit der das alte Europa (die absterbende europäische Idee) immer stärker wird rechnen müssen, hat Pasitsch als Hauptvertreter dieser Doktrin ungeheuer volkstümlich gemacht und es den Regierenden noch jeweils ratsam erscheinen lassen, dem Staatsmann Pasitsch zu verzeihen, was der Serbe Pasitsch beging. Wie der Nurfranzose Talleyrand-Perigord, der geriebenste Fuchs Europas, der Preußen anno 1815 einseifte, das Zankgebilde Belgien mit den ominösen Neutralitätsklauseln schuf, die spätere französisch-russische Verständigung anbahnte, so erscheint der nicht minder lebenszähe und alte Pasitsch als die Verkörperung slawischen Wesens. Und das Leben, die Geschichte gibt ihm recht. Die Überzeugung, von Ahnen her ihm eingeboren, wie jedem Serben: vor Duschans großserbischem Reich gibt es keine Geschichte des Balkans, und Eigentum der Serben bleibt der Balkan — wird die Triebkraft und das geschichtliche Entwicklungsmoment der nächsten Zukunft bleiben. Wenn wir H. A. Rober glauben sollen, der in seinem geistvollen und großgesehenen Essay „Der Balkan" (als Buch 1924 bei Eugen Diederichs in Jena erschienen) die Serben als die Preußen des Balkans bezeichnet, als das Volk der Kraft und Form, das mit sicheren Schritten dem neuen großserbischen Reich zuschreitet, jenem „Dritten Reiche, zu dem wir vielleicht keinen Zutritt mehr haben", so wird die unerbittliche, mit ethischem („europäisch-ideologischem") Maßstabe nicht zu erwartende Einverleibung des robusten Nurkraftvolkes der (mongolisch gemischten) Bulgaren unaufhaltsam sein. Dies zu erleben, wäre des alten Nurserben Pasitsch höchster Triumph.

Hans Schoenfeld

Amerika-Unfug

Was wir im lieben Vaterland an Unsinn, Unwahrheiten und schiefem Urteil über Nordamerika zu hören und zu lesen bekommen, ist wirklich um nichts weniger töricht, irreführend, ja, unchristlich als das, was man sich drüben über uns Deutsche zurechtschreibt und -redet.

Und zwar tut all' dieser Unverstand, der aus Unkenntnis entspringt, nicht sowohl dem Land Amerika, sondern ebenso sehr Deutschland Unrecht und bedeutet eine beständige Gefahr weiterer Mißverständnisse und wachsender gegenseitiger Abneigung oder auf der anderen Seite für Deutschland die Gefahr, in alle amerikanischen Untugenden und Fehler selbst hineinzufallen, weil sie ihm als große Tugenden und herrliche Leistungen angepriesen werden.

Da lesen wir z. B. wieder — heute noch! — in einer angesehenen Tageszeitung, daß das nationale Alkoholverbot drüben eine „große sittliche Volksentscheidung. aus dem Herzen der Mehrheit einer Nation geboren" gewesen sei. Der „kluge Amerikaner hat in etwa hundertjähriger Erziehungsarbeit sein Volk zu dieser moralischen Selbstüberwindung herangezogen".

Was für ein vollständig engelhaftes Volk müßte danach das amerikanische sein! Man sollte denken, das Land Amerika wäre der Himmel auf Erden! Aber hier sind die Urteile der

Amerikaner selbst, die mit „hard facts" — harten Tatsachen — immer noch viel besser umzugehen wissen als wir illusionshungrigen, leichtbeschwindelten Deutschen.

„Atlantic Monthly", eine der allerersten amerikanischen Zeitschriften gibt den ihr zugeschickten Brief einer Amerikanerin wieder: „Lieber Atlantic: Was soll ich tun? Ich bin eine gesellschaftlich Ausgestoßene. Ich trinke keinen Alkohol und niemand mag mich bei seinen Gesellschaften haben, weder die Damen bei Tees und Frühstücken, noch die Familien bei Diners usw. Ich rede nicht gegen den Alkohol, aber alles fühlt sich durch mich ungemütlich."

„New Republic", Dez. 24: „Die Nation und der Staat haben beide versucht, undurchführbare Gesetze durchzuführen. Wir haben ein nationales Alkoholverbot, und seine Ausführung ist eine Schmach und ein Skandal."

Mit Recht schreibt Dr. Charles Platt in der „Nation" am 14. Jan. d. Jahres:

„Als das Alkoholverbot kam, war eine echte Temperenz bei uns in Sicht, ja, wir näherten uns damals wirklich Aristoteles' „goldenem Ziel". Längst hatten wir aufgehört, im Trinken eine Tugend zu sehen. Ganz im Gegenteil: Trunkenheit wurde mehr und mehr als Heimsuchung betrachtet. Es war eine Schande für das Opfer und wurde, so gut es ging, verdeckt. Wer offen viel trank, war ordinär, unmöglich in guter Gesellschaft. Dies war die glückliche Wirkung von einer normalen Entwicklung, der Erfolg einer natürlichen Bewegung der Gesellschaft zur Vernunft. Auch war diese Entwicklung keineswegs auf die oberen Schichten des Volks beschränkt. Dr. Bailey, Neuyork, gibt uns eine Statistik aus den Hospitälern des Staates Neuyork. Es wurden im Jahre 1909 10,8% Kranke mit Delirium tremens eingeliefert. Bis zum Jahre 1915 waren die Fälle bis auf 5,6%, also ungefähr auf die Hälfte zurückgegangen, dann von 1915—1920 weiter bis auf 1,9%." Diese Statistik, die wirklich einmal ganz deutlich und einwandfrei für den Zustand, um den es sich handelt, zeugt, wird nun von den Abstinenzlern „unehrlicherweise für ihre Zwecke mißbraucht", indem sie die Zwischenzahl von 1915 auslassen und mit der wirklich außerordentlich geringen Zahl von 1920 im Gegensatz zu 1909 operieren, als ob das nationale Alkoholverbot, das eben vorher erst in Kraft getreten war, das ganze glückliche Ergebnis von 1920 hervorgebracht hätte. „Delirium tremens' entwickelt sich aber nicht über Nacht", schreibt Dr. Platt weiter. Die Zustände von 1920 waren eine Folge von den ganzen vorhergehenden Jahren. Nun hat sich aber der glückliche Tiefstand von 1920 keineswegs gehalten. Seit dem Alkoholverbot haben die Fälle von Delirium tremens wieder stark zugenommen. Dieselbe Erscheinung läßt sich auf allen Gebieten des Alkoholismus verfolgen. Die Verhaftungen wegen Trunkenheit, die Unglücksfälle, speziell Automobilunglücksfälle wegen betrunkener Chauffeure, die Verbrechen, die direkt auf Trunkenheit zurückzuführen sind, alles geht seit 1921 hemmungslos wieder aufwärts, und 1924 schneidet sehr schlecht ab.

Einige Tatsachen und Stimmen mehr:

Der „Independent Leader", Kalifornien, schreibt unter dem 5. Dezember 1924:

Fünf Jahre, nachdem Prohibition Gesetz wurde, gibt es mehr Verbrechen, als je in der Geschichte Kaliforniens vorgekommen ist. Und führt weiter aus, daß die Gefängnisse nicht reichen, die Polizei nicht genügt, ihre Hauptleute zurücktreten, weil sie der Lage nicht mehr gewachsen sind.

Dasselbe erklärt der Kanadier Professor Stephen Leacock in einer Rede in Springfield, Massachusetts. „Mehr Verbrechen als je heute. Und vieles von der ganzen Konfusion der Zustände ist der Prohibition zur Last zu legen."

In Neuyork versichert in einer Massenversammlung aus dem ganzen Staat der frühere Senator Calder (Republikaner): „Das Volk von Neuyork verlangt, daß das Volstead Gesetz (Alkoholverbot) gemäßigt wird."

Der jährliche Bericht des Attorney General (der obersten Gerichtsperson der U.S.A.) an den Kongreß vom 5. Dezember fängt an: „Die Kriminaltätigkeit des Federal Governments (Regierung) hat um 33% zugenommen seit 1920..."

Tatsächlich scheint ein kritischer Punkt für Nordamerika nahe zu sein. Das Volk betrügt und übertritt nicht mehr heimlich, sondern ganz

offen in ehrlicher Empörung ein Gesetz, das ihm nie von Herzen gekommen ist, das ihm gegen seine ganze Tradition, seine Natur, seinen eigentlichen Charakter aufgehalst worden ist. Natürlich indirekt durch eigene Schuld. Warum haben die Vernünftigen nicht besser aufgepaßt, daß so etwas wie dieses Gesetz passieren konnte?

Am 31. März vorigen Jahres hielt der Kongreßmann Hon. L. C. Dyer vom Staat Missouri im House of Representatives, d. h. im Abgeordnetenhaus zu Washington, eine Rede, in der er die Anti-Saloon-League, die Anti-Kneipen-Liga, die schließlich alle einzelnen Antialkohol-Bewegungen einschloß oder anführte, scharf angriff und folgende Tatsachen enthüllte:

Diese Anti-Kneipen-Liga (d. h. die Abstinenzler), die sich selbst rühmt, daß sie den Kongreß und alle Einzelstaatenregierungen beherrscht, sagt öffentlich, daß sie 35 Millionen Dollar ausgegeben hat, um das Prohibitionsgesetz durchzusetzen. Sie rühmt sich öffentlich in der Presse und in Reden ihrer Führer, daß sie noch in jedem Jahr soviele Millionen Dollar aufwendet für ihre Organisationen und ihre politischen Zwecke wie die anderen politischen Parteien Amerikas zusammengenommen etwa in vier Jahren für Parteizwecke ausgeben.

Was bedeuten diese Zahlen anders, als daß es schließlich wieder nur die Macht des Geldes war, die das Gesetz zustande brachte und noch aufrecht erhält!

Aus der Anklagerede des Hon. L. C. Dyer im Kongreß noch einige weitere Sätze: Präsident Harding äußerte sich über die Prohibition öffentlich: „Wir erleben einen Volksskandal, der unser ganzes nationales Leben demoralisiert.“ Gouverneur Pinchot von Pennsylvanien: „Kein Skandal in unserer ganzen amerikanischen Geschichte kann sich mit diesem (Prohibition) vergleichen.“

Der Attorney General (höchste Gerichtsbeamte) der Vereinigten Staaten: „Es ist (Prohibition) eine einzige Geschichte von Raub, Mord und Korruption, die ihren Weg fanden in das innerste Heiligtum, wo man die Unverletzlichkeit des Gesetzes für sicher hält.“

Diese und viele andere ähnliche Aussprüche wurden durch die großen Skandalprozesse und die tatsächlichen Zustände im Land hervorgerufen. Die amerikanische Polizei und Gerichtsbarkeit haben sich jetzt glatt für unfähig erklärt, der Situation Herr zu werden. Es gibt weder Polizisten noch Richter noch Gefängnisse genug für die Massen der Straftaten gegen das Alkoholgesetz. Sogar zwei Führer der Anti-Kneipen-Liga sitzen wegen Verkaufs von Alkoholerlaubnisscheinen und Teilhaberschaft an großen Geschäften mit Alkohol im Gefängnis.

Und alles dies sollte geschehen können, wenn das Volk selbst „groß und sittlich aus seinem Herzen heraus“ dies Gesetz gemacht hätte?

Wir wollen uns doch nicht ewig in Illusionen über Amerika wiegen lassen. Noch dazu in so wichtigen Fragen, die wir selbst zu unserem Wohl und Wehe für unsere Zukunft zu entscheiden haben. Toni Harten-Hoencke

Bund für Volksaufartung und Erbkunde

Daß Deutschland während des großen Krieges und durch die Revolution seinen gewaltigen Reichtum an Geld und Geldeswerten verloren hat, ist sicher ein Unglück. Aber dieses Unglück kann ihm im höheren Sinne zum Segen gereichen; denn nicht umsonst hat man gesagt: „Preußen hat sich großgehungert.“ Unendlich schrecklicher ist es, daß es einen sehr großen Teil seines edelsten Blutes verloren hat! Denn die zwei Millionen deutscher Krieger, die auf den unzähligen Schlachtfeldern des Weltkrieges für das Vaterland ihr Leben ließen, stellten rassisch ganz unzweifelhaft den reinsten Adel des Volkes dar. Alle anderen Verluste kommen erst in zweiter und dritter Reihe in Betracht.

Nun ist der deutsche Volkskörper mit fremdem, minderwertigem Blut lebensgefährlich verseucht, und in seinen Adern ringen die feindlichen Gewalten, biologisch gesprochen, auf Leben und Tod. Von dem Ausgang dieses sehr ernsten Kampfes hängt unser zukünftiges Schicksal, unsere Kultur, unsere Ehre ab. Deutschland ist nach innen und außen gegen seine Todfeinde wehrlos, weil seine an das nordische Blut gebundenen Kulturkräfte in be-

denkliche Minderheit gekommen sind. Sieht man die ungeheuren Aufgaben, vor denen Deutschland politisch und kulturell steht, und bedenkt man den schrecklichen Verlust an edelstem, schöpferischem Blut, aus dem ja die wirkenden, rettenden Kräfte erwachsen sollen, dann sieht man im Geiste unwillkürlich jenes tiefsinnige Bild Böcklins, auf dem sich der von schwerer Krankheit genesende Meister mit der Palette darstellt, wie er sinnend den düsteren Klängen des hinter ihm stehenden geigenden Todes lauscht. Wahrlich, es ist kein Walkürenrauschen, was er da hört — und wir mit ihm! Es ist dumpfes Nornengeflüster.

Alle Bemühungen berufener und unberufener Staatsmänner, Parlamentarier und ständischer Vertreter, Deutschlands Politik und Kultur zu ordnen und Kraft und Leben des Volkes zu fördern, muten den tiefer Blickenden an als Versuche mit untauglichen Mitteln am unrichtigen Objekt; denn diese Versuche erfassen nicht das Wesen der Aufgabe, die unerläßliche Voraussetzung für organische Aufwertung unseres Volksblutes zu schaffen.

Das haben einzelne schon lange erkannt, vor allem die Begründer der neueren Rassenforschung, die im wesentlichen auf Gobineaus Schultern stehen. Unter ihnen ragen besonders hervor Richard Wagner, Woltmann, Friedrich Lange, Chamberlain, Fischer, Baur, Lenz, Günther. Ihre Bemühungen sind auch nicht wirkungslos geblieben: die gewaltige völkische Bewegung, die durch sämtliche Parteien geht, ist die Folge dieser Bemühungen. Aber all diese Wirkungen sind zurzeit noch völlig unzulänglich. Es fehlte bislang an einer Art Generalstab für diese Aufklärungsbestrebungen. Zwar hatte sich bereits die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" gebildet, und eine Reihe kluger Männer in ihr leistete nützliche Vorarbeit. Aber der Wirkungskreis dieser Männer beschränkte sich im wesentlichen auf Gelehrte. Es wußten weiteste Kreise nichts von dem Dasein dieser wertvollen Gesellschaft.

Da kam Hilfe aus dem Lager der deutschen Standesbeamten und ihrer Geistesführer: Bundesdirektor Krutina, Dr. v. Behr-Pinnow, Dr. K. Dürre, Herre, Sachsenröder, Schiffke, Geheimrat Stölzel. Diese hochverdienten Männer hatten richtig erkannt, daß der Standesbeamte zu den natürlichsten und geeignetsten Pionieren der Aufklärung breitester Volksschichten, ja der ganzen Nation gehöre. Hier mußte der Hebel angesetzt werden; denn der Standesbeamte kommt mit allen Schichten des Volkes bei wichtigsten Lebensvorkommnissen in engste Berührung, er ist neben dem Lehrer, Arzt und Seelsorger der berufene Berater in allen Angelegenheiten der Familiengründung. Und da die Familie ja die wichtigste Keimzelle des Staates ist, so muß die Beratung der Verlobten, der Eheschließenden über Erbkunde und Rassenhygiene auf dem Standesamte besonders schwer in die Wagschale fallen.

Die Rechnung war richtig. Im Lager der eigentlichen Standesbeamten fanden die Gedanken einer Volksaufklärung in rassischen Fragen lebhaftesten Anklang und volles Verständnis. Es gelang den oben genannten Männern mit Hilfe des Reichsbundes der Standesbeamten die Begründung des „Deutschen Bundes für Volksaufartung und Erbkunde".

Irrt mich nicht alles, dann bedeutet die Gründung dieses Bundes einen gewaltigen Schritt nach vorwärts. Gelingt es, wirklich die ganze Nation bis in die einzelne Familie über Wesen, Ziel und Machtmittel der Volksaufartung und Erbkunde tiefgründig und nachhaltig aufzuklären, dann wird ein neues Deutschland verjüngt und gekräftigt wie ein Phönix aus der Asche emporsteigen.

Der Bund ist rüstig ans Werk gegangen und hat eine großangelegte Organisation geschaffen. Er gibt eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift heraus, veranstaltet Vorträge von berufenen Rasseforschern, versieht die Presse mit geschickt zusammengestellten wissenschaftlichen Aufklärungsschriften und Aufsätzen über seine Ziele und Richtlinien. Er empfiehlt allerwärts die geeigneten Bücher und Abhandlungen, in denen der Sucher das Richtige, das Wichtige findet. Folgende wesentlichen Richtlinien hat er aufgestellt:

1. Ein Volk ist reich, wenn es aus körperlich und geistig gesunden Menschen besteht.



2. Ein Mensch ist reich, wenn er körperlich und geistig gesund ist.

3. Der körperliche und geistige Wert hängt von den Erbanlagen ab.

4. Das Erbgut der Eltern bestimmt den Wert der Kinder.

5. Menschen mit guten Erbanlagen haben Gewähr auf tüchtige Nachkommenschaft.

6. Körperlich und geistig Minderwertige sind von der Fortpflanzung auszuschließen.

7. Durch Auslese vererbungstüchtiger Eltern kann das Erbgut des gesamten Volkes verbessert werden.

8. Eltern mit guter Erbverfassung müssen in der Aufzucht einer größeren Kinderzahl gefördert werden.

9. Wer wertvolles Erbgut durch Verzicht auf Nachkommenschaft unterschlägt, macht das Volk ärmer.

10. Geschlechtskrankheiten und Rauschgifte sind die äußeren Feinde der Vererbung.

Ein aufmerksamer Blick auf diese Richtlinien zwingt den Betrachter zu ernstem Sinnen, zu reiflichem Nachdenken, zu neuer Hoffnung. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß alle anderen Bemühungen, richtige Politik zu treiben und hohe, organische, lebensvolle, widerstandskräftige Kultur zu schaffen, erfolglos bleiben mußten, daß aber auf dem Wege, den diese Richtlinien des Bundes weisen, Kraft und Leben, Glück und Ruhm winken.

Unter den zahlreichen Büchern und Schriften, die die Bestrebungen des Bundes klug und warm unterstützen, ragen die wuchtigen, gedankenreichen Werke von Baur, Fischer, Lenz, Günther, Schallmeyer besonders hervor.

In letzter Stunde ist nun ein außerordentlich wertvolles Buch erschienen: „Die Zukunft der menschlichen Rasse" von dem rühmlichst bekannten Vorkämpfer dieser Bewegung, Dr. v. Behr-Pinnow. Dieses Buch (Verlag F. Fontane, Berlin) trägt allen wissenschaftlichen Forschungen bis auf die letzten Wochen gut und sachlich Rechnung. Es ist dabei volkstümlich und leichtverständlich geschrieben. Gute Abbildungen unterstützen den Text. Der Umfang ist gering, der Inhalt erstaunlich reich und gedrängt. Gegenüber den schwerwuchtigen Werken des berühmten „Dreigestirns" Baur, Fischer, Lenz „Menschliche Erblichkeitslehre" und „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" (München, Lehmann) ist das Buch von Dr. v. Behr-Pinnow ein köstliches Brevier, ein Führer auf dem Tageswege des praktischen Staatsmannes, Bevölkerungspolitikers, Standesbeamten, Arztes, Lehrers, Seelsorgers, Studenten, aller verantwortungsbewußten Eltern und ehelustigen Kinder. Man kann es bei sich tragen, streng wissenschaftlich durchstudieren, aber auch nur hier und da aufschlagen, durchblättern und wird stets Gewinn fürs Leben davontragen. Es predigt mit Geist, Kraft und sittlichem Ernste eine einzige aber gewaltige und rettende Lehre: Gedenke, daß du ein deutscher Ahn sein sollst!

Dr. A. Seeliger

Houston Stewart Chamberlain

der deutsch-englische Schriftsteller in Bayreuth, wird am 9. September 70 Jahre alt. Es ziemt sich, daß man dem von schwerer Lähmung befallenen, um Deutschland so hochverdienten Manne bei diesem Anlaß einen Gruß und Dank sende. Er selbst gab zu neuen Auflagen seiner Werke, die nun in einer Gesamtausgabe erschienen (München, F. Bruckmann), „drei Vorworte" heraus, die in besonderer Schrift zu haben sind.

Man weiß, daß Chamberlain auf moderne Demokratie nicht gut zu sprechen ist. „Demokratie ist stets und überall ein Wort gewesen und ist es auch noch heute, hinter welchem die Herrschaft des Geldsackes sich verbirgt", heißt es im Vorwort zur 14. Auflage der „Grundlagen". Und ebendort: „Ich bin heute ebenso überzeugt, als ich es vor 45 Jahren war, daß für Deutschland keine Zukunft zu erwarten steht, es sei denn auf einer Grundlage erhöhter Sittlichkeit" — ein Standpunkt übrigens, den auch wir dem deutschen Volke seit Jahren einzuhämmern trachten. Das Vorwort zur Gesamtausgabe der Hauptwerke bringt interessante Aufschlüsse über die Entstehung der einzelnen Bücher, die stets aus drangvollem Erlebnis geschrieben sind.

Man kann sich denken, wie grade auf diesen Schriftsteller, bei seiner einzigartigen Stel-

lung zwischen zwei Nationen (dem Blute nach Engländer, dem Geist und Herzen nach Deutscher), der *Weltkrieg* erschütternd gewirkt hat. Er schrieb an seinem Werk „Mensch und Gott“, das er persönlich als „Jesus Christus“ zu bezeichnen pflegte, als der Krieg ausbrach. „Ich war grade in das eindringlichste Studium von Luthers Schriften und Predigten vertieft, als das Unheil hereinbrach, und wie die unerwartete Nachricht der Kriegserklärung Englands eintraf, fühlte ich den Boden unter meinen Füßen erbeben. Einige Zeitlang versuchte ich, es mit der Vernunft zu zwingen und ruhig bei meiner Arbeit zu bleiben; ich hatte ja kein Amt, keine Beschäftigung im Dienste meines Adoptivvaterlandes; ich *durfte* sogar nicht an die Züge gehen, um Lebensmittel zu bringen; die Lazarette zu besuchen, war mir verboten, und trotz aller Zurückhaltung wurde ich als Spion verdächtigt. So blieb mir Muße genug zur Arbeit übrig. Wenn nur nicht die Herzensbangnis gewesen wäre und der brennende Wunsch zu dienen! Und da griff ich eines Tages zur Feder: ein Kriegsaufsatz gebar den anderen, und der Absatz von Hunderttausenden von Exemplaren bewies, daß diese Blätter einem weitverbreiteten Bedürfnis entsprachen; dazu brachte sie mich in lebhafte Fühlung mit den Kämpfern an der Front.

„Auch auf das rein politische Gebiet lockte mich diese Befassung, und ich gab eine Schrift heraus unter dem Titel ‚Politische Ideale‘, und eine andere unter dem Titel ‚Demokratie und Freiheit‘. Inzwischen sammelte ich zerstreute Aufsätze aus vielen Jahren zu einem Band ‚Deutsches Wesen‘, verfaßte als Ergänzungskapitel zu den ‚Grundlagen‘ eine Schilderung der Persönlichkeit Luthers, schrieb Aufsätze über ‚Deutsche Weltanschauung‘, über Bismarck und über Shakespeare und fing an, meine unter dem Namen ‚Lebenswege meines Denkens‘ erschienenen Erinnerungen aufzuzeichnen; kurz, die Lebensgeister regten sich wieder. Und als das ‚ungeheuer Gräßliche‘ geschehen war, als die sogenannte Revolution Deutschland vernichtet und die Deutschen zu einem Volk von Knechten erniedrigt hatte, kam plötzlich eine große Ruhe über meine Seele: die Verzweiflung wandelte sich in Gottvertrauen. Ich hatte an mir selber erfahren, daß Gottes Wege nicht meine waren; aber in derselben Stunde erfuhr ich, mein Glaube an Gott und das Vertrauen auf das Deutschtum seien unerschütterlich: die Stunde war gekommen, die Arbeit am Christus-Buch wieder aufzunehmen.

„Am 25. Mai 1919 wurden nach mehreren Monaten Vorarbeit die ersten Zeilen geschrieben. Ich muß ‚Zeilen‘ sagen, nicht Seiten, denn inzwischen war ein *geheimnisvolles Leiden* (manche haben an eine Vergiftung gedacht), das mich bei Kriegsausbruch befallen hatte, dermaßen angewachsen, daß ich die freie Benützung meiner Glieder und die Beherrschung der Stimmorgane verloren hatte. Dies nötigte zu anderen Arbeitsmethoden und namentlich zu weitgehenden Einschränkungen. Unfähig, ein Buch in die Hand zu nehmen, mußte ich auf viele Belege verzichten, unfähig, die Feder zu führen, mußte ich Wort für Wort diktieren, und fast unfähig, die Worte vernehmbar auszusprechen, konnte ich das Werk nur langsam und mit unsäglicher Mühe zu Ende führen ...“

Chamberlains gesammelte Hauptwerke sind in 9 Bänden Groß-Oktav erschienen (München, F. Bruckmann).

Fritz Droop

Als mir vor Jahren der Name Droops auf seinem Buche „Aus dem Vogesenkriege“ (Skizzen und Bilder, 1915, Straßburger Verlagsanstalt) zum erstenmal entgegentrat, fühlte ich keine Veranlassung, diese Schilderungen aus einem tragischen Weltereignis mit größerer Aufmerksamkeit zu bedenken, als es der belletristischen Kriegsliteratur gegenüber sonst meine Absicht und Gewohnheit war: Buch und Verfasser blieben mir tote Namen. Erst neuerdings erhielt ich Einblick in das Gesamtschaffen dieses wertvollen Schriftstellers, der das Echte und Edle deutschen Lebensdenkens als Journalist und Herausgeber, als Dramatiker und Lyriker durch die Kraft einer männlich-selbständigen Persönlichkeit reich gefördert hat. Und wenn es mir vergönnt ist, dem gehalt-

vollen Idealisten Fritz Droop zu seinem 50. Geburtstag einen etwas verspäteten Freundesgruß zu senden, so darf ich damit das erhebende Bewußtsein verbinden, daß trotz Trust und Mache der unerschrockene Geist grader, eigenwüchsiger Männer abseits von pharisäerhafter Enge in Deutschland noch aufrecht stehen kann und sogar nicht unbeträchtlichen Widerhall erweckt. Droop ist in seinem Wesen Lebensdenker und Wanderer. Aus diesen Wurzeln erwachsen seine Bemühungen, Menschentiefe und Natur im Sinne der Mitarbeit an einer ethischen Entwicklung dem Publikum zu enthüllen, sei es, daß eigene Schöpfungen oder Vermittlung bedeutender Geistverwandten den Sinn solchen Wollens verwirklichen.

Fritz Droop ist am 1. März 1875 in Minden an der Weser geboren, Westfale auch im Charakter. Er durchschritt die Volksschullehrerlaufbahn und widmete sich auf Grund philosophischer, literarischer und musikgeschichtlicher Studien der Journalistik, die er als Dozent und Literat vielseitig ergänzte. Seit Jahren gehört seine Hauptkraft dem „Mannheimer Tageblatt“, das den Vorzug besitzt, ihn als Redakteur für Feuilleton, Kunst und Theater zu seinen Hauptkräften zu zählen. Wesentlich dürfte sein, daß zur Kennzeichnung seiner Art die Hauptschriften genannt werden, die sich nach folgenden Gruppen ordnen:

1. Ausgaben: Aus dem Heiligtum der Schönheit, ein Peter Hille-Buch (Leipzig, Reclam, 1909). Sören Kierkegaard, Auswahl aus seinen Bekenntnissen und Gedanken (Bibliothek der Philosophen, München, Georg Müller, 1914). Emil Götts Vermächtnis (Rudolstadt, Greifenverlag, 1916). Mutter, Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe (München, Franz Hanfstaengel, 1916). Arbeiterdichtung. Anthologie (Hamburg, Verlag der Deutschen Dichtergedächtnis-Stiftung, 1918). Annette von Droste-Hülshoff, Auswahl aus ihren Werken (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, 1922). Karl Henckell-Brevier (München, G. M. Müller, 1924).

2. Dramen: Unschuld (Marburg, Elwertsche Universitätsbuchhandlung, 1918). Der Freispruch (Leipzig, Erdgeist-Verlag, 1920). Der Landstreicher (Berlin, Franz Schneider, 1921). Die Frau des Kommandanten (Berlin, Dreimasken-Verlag, 1922). Maler Sandhas (Ebenda 1923).

3. Lyrik: Stirb oder siege (Mannheim, Max Hahn u. Co., 1914). Der Sieg (München, Hanfstaengl, 1917).

4. Essay: O. J. Bierbaum, ein deutscher Lyriker (Leipzig, Hesse u. Becker, 1912). Aus dem Vogesenkriege (Straßburg 1915). Deutsche Wanderfahrten (Stuttgart, Georg Ebinger, 1924).

Bei der Besprechung von Einzelheiten aus diesem reichen, nicht vollständig aufgezählten Schaffen bin ich als Philosoph in der angenehmen Lage, das Einzelne aus dem Gesichtspunkt der wertvollen Persönlichkeit auffassen und das Negative daran zurücktreten lassen zu dürfen. Denn sicherlich ist der gedankliche Ernst der Dramen bedeutsamer als ihre psychologische und theatergemäße Gestaltung: ein Denkender predigt in ihnen zum Publikum. Und sicherlich ist bei aller musterhaften Feinsinnigkeit der Ausgaben anderer Dichter und Denker der Umstand noch gewichtiger, daß gerade diese und solche Geister sich der Sorgfalt Droops erfreuen durften: die Auswahl zeugt vom denkenden Menschen. So dürfte die Würdigung Droops vom Gesichtspunkt der Gedanken und Einstellungen, die er als Persönlichkeit vertritt, dem Sinn seines Gesamtwirkens am besten gerecht werden, wie sie auch dem Referenten gleichsam von Amts wegen am nächsten liegt. Der Wesenssinn eines Teiles der Literatur ist ethisch: und in diesem Teil stellt Fritz Droop eine Erscheinung dar, die man mit warmer Sympathie begrüßt.

Beginnen wir unsere Wanderung durch Droops Gedankenwelt mit den „Deutschen Wanderfahrten“, einer Sammlung schlichter Feuilleton-Artikel, die von dem Reichtum des Vaterlandes an landschaftlichen Stimmungen und Kulturwerten zeugen. Das Buch will „Gefährte sein und Kamerad, es will den Leser auf seinen Wanderfahrten begleiten; will ihm ein Wegwart sein im Heimweh-Land“. Aus West und Ost, Nord und Süd des deutschen Landes bringt es seine Geschenke der Natur an den Herd des Winters, „den würzigen Brodem

der dampfenden Ackerscholle, den starken Willen des deutschen Waldes, den Frieden des blühenden Heidetals". Es führt uns ein bißchen überall durch die deutschen Gaue, von Baden zum Spreewald, von der Lüneburger Heide ins Elsaß, vom Rhein nach Thüringen und ins Riesengebirge. Die gegebenen Schilderungen sind in ihrer Art vorteilhaft wirkend durch Besinnlichkeit und Frische der Darstellung.

Die Lyrik Droops erfreut durch echt empfundene Lebenstiefe und reifes Können, in wohltuendem Gegensatz zu so manchem, was uns aus moderner Artistenlyrik qualvoll erkünstelt entgegentritt. Gewiß sind es nur Augenblicke aus einem Leben, das andern als rein poetischen Aufgaben bestimmt ist, und doch ist seine Art, Gelegenheitsgedichte in Goetheschem Sinn zu formen, von Dilettantentum weit entfernt: die Schulung an wahrhaft guten Vorbildern trägt schöne Früchte. Statt aller Beschreibung möge ein Beispiel dienen, das die Gesamtnatur des Schriftstellers mit charakterisiert:

Der Weg ist hart

Die Sonne ruft:
Dein Weg führt gipfelan.
Nun wappne deine Brust
In stählern Erz,
Und schmiede Löwen
Vor dein Kampfgespann!

Von hoher Firne
Winkt ein lichter Schein.
Was stehst du noch im Tal?
Auf, jauchze, Herz!
Der Weg ist hart,
Doch du wirst härter sein!

Heroische, Schweres überwindende Grundstimmung ist auch das Merkmal der Dramen, die, wie gesagt, vom Inhaltlichen her ihre guten Seiten zeigen, während sie in technischer Hinsicht anspruchsvolle Vergleiche nach meinem Empfinden nicht aushalten, obwohl sie an vielen Bühnen aufgeführt sind und, wegen ihres gedanklichen Wertes, warme Aufnahme fanden. Die Sprache ist in Prosa und in jambischen Formen durchweg würdig und edel, die ausgesprochenen Gedanken sind häufig von starker Eindrucksfähigkeit, von aphoristischer Weisheit geladen. Der Stoff hat immer eine gewisse typische Größe, mit welcher jedoch die psychologische Differenzierung nicht Schritt hält: Droop gestaltet Philosophie und Ethik in dramatischer Form. „Maler Sandhas", eine tragische Variation von Meistersingermotiven, macht den Gegensatz von enger Kirchlichkeit und Philistergesinnung gegen edelmenschliches Künstlertum zum Nerv der Handlung, der Jugend einen Pfad zu neuem Christentum weisend, dem die Liebe heilig gilt. „Uns fehlt die rechte Kirche", heißt es da. „Gebt acht, wir bauen sie; doch nicht aus Stein. Steine sind immer Kerker, wenn der Geist sie nicht errichtet, wenn der Geist sie nicht sprengt ... Was soll der Stein, wenn ihm die Liebe nicht die Weihe gibt?"

„Die Frau des Kommandanten" stellt eine Szene aus dem Weltkrieg auf die Bühne: wie eine sinnliche, von Haß und unbegriffener Sehnsucht erfüllte Französin durch die tiefere Natur eines gefangenen deutschen Hauptmannes zum Wissen von edlerer Liebe seelisch bekehrt wird. Es berührt wohltuend, daß das Drama keinerlei nationale Stimmungsmache vertritt, sondern im Gegenteil in diesem Milieu des Kriegertums nur besonnene Weisheit allgemeinmenschlicher Art geltend macht: das Drama gibt eine Art Philosophie der Geschlechtsliebe nach dem Standpunkt seines Verfassers, der weitab von verneinender Prüderie die Beseelung des Sinnlichen als Forderung erhebt. Die Art, wie dies im einzelnen geschieht, wird nun zwar gewiß manchem die Überzeugung erwecken, daß es auch andere Philosophien dieses Lebensbezirkes gibt, die sich mit der Droopschen nicht ganz decken. Der anregende Wert des Dramas ist jedenfalls groß und sein Aufbau nicht ohne Spannung.

Von den Ausgaben Droops ist die umfassendste die der Bekenntnisse von Kierkegaard. Diese Leistung verdiente eine längere Sonderbesprechung, die auf gedrängtem Raum nicht möglich ist: wird durch das Droopsche Buch doch der grüblerisch tiefe, redliche Denker der Dänen dem deutschen Geistesleben weiter zugänglich gemacht. Das Stoffgebiet — Erotik, Ästhetik, Ethik — darf besonderes Lebens-

interesse fordern. Sehr fein sind auch die von ähnlicher Einstellung getragenen Aphorismen Peter Hilles, die Droop bei Reclam herausgegeben hat. Wurzelhaft echte Persönlichkeit tritt uns aus Leben und Dichten des badischen Edelbauern Gött, dem Droop den Weg über die Bühne ebnete, entgegen. Und im Karl Henckell-Brevier gibt er ein fein disponiertes, musikalisch klingendes Gesamtbild des bekannten Lyrikers: Alles Arbeiten, die aus der oft mißbrauchten Buchdruckerkunst starke und vertiefende Wirkungen für das deutsche Volk schaffen helfen. Ich drücke dem Jubilar in der Hoffnung auf ebenso reiches Zukunftschaffen in Geistesfreundschaft die Hand.

Dr. E. Barthel

Romantisches

Unter dem Titel „Der Traum in der deutschen Romantik" (München, Max Hueber, 1923. 1,50 ℳ, geb. 2,50 ℳ) gibt Philipp Lersch eine wertvolle, anregende Untersuchung und einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Romantik in Deutschland. Das Thema ist tief durchdacht und wird von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Die Arbeit beschränkt sich im allgemeinen auf die ältere Romantik und zieht nur Gotthilf Heinrich v. Schubert, den romantischen Naturphilosophen, und im Zusammenhang mit ihm Heinrich v. Kleist hinein. Die Beurteilung des Homburg-Problems ist lesenswert, wird aber nicht durchweg Zustimmung finden.

Reiche Ergänzungen zu dieser Arbeit gibt Otto Francke in der umfänglichen Einführung zu dem von ihm ins Deutsche übersetzten (im Türmer bereits gewürdigten) Buch A. J. J. Ratcliffs „Traum und Schicksal" (Dresden. Sibyllen-Verlag 1925). Ratcliff widmet der Bedeutung der Träume in der englischen Dichtung ein besonderes Kapitel, die deutsche Literatur wird aber kaum von ihm gestreift. Francke suchte darum auf Grund erstaunlicher Belesenheit diese Lücke auszufüllen und behandelt den Traum in der feutschen Dichtung von deren ältesten Anfängen bis zur Gegenwart. Da hier nur eine Einleitung zu dem Buche eines englischen Gelehrten gegeben werden durfte, mußte sich Francke vielfach mit einer kurzen Skizze begnügen. Möge es ihm vergönnt sein, das Thema noch einmal ausführlich zu bearbeiten! Richard Wagner, der in einem besonderen Aufsatz „Der Traum in Malerei und Musik" von Francke genannt wird, müßte dann freilich auch in die literarhistorische Betrachtung hineingezogen werden.

Einer der reizvollsten Traumdichter der Romantik, Clemens Brentano, tritt jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses. In der Sammlung „Die Pegasusbücher" im Verlag Walter Hädecke in Stuttgart erschien ein schmucker Band, betitelt: „Das Clemens-Brentano-Buch. Eine Auswahl der Werke." Der Herausgeber Rud. K. Goldschmit vereinigt hier zweiundzwanzig der reizvollsten Gedichte, zwei Erzählungen, zwei Märchen, neun Parabeln und eine Reihe geschickt ausgewählter Lebenszeugnisse von und über Brentano und gibt damit ein gutes Bild seines Schaffens und Wesens. Was von den Werken des Romantikers nicht mehr lebendig ist, wird klug ausgeschaltet. Auch die knappe Charakteristik, die Goldschmit als Anhang gibt, verdient alles Lob. Brentanos stärkste dichterische Kraft sieht der Verfasser in den Märchen.

Mit demselben Dichter befaßt sich das erste der „Rheinischen Flugblätter", das Leo Just zum achtzigsten Todestag des rheinischen Meisters für den Verlag Paul Gehly in Köln schrieb. Just geht von der stimmungsvollen Schilderung einer Wanderfahrt aus, die ihn an das Grab Brentanos nach der Mainstadt Aschaffenburg führte. Im folgenden schildert er im wesentlichen die Aufnahme, die die Werke des Romantikers im Laufe der Zeit in Deutschland fanden, sich dabei als ein tüchtiger Kenner und als ein warmherziger Werber erweisend. Wir sehen der Fortsetzung der Flugblätter freudig entgegen, zugleich in der Hoffnung, daß sie sich von konfessioneller Einseitigkeit frei halten werden.

Die „Novellenbücherei fürs deutsche Haus" des Leipziger Verlages Quelle & Meyer bietet geschmackvolle Neudrucke von zwei köstlichen romantischen Novellen zum

Preise von je 2 M.: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von Joseph von Eichendorff und „Das Fräulein von Scudéri“ von E. T. A. Hoffmann. Der letzteren ist ein Nachwort von Felix Leo Göckeritz beigegeben, das, allzu knapp, nicht immer das Richtige trifft und der Gesamterscheinung nicht gerecht wird.

Der österreichische Dichter Richard von Schaukal sucht im 36. und 37. Bande der Amaltheabücherei E. T. A. Hoffmanns Werk aus seinem Leben darzustellen (Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien). Schaukal, der seit seiner Knabenzeit ein inneres Verhältnis zu dem großen ostpreußischen Erzähler hat, deutet den Künstler Hoffmann aus dem Menschen und entwirft so, nur aus den Quellen schöpfend, ein Bild von der im Werk lebendigen Persönlichkeit. Im Mittelpunkt des Buches steht Hoffmanns Liebe zu Julia Marx in Bamberg, die sich in seinen Werken immer wieder von neuem spiegelt. Die Identifizierung des Dichters mit seinen Gestalten wird mit Vorsicht vollzogen, so daß wir dem Verfasser, dessen Darstellung stark fesselt, fast durchweg zustimmen können. In der Begeisterung für seinen Helden geht Schaukal freilich sehr weit. Gegen die Hoffmanns Werk beherrschende Idee von der Überwindung der Drangsale des Lebens durch den Glauben an die höhere Wirklichkeit des Ideals, die er mit Recht als tief sittlich und erhebend bezeichnet, verblasse „die halbwegs platte Weisheit des ‚Faust‘ von der Erweiterung der Persönlichkeit durch das Schaffen zu einer nüchternen Maxime der praktischen Moral“(!). Auch die Behauptung, Herder sei in der „Gefangenschaft Weimars“ hingesiecht, ist ganz schief.

Eine sehr eingehende Würdigung E. T. A. Hoffmanns und seiner „literarischen Verwandtschaft“ (Contessa, Weisflog) finden wir in der dritten Lieferung von Wilhelm Koschs Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918. (München, Parkus & Co.). Koschs Auffassung der Romantik ist etwas einseitig, seine Begründung der Tatsache, daß Hoffmann gerade in der Gegenwart besonders hoch bewertet wird, nur zum Teil richtig. Immerhin gibt der Verfasser eine auf umfassende Materialbeherrschung gestützte Charakteristik des Dichters, als dessen schönste und reifste Schöpfung er den „Goldenen Topf“ ansieht. Er nennt diese Dichtung, die er als Frucht der Leipziger Völkerschlacht bezeichnet, ein Hohes Lied auf die deutsche Freiheit, wenn er auch zugeben muß, daß diese Deutung des Märchens von Hoffmann selbst nicht beabsichtigt worden sei. Lehrreich sind Koschs Ausführungen über das Verhältnis des Dichters zum Barock.

Die „Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen, Niezuerreichenden, dem, was man unbewußt besessen hatte und nach seinem Verlust als das einzige Gut erkannt hat“, verbindet Hoffmann mit Eichendorff. In denselben Fehler wie Schaukal scheinen Karl Freiherr v. Eichendorff und Wilhelm Kosch zu fallen, wenn sie im Vorwort zu der von ihnen besorgten dritten Auflage des Buches „Joseph Freiherr von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften. Von Hermann Freiherrn von Eichendorff. (Leipzig, C. F. Amelang, Preis 3 M.), den Benjamin der Romantik als „universale Persönlichkeit“ bezeichnen. Im übrigen erkennen wir gern an, daß von den Herausgebern die schwierige Aufgabe, ein über ein halbes Jahrhundert altes Buch den Forschungsergebnissen der Gegenwart anzupassen, gut gelöst worden ist.

Prof. Dr. Werner Deetjen.

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 3796

